

**Der
Einsiedler
vom
Abendberg.**

**Ein Seitenstück zum:
»Irren von St. James.«**

**Aus dem Reisetagebuch eines Arztes
von**

Philipp Galen.

Berlin, 1876.

Verlag von Otto Janke.

VORWORT

Der Verfasser des folgenden Romans ist seinen Lesern von jeher mit Aufrichtigkeit entgegengetreten und so möchte er es insbesondere auch diesmal thun, um sie vor dem Aufschlagen dieses Buches von vornherein vor einer Selbsttäuschung zu bewahren, die, wenn sie sich zu einem kritischen Urtheil zuspitzt, ja meist nur auf Kosten des Verfassers in's Leben tritt.

So bittet er denn alle Diejenigen, die es in die Hand nehmen, es nicht mit allzu großen Erwartungen, vielmehr nur mit bescheidenen Ansprüchen zu thun. Wer gewohnt und geneigt ist, nur mit ganzer Seele sich einem Sensationsroman hinzugeben, wie er heutzutage so häufig die Augen der Lesenden blendet, und dabei in sogenannten ›Enthüllungen‹ hochstehender Personen und Verhältnisse zu schwelgen, die niemals das sind und sein können, wofür sie sich ausgeben, der halte sich ganz von diesem Buche fern. Nur wer mit ruhigem und die große Natur der Alpenwelt liebendem Sinn seine Muße den Schicksalen einiger weniger Menschen weihen und mit unbefangenen Auge in das vor ihm geöffnete Menschenherz schauen will, dem allein kann der Verfasser auf den folgenden Blättern in der That einige Unterhaltung versprechen.

Auf die so oft gehörte Frage: »Was ist an diesem Roman wahr?« will derselbe hier keine Antwort laut werden lassen, denn er hat sich ja eben selbst als Gegner der so beliebten Enthüllungen bekannt; so viel aber darf er mit

vollem Recht behaupten, daß das von aller Welt für wahr Gehaltene oft weniger wahr ist, als das, was er in diesen Blättern dem geneigten Leser vorführt, selbst wenn er es für eine vollkommen erdichtete Thatsache erklären wollte.

So bleibe denn auch dahingestellt, in wie weit er selbst in den geschilderten Handlungen mit thätig gewesen ist, und nur das Eine will er mit der größten Bestimmtheit zugeben, daß er mit eigenen Augen die Größe und Schönheit der Natur geschaut, die er dem Leser in den folgenden Capiteln als das Theater gezeichnet, aus dem jene Handlungen sich zugetragen haben.

Abendberg bei Interlaken im Juli 1874.

Der Verfasser.

ERSTES CAPITEL. NACH INTERLAKEN!

Die Neigungen und Wünsche des Menschen sind, wie Alles, was an und in ihm haftet, ja, wie Alles, was in der großen Natur lebt und webt, dem Wechsel unterworfen, und selten nur noch erheitert und erfreut uns im bedächtigen Alter das, was uns in himmelstürmender Jugend begeistert und entflammt hat.

Diesem ewigen und nur zu natürlichen Wechsel sind auch unsere Liebhabereien in Bezug auf das Reisen unterthänig und was uns in unsern Jünglingsjahren in Gottes großer Natur erhaben, schön und wünschenswerth erschien, lockt uns nur selten in höherem Lebensalter an, noch weniger aber fesselt es uns auf die Dauer, und es sieht gerade so aus, als ob der menschliche Geist auch

in dieser Beziehung in einer beständig fortschreitenden Umwandlung begriffen wäre und nach höheren Zielen strebte, bis er zuletzt das unbewußt in ihm wohnende Ideal erreicht hat oder ihm wenigstens so nahe wie möglich gekommen ist.

Was mich in letzterer Beziehung betrifft, so hatte ich in früheren Jahren, seitdem ich die Mittel und den Trieb dazu besaß, stets nur Reisen nach dem Norden Europas unternommen. Die nordische Welt zog mich damals unwiderstehlich an, und da sich damit eine besondere Liebhaberei für die See und deren Erscheinungen verband und die nordische Menschennatur etwas Sympathisches für die meinige besaß, so folgte ich alljährlich diesem mächtigen Zuge, bis einmal ein in Schottland und dann im skandinavischen Reiche mir wiederholt und zufällig begegnender Reisender lächelnd zu mir sagte:

»Ja, das Alles hier und dort ist sehr hübsch, mitunter auch schön und sogar groß, aber gegen die Schweizer Berge und Seen sind alle diese Naturscenerien nur wahrhafte Zwerge und ich will wetten, daß Sie, wenn Sie erst einmal vor der Jungfrau, dem Monte Rosa, dem Matterhorn oder gar vor dem Montblanc gestanden haben, dem Süden für alle Zeit vor dem Norden den Vorzug geben werden.«

Der alte erfahrene Herr hatte darin sehr Recht, obgleich ich es anfangs bezweifelte, und als ich erst einmal den von ihm so bevorzugten Süden und seine malerischen Landschaften kennen gelernt, zog es mich ferner

mit einer Macht dahin, deren Umfang und Intensität ich bis dahin nicht gekannt, ja nicht einmal geahnt hatte.

Und das scheint mir jetzt sehr natürlich zu sein, und es wird auch vielen Anderen wie mir ergehen, denn in der Schweiz, diesem seltsamsten und am merkwürdigsten gestalteten Lande unseres alten Erdtheils sind die Wunder der Natur in so zahlreicher und greifbarer Fülle, in so wechsellvoller und fast zauberhafter Schönheit ausgestreut, daß man das Heimathsgefühl des Schweizers, die Sehnsucht nach seinen Bergen in der Fremde leicht begreift, wenn man erst einmal auf den himmelhohen Straßen jenes Landes gewandert, zwischen seinen Bergen umhergeklettert ist und die Größe und Erhabenheit des Schöpfers und seiner Schöpfung aus erster Hand, gleichsam in fühl- und greifbarer Nähe erkannt und empfunden hat.

Es mögen jetzt etwa dreizehn Jahre her sein, als ich zum ersten Mal voll unbeschreiblicher Spannung und Erwartung den freien Schweizerboden betrat, aber seit diesem ersten Mal war mein alljährliches Reiseziel für immer entschieden. Ich hatte dabei das nicht gering ausschlagende Glück, gleich jenes erste Mal durch besondere Umstände Eingeborene der Schweiz kennen zu lernen, die mir gefielen und denen auch ich zusagte, und so schloß sich sehr bald ein festeres Band um uns, das mit den Jahren zu einer herzlichen Freundschaft und Hingebung gedieh, bis ich endlich selbst eine Art Schweizerpilger wurde und als solcher mit jedem beginnenden Frühjahr eine unbezähmbare Sehnsucht nach meinen Bergen

und Freunden zu hegen begann, so daß ich es schließlich als ein mir unentbehrlich gewordenes Bedürfniß erkannte, sie wiederzusehen und auf und unter ihnen einige Monate als einfacher Naturmensch zu wohnen.

Bei ihren Ausflügen nach der Schweiz aber begehen viele Reisende einen großen Fehler, auf den ich als alter Wandersmann hier aufmerksam machen muß, und der besteht darin, daß sie auf ein Mal Alles sehen und bestaunen zu müssen glauben, nur um später in der Heimath sich rühmen zu können: »Wir haben die ganze Schweiz gesehen, jeden erreichbaren Winkel durchstöbert, jeden irgend ersteigbaren Berg erklettert.«

Abgesehen von der Unwahrheit dieser Behauptung, denn die *ganze* Schweiz und jeden Winkel und Berg derselben kann man in zwanzig Jahren nicht durchforschen und besteigen, selbst wenn man sich Monate lang darin aufhielte, so können wir dieser *Reisemanie* keinen großen Reiz abgewinnen und müssen ihr sogar jeden Vortheil für den Geist und das Gemüth absprechen. Allerdings mag es manchem, gern Viel oder Alles sehen wollenden Reisenden einen eigenthümlichen Reiz gewähren, alle Tage etwas Neues, Großes und Schönes vor Augen zu haben, aber wo bleibt hierbei der einzig wahre Genuß, nämlich der: mit innerer Ruhe, mit Bewußtsein und ohne alle Hast und Uebereilung das wirklich Schöne und Große zu erfassen, zu erkennen, zu begreifen? Man stumpft dabei nur zu leicht im Sehen, Genießen und Empfangen ab, das menschliche Auge faßt nicht mehr das ihm so reichlich Vorgeführte, der menschliche

Geist erlahmt von allen gehäuft auf ihn einstürmenden Eindrücken, und so ermüdet auch der Körper nur gar zu rasch, der erträumte nachhaltige Genuß schrumpft in einen sehr mäßigen zusammen und das mit unseren Sinnen erfaßte Bild zeigt so viele verworrene Figuren und Gestaltungen, daß wir die eine nicht von der anderen trennen können und sie alle in unserer Erinnerung nur wie ein zu farben- und formenreiches Bild in ein unentwirrbares Chaos verschmelzen und verschwimmen.

Auch ich war anfangs in denselben Fehler verfallen, war ohne Rast und Ruhe nach allen Richtungen umhergestreift und mein Kopf war zuletzt so voll von Bildern, Eindrücken und Erlebnissen, daß ich sie kaum zu sondern und zu bewältigen vermochte. Erst nachdem ich in den meisten Cantonen gewesen war und ihre verschiedenen Zauber hatte auf mich wirken lassen, erklärte mir ein befreundeter Schweizer meinen Fehler und gab mir zugleich seine Rathschläge, *wie* ich sein schönes Heimathsland durchreisen müsse, wenn ich den rechten Genuß davon haben wolle. Diese Rathschläge befolgte ich fernerhin und nun sah ich erst, wie Recht der gute Mann hatte. So wählte ich mir denn in späteren Jahren bestimmte Rastorte aus, von denen ich meine Ausflüge in die Runde unternahm und indem ich meinen Augen, meinem Körper, meinem Geiste die nur zu nöthige Ruhe gönnte, prägte sich mir das Gesehene fest in die Seele ein und ich erkannte und würdigte nun die unnennbaren Schönheiten aller Art in vollem Maaße.

So habe ich mir also seit Jahren gewisse Punkte aus-erlesen, die ich fortan und stets erstrebe und von denen aus ich meine Ausflüge in die Umgegend unternehme, und ich kann nicht verheimlichen, daß diese Punkte in dem Mittelpunkt der Schweiz liegen, im Berner Oberlande, welches ja der eigentliche Brenn- und Kernpunkt des wunderbaren Alpenlandes ist. In diesem Berner Oberlande habe ich mir allmählig zwei kleine Heimstätten gegründet, eine im Thal und die andere auf hohem Berge gelegen, und sie, wie die Menschen, die darin und darauf wohnen, ziehen mich mit liebevoller Gewalt alle Jahre in ihre Nähe und stets reiche ich ihnen mit Schmerzen die Hand zum Scheidegruße, wie ich jedes Jahr mit neuer Sehnsucht ihr trauliches Dach aufsuche.

Für mich, den Arzt und Psychologen, haben diese Reisen stets einen ganz besonderen Reiz, durch die mir zur zweiten Natur gewordene Beobachtung der mannigfachen Physiognomien und menschlichen Gestalten, die mir auf meinen Wegen begegnen. Ich pflege daher nicht jenen Reisenden nachzuahmen, die, sobald sie sich in den Waggon gesetzt haben, ein Buch hervorziehen und fast ununterbrochen bis an das Ziel ihrer Fahrt darin zu lesen lieben. Nein, ich, froh, herzensfroh, der Arbeitsstube, dem Schreib- und Lesetisch und damit dem ewigen alltäglichen Berufsleben entronnen zu sein, lese nicht oder nur höchst selten in einem Buche, vielmehr halte ich stets meine Augen offen, sehe mir die grünen Bäume, den Wald und die Flur, die Berge und Thäler an, und wenn ich an ihnen mein Herz gelabt, kehre ich zu den

Gesichtern der mit mir Reisenden zurück, durchforsche ihre Züge, versuche in ihren Blicken und Mienen zu lesen und schaffe mir damit eine Unterhaltung, die mich selten im Stich läßt und mir mit jedem Moment einen neuen Anhaltspunkt, eine neue Erfahrung bietet.

Freilich, wenn man vom Norden Deutschlands her, also zum Beispiel von Berlin aus, den Weg nach der Schweiz über Frankfurt und Basel einschlägt, so hat man bis zu der alten deutschen freien Reichsstadt, die uns Preußen jetzt doppelt lieb und werth geworden, da sie unser ist, gerade nicht häufig Gelegenheit, besondere physiognomische Studien anzustellen, denn die mit uns Fahrenden sind meist Norddeutsche, deren Gesichter wir alle Tage vor uns haben, und höchstens taucht einmal in einem Coupé erster Klasse eine problematische moskovi-tische Physiognomie auf, die uns zu längerer Betrachtung veranlaßt; allein zu näherer Bekanntschaft gelangen wir mit dem schweigsamen Russen nicht, denn er hüllt sich in eine geheimnißvolle absolutistische Nebelwolke und wir richten unser Auge gern wieder auf die äußere Welt hinaus, die, je näher wir der alten Reichsstadt kommen, immer reicher, lieblicher und wechselvoller wird.

Erst auf dem Bahnhof in Frankfurt und fast noch mehr in dem zu Heidelberg kommen mehr und mehr fremdländische Physiognomien zum Vorschein, unter denen die langbärtigen Albionssöhne in ihren seltsamen Trachten am zahlreichsten vertreten sind. Sie bieten dem Beobachter schon mehr Gelegenheit, seine Studien zu machen,

und nicht weniger die Herren und Damen, die bei Appenweier, wo die Straßburger in die Badische Eisenbahn mündet, die Waggonen zu füllen beginnen. Fast augenblicklich, sobald sie Platz genommen, fangen sie nämlich an zu schwatzen und zu schreien, und die bisher so friedliche Gesellschaft scheint durch die hinzugetretenen Franzosen, die mit ihren scharfen Gesichtern und blitzenden Augen ohne Unterlaß nach allen Richtungen schweifen, ihre ganze Ruhe und Behaglichkeit eingebüßt zu haben.

Jedoch erst auf dem schönen Bahnhof zu Basel gelangt man zur Ansicht der allgemeinen Völkerwanderung, die nach den lockenden Schweizer Bergen strömt: Zahllose Omnibus, mit thurmartig aufgestautem Gepäck beladen, Droschken und anderes Fuhrwerk, bringen die Reisenden aus aller Welt aus den näher und ferner liegenden Gasthöfen heran und wir staunen mit Recht über die wunderbaren Persönlichkeiten und Gestalten, die schon hier unserem Auge begegnen. Dänen mit ihren charakteristischen grauen verbissenen Gesichtern, blonde langgewachsene Schweden, finster blickende Russen, geschmeidige Franzosen, dunkelbärtige Ungarn und Abgesandte aller übrigen Nationen mischen sich mit ihren hastig ausgestoßenen Fragen unter die volltönenden Gutturalstimmen der Schweizer, und es überkommt uns ruhig Zuschauende der Gedanke, als ob die schon hier fühlbare

frischere Bergluft, die von den Alpen herüberströmt, eine magnetische Anziehungskraft auf alle Völker der Erde übte. Denn auch Bewohner des neuen Continents jenseits des atlantischen Oceans tauchen hier in Fülle auf; gelbfarbige Brasilianer mischen sich mit den charakteristischen Hünengestalten der Nordamerikaner, und bald ist Alles, Alles, Menschen, Thier und wunderbar geartetes Gepäck, in die geräumigen Waggons verladen und fort geht es mit brausender Eile der inneren Schweiz zu, wohin alle diese wanderlustigen Schaaren mit neugierigen Augen und erwartungsvoll gespannten Herzen streben.

Noch ärger aber wird das Gewühl endlich in Bern, der alten volksthümlichen republikanischen Bundesstadt; hier sammeln sich vor der Hand alle Nationalitäten, um in erzwungener Ruhe das bessere Wetter abzuwarten, da Regen und Nebel nur zu oft die kostbaren Schätze der Alpenwelt verhüllen, und bei Regen und Nebel inmitten der Eisberge, der schlüpfrigen Thäler zu gerathen, bietet keinem Reisenden eine besondere Annehmlichkeit dar. Da sitzen und warten sie und blicken sehnsuchtsvoll vom hochgelegenen Schänzli aus in die vor ihnen ausgebreitete Zauberwelt, und sobald die grandiose Kette der Berner Alpen sichtbar wird und die Nebel derselben sich heben oder senken, ist kein Halten mehr und Alles stürzt sich kopfüber in die bereitstehenden Waggons, um so schnell wie möglich das Eldorado der ganzen Schweiz, das paradiesische Interlaken zu erreichen und von dort aus die nur noch halb verhüllten Wunder mit eigenen Augen aus der Nähe anzuschauen.

Ich hatte diese Reise, wie gesagt, schon oft gemacht und viel Schönes gesehen und liebenswürdige Menschen kennen gelernt, aber nicht immer waren meine Erlebnisse dabei einer Mittheilung an ein größeres Publikum werth; eine derselben jedoch gewährte mir eine so große Ausbeute an Erfahrung und war von so einschneidender Einwirkung auf mich und von Einfluß auf das Geschick Anderer, daß ich mit der genaueren Erzählung derselben meinen Leserkreis wohl einige Stunden unterhalten kann, weshalb ich denn auch nicht anstehe, die Persönlichkeiten und Ereignisse, die sich damals um mich gruppirten, mit treuer Feder zu skizziren.

Ich war in dem Jahre, welches ich hier vor Augen habe, ungewöhnlich früh von Hause aufgebrochen, viel zu früh für eine Reise in die Berge, wo der Frühling erst so spät erwacht, um die Fesseln des Winters zu sprengen, allein ich wollte ja nicht sogleich in die Berge steigen und das trauliche Unterseen bei Interlaken, wo ich so gute Freunde und ein gemüthliches Heim für mich bereit wußte, bot mir ein hinreichend gesichertes Unterkommen schon in so früher Jahreszeit. Wir zählten den ersten Juni, als ich in Bern eintraf, wo ich mich einige Tage bei lieben Freunden aufhalten wollte, die mich alle voller Sehnsucht erwarteten und, patriarchalisch gastfrei, wie nur ein Schweizer es sein kann, wenn er kein Hotelwirth ist, mich in der Regel länger zu fesseln wünschten, als in meiner Berechnung und Absicht lag. Die Waggons der durch Baden und die Schweiz führenden Eisenbahnen waren nur noch sparsam besetzt gewesen, der badische

Garten aber und der Schwarzwald hatten sich in ihrer ganzen Frühlingspracht gezeigt, und das herrlichste Sonnenwetter hatte mich bis nach Basel begleitet, wo ich den Rhein noch klein, doch immer noch majestätisch genug fand, um mir Herz und Seele zu erheben. Die Schneemassen der Gletscher waren noch nicht in Fluß gekommen, sie füllten das gewaltige Bett des deutschen Stromriesen noch nicht gänzlich an und bis vor wenigen Tagen, so erzählte mir mein gastlicher Wirth Merian im behaglichen Schweizerhof zu Basel, wäre es, wie er gehört, auf den Pässen des Oberlandes noch ziemlich strenger Winter gewesen, wie denn auch bisher nur wenige Fremde aus den Nachbarländern eingetroffen seien.

Daß es noch nicht heiter und sommerlich auf den Bergen im Oberlande aussehen mochte, wurde mir schon auf dem Wege nach Bern klar. Trüb hingen plötzlich die grauen Wolken über den fernen Höhen, selbst die Vogesen und die Juragebirge hatten sich im Trauermantel gezeigt, und von der schönen mächtigen Alpenkette, die man bisweilen auf der Fahrt nach Bern zur Linken sieht, war nichts zu merken gewesen, sie lag tief beschattet hinter ihren eisigen Wolken und kein froher Gruß winkte mir, wie so oft, von jenseits herüber und hieß mich in den ersehnten Gauen willkommen.

Dafür aber traf ich meine Freunde in Bern um so fröhlicher und munterer an; sie begrüßten mich alle herzlich und wir brachten schöne Stunden in anmuthiger Geselligkeit, namentlich auf dem Schänzli zu, von wo wir hoffnungsvoll nach den Alpen hinüberblickten, um endlich

und endlich den schweren Wintermantel von den majestätischen Schultern der Bergherren sinken zu sehen.

Allein Tag auf Tag verging, ohne daß eine Wandelung zum Besseren eingetreten wäre, bis ich endlich, meine mir genau zugemessene Zeit zu Rathe ziehend, erklärte, daß ich vorwärts an mein Ziel müsse, möge das Wetter es gestatten oder nicht.

So war der Tag meiner Abreise gekommen und zum letzten Male saßen wir am Abend vorher auf dem lieben Schänzli im traulichen Freundeskreise beisammen und besprachen Vergangenes und Gegenwärtiges, von der nächsten Zukunft in Bezug auf das Wetter immer noch das Beste erhoffend.

Allein auch jetzt wurde mir weder durch das Auge noch durch das Ohr etwas Tröstliches zu Theil. Die ganze Ferne des sichtbaren Horizonts, namentlich nach Süden hin, wo die Berner Alpen lagen, war mit einem dichten eisgrauen Nebel verhüllt, keine Felsspitze tauchte aus dem düsteren Schleier hervor, den die Riesen dort drüben so oft über ihre Gestalten zu breiten lieben, als grollten sie mit der ganzen übrigen Welt und wollten sich, mit ihrer majestätischen Einsamkeit vollauf zufrieden, dem Anblick der nach ihnen sehnsüchtig ausschauenden Augen entziehen. Und meine Freunde neben mir, welche Tröstung ließen *sie* mich vernehmen?

»Ihre Reise nach Interlaken, bei schönem Wetter so lohnend, so verheißungsvoll,« sagte mir ein in die Geheimnisse der Berge Eingeweihter, »wird Ihnen diesmal keine Unterhaltung, keine Freude bieten. Sie gehen zu

früh von uns fort und werden weder auf der Fahrt nach Interlaken, noch dort selbst etwas sehen. Warten Sie also noch einige Tage; der Spuk, der dort drüben in den Bergen sein Wesen treibt, hat noch lange nicht ausgetobt, und wenn Sie trotz alledem auf Ihrem Willen beharren, wird es Sie gereuen, daß Sie unserer Mahnung ungehorsam gewesen sind.«

So sprach der einsichtsvolle Freund und alle Uebrigen stimmten ihm bei. Allein mich zog eine unbegreifliche Sehnsucht nach meinem gemüthlichen Zimmer in Beau-Site in Unterseen und es war mir zu Muthe, als ob eine innere Stimme mich dahin riefte und mir zuraunte, daß ich etwas Wichtiges versäumen würde, wenn ich ihr diesmal nicht Folge leistete.

Ich bin zwar nicht von Natur abergläubisch und messe den im Geheimen waltenden Schicksalsmächten keinen directen Einfluß auf die Gestaltung unserer irdischen Verhältnisse bei, allein einer solchen machtvoll mir gebietenden inneren Stimme pflege ich stets zu gehorchen und die Erfahrung hat mich belehrt, daß sie mich fast nie betrogen hat, indem ich späterhin einsah, daß mir, wäre ich ihr nicht gefolgt, eine lange Reihenfolge von Persönlichkeiten und Ereignissen, die mir auf dem so consequent festgehaltenen Wege aufstießen, unwiederbringlich ent schlüpft ware.

So betrog sie mich auch diesmal nicht, wie ich in wenigen Wochen erkennen sollte, aber ich sagte den Freunden nicht, warum ich ihren Wünschen nicht Folge leisten wollte, sondern schützte mein dem guten Ruchti in

Beau-Site gesandtes Telegramm vor, welches ihm gemeldet, daß ich am folgenden Tage um Mittagszeit bei ihm eintreffen würde, und so wolle ich ihn nicht vergebens den Weg nach Neuhaus machen lassen, da ich gewiß sei, daß er, wie er immer so liebevoll that, mir auch diesmal bis dahin entgegenfahren werde.

So gab es denn für mich kein Halten in Bern mehr und ich nahm am späten Abend Abschied von meinen Freunden und stieg am nächsten Morgen um zehn Uhr von Neuem in den Waggon, um den kurzen, sonst so reizenden Weg nach dem Thuner Dampfboot bei Scherzligen zurückzulegen, der aber diesmal, wie vorauszusehen, nicht die geringste Aussicht auf die großartige malerische Umgebung bot.

Das hatten die in Bern weilenden und auf gutes Wetter wartenden Reisenden auch so gut wie ich gewußt, und so kam es, daß nur wenige Personen meine Gefährten waren, denn in dem Waggon, welchen ich zufällig gewählt, fand ich nur einen orthodoxen Juden vor, der, das Gebetbuch in der Hand und den Gebetriemen nach seinem Ritus vielfach um Hals und Arm geschlungen, in einer Ecke saß und halblaut vor sich hinflüsternd seine Andacht verrichtete, während ihm gegenüber ein junger Mann Platz genommen, der einen arabischen rothen Fez mit dicker blauer Seidenquaste trug und in den ersten Minuten, so lange der Jude seinem pflichtgemäßen Gebete oblag, sich schweigend verhielt.

Ich selbst, nachdem ich mein geringes Handgepäck bei Seite gebracht, ging in dem Laufgang des geräumigen

Waggon hin und her, bald aus diesem, bald aus jenem Fenster blickend und im Stillen voll inneren Grolls meine Cigarre rauchend, da Alles, was ich um mich her in der äußeren Natur sah, keine Hoffnung auftauchen ließ, daß die sonst so schöne Fahrt über den Thuner See eine angenehme und aussichtsreiche sein werde. Nirgends, weder in Osten noch Westen, war irgend eine Bergspitze klar, den ganzen Horizont verhüllte nach wie vor ein undurchdringlicher eisgrauer Nebel, und sogar in nächster Nähe lag er so dick auf der Landschaft ringsum, daß selbst die Häuser am Wege kaum hinter dem vor ihnen liegenden Schleier zu sehen waren.

Mißmuthig, aber mich vollständig in mein Schicksal ergebend, setzte ich mich endlich, nicht weit entfernt von den beiden erwähnten Reisegefährten, in eine Ecke, schloß die Augen und gab mich meinen Gedanken hin, die indeß bald auf das lebhaft und laut geführte Gespräch jener beiden Männer zurückgeführt wurden, das sich sofort entsponnen hatte, sobald der Jude seine Andacht beendet, seinen Gebetriemen abgeschnallt und sorglich in eine etwas abgegriffene Reisetasche gepackt hatte.

Dieser Jude, der, wie ich sehr bald aus dem Gespräch entnahm, in Thun ansässig war und dort ein nicht unansehnliches Geschäft betrieb, war ein sehr ruhiger und bedachtsamer Mann und ich hatte alle Ursache, mit seinem Verhalten, dem jüngeren Reisegefährten gegenüber, zufrieden zu sein. Dieser schien seinem ganzen Aussehen nach, den rothen Fez abgerechnet, ein Deutscher, denn

sein Haar war blond, sein Auge rein blau und seine Sprache ein vollkommen fehlerfreies Deutsch. Nichtsdestoweniger verrieth seine Lebhaftigkeit, sein rastloses Schwatzen eine gewisse französische Beimischung, und wenn ich einige Minuten in Zweifel darüber war, welches Stammes er eigentlich sei, so belehrte mich sehr bald die Fortsetzung des Gesprächs, daß ich einen Elsasser vor mir habe und zwar einen von jenen jungen Leuten, die das französische, wucherisch sich fortpflanzende Element mit fanatischer Begeisterung in sich aufgenommen haben und es sich zur größten Ehre schätzen, der bisher unbesiegten großen Nation anzugehören und auf ihre endlichen Besieger mit einer wahren Wuth schimpfen zu können.

Der junge Mann hatte sich, obgleich er seine deutsche Abstammung durch nichts verläugnen konnte, ein für alle Mal für Frankreich entschieden und, entrüstet über die Frechheit der Deutschen, den Franzosen so eben Elsaß und ein Stück von Lothringen abgenommen zu haben – auf verrätherische Weise, wie er sagte – glaubte er in dem nunmehr wieder deutsch gewordenen Elsaß nicht mehr selig werden zu können und stand im Begriff, sich nach Algier zu begeben, wo er in irgend eine Legion als Kämpfer eintreten wollte, um sich würdig vorzubereiten, in zwei Jahren seinen großen Landsleuten die ›geraubten‹ Gränzländer wieder erobern zu helfen.

Das Alles brachte er mit einer Hast und Zungengeläufigkeit ohne Gleichen vor und ließ den Juden gar nicht zu Worte kommen, der augenscheinlich anderer Meinung und entgegengesetzter politischer Gesinnung war, was er

denn auch ganz offen durch seine ruhige, vernünftige Erwiederung bestätigte. Ja, es verursachte mir sogar eine große Freude, als ich hörte, wie der so bescheidene Mann den jungen Heißsporn abtrumpfte und ihm ohne Rückhalt sagte, wie er gewiß sei, daß er, der jetzt so ganz und gar Franzose zu sein strebe, in wenigen Jahren zur Erkenntniß gekommen sein werde, wie man im deutschen Elsaß glücklicher, harmloser und ruhiger leben könne, als im französischen Algier, und daß er nach diesen wenigen Jahren Kaiser Wilhelm und seinen großen Rathgeber Bismarck mit ganz anderen Augen als jetzt betrachten werde.

Als das Gespräch zwischen Beiden so weit gekommen, öffnete ich die Augen, um mit stillem Behagen die Wirkung zu sehen, die diese vernünftige Rede auf den französischen Legionshelden hervorgebracht. Sein sonst hübsches, aber bleiches Gesicht war von innerer Erregung ganz roth geworden; er schüttelte unwillig den Kopf und ließ einige seiner hochtönendsten französischen Phrasen hören, wobei er, mit einiger Verachtung von dem Juden sich abwendend und die Bemerkung einflechtend, daß er leider sehe, wie er keinen politisch gebildeten Mann vor sich habe, sich plötzlich zu mir wandte und die Frage aussprach, ob ich nicht ganz und gar seiner Meinung sei.

»Nein, mein Herr,« sagte ich kurz, »ich bin durchaus nicht Ihrer Ansicht und stimme ganz und gar der dieses Herrn aus Thun bei. Eine weitere Ausführung meiner Meinung darüber erlassen Sie mir gefälligst, denn ich reise nicht, um unterwegs über politische und unfertige

Dinge zu sprechen, sondern allein, um mich zu ruhen, zu erholen und mich dabei an Gottes großer Natur zu erfreuen.«

Bei diesen Worten sah er mich hochmüthig und verwunderungsvoll an und schien einen Theil seiner Verachtung des Juden, der mir freundlich zunickte, auch auf mich zu übertragen, stand dann plötzlich von seinem Sitz auf, stellte sich, uns den Rücken zukehrend, an ein Fenster, und sah so lange hinaus, bis wir in Thun anlangten, wo er, ohne uns eines Grußes zu würdigen, sogleich auf den fast menschenleeren Perron sprang.

»Der arme junge Mann,« sagte der Jude zu mir, indem er seine Tasche aufnahm, um ebenfalls den Wagen zu verlassen, »thut mir eigentlich leid. Da geht er hin nach seinem dürren Algier und dem fetten Elsaß kehrt er den Rücken. Aber gut, wer nicht hören will, muß fühlen, und ihm wird der Kummer über seinen französischen Aberwitz auch nicht erspart bleiben. Es giebt einen gerechten Gott im Himmel! Leben Sie wohl, mein Herr!« –

So blieb ich denn in meinem großen öden Waggon ganz allein, jedoch nur auf kurze Zeit, denn nach wenigen Minuten hielt der Zug schon wieder und ich, der mit Sehnsucht nach der sonst so frisch strömenden und indigoblau schimmernden Aare ausgeschaut, sah sie heute wie eine gewaltige müde, gelbgraue Schlange aus dem Nebelchaos hervorzüngeln, die nur mit Widerwillen den großen Dampfer ›Beatus‹ zu tragen schien, der schon für

die Passagiere bereit lag, um sie über den herrlichen Thuner See nach dem Paradiese der Schweiz, nach Interlaken zu führen.

ZWEITES CAPITEL. DIE DREI DAMEN IN TRAUER.

O, mit welcher Freude sieht man bei schönem Wetter schon lange dieser Schlußstation der endlosen Schienenstraße entgegen, auf der man bei unablässigem Rädergerassel und Locomotivpfeifen, in staubiger dumpfer Luft, Tage, ja Nächte lang, weit über hundert Meilen durchmessend, hat zubringen müssen! Wie sehnt man sich, das enge heiße Behältniß zu verlassen, in das man oft nur widerwillig mit gleichgültigen oder gar unangenehmen Reisegefährten zusammengepfertcht gewesen ist!

Mit welchem Entzücken schaut man nach dem so stolz auf grüner Fluth schwimmenden Dampfer hinüber, um von dessen luftigem Bord unter anmuthig im Winde zitterndem Sonnenzelt nun bald die frische Seeluft zu schlürfen und die kühle Brise zu empfinden, die von den überall sichtbaren Schnee- und Eisfeldern der benachbarten Riesengebirge herüberströmt! Ja, mit trunkenem Auge fliegt man von einer Bergkette zur andern, sucht sich mit liebevoller Hingebung die alten bekannten Häupter unter ihnen aus und glaubt unter den zahllosen Reizen der großen Natur immer neue und großartigere entdecken zu können!

Aber ach, wie sehr hatten meine Berner Freunde mit ihrer Vorhersagung Recht gehabt! Heute sah und empfand man von allem diesem Schönen nichts; heute blies

ein kalter schneidender Wind über den See, der Jedermann gar bald zu dem Schutz von Paletot oder erwärmenden Tüchern greifen ließ; heute enthüllte sich keins der sonst angestaunten Wunder, denn rings um den gewaltigen See waren alle Bergketten hinter ihrer dichten Nebelhülle verborgen. Auch die dreispitzige reizvolle Weiße Frau, auch Blümlis-Alp genannt, mit ihren unermeßlichen Schneefeldern, das Freund-, Balm- und Doldenhorn waren spurlos verschwunden, in keins der lieblichen oder grandiosen Thäler die sich sonst dem kundigen Auge hier erschließen, konnte man heute einen Blick werfen, und selbst die gewaltigen Matadore der Alpenwelt: die Jungfrau, der Mönch und der Eiger und das Schreckhorn mit den hoch oben auf seiner Spitze wie zwei weiße Tauben erscheinenden Schneefeldern, verriethen durch Nichts ihr Dasein, und kaum sah man die so nahe gelegenen reizenden Schlösser und Villen aus ihren stattlichen Parks auftauchen, deren grüne Blätterfülle hinter einem grauen Vorhang verschwand, als müßten auch sie sich verschleiern, um der großen Natur da draußen zu schmeicheln und sich eben so zu verstecken wie sie.

Das Alles sah und erkannte ich auf den ersten Blick, als ich langsam nach dem Dampfer hinüberschritt, und da es nicht anders ging, ergab ich mich in mein Schicksal und betrat, zu kühler Fahrt vollkommen gerüstet, das große obere Deck des Beatus, auf dem ich mich fast einsam wie ein stiller Wanderer in abgelegener Wüste befand.

Mit mir zugleich nämlich waren nur wenige Reisende aus den Waggonen aus den Dampfzügen gestiegen und von den aus Bern Herübergekommenen waren die meisten in Thun zurückgeblieben, um daselbst einen günstigen Witterungswechsel abzuwarten Und selbst diese Wenigen verhiessen mir nicht die geringste Unterhaltung, denn sie bestanden sämmtlich aus Passagieren zweiter Klasse, aus eingeborenen Landleuten der Nachbarschaft, die irgend ein Geschäft nach Spiez oder Interlaken trieb. Sie hatten sich sehr bald ein wärmeres Plätzchen in der zweiten Cajüte gesucht und als ich nun ganz allein das obere Deck betrat, sah ich nur drei Damen, fest in Mäntel und Plaids gehüllt, wie drei eingeschüchterte Vögel um einen Tisch sitzen und frostig und betrübt vor sich niederschauen, ohne weder auf mich noch auf das sonst um sie her Vorgehende einen theilnehmenden Blick zu werfen.

Einige zwanzig Schritte hinter ihnen jedoch sah ich neben einem kleinen Thurm aufgestapelten, aus Taschen und Koffern aller Art bestehenden Gepäcks noch einen Neger und eine Negerin stehen, die, in dunkle Mäntel und Kapuzen gehüllt, regungslos wie zwei Bildsäulen dastanden und mit ihren funkelnden Glühaugen voll unablässiger Achtsamkeit auf die drei sitzenden Damen schauten, deren Diener sie augenscheinlich waren.

Beide waren noch jung und, obgleich schon völlig erwachsen, doch von kleinem und zartem Körperbau; Beide zeichneten sich durch ebenholzschwarze Farbe und alle übrigen bekannten Züge aus, die dem äthiopischen Menschenstamm angehören; Beide blickten gleich ernst

und apathisch in die leere Luft vor sich hin, als wären sie nur da, um bei den ihnen anvertrauten Sachen auf Posten zu stehen und irgend einen Wink ihrer Herrschaft zu augenblicklicher Pflichterfüllung zu erwarten.

So hatte ich denn Raum genug, meiner alten Gewohnheit zu folgen und auf dem weiten Schiffsdeck langsam auf und abzuschreiten, um meine Blicke bequem nach allen Seiten wenden zu können, indessen blieb ich nicht lange allein, denn sobald wir die Aare verlassen und an Herrn von Parparts idyllischem Feenschloß vorbeifahrend den See erreicht hatten, gesellte sich der Capitain des Schiffes zu mir, reichte mir zum Gruße die Hand und hieß mich in seiner Heimath von Neuem willkommen.

Ja, ich kannte den guten Mann bereits seit vielen Jahren und er hatte mich schon oft, früher über den Brienzer See, und seit einigen Sommern auch über den Thuner See gefahren. Er wußte, was mich alle Jahre nach seiner Heimath zog, und so berichtete er mir, sobald die Führung des Schiffes seine Aufmerksamkeit nicht in Anspruch nahm, was seit dem vorigen Jahre in Interlaken vorgefallen, wie es meinen Freunden erging und was sich sonst in den Bergen ereignet hatte. Indessen immer nur auf wenige Minuten konnte sich der pflichttreue Mann meiner Gesellschaft hingeben, der dichte, das Schiff umgebende Nebel erforderte seinerseits die größte Achtsamkeit, und oft sprach er mit den beiden Steuerleuten, die heute am Rade thätig waren, da es nicht ganz leicht sein mochte,

bei solchem dicken Wetter die richtige Fahrstraße einzuhalten und nicht über die Punkte hinauszuschießen, an denen das Schiff vorschriftsgemäß anzulegen hatte.

So war ich mir denn oft genug allein überlassen und es kam mir ganz seltsam vor, auf dem geräumigen Deck, auf dem einen Monat später Hunderte von Menschen aller Nationen und Culturländer zusammentrafen, einmal so einsam und ungehindert auf- und nieder spazieren zu können. Wie es ganz natürlich war, kam ich dabei oft an den drei an jenem Tische sitzenden Damen und den beiden Negern vorüber, welche Letzteren sich endlich in bescheidener Entfernung hinter ihrer Herrschaft auf einer Bank niedergelassen hatten, und da konnte ich denn nicht umhin, mir namentlich diese etwas genauer zu betrachten und bald hatte ich entdeckt, daß ich mich in meiner ersten Annahme nicht geirrt, daß ich diesen drei Damen nämlich schon einmal auf meiner bisherigen Reise begegnet war.

Dies war im Schweizerhof zu Basel geschehen und ich war mir sehr genau bewußt, daß sie gleich damals einen eigenen und schwer verwischbaren Eindruck auf mich gemacht. Jedoch war meine erste damalige Beobachtung nur eine sehr flüchtige gewesen, ich hatte sie Abends an einem seitwärts stehenden Tisch ihr Abendbrod einnehmen sehen, und ihre eigenartige Erscheinung und ihr Benehmen waren hinreichend gewesen, meine Aufmerksamkeit zu wecken und meine Blicke länger auf sie zu lenken, als man sonst in der Regel Fremde anzublicken pflegt.

Das Dreiblatt bestand aus einer älteren und zwei jungen Damen, die sämmtlich Trauerkleider trugen und deren trüb blickende Gesichter hinlänglich verriethen, daß ihr Herz von der eigentlichen Reisefreude, die hier sonst Jedermann beseelte, keineswegs erfüllt sei. Die ältere Dame, eine edle Matronengestalt von imposanter Größe und Fülle und ganz in schwarze feine Wolle und schwarzen Sammet gehüllt, trug auf ihren edlen bleichen Zügen die Spuren einer unendlichen, tief wühlenden Traurigkeit, und außerdem hatte mein ärztliches Auge nur zu wohl erkannt, daß sie auch körperlich leidend sei und die weite Reise also wahrscheinlich mehr zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit als zum Vergnügen unternommen habe. Sprechen hatte ich sie so wenig wie die jüngeren Damen gehört, denn so lange ich im Schweizerhof in ihrer Nähe gewilt, hatten sie stumm ihr Mahl verzehrt und höchstens durch einige Winke oder Blicke ihre gegenseitigen Meinungen verrathen.

Die größere der beiden jungen Damen, die ebenfalls feine schwarze Wollkleider trugen, über die eine Art Paletot von männerkleiderartigem Schnitt gezogen war, wie sie denn auch Beide Cravatten mit umgeschlagenem Kragen wie junge Männer trugen, was ihnen jedenfalls ein fremdartiges Ansehen verlieh, – die größere der jungen Damen, sage ich, schien mir noch die Lebhafteste von allen Dreien zu sein, wenigstens schweiften ihre blauen Augen ziemlich häufig in der Runde umher und ihr hellblonder, mit kurzen Locken anmuthig umrahmter Kopf drehte sich bei Weitem häufiger als der ihrer Gefährtinnen nach

den sie umgebenden Gegenständen herum. Unläugbar aber sah auch dies hübsche und blühende Gesicht traurig, wenigstens betrübt aus, nur trug es durchaus nicht die Spuren eines so tief einschneidenden Schmerzes, wie die Gesichter der beiden anderen Damen, von denen ihr die ältere ungemein ähnlich sah. Offenbar war ihr das einsame Reisen und das Schweigen, wozu das Verhalten derselben sie zwang, eine Fessel, die ihr munterer Geist nur widerwillig tragen mochte, und es kam mir bisweilen vor, als wäre es ihr ganz erwünscht gewesen, wenn irgend Jemand sich ihr genahnt und ein Gespräch mit ihr begonnen hätte.

Unzweifelhaft die niedergedrückteste von Allen aber war die andere junge Dame, und wenn ich mich bemühe, dem Leser ihre Persönlichkeit etwas näher zu beschreiben, so mag er daraus entnehmen, daß ich sie schon damals bei flüchtigem Sehen und Beobachten für die bedeutsamste Erscheinung unter ihren Begleiterinnen hielt.

Nicht ganz so groß wie ihre blonde Gefährtin, zeigte sie doch, als ich sie später sich erheben sah, eine angenehme mittlere Frauengröße. Ihre Gestalt konnte ich nicht genauer betrachten, denn ein faltenreicher Capuzenmantel verhüllte sie auf dem Schiff fast ganz, jedoch war mir dieselbe in Basel als eine vollkommen ausgebildete und mit plastischen, reizenden Formen begabte erschienen, die seltsam stolz getragen wurde und unläugbar den Stempel angeborener Vornehmheit und Auszeichnung erkennen ließ. Viel länger als auf ihrer Gestalt hatte mein Auge auf ihrem Antlitz verweilt, und da war

mir Etwas begegnet, was mir nur selten geschieht – ich war nicht im Stande gewesen, mir zu sagen, welcher Nationalität sie wohl angehören möge. Ueber ihre Begleiterinnen war ich, auch ohne daß ich sie sprechen hörte, längst mit mir in's Reine gekommen, daß sie Engländerinnen seien, aber vom englischen Typus trug dieses schöne Weib auch nicht die geringste Spur.

Ihr Kopf war klein und von einem ungemein gefälligen Oval; auch war er mit blauschwarzen Haaren bedeckt, die in fast ungekünstelter Weise in dichten Locken um ihren Nacken rieselten, heute auf dem lustigen Schiff aber von einem feinen, kaum sichtbaren Netz zusammengehalten wurden. Die Farbe ihres Gesichts war ein fast wie Opal schimmerndes gelblich angehauchtes Weiß, das noch mehr durch die korallenrothen Lippen zur Geltung kam, aus denen bisweilen zwei Reihen perlartiger Zähne hervorblitzten, die an regelmäßiger Schönheit und Weiße ihres Gleichen suchten.

Das Characteristischste in ihrem Gesicht aber waren ihre Augen, und nie in meinem Leben, der ich doch so viele schöne Frauenaugen in allen Ländern gesehen, hatte ich schönere, flammendere und so eigenthümlich geformte, gefunden. Von wunderbarer Größe und seltenem wandelförmigen Schnitt, strömten diese Augen ein fast in die Ferne funkelndes Licht aus, und wenn sie auch nur selten ihre lang herabhängenden, tief schwarzen Wimpern erhob und sich mit Mühe ihren ohne Zweifel peinvollen Gedanken entriß, so reichte ein kurzer, flüchtiger Blick schon hin, den aufmerksamen Beobachter erkennen

zu lassen, daß dies Auge von sammetartig erscheinender Schwärze war und wenigstens in der Farbe und dem Glanz den Augen gleichkam, die das hinter ihr sitzende Negergeschwisterpaar kennzeichnete.

Leider war, wie gesagt, über dies schöne, edle und so regelmäßige Gesicht der Schleier einer namenlosen Trauer gebreitet, und mir, dem Kenner und eifrigen Erforscher menschlicher Gesichter, kam es so vor, als ob mit dieser Trauer ein heimlich verborgener Gram gemischt sei, der in der Tiefe ihres Herzens nistete und ganz gewiß auf höchst trübe Lebenserfahrungen und mannigfache Kümernisse ernstester Art schließen ließ.

Daß ich mich in diesem Punkte nicht geirrt, sollte ich erst in späterer Zeit erfahren, für jetzt genüge das Erwähnte und so will ich in dem Berichte meiner Reise auf dem Dampfer fortfahren und erzählen, auf welche Weise ich das erste laute Wort wenigstens aus dem Munde zweier dieser Damen vernahm. Wir waren auf unserer Fahrt allmählig bis zu dem etwa drei Viertelstunden von der Aare entfernt liegenden Spiez gelangt. Nur das alte romantische Schloß mit seinen reizvollen Baumgruppen wurde uns sichtbar, alles Uebrige, was darum und dahinter lag, schloß nach wie vor der hartnäckig beharrende und scheinbar immer dichter werdende Nebel ein. Vergebens hatte ich mich bis dahin nach einer bekannten, den See umgebenden Bergkette umgesehen. Auf dem Spiez gegenüber liegenden Ufer war vom Beatenberge und dem

sich daran schließenden Hardergebirge gar nichts zu erkennen, und so hatten sich auch die auf dieser Seite liegenden reizenden Villen vor uns verborgen. Auf der Spiezer Seite aber sah man nur den untersten Sockel der himmelhoch aufstrebenden Felsmassen, alles Uebrige, das schöne Stockhorn mit seiner gewaltigen Kette, die majestätische Gestaltung der Riesenpyramide, der Eingang zum malerischen Kanderthal entzog sich meinen suchenden Blicken, und wenn ich, gelangweilt von solcher vergeblichen Ausschau, die Augen in den sonst so spiegelklaren See senkte, so fand ich auch da keine Ermuthigung, keinen Trost, keine Freude, denn sein indigoblaues Gewässer sah heute trüb, milchig und unfreundlich aus und nicht der geringste Windzug, der den Nebel in Bewegung gesetzt, regte seine bleischwer dahin rollenden Fluthen auf, die sich nur da kräuselten und zu lebhafteren Wellen erhoben, wo der Kiel unseres Dampfers sie durchmessen und die mächtigen Räder desselben, deren Schläge dumpf über die todtenstille Scenerie hallten, sie ausgewählt hatten. Dabei war die Luft feucht und kalt; unwillkürlich, trotz lebhaften Hin- und Hergehens, fröstelte man und immer fester zog man den Plaid um die Schultern, um sich gegen die unliebsame Einwirkung der kühlen Feuchtigkeit zu bewahren.

Als wir Spiez hinter uns gelassen und nun quer über die ganze Breite des Sees ruhig dahinschaukelten, um die bekannte, weit vorspringende Nase des Beatenberges zu umschiffen, gesellte sich der Capitain wieder zu mir und spazierte an meiner Seite eine Weile auf dem leeren Deck

hin und her, wobei wir häufig an den drei unbeweglich sitzenden Damen vorüberkamen, auf die von Zeit zu Zeit einen forschenden Blick fallen zu lassen ich nicht umhin konnte.

Sie saßen meist schweigend bei einander und nur bisweilen erhob die jüngere Blondine ihren Lockenkopf von ihrem rothen Reisebuche und flüsterte der älteren Dame, die unzweifelhaft ihre Mutter war, einige von uns nicht verstandene Worte zu. Diese, in ein melancholisches Brüten versunken, wandte bei dieser Gelegenheit nur langsam ihren Kopf, und indem sie einen flüchtigen Blick nach der starr vor sich hin schauenden schwarzhhaarigen Gefährtin warf, nickte sie der Ersteren phlegmatisch eine bejahende Antwort zu, dann las die Tochter wieder in ihrem Buche weiter und bewies mir dadurch, daß sie von allen Dreien an den äußeren Dingen noch am meisten Antheil nehme und in Ermangelung eines männlichen Berathers und Führers der kleinen Gesellschaft das Amt eines Cicerone übernommen habe.

Als ich so mit dem Capitain einmal wieder an ihnen vorübergekommen war, auf die der kluge Mann gleich mir schon lange einige neugierige Blicke geworfen hatte, fragte er mich im vollsten Schweizerdeutsch, das ich sehr gut verstand, während es den drei Fremden; gewiß unzugänglich war:

»Welcher Nationalität theilen Sie diese drei Damen zu, Herr Doctor?«

»Ohne Zweifel der englischen,« erwiderte ich, »wenigstens was die ältere und die jüngere mit den blonden

Haaren betrifft. Die dritte dagegen scheint mir eine Südländerin zu sein, deren Heimath ich bis jetzt noch nicht ergründen kann.«

»Ja, so geht es mir auch,« erwiderte der Capitain, der ein Urtheil in Bezug auf Fremde hatte, da er tagtäglich mit Hunderten von ihnen in nähere Berührung kam. »Ich halte sie natürlich auch für Engländerinnen und zwar von einer feineren Sorte, als man heutzutage hier zu sehen bekommt. Was ich aber aus der Dritten machen soll, weiß ich ebenso wenig wie Sie und fast möchte ich sie für eine Spanierin halten, denn sehen Sie doch, wie stolz bei aller ihrer Trübseligkeit den Kopf in den Nacken wirft und wie die kohlschwarzen Augen so düster und melancholisch über unsern guten See funkeln.«

Hier stockte unser Gespräch eine Weile und ich gab mich, einem rasch in mir aufsteigenden Gedanken folgend, geraume Zeit meinem stillen Nachsinnen hin. In Allgemeinen bin ich kein Freund von den im Auslande reisenden Engländern der heutigen Zeit und ich habe nur zu oft Gelegenheit gehabt, die Schattenseiten dieser problematischen Existenzen aus erster Hand kennen zu lernen. Eine sattsame Erfahrung hatte sie mich oft als die einerseits übermüthigsten, andererseits rücksichtslosesten Menschen erkennen lassen, die in ihrem insularen Dünkel wohl geeignet sind, jeden nach unseren Begriffen gebildeten und fein gesitteten Reisenden aus ihrer Nähe zu verscheuchen und ihn diejenigen Gasthöfe und Pensionen, in denen sie vorzugsweise einzukehren pflegen, als die für uns Deutschen am wenigsten passenden

meiden zu lassen. Diese englischen Herren und mit ihnen nur zu häufig auch die Damen pflegen sich als die Hauptpersonen der ganzen Fremdenwelt in der Schweiz zu betrachten; sie halten sich für den Mittel- und Glanzpunkt der europäischen Civilisation, und wer nicht ihre Sprache spricht und ihre insularen Gewohnheiten in sich aufgenommen hat, gilt ihnen für einen Barbaren, um den sie sich nicht zu kümmern, auf den sie keine Rücksicht zu nehmen brauchen, ja, der für sie so gut wie gar nicht vorhanden ist. Erst wenn sie merken, daß man sie so gleichgültig und geringschätzig behandelt, wie sie die ganze übrige Welt und namentlich wenn sie erfahren, daß man ihre Sprache versteht und nur um ihnen nicht entgegenzukommen, sie zu sprechen unterläßt, werden sie aufmerksamer, respectvoller und ziehen sich wenigstens in die Schranken zurück, die die in allen Ländern der Welt allgemein gültige geistige Bildung den mit einander verkehrenden Menschen auferlegt.

Daß diese gegenwärtig reisenden und namentlich die Schweiz überschwemmenden Engländer, die ärger als die Juden handeln und feilschen und Alles billiger und besser haben wollen, als die übrige Welt, unliebenswürdig, übermäßig anspruchsvoll und hochfahrend sind, wie nur ein Inselvolk es sein kann, wissen viele verständige Wirthe in der Schweiz nur zu gut und sie haben oft genug

Gelegenheit, darin recht unliebsame Erfahrungen zu machen; dennoch aber giebt es kurzsichtige und ihren augenblicklichen Vortheil zu hoch anschlagende Gasthofsbesitzer genug, die das übermüthige Auftreten dieser Insulaner nicht nur dulden, sondern sogar durch kriechendes und demüthiges Wesen begünstigen, und sie fahren noch immer wie ehemals fort, sogar an unserem ächt deutschen Rhein, ihre besten Zimmer für irgend einen englischen Schuster oder Schneider oder Koch zu reserviren, während sie einem gebildeten oder gar gelehrten Deutschen nur einen engen Dachraum anweisen.

Dies kann in Büchern, die über die Schweiz handeln, nicht oft genug gesagt werden, und gerade wir Deutschen, die das zahlreichste Contingent der Reisenden liefern, müssen darin einträchtig zusammenhalten und denselben Corpsgeist entwickeln, den diese Albionssöhne in alle Berge und Thäler mit hineintragen und der ihnen, nicht zu unserem Ruhme, oft ein so sichtbares Uebergewicht über uns bescheidene und mit Allem zufriedene Leute verleiht.

Nein, ich bin im Allgemeinen kein Freund der in der Schweiz von Berg zu Berg, von Thal zu Thal pilgernden Engländer, ich hasse und verfolge ihren insularen Dünkel, wo ich kann und sich nur eine Gelegenheit dazu bietet, aber – das darf ich eben so wenig verschweigen – bisweilen bin ich doch genöthigt worden, Ausnahmen von der Regel gelten zu lassen, und ich habe sogar dann und wann Engländer und Engländerinnen kennen gelernt, die mir alle Achtung abgewannen und mit denen ich auch in

Folge meiner Kenntniß ihrer Sprache und Gewohnheiten in ein ganz angenehmes Verhältniß – freilich erst mit der Zeit – gerathen bin, denn im ersten Augenblick wird man niemals und nirgends mit einem eingeborenen Briten bekannt und noch viel, viel seltener vertraut.

Eine solche Ausnahme nun glaubte ich auch diesmal in den bisher oberflächlich geschilderten drei Damen vor mir zu haben und ich war weit entfernt, mir jetzt schon irgend ein Urtheil über sie zu gestatten, zumal ich immer mehr sah, daß es leidende, traurige Menschen waren und zu diesen hat mich von jeher eine innige Sympathie gezogen, vielleicht, weil ich von Natur eine mitleidige theilnehmende Seele, vielleicht auch, weil ich zufällig ein Arzt und somit der natürliche Anwalt aller Leidenden und Betrübten geworden bin.

In diesen oder einen ähnlichen Gedankengang verloren, schritt ich eine Weile an der Seite des aufmerksam nach allen Seiten spähenden Capitains hin, als wir abermals an dem Tisch vorüberkamen, an welchem die drei Damen saßen. Sie hatten so eben, wie ich wohl bemerkt, einige Worte flüsternd mit einander gewechselt und konnten, wie es schien, in ihrer Meinung nicht einig werden, da sich ihnen auch das Reisehandbuch, welches die junge Blondine noch so eben zu Rathe gezogen, nicht in dem gewünschten Maße hilfreich erwies. Da erhob sich plötzlich diese von ihrem Sitz, kam mit leicht schwebendem Schritt auf uns zu und wandte sich mit einem gewinnenden Lächeln, welches einen Moment lang ihre bisherige Traurigkeit ganz aus dem Gesicht verschwinden

ließ, an den sie mit einiger Verwunderung anblickenden Capitain und sagte in englischer Sprache:

»Verzeihen Sie, Sir, daß ich mich in einer Angelegenheit an Sie wende, die für uns von einiger Wichtigkeit ist. Können Sie uns vielleicht ein gutes Gast- oder Pensionshaus in Interlaken empfehlen, welches etwas fern von dem Gewühl des Hauptverkehrs liegt und worin wir ländliche Ruhe, einen wünschenswerthen Comfort und zugleich eine gute Aussicht auf die Berge genießen?«

Der Capitain dachte nur einen Augenblick nach, dann sah er mich lächelnd an und sagte höflich, indem er seine goldverbrämte Mütze lüftete, ebenfalls in englischer Sprache, die er, wie alle gebildeten Schweizer, die mit Fremden aller Art zu verkehren haben, geläufig sprach:

»O ja, Miß, ein solches Haus kann ich Ihnen allerdings mit gutem Gewissen empfehlen, aber um ganz sicher zu gehen, sollten Sie sich eigentlich an diesen Herrn wenden, der alle Jahre zu uns kommt, ein solches Pensionshaus besser als ich kennt und der zugleich alle die Annehmlichkeiten liebt und sucht, die Sie so eben für sich in Anspruch nahmen.«

Dies Gespräch fand, da wir beiden Männer bei der unerwarteten Anrede der englischen Miß augenblicklich still gestanden waren, in unmittelbarer Nähe des Tisches statt, an dem die Damen Platz genommen hatten und die beiden anderen noch immer saßen, wie es schien, voller Spannung, welche Antwort der Fragenden von uns zu Theil werden würde. Ich, so ganz unerwartet von dem

Capitain in's Gespräch gezogen, wollte eben einige Worte hören lassen, als sich nun auch die ältere Dame zum Sprechen veranlaßt fühlte, aber erst nachdem sie einen prüfenden Blick auf mich geworfen, als ob sie untersuchen wollte, ob ich auch wohl würdig sei, mit ihnen in nähere Unterhandlung zu treten.

»Das zu hören, ist mir sehr angenehm, Sir,« sagte sie zu mir mit höflichem Ton, jedoch ohne sich von der Stelle zu regen. »Wollen Sie also die Güte haben, uns das Landhaus zu nennen, in welchem Sie ebenso wohl behagliche Ruhe und friedliche Stille wie eine gute Aussicht finden?«

Ich nahm jetzt meinen Hut ab, verbeugte mich vor den drei Damen und sagte mit der ruhigsten Miene:

»Sehr gern, meine Damen, wenn ich Ihnen damit dienen kann. Ich wohne seit Jahr und Tag immer in einem und demselben Pensionshause und zwar in Beau-Site in Unterseen. Dort finde ich stets Alles, was ich bedarf und was ein nicht zu anspruchsvoller Mensch verlangen kann.«

Die alte Dame nickte befriedigt. »Gut,« fuhr sie fort, »schickt der Besitzer des Hauses auch wohl einen Wagen nach dem Landungsplatz?«

»Ganz gewiß, täglich drei- oder viermal, und heute wird er ihn ohne allen Zweifel senden, da er von meiner Ankunft mit diesem Boot unterrichtet ist.«

»O, Sir,« fuhr die alte Dame fort, »würden Sie dann wohl die Güte haben, uns diesen Wagen zu bezeichnen, wenn wir angelegt haben?«

»Ganz gewiß, Mylady, Sie sollen ihn nicht verfehlen, ich büрге dafür.«

Die alte Dame nickte dankend, schien vor der Hand über ihr Unterkommen beruhigt und wandte ihr Gesicht wieder still zu der brünetten jungen Dame, die kein Wort gesprochen und nur von Zeit zu Zeit einen ihrer flammenden traurigen Blicke über mich hatte hinschweifen lassen. Ihre blonde Gefährtin dagegen schien am meisten durch die erhaltene Auskunft befriedigt, schlug ihr Reisehandbuch zu, legte es auf den Tisch und begann nun ihrerseits einen kleinen Spaziergang auf dem Deck, während der Capitain sich von mir entfernte, um seinem Dienste obzuliegen.

Ich aber nahm meinen Gang von Neuem aus und wandte meine Blicke nach der Beatenhöhle empor, an der wir eben vorüberfuhren, jedoch auch sie verschwamm im Nebel und ich konnte nicht einmal die kleinen Häuserchen auf dem Bergrücken wahrnehmen, die in kurzer Zeit von Fremden bewohnt sein sollten und innerhalb deren sich dann ein ganz eigenes Leben entwickelte, von dem auf den Höhen jetzt noch keine Spur zu finden war.

Plötzlich, als ich eben still stand und nach der düsteren Höhe blickte, stand auch die blonde Miß neben mir und als ob sie sich von mir unterrichtete lassen wolle, sagte sie mit sanfter freundlicher Miene:

»Es thut immer wohl, Sir, wenn man vor einem fremden Orte, den man nie mit Augen gesehen, Jemanden antrifft, der mit den Besonderheiten desselben vertraut ist. Ich habe mich vergebens nach allen den Schönheiten

umgeblickt, die in meinem Reisehandbuch um den Thuner See herum verzeichnet stehen und am meisten hatte ich mich auf die Blümlis-Alp gefreut. Wo ist sie, das heißt, wo mag sie liegen – wissen Sie das?«

»Gewiß weiß ich das, Miß, aber wir sind schon lange an ihr vorbei. Dort, hinter dem grauen Nebelwall liegt sie, dort das Dolden- und Balmhorn, dort das Stockhorn und da der schöne gravitatische Niesen, aber Sie sehen von allen diesen Herrlichkeiten heute nichts, indessen können Sie es in den nächsten Tagen nachholen, wenn Sie bei besserem Wetter, was ja nicht ausbleiben wird, Ausflüge in die Umgegend von Interlaken machen.«

Die englische Miß seufzte schwer auf, nickte wohl, aber schien sich nicht besonders auf die von mir angedeuteten Ausflüge zu freuen. Indessen erwiederte sie kein Wort und eben wollte ich ihr zeigen, wo die Jungfrau, das Schreckhorn und die anderen großen Berge liegen, als der Capitain wieder herantrat und sagte, daß wir in zehn Minuten in Neuhaus sein würden und daß die Damen ihr Handgepäck von ihrer Dienerschaft an eine bestimmte Stelle tragen lassen möchten, damit sie unverweilt in den Wagen steigen und nach Beau-Site fahren könnten.

Die blonde Engländerin nickte dankend und wir gingen langsam an den Tisch zurück, auf dem die Handgepäckstücke in Haufen lagen, worauf die Erstere die beiden Neger herbeirief und ihnen die nöthigen Anweisungen in Betreff des Gepäcks gab.

Als die beiden Schwarzen – Ned und Nelly hießen sie, wie ich jetzt hörte – sich demuthsvoll genaht und das Gepäck geordnet und unter sich vertheilt hatten, dem ich mit einiger Neugierde bei Seite stehend zuschaute, rief die ältere Dame ihre blonde Tochter heran und sprach angelegentlich einige Worte mit ihr, aber so leise und geheimnißvoll, daß ich keine Sylbe verstand, was mich sogleich veranlaßte, vom Tische mich zu entfernen und mein eigenes Gepäck mir zur Hand zu legen.

Aber da kam die junge Engländerin noch einmal zu mir heran, während eben der Capitain in meine Nähe trat, um mir zum Abschiede die Hand zu reichen, und da sagte sie:

»Verzeihen Sie, Sir, meine Mutter ersucht mich, in Betreff von Beau-Site noch eine andere Frage an Sie zu richten, die von der ersten allerdings etwas abweicht. Meine Mama ist nämlich oft etwas leidend und bedarf dann der schnellen Hülfe eines Arztes. Wissen Sie vielleicht, ob in der Nähe jener Pension ein Arzt wohnt, dem man sich im Falle der Noth anvertrauen darf?«

Ich wollte eben mit einem kurzen »Ja« antworten, als mir der Capitain zuvorkam, mich wieder lächelnd anblickte und sagte:

»Sie wenden sich abermals an den rechten Mann, Miß. Der Herr hier ist selbst ein Arzt –«

»Bitte!« unterbrach ich ihn, »erregen Sie der Dame keine falsche Hoffnung. Ja wohl,« wandte ich mich nun zu dieser, »allerdings bin ich ein Arzt, aber ich practicire auf

Reisen nicht und gehe meiner eigenen Erholung wegen nach Interlaken und in die Berge.«

»O,« erwiderte die junge Dame außerordentlich freundlich und, wie es mir vorkam, mit einer noch beruhigteren Miene als vorher, »wir fürchten auch nicht, in die Lage zu kommen, Sie zu bemühen, jedoch ist es mir sehr angenehm, daß meine gute arme Mama doch wenigstens den Rath eines Mannes zur Seite hat, der mit Allem, was wir wünschen und bedürfen, so vertraut ist. Ich danke Ihnen, Sir, und empfehle mich Ihnen einstweilen. Aber da sind wir ja wohl in Neuhaus angelangt, nicht wahr?«

»Ja wohl!« sagte ich, während der Capitain uns verließ und seine Brücke bestieg, denn eben beschrieb der Dampfer seinen letzten Bogen, um in den kleinen Hafen von Neuhaus einzulenken und man sah schon am Ufer im dichten Nebel zwei lange Reihen eleganter Omnibus aufgefahren, die insgesamt etwaige Gäste erwarteten, während doch heute nur einer von ihnen so glücklich sein sollte, ein paar Fremde seinem Herrn in's Haus zu bringen.

Ich wandte mich jetzt von den Engländerinnen ab und richtete die Augen auf meinen lieben Abendberg, der nun dicht vor mir lag und auf dem ich vier Wochen zubringen wollte, sobald die zu erwartende Sommerhitze mich aus dem Thale in die Höhe scheuchen würde. Allein ich sah so gut wie gar nichts von ihm, weder sein trauliches weißes Haus, noch seine grünen Matten und seine dunklen Tannen, denn auch über ihn hatte sich der dichte graue Nebelmantel gelagert und verhüllte seine Schönheiten

wie Alles ringsum. So begab ich mich denn auf die Seite des Dampfers, auf der wir aussteigen mußten, und unter den wenigen am Ufer versammelten Menschen hatte ich sehr bald meinen guten alten Wirth, Vater Ruchti, erkannt, der in seiner bekannten liebenswürdigen Art es auch diesmal nicht unterlassen hatte, mir persönlich bis Neuhaus entgegen zu kommen, um mich, den Freund und alten Stammgast seines Hauses, in seinem Privatwagen unter sein gastliches Dach zu holen.

Bald hatten wir, unsere Hüte schwenkend, Grüße mit einander ausgetauscht und gleich daran lagen unsere Hände zusammen und ich las aus dem freundlichen Gesicht des biedereren Mannes, daß ich ihm auch diesmal so willkommen wie früher sei. Kaum aber hatten wir die ersten Worte gewechselt, so machte ich ihn auf die Engländerinnen aufmerksam, die ich mit zu ihm gebracht, und er wandte sich sogleich in höflichster Weise zu ihnen hin und gab seinen Leuten den Befehl, das Gepäck der Fremden in den Omnibus zu schaffen und sie wohlbehalten nach Beau-Site zu bringen.

DRITTES CAPITEL. BEI VATER RUCHTI.

»Sie kommen diesmal im trübsten Nebelwetter bei uns an,« sagte mein Wirth zu mir unterwegs, als wir im raschesten Trabe seines eleganten Grauschimmels, allen übrigen Fuhrwerken voran, um ihren Staub zu vermeiden, in dem leichten Korbwägelchen auf der Landstraße nach Unterseen dahinflogen. »Sehen Sie doch nur diese

Wolken an, wie sie schwer und unbeweglich an den Bergen hängen und beinahe bis zum Thale hinabreichen. So, gerade so stecken wir schon drei Tage in undurchdringlicher Finsterniß und werden so lange darin stecken, bis ein gnädiger Windstoß sich unserer erbarmt und uns von unserem trübsten Feinde befreit. Und diese Kälte dabei, im schönen Monat Juni! Das ist fast unerhört. Oben auf den Bergen soll ungeheuer viel Schnee liegen und wenn der Nebel von dem Hardergebirge und der Faulhornkette weicht, werden Sie beide bis zur Hälfte damit bedeckt finden. Ich habe alle Kamine in meinen Gesellschaftsräumen heizen müssen, denn unter den darin Hausenden war Zähneklappen und Hautgruseln entstanden.«

»Das kann ich mir denken,« erwiderte ich, »und ich habe auf dem Dampfer auch tüchtig gefroren, da ich nicht gern in die Cajüte hinabsteige. Aber das kann ja nicht lange mehr dauern. Die alte Sonne thront noch da oben und sie wird und muß doch endlich wieder zum Vorschein kommen. – Haben Sie schon viele Gäste im Hause?«

Vater Ruchti zuckte die Achseln. »Ach nein,« sagte er, »bis jetzt nicht, und vor vierzehn Tagen erwarte ich auch eigentlich keinen Andrang. Die Folgen des traurigen Krieges im vorigen Jahr – nun, für Sie war er glücklich genug – halten eben so gut wie das Wetter die Reisenden zurück und wir armen Schweizer werden diesmal keine große Menschenerndte zu verzeichnen haben. Aber doch sind bereits acht Personen, sieben Herren und eine Dame, bei

mir, unter denen Sie als einziger Deutscher der Neunte sein, also die Musenzahl voll machen werden.«

»Gut, gut! Also noch kein Deutscher außer mir?« erwiderte ich. »Nun, das ist mir ziemlich einerlei, wie Sie wissen; ich vertrage mich mit Jedermann, ob er aus dem Süden oder dem Norden stammt.«

»Ja wohl, und wenn es nur Alle so machen wollten, dann würde die große Völkerfamilie bei mir immer in noch größerer Eintracht leben, als es geschieht. Doch – sagen Sie mir, was sind das für drei Damen, die mit Ihnen auf dem Boot gekommen sind und die Sie mir so glücklich zugeführt haben?«

»Es sind Engländerinnen und, wie es scheint, in großer Betrübniß. Nach ihren Kleidern und Mienen zu schließen, haben sie einen Todten zu beklagen. Auch haben sie mich schon ausgefragt, ob sie bei Ihnen eine ruhige behagliche Stätte finden und ob ein Arzt in der Nähe wohnt. Ich bringe Ihnen also halbe Patienten in's Haus.«

»Thut nichts! Bei mir sind schon Viele sehr krank angekommen und ganz gesund wieder abgereist. Sie wissen ja am besten an sich selber, was unsere gute Luft bewirkt, und diese Damen werden es auch an sich erfahren.«

»Wir wollen es hoffen; geben Sie ihnen nur recht gute Zimmer, nach vorn heraus, es scheinen sehr ängstliche und dabei wohlhabende Leute zu sein, denn sie haben ein hübsches Negerpaar zur Bedienung bei sich.«

»Ich habe es wohl gesehen,« erwiderte der umsichtige Ruchti, der seine Augen in allen Ecken und Winkeln

zu haben pflegte und dem die besonderen Eigenthümlichkeiten seiner Gäste selten entgingen. »Nun, ich habe vorn im ersten Stock des neuen Hauses noch drei sehr hübsche Zimmer, Nummer Vier, Fünf und Sechs, und da Sie, wie immer, in Nummer Drei wohnen, werden Sie ihr nächster Nachbar sein.« –

So plauderten wir unterwegs, da ich auf die sonst so schöne, jetzt nebelverhüllte Umgebung nicht zu achten brauchte, und nach zehn Minuten langten wir vor dem mir so lieben Beau-Site mit seinen wohnlichen Häusern und seinem schönen Gartenpark an und ich begrüßte mit warm schlagendem Herzen die alten bekannten Bäume und Rasenflecke, die trotz des augenblicklichen bösen Wetters bereits im schmuckesten Frühlingskleide prangten, denn der vortreffliche Gärtner in Beau-Site hatte auch dieses Jahr wie immer seine Schuldigkeit gethan.

Als wir vor der Thür der Pension hielten, sprangen mir wie alle Jahre die Mitglieder der Familie meines Wirths entgegen und begrüßten mich auf das Herzlichste. Sodann, nachdem ich die auf mich einströmenden Fragen mancherlei Art beantwortet, führte mich Vater Ruchti nach meinem Zimmer, in dem ich schon so oft gewohnt, die reinsten, unschuldigsten Naturfreuden aus erster Hand gekostet und so manche glückliche Stunde verlebt hatte. Ja, da lag es wieder in seiner ganzen bequemen Traulichkeit vor mir; mein Lehnsessel stand wie sonst am Fenster, und zum Lesen lag schon eine Zeitung und das neue Fremdenblatt darauf; und davor, in das beste Licht, war mein Schreibtisch gerückt, ohne den ich

nun einmal nicht leben kann, und Alles, was ich bei der Arbeit bedurfte, stand und lag wohlgeordnet bereit, als wäre ich in meine wirkliche Heimath eingetreten, wo Ordnung und Behaglichkeit im Einzelnen wie im Ganzen herrscht. Ach, aber der Blick, den ich heute hier aus dem Fenster warf, war nicht dazu angethan, mich froh und heiter wie sonst zu stimmen, und nach einer flüchtigen Umschau trat ich, mich frostig schüttelnd, wieder davon zurück. Keine Spur war heute weder von der Jungfrau und dem Mönch, noch von den malerischen Vorbergen derselben und dem lebensfrischen Vordergrunde zu sehen, als ob sie gar nicht mehr aus der Welt wären; selbst der vielgezackte schwarze Männlichen, hinter dem sich die herrliche Wengernalp verbirgt, war unsichtbar, hinter Wolkenmassen schwerster Gattung versteckt und die gewaltige Faulhornkette mit der romantischen Daube auf der westlichen Spitze, die vor der schynigen Platte liegt, war nur bis zur Drittelhöhe zu erkennen und selbst das, was man sah, leuchtete nicht wie sonst im frischesten Matten- und dunklen Tannengrün, sondern sah grau, kümmerlich und betrübt aus, wie die ganze Welt ringsum, die, wie die drei englischen Damen, heute ihr Trauerkleid angelegt hatte. Von meinem lieben smaragdgrünen Abendberg sah ich auch hier in allernächster Nähe nur den untersten, starken und dichtbewaldeten Fuß, denn auch ihn und den großen Rugen darunter hatten sich die bleischwer lagernden Wolken zum Schemel ausersehen, und nichts, Nichts verrieth, welche zauberhaften Reize da oben hinter ihnen schlummerten.

Nach einer Viertelstunde fuhr der Omnibus von Beau-Site mit den drei Engländerinnen und unserm sämmtlichen Gepäck vor das Haus und bald befand ich mich im Besitz meines Koffers und konnte mich meiner Reisekleider entledigen und die nothwendigste Toilette machen, was so wohlthätig ist, wenn man drei Tage auf einer weit über hundert Meilen langen Reise zugebracht hat. Sobald dies aber geschehen, begab ich mich noch vor dem Läuten der Eßglocke in den Speisesaal hinab und begrüßte einige der mir noch vom vorigen Jahre her bekannten aufwartenden Mädchen, die stets die Freude und der Trost aller Gäste sind, denn in Beau-Site giebt es keine naseweisen, aufdringlichen Kellner mit schwarzen Schwanzröcken und weißen Cravatten; frische, freie Naturkinder mit freundlichen Gesichtern und in Berner Oberländer Tracht warten den Gästen auf und nie sieht man eine mürrische Miene an ihnen, denn wie der Wirth und seine Kinder selbst, muß Alles im großen Haushalt gefällig, aufmerksam und zuvorkommend sein.

Ich fand den großen Saal, dessen zierlich bestellte Tafel so einladend wie immer den Hungernden entgegenblickte, schon von einigen Gästen besucht, die sich wie stierende Vögel dicht um den hell lodernden Kamin gedrängt, und in deren Mitte ein alter weißbärtiger Engländer mit weit ausgebreiteten und gegen das Feuer hin ausgestreckten Händen saß, als wolle er alle Wärme desselben zuerst in sich einsaugen, denn, wie man weiß, haben ja reisende Engländer vor allen übrigen Menschen

das Privilegium, einen hell flackernden Kamin für sich allein in Anspruch zu nehmen.

Ich trat langsam auf den Kamin zu und musterte die näher oder ferner vor dem leise knisternden Feuer Sitzenden. Außer dem alten Engländer, dessen Sohn eben im großen Nebensalon das Pianino mit fast herkulischer Kraft und ohne alle Grazie bearbeitete, saßen ein grauhaariger Däne, ein griesgrämiger Russe und ein elegantes französisches Paar mit ziemlich jugendlichen Gesichtern auf so dicht wie möglich herangerückten Stühlen, von denen Niemand ein Wort sprach, da sich Alle nur dem jetzt nothwendigsten Vergnügen, ihre kalten Glieder zu wärmen, hingaben. Natürlich fand keine Begrüßung zwischen uns statt, wie die Damen und die Herren denn auch kaum nach dem neuen Ankömmling hinblickten, denn das ist unter Menschen von ›Bildung und Anstand‹ nicht Mode in der Fremde und erst nach längerem Beisammensein nickt man sich gelegentlich einmal steif und kalt zu, bis es nach mehreren Tagen dem Einen oder Anderen gelingt, den gleichgültig den Neuling anstarrenden Augen einen freundlicheren Blick abzutrotzen, der allmählig und langsam erst gemüthlich wird, wenn man bei der wohlbesetzten Tafel sitzt, der feurige Wein seine Schuldigkeit thut und die gutbereiteten Speisen ein gewisses Wohlbehagen aus dem Magen auch in die steinernen Gesichter übertragen.

Heute und jetzt, bei so ganz frischer Bekanntschaft und in der Erwartung des Mahls, die bei den stets hungri- gen Pensionären immer etwas Peinliches hat, geschah

nichts von alledem, und da mir kein Platz vor dem Kamin übrig blieb, trat ich, nachdem ich die schweigsame Gesellschaft oberflächlich gemustert, wieder von ihm zurück und spazierte auf und nieder, bis die Eßglocke zu läuten begann, bei deren erstem Ton der junge Engländer im Salon – er war eigentlich ein Ire, wie ich später erfuhr und hatte fuchsrothe Haare, die wie ein wildes Gestrüpp seine bleichen Wangen umflatterten – mitten in seiner Fingerübung abbrach und mit einem durchbohrenden Blick nach der Suppenterrine hin seinen Platz am Tische einnahm.

Bald darauf und nachdem noch ein junger Pole mit seinem Hofmeister eingetreten, saßen wir neun Personen in Hufeisenform am obersten Tischende, in dessen Mitte ich nach alter Gewohnheit meinen Platz erhielt, wobei ich bemerkte, daß mir gegenüber drei leere Couverts lagen, die ich für die noch abwesenden Engländerinnen bestimmt hielt, worin ich mich, wie ich später sah, auch nicht getäuscht.

Bei Tische ging es an diesem Tage im Allgemeinen sehr schweigsam zu und nur Teller, Gabel und Messer hörte man klappern, während die Sprechorgane der kleinen Versammlung einem feierlichen Bann unterworfen schienen. Dabei tranken die Engländer meist Wasser, wie gewöhnlich und überall in ungeheuren Quantitäten, die Franzosen nur Wasser mit einigem Wein untermischt; der Russe, der Däne und die Polen dagegen sprachen dem feurigen Burgunder in einer Weise zu, daß ich im Stillen

Vater Ruchti Glück wünschte, daß sich unter seinen paar Gästen wenigstens einige so durstige Seelen befanden.

Erst beim zweiten oder dritten Gange traten die drei Damen vom Beatus ein und schienen, wenn ich ihre stumme Verbeugung und das damit verbundene stille Lächeln der jungen Blondine richtig deutete, erfreut, in meiner unmittelbaren Nähe ihren Platz zu finden. Gesprächig aber waren sie insgesamt nicht; die schöne Brünette sprach kein Wort, die Mutter ließ nur dann und wann, wenn es nicht anders ging, das den Engländern so geläufige und beliebte ›Yes‹ hören, und nur ihre blonde Tochter antwortete, wie ich sogleich berichten werde, etwas umständlicher auf die Fragen, die an sie zu richten ich mir am Ende der Tafel erlaubte.

Was nun die Dame mit den dunklen Haaren und Augen betrifft, die schon jetzt für mich die Hauptperson der kleinen Gesellschaft geworden war, so erkannte ich erst hier, wo ich sie in aller Ruhe, ohne Hut und Schleier, ohne Paletot und Plaid und in ihrer einfach modernen Trauerkleidung sah, von welcher wunderbaren und auffallenden Schönheit sowohl ihre Gestalt wie ihr Gesicht war. Selten nur habe ich eine ebenmäßiger gebildete schlanke und doch zugleich wohlgerundete Frauengestalt gesehen; in allen ihren Bewegungen, in dem unwillkürlichen Spiel ihrer schönen kleinen Hände, die wie aus Wachs gebildet schienen, athmete eine elastische Grazie, die jeden Beschauers Aufmerksamkeit auf sie lenken mußte. Und welcher Ausdruck lag auf dem alabasterklaren Gesicht, das, leicht bräunlich angehaucht, in Gemeinschaft mit

dem dichten schwarzblauen Haar und den düster flammenden Augen, wenn man einmal ihrer habhaft werden konnte, in der That den tiefsinnigen Stolz und die unnahbare Grandezza einer Spanierin verrieth! Leider jedoch minderte den siegreichen Eindruck, den dieses herrliche Gesicht hervorrief, der tief traurige Schleier, der darüber ausgebreitet war; wie in Melancholie getaucht, blickte sie nur niederwärts vor sich hin, niemals erhob sie voll das Auge nach irgend einem Gegenstande oder gar einer Person, und es schien fast, als wäre sie mit ihren trüben Gedanken so ganz und gar beschäftigt, daß die ganze übrige Welt gar nicht für sie existire.

Wenn ich aber ganz aufrichtig sein und alle meine Gedanken über sie enthüllen soll, was man mir verzeihen möge, da es im ersten Augenblick indiscret erscheinen mag, daß ich solche Reflexionen an einer Wirthstafel über ein junges schönes Mädchen anstellte, so muß ich gestehen, daß ich auch diesmal meinem mir angeborenen Triebe folgte, das heißt mit haarscharfer Erwägung an diesen Zügen haften blieb, wie ich es immer thue, wenn ich fremden und namentlich mich interessirenden Persönlichkeiten begegne, um mir durch die Entzifferung ihrer äußeren Erscheinung ihr inneres Wesen zu zergliedern zu suchen, und ich habe mich seit einer Reihe von Jahren so sehr an diese Entzifferung gewöhnt und so oft die lohnendste Unterhaltung dabei gefunden, daß ich von dieser, manchem Beobachter als Fehler erscheinenden Gewohnheit nicht mehr lassen kann. Und

da sagte ich mir jetzt, daß ich ähnlichen Physiognomien, obgleich an anderen Orten und unter anderen Verhältnissen, schon oft begegnet war, mit einem Wort, an Orten, wo sich Mädchen oder Frauen befinden, die eine große Schuld auf sich geladen haben und zur Buße sich an der Stelle befinden, wo ich sie fand – in Gefängnissen nämlich. Ja, ich mußte mir, je öfter ich diese schöne und reizvolle Person beobachtete, ohne daß sie es bemerken konnte, eingestehen, daß es nicht blos eine Trauer um etwas Verlorenes sei, was sie so niederbeugte, sondern etwas ganz Anderes. Es kam mir immer mehr und mehr so vor, als ob auf ihren jungen Schultern eine unüberwindliche Last läge, wie eine ungebüßte Schuld, und zu dieser Annahme bewogen mich nicht nur die mit Mühe unterdrückten Seufzer, die oft unwillkürlich und ganz leise ihrer gepreßten Brust entschlüpfen, sondern auch ihr übriges Verhalten den sie beschauenden Gästen gegenüber, indem sie mit seltener Gewandtheit jedem Blicke auswich, als scheue sie sich, einem Menschen in's Auge zu sehen, der errathen könne, was in ihrem so fest und sorgfältig verschlossenen Innern vorging.

Diese Bemerkungen, die in späteren Tagen noch öfter von mir angestellt wurden und mit der Zeit die unumstößliche Gewißheit in mir hervorriefen, daß ich mich nicht geirrt, machte ich schon an diesem ersten Tage, aber für jetzt beschäftigten sie mich noch nicht mit dem Ernst, wie späterhin, ich nahm sie vor der Hand nur als eine oberflächliche Entdeckung hin, die mich erst nach und nach zu einem ernsteren Studium veranlaßte, bis ich

darin so weit gekommen war, daß ich mir sagen konnte: »Ja, auch diesmal hat Deine Menschenkenntniß Dich nicht getäuscht und Du stehst vor der Entwicklung eines psychologischen Räthsels, das ja immer, wie jedes interessante Problem, die Menschenseele so lebhaft beschäftigt und unsern Geist unwiderstehlich anstachelt, unsere wagehalsigen Combinationen in unumstößliche Ueberzeugungen umzuwandeln und somit das Räthsel zu lösen, welches der Zufall oder eine göttliche Vorsehung uns in den Weg geworfen hat.

So viel für diesmal über die schöne dunkle Unbekannte, und die Folge wird lehren, daß mir dieser Zufall oder Schicksalswurf in der That ein artiges Räthsel vorgeführt und daß ich bei meiner ersten Annahme auf keine durchaus falsche Fährte gerathen war.

Was nun die andere junge Dame betrifft, die ich bisher die blonde genannt, so war auch sie, wie ich heute bei Tische sah, von einer ähnlichen Traurigkeit oder Betrübniß befallen, wie ihre Mutter und ihre junge Verwandte oder Freundin, allein sie war und blieb, wie ich schon früher angedeutet, die lebhafteste von den Dreien und beherrschte ihre trübe Stimmung bei Weitem mehr als die beiden Anderen. Ihre blauen Augen spähten oft mit einem freundlichen Ausdruck zu mir herüber und, als ob die Brücke zwischen uns durch unsere Unterhaltung auf dem Dampfer bereits geschlagen sei, schien sie sogar bereit, auch jetzt ihrem mittheilsamen Naturell zu folgen und sich mit mir in ein Gespräch einzulassen, wozu ich

ganz aufgelegt war, da mir nichts in der Welt unausstehlicher, ja unerträglicher ist, als mit gebildeten Menschen an einer wohlbesetzten Tafel zu sitzen und kein Wort mit ihnen zu wechseln.

So fragte ich sie denn nach einiger Zeit, ob sie gute Zimmer erhalten und ob sie mit der Wahl ihres zeitigen Wohnorts überhaupt zufrieden sei.

»Ja, Sir,« antwortete sie sogleich und mir freundlich zunickend, »wir haben drei recht gute Zimmer erhalten und sind mit Allem zufrieden. Der Wirth scheint ausnehmend gefällig zu sein, und auch die Bedienung, so weit wir ihrer bedürfen, läßt nichts zu wünschen übrig. Vor allen Dingen behagt uns die Ruhe und Stille im Hause und das Grün der nächsten Umgebung und der schöne Blumengarten vor den Fenstern thut uns wohl. Nur die Aussicht nach jeder Seite hin, die Sie auf dem Schiff so sehr gerühmt, fehlt uns ganz und gar. Und darüber bin ich meiner Mama wegen am meisten betrübt, deren Gemüthsstimmung eine angenehme Abwechslung auch in äußeren Dingen so nothwendig ist.«

Ich mußte bei dieser von ihren frischen Lippen so lieblich tönenden Klage unwillkürlich lächeln und erwiderte sogleich:

»O, über diesen Punkt können Sie völlig beruhigt sein. Die schöne Aussicht und der Wechsel der Scenerie fehlt bei diesem leidigen Wetter überall und Sie dürften weit nach dem Süden gehen, um die Sonne scheinen zu sehen. Bis Sie aber dahin gelangen, würde sie auch hier zum Durchbruch gekommen sein, und wenn sie erst da ist,

werden Sie sich bald überzeugen, wie wunderbar schön es hier ringsum ist. Also gedulden Sie sich!«

»Ach ja!« seufzte sie leise auf, »Geduld müssen wir freilich haben, ich sehe es ein, es läßt sich eben nicht ändern. Aber was denken Sie von dem lästigen Nebel, der so fest und dick wie im November in England ist, wird er sich nicht bald verflüchtigen?«

Ich zuckte die Achseln und sagte nur noch, daß Wetterpropheten in den hiesigen Bergen noch seltener als im flachen Lande zu finden seien und daß ich noch Niemanden kennen gelernt, der mit Sicherheit auf das Wetter des folgenden Tages schließen könne.

»Yes!« sagte die Mutter, die aufmerksam zugehört, und nickte mit ihrem ernstesten traurigen Gesicht beistimmend zu mir herüber, während die schweigsame junge Dame, die nur sehr wenig gegessen und fast gar nichts getrunken hatte, sich scheu nach ihren beiden Gefährtinnen umblickte, als wünsche sie, daß man sich von den Plätzen erhebe, was die ältere Dame auch zu verstehen schien, denn nach wenigen Augenblicken erhob sie sich von ihrem Stuhl, machte mir eine kurze Verbeugung, wie die beiden andern Damen, und ging mit ihnen, ohne der übrigen Gesellschaft einen einzigen Blick zu schenken, aus dem Speisesaale hinaus.

Unmittelbar nach Tisch begab ich mich nach meinem Zimmer und ruhte eine Stunde, da ich von der Reise etwas ermüdet war; darauf packte ich meinen Koffer zum Theil aus und richtete mich, wie ich es überall auf Reisen thue, wo ich längere Zeit verweile, behaglich tein, um mich auch hier zu Hause zu fühlen. Dann erst schickte ich mich zu einem längeren Ausgange an, denn ich sehnte mich, das schöne Interlaken selbst bei so üblem Wetter nach langer Trennung wiederzusehen und die wohlbekannten Stätten und außerdem einige mir Näher stehende Freunde zu begrüßen.

Ogleich ich durch meinen Wirth darauf vorbereitet war, Interlaken noch leer von Gästen und bei Weitem noch nicht in seinem vollen Sommerschmuck zu finden, war ich doch einigermaßen erstaunt, als ich meine Erwartung darin noch um ein Bedeutendes übertroffen fand. Ja, es macht einen seltsamen und niederschlagenden Eindruck, eine Stadt oder einen Ort, den man nur von einem lebhaften Menschengewoge gefüllt zu sehen gewohnt ist, so überaus leer und öde zu finden. Interlaken vor Allem kann man sich nur von einer Menge leichtlebiger Gäste bevölkert und von frohen Gesichtern belebt denken, heute aber sah es fast wie ein von allem Verkehr verlassener oder weit abgetrennter Ort aus. Die herrlichen Paläste, die es zieren, die geschmackvollen Gasthäuser und Pensionen am Höhewege, wo man an schönen Sommertagen Hunderte von seltsamen Gestalten und von Bewunderung strahlenden Gesichtern sieht,

standen noch alle unbewohnt und leer, und die auf reiselustige Leute harrenden Führer, Träger und Eseltreiber bevölkerten allein die köstliche, von uralten Nußbäumen beschattete Straße und lungerten sehnsüchtig auf Bänken herum, irgend einen zufällig daherkommenden Touristen mit großen Augen anstarrend, als hätten sie ein halbes Wunder gesehen. Die zahlreichen Kellner in den großen Gasthäusern saßen oder lagen beinahe im trägsten *dolce far niente* auf den Bänken vor ihren schon lange mit den schönsten Blumen besetzten Veranden, und die Wirthe selbst standen erwartungsvoll vor den Thüren und lauerten auf die von den Landestellen der Dampfer zurückkehrenden Wagen, ob sie denn noch nicht irgend einen kühnen Wanderer mit heimbringen würden, an dem sie ihren Wirthschaftseifer kühlen könnten. Aber nun, alle kamen, sowohl vom Brienzer wie Thuner See in langsamsten Schritt und leer zurück, denn wer verläßt das behagliche Luzern oder das schöne Zürich, das verheißungsvolle Bern, um sich bei solchem Nebelwetter in das rauhe Oberland zu begeben? Auch die reich ausgestatteten Bazars und Kunsthallen, in denen so schöne Bilder und geschnitzte Holzwaaren wie Industrie und Gebrauchsgegenstände aller Art feilgeboten werden, standen zwar geöffnet, aber in ihren glänzenden Räumen waren nur die geputzten Verkäuferinnen zu sehen, die mit traurigen Gesichtern ihre Schätze betrachteten, da sich weder ein englischer noch amerikanischer Käufer blicken lassen wollte.

Als ich mir diese trostlose Oede eine Weile angeschaut, die durch die nebelverhangenen Berge noch viel und trauriger wurde, begann ich meine Besuche und ich traf meine Freunde sämmtlich im besten Wohlsein und voller Freude an, daß ich mein Asyl wieder unter ihnen aufgeschlagen und die altgewohnte Treue und Anhänglichkeit an ihre schöne Heimath von Neuem bewährt hatte.

Von einigen meiner ältesten Bekannten wurde ich länger als gewöhnlich aufgehalten und als ich gegen Abend nach Beau-Site zurückkehrte, fand ich die zeitige Bewohnerschaft schon im Speisesaale versammelt, um ihr Abendbrod zu verzehren. Nur die drei englischen Damen sah ich nicht und auf meine Erkundigung hörte ich, daß sie sich für zu ermüdet erklärt, um in der Gesellschaft der übrigen Gäste den Thee einzunehmen, und daß sie daher frühzeitig ihre Zimmer aufgesucht hätten.

Meine Abendmahlzeit war bald beendet und da es während derselben leise zu regnen begonnen, begab ich mich in Freund Ruchti's behagliches Comptoir, das bei schlechtem Wetter den männlichen Gästen zum traulichen Rauchzimmer dient und wo ich von jeher die üblichen Plaudereien mit meinem Wirthe gepflogen, nach dem er die Last des Tages siegreich überstanden hatte.

Als ich in dasselbe eintrat, fand ich nur seine zweite Tochter Mathilde darin vor, ein zwar noch junges, aber um so fleißigeres Mädchen, das, vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein im Comptoir thätig, dem Vater den so nothwendigen Secretair ersetzt und im wahren Sinne des Worts sein treuester Cassirer und Buchhalter ist.

»Wo ist der Vater, Mathilde?« fragte ich sie, indem ich mir eine Cigarre anbrannte und mich auf dem bequemen braunen Sopha niederließ, auf dem ich schon manche trauliche Stunde verplaudert und verlacht hatte.

Mathilde verließ sogleich ihren Platz vor dem Schreibtisch und, wie immer die Feder in der Hand haltend, sagte sie lächelnd:

»Papa ist vor einer Viertelstunde von dem Neger der englischen Dame nach deren Zimmer berufen worden. Sie will mit ihm etwas Nothwendiges besprechen und er ist sofort dem Rufe gefolgt. Er muß aber bald wiederkommen, denn er ist schon ziemlich lange weg.«

Ich geduldete mich und blätterte gerade in einem der zahlreich vorhandenen Albums, als Vater Ruchti mit lachendem Gesicht in das Comptoir trat und auf meine Frage, warum er so heiter blicke, hastig sagte:

»O, ich komme so eben von Ihrer Reisegefährtin auf Numero Sechs, wo die Damen den Thee trinken. Sie haben sich in diesem Zimmer und in Numero Fünf häuslich eingerichtet, und Numero Vier, Ihr Nachbarzimmer, haben sie der Negerin angewiesen, damit sie ihnen stets zur Hand sei, wie sie sagten, aber eigentlich, wie ich glaube, nur darum, um keinem Fremden so nahe zu sein, daß er ihr Gespräch belauschen könnte und Sie wissen ja, wenn man will, hört man in unseren Häusern jedes Wort, welches im Nebenzimmer gesprochen wird.«

Ich lächelte nun auch und versetzte: »Ja, das zeugt von einer gewissen Schlaueit und berechnenden Ueberlegung, aber zugleich auch von ihrem Vorsatz, sich von

jeder Gesellschaft möglichst zu isoliren. Nun, so habe ich sie gleich von vornherein beurtheilt und Sie sagen mir eigentlich nichts Neues damit.«

Vater Ruchti lachte mit seinem ganzen schelmischgutmüthigen Gesicht, setzte sich zu mir, nahm eine Cigarre von mir an und fuhr dann in seiner Rede also fort:

»Dafür kann ich Ihnen etwas anderes Neues sagen, Herr Doctor. Ich glaube, Sie haben mir ein paar recht komische Leute in's Haus gebracht. Denken sie sich doch, sie haben sich zu morgen früh sechs Uhr einen Wagen nach Grindelwald bestellt, trotzdem ich ihnen sagte, daß sie bei diesem Nebel nicht die Spur von den Naturschönheiten daselbst sehen würden.«

»Was?« rief ich erstaunt. »Nach Grindelwald? Bei dem Wetter? Sind die Frauen denn so blind?«

»Ja wohl, auch taub,« erwiderte mein Wirth. »Denn ich habe ihnen wiederholt meine Meinung über ihr thörichtes Vorhaben gesagt, aber sie bestanden durchaus auf ihrem Willen und so werden sie bald nach sechs Uhr morgen früh abfahren.«

»Glückliche Reise!« rief ich. »Aber das ist ja unerhört!«

»Ja freilich, aber was wollen Sie? Es sind eben Engländerinnen und an deren Art und Weise ist man ja schon gewöhnt. Wenn sie nur an irgend einem berühmten oder schönen Orte vorübergehend geweilt haben, sind sie schon zufrieden. Ob sie etwas davon gesehen, ist ihnen gleichgültig. Uebrigens sind es am Ende gar keine Engländer oder nur halbe, und ich halte sie dem Namen der älteren Dame nach für Schotten. Die blonde Miß hat

ihre Namen in das ihnen vorgelegte Fremdenbuch eingetragen und sie heißen – ja, wie doch! Mathilde, gib einmal das Buch her!«

Die kleine Mathilde trippelte eilig nach dem Tisch an der Thür, wo das fragliche Buch gewöhnlich lag, brachte es uns und als ihr Vater es aufgeschlagen, las ich: »Mrs. Duncan, Miß Lucy Duncan, Miß Mary Markham mit Dienerschaft aus England.«

»Ja,« sagte ich nun, »Duncan ist allerdings ein schottischer Name. Nun, meinerwegen, aber einen genaueren Aufschluß giebt uns diese kurze Bemerkung auch nicht. So, also Mrs. Duncan und Miß Lucy Duncan. Ha, ja, das ist die blonde Dame, und die Brünette heißt Mary Markham. Das ist aber ein ächt englischer Name, so viel ich weiß, und sie habe ich am allerwenigsten für eine Engländerin gehalten.«

»O, sie kann ja aus den Colonieen stammen,« nahm nun wieder der in solchen Dingen erfahrene und umsichtige Ruchti das Wort, »und da läuft manches schwarze, rothe oder gar gelbe Blut mit unter.«

»Roths Blut haben wir Alle, lieber Ruchti,« lachte ich heiter auf, »wenn wir etwa das blaue ausnehmen, welches jetzt in der Welt eine so große Rolle spielt. Aber von einem schwarzen oder gelben habe ich noch nichts gehört.«

»Nun, ich meinte eigentlich nicht das Blut,« erwiderte Ruchti mit seinem schlaunen jovialen Lächeln, »als vielmehr die Farbe der Haut, und daß in dieser schönen betäubten Dame etwas Gelbes oder Rothes steckt – ich meine in ihrer Haut – darauf möchte ich schwören.«

»Hm!« meinte ich wieder – »also etwa eine Creolin?«

»Nun ja, das ist immerhin möglich. Sehen Sie also, wie weit der Mensch mit seinen Combinationen und Entdeckungen kommt, wenn er sich mit dem richtigen Manne associirt. Wir haben es heute endlich Beide denn doch zu etwas gebracht.«

»Ich gebe mich damit zufrieden,« erwiderte ich gähmend, »und damit will ich für heute mein Tagewerk schließen und mein Zimmer aufsuchen, denn mich hat die dreitägige Reise müde gemacht und ich sehne mich unendlich nach meinem warmen Bett. Pfui, was das für eine abscheuliche Kälte ist! Doch was meinen Sie – wird das Wetter morgen anders sein?«

»Ich glaube nicht. Das Barometer bleibt unbeweglich und nicht der geringste Luftzug läßt sich spüren.«

»Nun, so wollen auch wir Geduld haben, und nun gute Nacht!«

»Gute Nacht!« sagte der freundliche Mann und schüttelte mir warm die Hand. »Schlafen Sie rechtz süß und denken Sie nicht zu viel – an die schöne Creolin, die wir in Ihrer Nachbarin entdeckt haben.«

»Nein, nein, haben Sie keine Sorge. Die schönen Frauen thun mir schon lange nichts mehr zu Leide, denn Sie

sehen es ja, mein Haar fängt bereits an, eine gewisse ver-rätherische Farbe anzunehmen.«

»O, das Haar, das Haar, Herr Doctor, was thut das!« er-wiederte mein Wirth, während ich schon mit einem Fuß auf der Treppe nach meinem Stockwerk stand, »Ihr Herz schlägt noch immer warm und Ihr Geist ist – im Combi-niren so frisch, wie nur je zuvor.«

»Gute Nacht, gute Nacht!« rief ich ihm zu und in weni-gen Minuten lag ich in meinem köstlichen Bett; und bald hatte ich alle Nebel der Welt und dazu die schöne Creolin vergessen.



Als ich am nächsten Morgen nach ungewöhnlich lan-gem und festem Schlafe erwachte, waren meine ersten Blicke nach dem Fenster gerichtet, dessen Jalousien ich nur gegen zu heiße Sonnenstrahlen zu schließen pflege. Und da sah ich zu meiner Betrübniß, daß nur ein mattes und graues Licht in mein Zimmer fiel, woraus ich schon jetzt erkannte, daß das Wetter sich in nichts gebessert ha-be und das Element des Nebels noch immer das Reich der Luft beherrsche. Ja, als ich bald darauf am Fenster stand und einen Blick in's Freie warf, bemerkte ich, daß der Ne-bel noch viel dichter als am vorigen Tage war und jetzt sogar den Fuß der gegenüberliegenden Bergketten be-deckte, so daß die geringe Fernsicht auf die nächste Nähe noch beschränkter als gestern sich erwies. Dabei war die

Luft kälter und feuchter denn je und gegen acht Uhr begann es sogar leise zu rieseln und der Regen wurde von Stunde zu Stunde stärker und anhaltender, so daß ich erst gegen Mittag meinen gewohnten Spaziergang nach Interlaken antreten konnte, um einige Geschäfte abzuwickeln, die ich gestern bei meinem ersten Gange ganz aus den Augen verloren.

Bei diesem Wetter glaubte ich natürlich nicht, daß meine drei Nachbarinnen die beabsichtigte Fahrt unternommen hätten, und da ich am Morgen nicht das geringste Geräusch im Nebenzimmer gehört; so schloß ich, daß die Partie aufgegeben und auf einen besseren Tag verschoben sei.

Allein wie sehr wunderte ich mich, als ich gegen Mittag nach Hause kam und Ruchti mir nach seinem spät angebrachten Morgengruß sagte:

»Na, was sagen Sie nun? Sollte man es für möglich halten und nicht auf den Unternehmungsgeist der Engländer Häuser bauen? Denken Sie doch, die drei Damen oben sind wirklich gleich nach sechs Uhr in den Wagen gestiegen und, von ihrem niedlichen Neger begleitet, nach Grindelwald gefahren.«

»Wie!« rief ich, fast erschrocken, »sind diese Menschen denn so überaus übel berathen?«

»Nein, das sind sie ganz und gar nicht,« erwiderte mein Wirth. »Ich habe ihnen Alles vorausgesagt, was sie auf der heutigen Fahrt erwartet, aber sie waren und blieben halsstarrig und nun haben sie es und sie werden mit

höchst betrübten Gesichtern am Nachmittag zurückkehren.«

Diese Voraussetzung sollte auch Ihre vollkommene Bestätigung finden, denn als ich gegen sechs Uhr während eines heftigen Regengusses unter der Veranda des Hauses auf- und abspazierte, kehrte der Wagen mit den Engländerinnen und dem auf dem Bock sitzenden Neger zurück und letzterer war so naß, wie es ein Mensch nur sein kann, der vier Stunden ohne Schutz im Regen gesessen. Auch die zum Theil durchnässten Damen zeigten nicht nur betrübte, sondern auch sehr betretene Gesichter, als sie mit des Wirthes Hülfe aus dem Wagen stiegen und ohne sich nach Jemandem umzusehen, sofort der nach ihren Zimmern führenden Treppe zueilten.

Die ältere Dame stand schon auf dem oberen Absatz derselben, Miß Mary Markham war ihr gefolgt und nur die blonde Tochter hielt sich noch einen Augenblick am Fuß der Treppe auf, als sie mich an derselben stehen und sie mit bedauernder Miene betrachten sah.

»Sie haben einen schlechten Tag zu Ihrer Fahrt gewählt, Miß,« redete ich sie freundlich an, »nicht wahr, die Partie war eine verfehlte?«

»Ja,« seufzte sie leise auf, »sie war ganz und gar verfehlt, und die Mama thut mir unendlich leid, aber es ging ja einmal nicht anders. Ach, sie ist so aufgereggt und leidend, Herr Doctor, daß ich Uebles befürchte. Doch nun leben Sie wohl, wir wollen sie gleich zu Bett bringen, damit sie warm wird, denn sie ist halb erstarrt.«

Nachdem sie nur noch gegen Ruchti den Wunsch ausgesprochen, daß man ihnen recht bald heißes Wasser zum Thee auf das Zimmer senden möge, grüßte sie uns höflich und eilte den Vorangegangenen nach.

Ruchti und ich standen vor einander still und sahen uns forschend an. Dann brach er in ein stilles Lächeln aus, deutete mit dem Finger auf die Stirn und sagte nur: »Englischer Spleen! Ich kenne ihn schon.«

An diesem Tage sah ich die drei reiselustigen Damen nicht wieder und ahnte nicht, daß es mir an den nächsten Tagen eben so ergehen würde, denn der englische Spleen hatte noch lange nicht sein Ende bei ihnen erreicht und trotz der heute empfangenen Lehre, die meiner Meinung nach selbst die energischste Reiselust brechen mußte, waren sie noch lange nicht kurirt, wie der Leser bald aus dem Folgenden erfahren wird. –

Daß bei solchem Wetter, wie wir es bisher gehabt, der Aufenthalt in einer Pension, selbst wenn man eine gute Wohnung, eine vortreffliche Verpflegung und einen aufmerksamen Wirth hat, sehr langweilig und ungemüthlich werden kann, versteht sich von selbst. Man hat eben etwas ganz Anderes erwartet, als außer dem grausamen Nebel nichts von der großen schönen Gotteswelt zu sehen. Ich selbst war freilich schon durch frühere ähnliche Witterungslaunen an Dergleichen gewöhnt und wußte mich gelassen darin zu fügen und mein inneres Murren durch scheinbare äußere Gleichgültigkeit zu verbergen; auch kannte ich die Schönheiten der mich umgebenden Natur vollkommen und freute mich im Stillen um so

mehr auf den Augenblick, wo sie ihre Schleier heben und ihre Reize von Neuem enthüllen würde. Aber mit diesen Hilfsmitteln war die übrige Gesellschaft in Beau-Site nicht ausgerüstet und sie unterlag dem ewigen Einerlei des geduldigen Abwartens und den feindseligen Angriffen der unnatürlichen Kälte und andauernden Feuchtigkeit. Ueberall, wo man einem Gaste begegnete, bei Tische, Mittags und Abends, oder im Salon, wo der Russe mit dem Dänen ein mir unbekanntes Kartenspiel spielte und die Franzosen mit den Polen plauderten, sah man nur trübe Gesichter und hörte nichts als bittere Aeußerungen der übelsten Laune.

Allmählig, wie das immer zu geschehen pflegt, wenn man mit anderen, auch ganz fremden und schwer zugänglichen Menschen unter einem Dache wohnt, war ich mit meinen diesmaligen Schicksalsgefährten bekannter geworden und wir plauderten sowohl bei Tische als anderswo oft ganz gemüthlich zusammen, wobei wir uns meist der von Allen verstandenen französischen Sprache bedienten, während ich nur mit Ruchti's Familie und den Dänen Deutsch sprach. Auch hatten Alle sehr bald ergründet, daß ich mit den Verhältnissen und Oertlichkeiten in und um Interlaken vertraut sei und so legten sie mir oft Fragen über Allerlei vor, die ich stets nach besten Kräften beantwortete. Namentlich geschah dies, wenn wir, was häufig vorkam, kurz vor oder nach Tisch, sobald es nur der fast unaufhörlich niederrieselnde Regen erlaubte, vor der Thür standen oder in dem blumenreichen Vorgarten ungeduldig über den festgestampften Kies um

den schönen Ahornbaum in der Mitte des großen Rasenflecks herumschritten und verlangend nach der Stelle im Süden hinschauten, wo, wie man ihnen gesagt, die Jungfrau ihre majestätische Gestalt erheben sollte. Und in Wahrheit, Niemand, der sie nicht früher daselbst thronend gesehen, hätte es glauben können, daß sie wirklich da auf ihrem granitnen Sockel sich bis hoch in die Wolken erhebe, denn hinter diesem weißgrauen, undurchsichtigen Nebelwall, der so träg, so schwer, so unbehaglich auf der ganzen Welt ruhte, wie kann da etwas so Schönes und Großes liegen, als welches man die unvergleichliche Jungfrau überall rühmen hört?

So hörte ich Alle wiederholt sich fragen und murren, und Mittags bei Tische, wie Abends am Kamin, um den sich alle Anwesenden außer den drei englischen Damen wie um einen tröstenden Freund drängten, äußerte sich die allgemeine Unzufriedenheit laut, und Einige sprachen schon von einer bald nothwendig werdenden Abreise, da man ja doch auf keine Wandlung des Wetters rechnen könne. Es sei einmal ein trauriges Jahr, sagten sie, die weite Reise sei eine ganz verfehlte, und das entsetzliche Zerwürfniß, welches schon ein ganzes Jahr unter den sich bekriegenden Menschen herrsche, habe sich auch schon die Natur eingeschlichen, und so sei es am besten, sich nach Hause oder nach Sicilien oder Egypten zu begeben, da werde die Sonne doch wohl noch scheinen und Wärme und Freude spenden.

»O ja,« sagte ich einmal, als ich diese Klagen wieder mit Stöhnen und Seufzen vernahm, »dort muß es im Augenblick vielleicht besser sein, aber wenn Sie dorthin gehen, haben Sie eben nicht die Schweiz mit ihren Bergen, und wer weiß, ob der Nebel und der Regen nicht nach Süden zieht, wenn hier endlich die Sonne durchbricht!«

Meine gutgemeinten Tröstungen fanden auch diesmal, wie schon so oft, Anklang und die Geduld zog wieder in die Herzen der Menschen ein; am Abend waren sie an ihrem Whisttisch ganz heiter und gaben sich von Neuem den besten Hoffnungen hin, die aber immer wieder und wieder getäuscht wurden, da das böse Wetter eine unbegreiflich störrische Laune aufgesetzt hatte und uns Alle zu quälen und zu langweilen mit beharrlicher Consequenz fortfuhr.

Nur unsere englische Gesellschaft – obgleich wir sie kaum zu der unsrigen zählen konnten, da sie so selten und immer nur ganz oberflächlich mit uns in Berührung kam – schien der Nebel und der Regen weder zu langweilen noch aus ihrer gewöhnlichen Lebensweise zu drängen, obgleich Miß Lucy Duncan oder ihre Mutter, wenn sie einmal ein paar Worte mit mir wechselten, bedauerten, daß das böse Wetter so lange anhalte und daß die Schönheiten von Interlaken sich noch immer nicht zeigen wollten. Denn, nach jener ersten verfehlten Grindelwalder Partie hatten sie sich nur einen halben Ruhetag gegönnt, und zu unser Aller Erstaunen waren sie am nächsten Morgen, zwei Stunden vor Mittag, wieder zu

Schiff nach dem Gießbach gefahren, natürlich, um wieder nichts zu sehen, wie sie Abends beim Thee erzählten, den sie diesmal im allgemeinen Speisesaal einnahmen. Doch hatten sie wenigstens, wie Miß Duncan berichtete, den Gießbach brausen und donnern gehört, auch ein Stück von seinem unteren Fall gesehen, sonst aber hätten sie keinen Menschen auf dem im Ganzen und Einzelnen so paradiesischen Platze getroffen.

Aber auch die verfehlte Gießbach-Partie hatte die unermüdlichen Damen nicht abgeschreckt, am nächsten Tage schon wieder einen Ausflug und an den folgenden andere zu unternehmen, allein, wenn sie zurückkehrten, sprachen sie meist sehr wenig über ihre letzte Partie und fast wollte es mich bedünken, als ob sie sich vor uns schämten, so unternehmungslustig zu sein, denn sie vermieden es mit fast gesucht erscheinender Consequenz, darüber zu reden und wußten stets so geschickt das Gespräch auf etwas Anderes zu bringen, daß ich gar nicht mehr zu fragen wagte, was sie an diesem Tage unternommen und wo sie gewesen seien. Indessen diese Unterhaltungen waren immer so kurz und sie hielten sich stets nur so wenige Augenblicke in meiner und der übrigen Gäste Nähe auf, daß es eigentlich nicht möglich war, sich mit ihnen auszusprechen und sie vielleicht auf andere Gedanken zu bringen, wozu ich endlich die größte Neigung verspürte, da ich mich zuletzt zu ärgern anfang, daß einer meiner Lieblingsorte in der Schweiz so wenig von ihnen gewürdigt werden sollte und daß die ihnen von mir verheißenen Ueberraschungen in Bezug auf die Schönheit

der Gegend und den Reichthum der verschiedenen Scenerien sich noch immer nicht zeigen und bewahrheiten wollten.

Allein was half's? Wir konnten das Wetter mit unseren menschlichen Wünschen nicht ändern und so faßte ich mich mit einer Resignation in Geduld und Ausdauer, die mir manche Ueberwindung kostete, die ich mir aber im Laufe der Jahre auch in anderen Dingen zu eigen gemacht und die, wenn man sie einmal als vorhanden und sich unterthänig erkannt hat, alles Ungemach der Welt und alle Trübsale unseres irdischen Daseins besiegen und beherrschen hilft.

VIERTES CAPITEL. EINE UNSCHULDIGE PLAUDEREI.

So verliefen wieder einige Tage und das kalte und neblige Wetter blieb sich unwandelbar gleich. Da ich an der zur Zeit in Beau-Site vorhandenen Gesellschaft kein besonderes Gefallen fand und die drei Engländerinnen, die mich allerdings zu interessiren begannen, sich mit auffallender Consequenz von allen übrigen Anwesenden und mir gleichmäßig fernhielten, so vertrieb ich mir die Zeit theils durch Arbeit, die ich überall und immer auf Reisen mit mir nehme, theils durch Plaudereien mit meinem Wirth und seiner Familie, theils durch Besuche in Interlaken bei meinen Freunden, womit ich gern weitere Spaziergänge verband, so oft es nur die vom Regen aufgeweichten Wege erlaubten.

Neue Gäste waren eben so wenig in Beau-Site, wie in den übrigen Pensionen und Gasthäusern Interlakens eingetroffen und die Wagen derselben, die mit andauernder Beharrlichkeit nach den Landungsstellen der Dampfer fuhren, kamen jederzeit leer und mit mißmuthig blickenden Kutschern von ihren Halteplätzen zurück.

Auf einem meiner Nachmittags-Spaziergänge, den ich trotz des drohenden Himmels etwas weiter auszudehnen beschloß, begegnete mir ein junger Mann, den ich schon seit Jahren kannte und durch seine liebenswürdige Freimüthigkeit und seine hervorstechend geistige und künstlerische Begabung lieb gewonnen hatte. Er war ein eingeborener Interlakener und als Ingenieur in der großen Parquetteriefabrik in Unterseen angestellt.

Diese Fabrik, von der ich nothwendig hier einige Worte reden muß, die genügen werden, ihre Leistungen in das rechte Licht zu stellen, ist eine sehr bedeutende Unternehmung und steht, so viel ich weiß, im Berner Oberlande in ihrer Art als Unicum da. Sie ist, mit einem Wort, mehr, als ihr Name besagt, also nicht nur eine Fabrik, die sich mit Parquetterie-Arbeiten beschäftigt, sondern eine Bauunternehmens-Gesellschaft – in großem Maaßstabe. Will Jemand irgend wo, sei es im Inlande, der Schweiz, oder im Auslande ein Haus, eine Villa, ein Schloß oder dergleichen mit den geringsten Kosten und in der wünschenswerthesten Weise gebaut haben, so braucht er sich nur an diese Gesellschaft zu wenden und seine Wünsche zu erkennen zu geben. Er bezeichnet

den Ort, wo gebaut werden soll, die Summe, die er anwenden, und die Art und Weise, wie er sein Haus eingerichtet haben will. Nach kürzester Zeit erhält er von der Gesellschaft einen von einem ihrer Baumeister entworfenen Plan nebst Kostenanschlag, und nach Billigung desselben braucht er sich um nichts mehr zu kümmern., Der Bau wird unverweilt in Angriff genommen und nach der ausbedungenen Zeit erhält er von der Gesellschaft die Schlüssel von seinem neuen Hause, mit dem Bemerkten, daß es fertig sei und er einziehen könne, wann er wolle. Dabei wird der Bau in jedem Punkte mit den besten Materialien in's Werk gesetzt und ich habe auf diese Weise sowohl in Interlaken, wie in der größeren Umgebung desselben Bauten und Niederlassungen entstehen sehen, die nicht allein wegen der Schnelligkeit, mit der sie in's Leben geführt, sondern auch wegen des künstlerischen Geschmacks und der entwickelten praktischen Umsicht der Bauunternehmer, die sie alle zur Schau trugen, oft zu bewundern Gelegenheit hatte.

Einer der Ingenieure dieser Gesellschaft begegnete mir also an dem erwähnten Nachmittage, und da er ebenfalls einen Spaziergang unternehmen wollte, schloß er sich mir auf meine Aufforderung bereitwillig an. Wir gerieten sehr bald in's Plaudern und kamen dabei, wie es in der Schweiz so natürlich ist, auch auf das Wetter zu sprechen, und bei dieser Gelegenheit fragte mich der Herr, ob ich dieses Jahr wieder wie gewöhnlich einige Wochen auf dem Abendberg zubringen wolle?

»Gewiß!« erwiderte ich. »Sobald es mir hier unten zu geräuschvoll, zu heiß und staubig wird, schnüre ich mein Bündel und marschiere hinauf. Meine Wohnung ist schon lange bestellt und Sterchi¹ erwartet seinen alten Stammgast zu der festgesetzten Zeit.«

Der junge Ingenieur warf, da wir auf dem Höhewege dem Abendberge gerade gegenüber spazierten, einen hastigen Blick nach der Höhe und auf die Stelle, wo das weiße Haus auf derselben steht; dabei lachte er gemüthlich und sagte:

»Na, Sie werden noch etwas warten müssen, bis Sie hinauf können. Jetzt sieht man freilich nicht, wie es oben beschaffen ist, Nebel und Wolken verdecken Berg, Wald, Matten und Haus, aber ich bin überzeugt, es ist dort wie überall rings herum und der Schnee liegt noch fußhoch auf dem kleinen Plateau; und bis der fort ist und trockenen Boden zurückläßt, können noch Wochen vergehen.«

»Ich habe diesmal Zeit,« entgegnete ich, »länger als sonst, und wenn jetzt auch noch Schnee oben liegt, so bedarf es nur eines kurzen Föhns und einiger weniger Sonnentage, so ist es dort so trocken wie möglich, ich kenne das aus früheren Jahren, Sterchi ist gewiß schon lange oben und wird sich, wie immer, nach baldigem Besuch sehnen.«

¹Der Besitzer des Abendberges und Wirth des einzigen Hôtels, Bellevue, daselbst.

»Ha, ja, das ist gewiß, doch ist er erst Ende Mai hinaufgezogen, wie ich weiß. Diesmal aber wird er selbst noch im Juni frieren, denn so viel Schnee und Frost hat es lange nicht im späten Frühjahr gegeben obgleich es im März und April schon allerliebste war und ich herrliche Tage dort oben verlebt habe.«

»Was haben Sie denn im März und April schon auf dem Berge gemacht?« fragte ich verwundert.

Der Ingenieur lächelte und besann sich eine Weile, ehe er sprach. »Ich war in Geschäften oben,« sagte er endlich, »denn wir hatten ein kleines Gebäude daselbst zu errichten.«

»Bei Sterchi? Hat er gebaut?«

»Ja und nein, wie Sie wollen.«

»Das verstehe ich nicht,« erwiderte ich und bemerkte dabei, daß mein junger Freund diesmal ungewöhnlich zurückhaltend war, was gar nicht in seiner offenen Natur lag; allein er hatte mich einmal neugierig gemacht und so drang ich lebhaft in ihn, mir etwas Genaueres über den Grund seiner frühzeitigen Abendbergbesteigung zu erzählen. Endlich gelang es mir auch, ihn zum Sprechen zu bringen und da sagte er:

»Nun ja, Ihnen will ich die seltsame Geschichte vertrauen, obwohl uns allen bei diesem kleinen geheimnißvollen Bau Beschäftigten das Schweigen zur Pflicht gemacht ist. Sie können ja auch schweigen, ich weiß es, und haben als Arzt schon mehr Geheimnisse auf dem Herzen, als Unsereins sich träumen läßt. Ueberdies würde Ihnen,

der Sie nach alter Gewohnheit in den Bergen herumstöbern und dessen Augen so leicht nichts entgeht, das kleine Geheimniß doch nicht lange verborgen bleiben, und so will ich Sie nur fragen, ob Sie geneigt sind, meine Mittheilung für sich zu behalten und am wenigsten zu verrathen, daß Sie sie zuerst von mir erfahren haben?«

Ich versprach es ihm natürlich, mit dem festen Vorsatz, mein Versprechen zu halten, zumal ich nicht wußte, wem ich die mir noch unbekanntes Thatsache mittheilen sollte. Und da sagte er, indem er unwillkürlich etwas leiser sprach:

»Nun ja, es ist immerhin möglich, daß Sie, der so oft und weit auf den Höhen des Abendberges umherstreift, ganz zufällig die Entdeckung jenes Gebäudes machen, wenn auch Sterchi Ihnen nichts davon sagen sollte, und in diesem Punkte ist er, wie Sie wissen, zuverlässig und was er nicht errathen haben will, dazu bietet er gewiß Niemandem einen Schlüssel dar. Mit einem Wort, im vorigen Jahr, als der Sommer bald zu Ende ging, ich glaube, es war im August und Sie waren eben vom Abendberg abgereist, erschien in Interlaken ein junger Mann, der sehr eigenthümlich aussah und sich noch viel eigenthümlicher geberdete. Man erfuhr bald, daß er ein Amerikaner sei und er sprach nur Englisch, aber über seine Heimath hat nie ein Mensch ein Wort aus seinem Munde vernommen und eben so wenig, was er eigentlich war und womit er sich bisher beschäftigt hatte. Genug, dieser junge Mann wohnte hier irgend wo in einem unbedeutenden Gasthofs und unternahm ganz allein Bergfahrten, nach allen

Richtungen hin, und niemals nahm er einen Führer oder Wegweiser mit, da er sich, wie es schien, nach einer sehr zuverlässigen Karte, die er stets bei sich führte, wunderbar schnell zu orientiren und zu helfen wußte. So war er schon, wie er unserem Director erzählte, in Grindelwald, auf dem Beatenberg, dem Männlichen, dem Briener Rothhorn, auf der Wengernalp und der Scheideck, auf Mürren und überall gewesen und zuletzt gelangte er nach dem Abendberge, wo er Sterchi kennen lernte und einige Tage bei ihm verweilte. Da muß es ihm ausnehmend gefallen haben und, wie Sterchi mir im Winter erzählte, verrieth er ihm schon im vorigen Sommer eine besondere Liebhaberei für einsame Höhenpunkte und eine großartige Gebirgsscenerie.

»Eines Tages nun erschien er auch zum ersten Mal bei uns in Unterseen im Bureau und trug dem Director seinen Wunsch vor, ihm auf der Alp bei Sterchi, wohl eine gute Stunde vom Hotel entfernt, an einer bestimmten Stelle, über die er mit Sterchi einig geworden, ein kleines, aus festem Fachwerk bestehendes Schweizerhaus zu bauen. Er gab uns seine Ideen an, bezeichnete die Stelle genau, wo es stehen sollte und eben so die Räumlichkeiten, die er beanspruchte. Der Director ging natürlich darauf ein, bestellte ihn einige Tage später wieder und ich mußte rasch die Zeichnung entwerfen, worauf wir auch unsern Preis festsetzten, der in Folge der hohen Lage der projectirten Baulichkeit nicht gerade gering war.

»Der Amerikaner kam zur bestimmten Zeit wieder, erklärte sich mit dem Entwurf und Preise zufrieden, jedoch

nur unter der Bedingung, daß wir sogleich an's Werk gingen und sein kleines Geheimniß treulich bewahrten, da er es eben liebe, ganz ungestört von dem Geräusch der Welt ein solches abgelegenes Asyl zu besitzen.

»Als der Director auch das verheißen, erhielt ich im September vorigen Jahres den Auftrag, mich zu Sterchi zu begeben und mir die Baustelle überweisen zu lassen. Ich that es, und als wir erst so weit gekommen und ich die nöthigen Maaße mit heruntergebracht, begaben wir uns an die Arbeit, um das gewünschte Haus zuerst hier unten zusammenzustellen. Natürlich waren wir lange vor Ablauf des Winters damit fertig geworden, aber wir konnten die Arbeit zum Aufstellen des Ganzen erst im März dieses Jahres beginnen, da uns das Wetter um diese Zeit ungemein begünstigte. Da war ich denn im März und April oben und am 15. April war ich mit Allem zu Stande gekommen. Es hat uns natürlich große Mühe gemacht, die einzelnen Baustücke eine so weite Strecke den Berg hinaufzuschleppen, allein, da wir keine Kosten zu scheuen brauchten, so geschah es und was Menschen, Pferde und Esel dabei leisten konnten, wurde in aller Eile und in bester Art geleistet.

»Als unser Amerikaner im September sein Haus bei uns bestellt, verschwand er und man sagte, er sei den Winter über nach dem Engadin gegangen, was mir aber nicht glaublich vorkam, zumal ich eine ganz andere Mittheilung erhalten, die mir viel wahrscheinlicher erschien und mir über den Winteraufenthalt des Amerikaners eine genügende Aufklärung gab. Ich hörte nämlich, daß

ein unbekannter Fremder vom October an oben in Sterchi's Wohnhause auf dem Abendberg geblieben sei und mit den beiden Knechten, die dort stets überwintern, Kälte, Schnee und Einsamkeit getheilt habe. Zugleich drang auch das Gerücht zu mir, daß dieser Mann sich einen Jagdschein gelöst und überhaupt mancherlei Vorkehrungen getroffen habe, sich das Leben oben im Winter so angenehm wie möglich zu machen. Natürlich fiel mir dabei unser Amerikaner ein und ich mag mich in der Annahme wohl nicht geirrt haben, daß er der Fremde gewesen, der auf dem Abendberg im Winter die Gastfreundschaft Sterchi's genossen habe.

»Genug, mag er nun so lange gewesen sein, wo er will, am 16. April dieses Jahres, dem dazu festgesetzten Tage, stellte sich unser Auftraggeber im Bureau der Parquetteriefabrik pünktlich ein und zwar schon um sechs Uhr Morgens, nachdem er dem Director sein Eintreffen zu so früher Stunde schriftlich angezeigt. Er fragte, ob sein Wunsch in Erfüllung gegangen und sein Haus fertig sei.

»Man konnte ihm eine bejahende Antwort zu Theil werden lassen und er erhielt die Schlüssel mit dem Bescheid, daß Alles fix und fertig sei. Er bezahlte den bedungenen Preis mit einer Anweisung auf ein mit uns in naher Verbindung stehendes Bankhaus in Bern, legte noch ein sehr anständiges Douceur für die bei dem Bau betheiligten gewesenenen Werkleute dazu und – verschwand wiederum, wahrscheinlich um in sein neuerbautes Haus zu ziehen, nachdem er, wie es hieß, auch verschiedene, genau nach unseren Maaßen berechnete

Möbel durch einen Tischler hatte anfertigen und nach dem Berge schaffen lassen.

»Mit Sterchi,« schloß mein Berichterstatter seine kleine Erzählung, »habe ich über diesen sonderbaren Kauz nicht gesprochen, kann Ihnen also auch nichts Näheres über ihn mittheilen; wenn es Sie aber interessirt, mehr über ihn zu erfahren, so haben Sie ja die beste Gelegenheit dazu, wenn Sie auf dem Berge sind. Und sollte Ihnen einmal ein Fremder oben begegnen, der nicht mit Ihnen unter einem Dache wohnt, so werden Sie bald wissen, daß er unser geheimnißvoller Mann ist, der an der Brust leidet, wie man sagt, wenn er nicht, wie ich glaube, mehr mit dem Spleen behaftet ist, denn dort oben auf so unwirthlicher Höhe ein Haus zu bauen und mutterseelenallein darin zu leben, ist doch wahrhaftig ein Beweis, daß es nicht ganz richtig mit ihm – hier oben ist.«

Der gute Ingenieur deutete dabei auf seine Stirn und schwieg, ich aber versetzte nach einigem Nachdenken:

»Ja, es giebt seltsame Menschen auf der Welt, und hier in der Schweiz kann man alljährlich eine große Blumenlese der allerseltsamsten halten. Nun, ich werde an Ihren Amerikaner denken, wenn ich oben bin, aber jetzt – sehen Sie, fängt es von Neuem zu regnen an und ich will mich lieber in unseren Omnibus setzen, der da eben öde und leer wie immer vom Brienzer See zurückkommt.«

Nach diesen Worten reichte ich dem jungen Manne die Hand und stieg in den vorüberfahrenden Wagen, der sogleich vom Kutscher angehalten wurde, als er merkte, daß ich mit nach Hause wolle. Das eben Gehörte aber,

so neu es mir war, schien mir nicht allzu interessant zu sein, um lange darüber nachzudenken, denn ich war auf meinen Reisen in der Schweiz schon oftmals auf Ausländer gestoßen, die die Einsamkeit liebten und sich an verschiedenen Stellen des wunderbaren Landes angesiedelt hatten, ohne sich in ein besonderes Geheimniß zu hüllen, was mir auch hier mehr in der Einbildung der Menschen als in Wirklichkeit zu bestehen schien.



Als ich gegen Abend dieses Tages im trübsten Regenwetter mit dem Omnibus in Beau-Site vorfuhr, langte so eben auch ein Wagen mit den drei Engländerinnen und Ned, dem Neger, vor demselben an. Sie waren trotz Nebel und Regen nach dem reizenden Mürren gefahren, natürlich ohne die geringste Ausbeute auf ihrem Ausfluge gewonnen zu haben. So unangenehm mir und den übrigen Gästen das anhaltend böse Wetter war, sie selbst schienen sich darum noch immer nicht im Geringsten zu kümmern und jeden Tag, Morgens oder gleich nach Tisch, hatten sie einen weiteren Ausflug unternommen und niemals beklagten sie sich am Abend, wenn wir beim Thee zusammentrafen, daß sie nichts gesehen, und es wollte mir am Ende scheinen, als ob sie nicht ausführen, um etwas Neues und Schönes zu sehen, sondern nur um die Zeit hinzubringen und den Tag zu tödten, der uns Allen bei dem ungestümen und bösen Wetter freilich oft lang und trostlos genug vorkam.

Bei diesem seltsamen Verhalten, das ich im Stillen mit leisem Kopfschütteln beobachtete, wollte es mich bisweilen bedünken, als ob die mir geklagte Kränklichkeit der älteren Dame, die so sehnlich nach einem in des Nähe wohnenden Arzte verlangt hatte, nicht so bedeutend sei, da sie sich ohne Unterlaß jeden Tag von Neuem der kalten Nebelluft und dem fast unablässig niederströmenden Regen preisgab, denn wer so wie sie gegen die allgemeinen Regeln des gesunden Menschenverstandes sündigte, mußte erwarten, daß endlich einmal die Krankheit hereinbrechen würde, die sie, wie ich annehmen mußte, gerade zu beseitigen nach dem sonst gesundesten und allen Leidenden wohlthätigen Orte der Schweiz gekommen war.

Indessen glaubte ich bei genauerer Beobachtung der drei Damen mit der Zeit doch eine bestimmte, wenn auch ganz allmählig zu Tage tretende Wirkung des bösen Wetters auf den Mienen und in dem Verhalten derselben wahrzunehmen. Von jeder bei so schlechtem Wetter unternommenen Partie, die sich nach allen Richtungen erstreckten, kehrten sie, wenn nicht verstimmt, doch enttäuschter und trauriger zurück. Sie wurden, obwohl sie bisweilen einen kleinen Ansatz zu lebhafterer Mittheilung gegen mich versuchten, von Tag zu Tage schweigsamer, verschlossener und schienen sich ganz und gar ihren sie beengenden Gedanken hinzugeben, was sich namentlich auf den Gesichtern der Mrs. Duncan und Miß Mary Markham's deutlich genug abspiegelte.

Unter diesen Umständen war es natürlich, daß ich trotz unserer häufigen Zusammenkünfte nur sehr langsam mit ihnen näher bekannt wurde. Ob absichtlich oder nicht, das konnte ich mir damals nicht entziffern, legten sie gegen Jedermann, der in ihre Nähe trat, ein kühles Verhalten an den Tag, das nicht selten an eine Art vornehmer Gleichgültigkeit und Zurückhaltung streifte und da die wenigen vorhandenen Gäste ihnen darin gewissenhaft nachahmten, so stellte sich zwischen beiden Parteien durchaus kein erwünschtes und unter Bewohnern einer und derselben Pension sonst so gewöhnliches gemüthliches Verhältniß heraus. Gegen mich indessen beobachteten sie, wie mir oft schien, nur ein wohlüberlegtes schweigsames und abwartendes Verhalten, und da sie bemerken mochten, daß ich ihnen gegenüber sehr indifferent blieb und mich nur dann um sie bekümmerte wenn sie zur persönlichen Mittheilung geneigt waren, blitzte in ihren Augen nur von Zeit zu Zeit ein theilnehmender auf mich gerichteter Blick auf und wenigstens Miß Duncan bemühte sich dann, mir durch einige freundliche Worte zu beweisen, daß sie nicht ganz unempfindlich gegen meine stille Theilnahme sei, was ich ihr auch bisweilen bemerklich machte, wenn gerade sie allein sich gegen mich beklagte, daß das traurige Wetter ein trostloses sei und daß sie in keiner Weise in Unterseen und Interlaken gefunden, was sie doch so sicher und bestimmt erwartet hatten.

Aber dabei war mir und auch Ruchi nur das auffallend, daß sie uns bei ihren seltsamen Unternehmungen und Ausflügen niemals um Rath fragten, was doch so natürlich und so leicht auszuführen gewesen wäre. Wenn wir Beide einmal bestimmt glaubten, sie würden am nächsten Tage zu Hause bleiben und durch den drohenden Regen sich abhalten lassen, eine neue Tour anzutreten, oder wenigstens eine Frage äußern, ob es gerathen sei, eine oft weite Fahrt zu unternehmen, so traten sie plötzlich mit der Forderung nach einem Wagen auf, und ehe ich es mir versah, waren sie fortgefahren, den armen Ned immer mit sich nehmend, der seit acht Tagen noch niemals mit trockenen Kleidern nach Hause gekommen war.

So wandte ich mich denn allmählig von den mir anfangs so interessanten Personen mehr und mehr ab und beschäftigte mich mit etwas meiner Natur Zusagenderem, als mit Menschen, deren Art und Weise ich nicht begreifen konnte und die mir sämmtlich Sonderlinge höchster Gattung zu sein schienen, wie mir dergleichen schon oft auf meinen Reisen und gerade unter den Zugehörigen britischer Nationalität vorgekommen waren.

Erst am zehnten Tage unseres Beisammenseins – und es war wieder ein düsterer und nebelreicher Regentag – wurde ich von Neuem aufmerksam auf sie und sie forderten abermals meine Neugier in hohem Grade heraus, denn an diesem Tage, Morgens um acht Uhr, als sie wieder in ihren Wagen gestiegen und fortgefahren waren, gab mir Ruchi einen verstohlenen Wink und als ich ihm

in sein Comptoir folgte, sagte er, mit seinem gutmüthigen und doch feinen Lächeln den Kopf schüttelnd:

»Ich weiß nicht, wie es kommt, Herr Doctor, aber diese Damen, die ich vom ersten Tage an mit scharfem Auge beobachtet, kommen mir alle Tage seltsamer und räthselhafter vor. Ich weiß nicht mehr, was ich aus ihnen machen soll und sie theilen sich Niemandem mit, wie es doch sonst wohl unter ihren Verhältnissen so natürlich und ihnen auch zuträglich wäre. Bisweilen möchte ich denken, sie seien schon häufig hier gewesen und kennen jede Oertlichkeit so genau wie Sie, ohne danach zu fragen und zu forschen zu brauchen, und dann wieder verrathen sie doch eine so große Unkenntniß aller unserer Verhältnisse und Zustände, daß ich in meiner ersten Annahme wieder zweifelhaft werde. Endlich aber bin ich doch in meinen Gedanken über sie mit mir einig geworden und Sie werden mir gewiß beistimmen, wenn ich Ihnen verrathe, was ich über sie in Erfahrung gebracht. Mit einem Wort: sie scheinen mir bei ihren anscheinend zwecklosen Ausflügen rings um Interlaken herum doch einen bestimmten Zweck zu verfolgen und sich weit weniger um ihr Vergnügen dabei zu bekümmern, als alle übrigen Reisenden, die bei mir einkehren. Meine Gründe dafür will ich Ihnen jetzt entwickeln. Wie mir nämlich alle Kutscher sagten, die sie bisher gefahren, begeben sie sich jedesmal, wohin sie auch kommen, immer zuerst

zu dem Gemeindepräsidenten des Ortes¹ lassen sich, sobald sie an Ort und Stelle sind, vor deren Haus bringen und bleiben längere Zeit mit ihnen in eifriger Berathung. Kommen sie dann wieder zum Vorschein und steigen ein, um nach dem ersten besten Gasthause zu fahren, so sehen sie, wie mir namentlich mein alter Jakob, der sie sehr oft kutschirt, erzählte, sehr verstört und traurig aus, um niemals haben sie ihn, wie es alle übrigen Gäste thun, nach dem Wetter oder nach irgend einer hervorstechenden Oertlichkeit gefragt. Nun, anfangs, als ich das hörte, glaubte ich, sie suchten irgend wo eine ihnen zusagende Stätte zu einer längeren Niederlassung, aber ich komme immer wieder davon zurück, denn wenn sie sich irgend einen Ort hier herum zur längeren Ausiedlung wählen wollten, müßten sie doch vor allen Dingen seine Lage und Umgebung überschauen können, und das ist bei diesem abscheulichen Nebelwetter ja gar nicht möglich. Sie sehen sich überhaupt gar nichts an, sprechen nur mit dem Gemeindepräsidenten und sitzen dann unbeweglich und still wie hier nachher im Gasthause zusammen und rühren kaum die Speisen an, die sie sich vorsetzen lassen. Nur in Grindelwald und Lauterbrunnen, so erzählt mir Jakob, haben sie noch etwas Anderes gethan. Als sie dort im ›Adler‹ und ›Steinbock‹ gespeist, haben sie sich die Matadore der Führer herbeirufen lassen und mit ihnen eine

¹Die Ortsbehörde jeden Ortes, wie bei uns in Städten der Bürgermeister oder auf Dörfern der Schulze.

lange Unterredung geführt. Kopfschüttelnd seien dieselben wieder aus dem Zimmer der Damen gekommen und hätten lange unter einander geflüstert, aber Jakob hat nie erfahren können, was zwischen den so eifrig mit einander Verhandelnden vorgegangen. Was soll man denn nun davon denken, frage ich Sie, he? Das muß doch irgend etwas zu bedeuten haben und es muß – ja, es muß ein bestimmter Grund vorliegen, warum sie so eigenmächtig handeln, meinen Sie nicht auch?«

Ich stand, in stilles Sinnen versunken, vor dem mittheilsamen Mann und wußte in der That nicht, was ich ihm antworten sollte. »Ja, was soll man davon denken?« sagte ich endlich. »Es sind eben seltsame Leute und sie allein werden wissen, was sie zu einem solchen Verhalten veranlaßt. Ich habe mir auch schon den Kopf über sie zerbrochen, aber was hilft das Alles? Die starre Rinde, die sie um ihr Wesen gezogen, kann man nicht mit Gewalt durchbrechen und so warte ich geduldig ab, bis sich der Kern von selbst aus der harten Schale löst und mich erkennen läßt, wer sie sind, was sie vorhaben und warum sie sich so seltsam benehmen. Nicht wahr, habe ich nicht Recht?«

»Ja, gewiß haben Sie darin Recht,« lachte Ruchti herzlich auf, »und was mich betrifft, so bin ich auch so geduldig wie Einer, nur sehe ich es doch nicht gern, daß Gäste in meinem Hause soviel Geld unnütz verschwenden und am Ende heißt es immer: wir haben in Beau-Site doch etwas Viel gebraucht. Das kann mir nicht angenehm sein, Herr Doctor.«

»O, wenn das Ihre Sorge ist,« erwiderte ich, »so lassen Sie die ein für alle Mal fahren. Am Gelde scheint diesen Leuten gerade sehr wenig gelegen zu sein, sie besitzen gewiß genug, um es an verfehlte Spazierfahrten wegwerfen zu können, und am Ende ist ja das Geldausgeben ihre alleinige Sache. Indessen, etwas gespannt bin ich doch, worauf das Alles hinauslaufen wird und, geben Sie Acht, einmal kommt die Aufklärung gewiß, wenn sie auch lange auf sich warten läßt, denn ich bin noch niemals wochenlang mit Jemandem in einem Hause gewesen, der nicht einmal vergessen hätte, den Riegel vor der Thür seines Herzens zu schließen und – darauf können Sie sich verlassen, ich werde meine Augen scharf aufmachen, um durch die entstehende Spalte zu sehen.«

»Nun, das glaube ich auch,« versetzte mein Wirth wieder lachend, »haben Sie doch schon so manches Räthsel gelöst, was sich in meinem Hause an- oder abgesponnen hat. Haha! – Doch nun will ich Ihnen noch etwas Anderes und Angenehmeres sagen. Haben Sie heute schon das Barometer beobachtet?«

»Nein!« sagte ich rasch und unwillkürlich blickte ich nach dem Nebelchaos der Ferne empor.

»Nun, dann werden Sie Ihre Freude haben. Es fängt langsam, aber stätig an zu steigen und sobald die erste Bise oder gar ein Föhn kommt, den wir bei dieser Kälte schon vertragen könnten, wird der Nebel der Sonne weichen müssen. Geben Sie Acht!«

»Gott gebe es!« sagte ich aus vollem Herzen und fühlte mich mit einem Mal wunderbar erleichtert. »Angenehmeres könnte mir nicht begegnen und wir Alle würden unsern Theil an der neuen Freude haben. So will ich denn einmal nach dem oberen Corridor gehen und vom dortigen Fenster aus unsern Wetterpropheten, den Niesen, mustern, und wenn der seine Nebelkappe schwinden läßt, fasse ich neue und festere Hoffnung.«

Mit diesen Worten verließ ich meinen Wirth und stieg zwei Treppen hoch nach dem oberen Corridor empor, von wo ich den ganzen westlichen Horizont, von dem fast alle Unwetter herkommen, mustern konnte, aber noch gewahrte ich keine heilsame Veränderung und noch nicht ganz aufgemuntert, trotz des steigenden Barometers, kehrte ich wieder in mein Zimmer zurück, um mich an meine Arbeit zu setzen und durch Denken und Schreiben die tiefe Unlust zu bewältigen, die sich allmählig auch in mein resignirendes Herz gedrängt hatte.

FÜNFTES CAPITEL. ES WIRD LICHT.

Allein endlich sollte denn doch die Stunde unserer Befreiung aus dem traurigen Element des Nebels und der Kälte geschlagen haben. Am nächsten Morgen, etwa um fünf Uhr, als es im Freien bei der dicken Luft noch ziemlich düster war und nur ein falbes Licht in mein unverhangenes Fenster fiel, lag ich im Bett und besann mich, ob ich aufstehen und mich dem neuen Tage mit neuer Resignation hingeben oder noch eine Stunde im süßen Nachschlummer verbringen solle. Da, gerade als ich

mich schon zu letzterem Entschlusse neigte, vernahm ich plötzlich das Erwachen eines heftigen Windes im Freien. Er rüttelte hörbar an meinen seitwärts befestigten Jalousien und rauschte laut und immer lauter in den Bäumen des Gartens, der vor dem Hause lag. Ich sprang, wie von einer elastischen Feder bewegt, sogleich empor, denn dieses Windes Rauschen, das mir einen Wechsel in der Witterung anzeigte, klang wie die köstlichste Musik in meinen Ohren, da es bisher vollkommen windstill gewesen war und die Natur sich widerstandslos dem träge auf ihr lastenden Druck des undurchdringlichen Nebels hingegen hatte. Ja, es war, wie ich vermuthet, denn als ich bald darauf an's Fenster trat, sah ich, daß eine merkliche Bewegung in den vorher so ruhigen Lüften eingetreten war. Die Baumzweige und Sträucher regten sich lebhaft, die Blätter rauschten, und selbst die an den Felswänden festklebenden und bis zu ihrem Fuß reichenden Nebel waren in sichtbare Bewegung gerathen. Dichte, massige Wolken, hell und dunkelgrau gefärbt, wogten und rollten in schneller Aufeinanderfolge von Süden heran, eine drückte die andere in's feuchte Thal nieder und sie flogen in rundlichen Ballen oft so tief über die untersten Felshänge hin, daß es aus der Ferne aussah, als könnten die daselbst wohnenden Menschen sie mit den Händen greifen.

O, es ist ein ganz eigenes und interessantes Schauspiel, so massig rollende, sich jagende und überstürzende Nebel- und Wolkengebilde zu betrachten. Eins scheint

das andere zu verdrängen, die wunderbarsten Gestaltungen mitunter täuschend lebenden Wesen der Schöpfung gleichend, treten zu Tage und wenn man glaubt, nun müßte an ihrer Stelle der reine blaue Aether erscheinen, um der heraufsteigenden Sonne freie Bahn zu lassen, so stürzen aus allen Felsklüften immer wieder neue Nebelgebilde heran und der grause Wolkenkampf spinnt sich in der Nähe und über die unendliche Ferne fort, bis sie zuletzt der unermessliche Raum verschlungen hat und endlich der blaue Himmel wieder sichtbar wird, der das Lächeln der Welt bedeutet, wie der Regen seine Thränen und die dunstigen Nebel seine trüben, melancholischen Gedanken sind.

Nun wird es bald anders werden, dachte ich mir, als ich eine Weile in diesen Luftkampf hineingeblickt und meine Augen vergebens angestrengt hatte, um irgend wo einen freien Ein- oder Durchblick durch die streitenden Nebelmassen zu gewinnen, und in der That, es ward anders, wenn auch nicht so rasch, wie ich anfangs gehofft.

Schon um sechs Uhr befand ich mich trotz der sehr empfindlich kühlen Frische im Freien, um die Vorgänge in den Lüften genauer nach allen Seiten hin zu beobachten, denn ich liebe dergleichen selbst im eingeschlossenen Thal, wenn sie hier auch bei Weitem nicht so malerisch, so großartig und bewältigend einhertreten, wie von der Höhe eines gewaltigen Berges aus gesehen. Bald standen mein Wirth und etwas später auch andere Bewohner der Pension an meiner Seite und gaben sich den

uns Allen neuen Erscheinungen mit ganzer Seele hin. Jedermann war über den endlichen Wechsel erfreut und auf das Vorgehende äußerst gespannt, und keiner der fremden Gäste wollte dem erfahrenen Ruchi so leicht glauben, als er ihnen bemerkte: der Luftkampf werde noch fast den ganzen Tag dauern, sie müßten geduldig bis zum Abend warten, denn es seien zu viele Wolken und Nebel in den tiefen Schluchten angehäuft und ehe sie nicht alle verflogen, würde die Sonne nicht erscheinen, den Kampfplatz behaupten und ihr glanzvoll leuchtendes Auge siegreich über das große Schlachtfeld schweifen lassen.

Indessen behielt er diesmal wieder Recht, so sehr wir auch der Sonne einen schnelleren Sieg wünschten und uns nach dem ungehinderten Ausblick in die Ferne sehnten. Der Vormittag verstrich uns Allen, die wir fast jeden Augenblick hoffnungsvoll in die Höhe blickten, langsam genug und wir hatten schon lange unser Mittagmahl verzehrt, als das lebhafteste Gewoge in den Lüften noch immer fort dauerte, nur schien uns, die wir sämtlich gegen vier Uhr aus dem Speisesaal vor die Thür getreten, die Atmosphäre im Ganzen viel lichter und die Temperatur der Luft viel wärmer geworden zu sein.

»Ja wohl,« sagte Ruchi, als einer der am ungeduldigsten sich geberdenden Gäste diese Bemerkung aussprach, »wir haben einen kleinen Föhn und der macht es uns warm. Ich bin überzeugt, wir werden bald hier oder da einen Sonnenstrahl durchblitzen sehen, aber ganz zum Vorschein wird sie erst morgen kommen, nachdem sie in

der Nacht durch ihren Helfershelfer, den Föhn, die säumigen Wolken hat verjagen lassen.«

Wir Alle standen um den so Sprechenden her und starrten erwartungsvoll nach allen Windrichtungen, als sollte sich uns ein Wunder am Himmel zeigen, denn schon hätte man bei dem so lange anhaltenden Nebel und der herrschenden Kälte befürchten können, daß die Sonne irgendwo ganz eingefroren sei oder ihre himmlische Gunst ein für alle Mal der armen Erde entzogen habe.

Da, gegen Abend, und die ganze Pension war diesmal vor der Thür versammelt, denn die drei englischen Damen waren eben wieder mit düsteren Gesichtern von einem ihrer Ausflüge zu Wagen zurückgekehrt und standen neben uns, sich verwundernd, warum wir Alle so neugierig in die Höhe blickten, zeigte sich plötzlich ein köstliches und eben so seltenes wie unerwartetes Bild vor unseren Augen.

Ein goldener Sonnenstrahl, wie ein siegreicher Pfeil hervorschießend, brach durch die Wolken und Nebel im Westen, spaltete sie und fiel zufällig gerade auf das Silberhorn, das, einige Minuten lang ganz allein erleuchtet, wie eine frei in der Luft schwebende Lichtgestalt erschien, da ihre ganze Umgebung und namentlich ihre Basis, auf der sie mit der noch unsichtbaren Jungfrau zusammenhing, von Nebel- und Wolkenmassen verhüllt blieb.

Es war ein unbeschreiblich schöner, fast feenhafter Anblick, inmitten der rollenden und sich hin- und herschiebenden Nebelmassen die feststehende Pyramide, glitzernd wie funkelndes Eis und in ihrer ganzen Größe und Herrlichkeit strahlend, mit einem Mal klar vor sich zu sehen. Auch gab sich ein allgemeines Erstaunen und eine laut geäußerte Freude bei den überraschten Zuschauern kund. Ausrufe des Entzückens tönten von allen Lippen, denn was man jetzt deutlich oder so dicht vor sich sah, und noch dazu in solcher Majestät und Schönheit, hatte Niemand hinter den trüben Wolken gesucht und erwartet. Und immer höher, wie ein riesiger, ungeheuer breiter Zuckerhut, im silbernen Strahlenkleide glänzend, hob sich das zauberhafte Eis- und Schneegebilde aus seinem grau düsteren Nebelsattel empor, allein für die entzückten Augen leider nur auf zu kurze Zeit, denn kaum hatten wir das namenlos schöne Bild in unsere Seele aufgenommen, so stürzten sich die benachbarten Nebel, gleichsam eifersüchtig auf ihren kaum enthüllten Schatz, von allen Seiten ungestüm wieder darüber hin, als hätten sie uns zu voreilig ein so seltenes Schauspiel gestattet, und das Silberhorn, die kostbarste Perle der majestätischen Jungfrau, war wie eine trügerische Phantasmagorie in der trostlosen Wüste wieder verschwunden.

Allein dieser eine kurze Sonnenblick war hinreichend gewesen, um wie ein Wunder auf die in der Pension wohnenden Menschen einzuwirken. Nun waren sie doch nicht ganz umsonst nach der so fernen Schweiz gekommen, die Sonne existirte noch am Himmel und versprach,

ihnen des Schönen noch mehr zu zeigen. So erschienen denn mit einem Mal alle Gesichter aufgeklärt und erheitert; sie hatten ja den ersten Schneeberg und noch dazu in so luftiger Höhe gesehen, seitdem sie das gepriesene Berner Oberland erreicht, das sie bisher nur mit Grausen und Frösteln erfüllt und durchaus nicht den Erwartungen entsprochen hatte, die sie bisher davon gehegt.

Alle gingen an diesem Abend froh und neuer Hoffnung voll zu Bett, nachdem unser Wirth bei Tisch noch einmal erklärt, daß sie morgen, wenn sie sich vom Lager erheben, in einem anderen Lande zu erwachen glauben würden, denn nun sei kein Zweifel mehr, von morgen an würde der wirkliche Sommer beginnen und in wenigen Tagen würde Interlaken in seinem ganzen Glanze strahlen und von tausend neuen Gästen wimmeln. Das Letztere war nun gerade keine besondere Freude für mich, der ich das übermäßige Gewühl und Gewoge der Menschen nie und am wenigsten an den schönsten Punkten der Schweiz liebe. Vielmehr ziehe ich die einsame Betrachtung der schönen Natur oder in Gesellschaft einiger mir gleichgestimmter Seelen bei Weitem vor, da ich nur zu oft erprobt, daß das allgemeine zu stürmische Frohlocken den ruhigen und bedachten Genuß des Einzelnen stört; allein mit dem Ersteren war ich vollkommen einverstanden, denn ich wußte aus mehrjähriger Erfahrung, welche wunderbare Einwirkung ein mächtiger Wind auf jenes uns so lange beängstigende Nebelmeer in einer kurzen Nacht hervorzubringen vermag.

Am nächsten Morgen ließ es mich nicht so lange im Bett, wie in den Tagen zuvor. Als ich die Augen aufschlug, sah ich mein ganzes Zimmer von einem so hellen Lichtstrahl überfluthet, wie ich ihn gar nicht mehr zu kennen glaubte. Rasch warf ich nun von meinem Lager aus einen Blick nach dem Fenster und da sah ich die ganze große Welt in strahlender Schönheit vor meinen Augen liegen. Wie hingezaubert stand die Jungfrau, von ihrem höchsten im blauen Aether sich verlierenden Gipfel bis zu ihrem Fuß herab, so weit er von hier aus sichtbar war, schneeweiß in voller, gleichsam bräutlicher Pracht vor mir; neben ihr, nicht minder feierlich in weiße Gewänder gehüllt, ihr treuer Wächter, der ernst blickende gewaltige Mönch, und, die Gaudi- und Gießengletscher der Jungfrau rieselten ihre bläulich schimmernden Eishänge in so strahlender Majestät in das Trümmletenthal nieder, wie ich sie nie gesehen zu haben glaubte, und auf allen Schneefeldern, die mir vor Augen lagen, funkelte und blitzte es wie von Millionen Diamanten, in denen sich die eben heraufsteigende Sonne spiegelte, als freue sie sich auch, einmal wieder einen so köstlichen Anblick zu haben und ihren gloriosen Tageslauf mit triumphirender Siegermiene beginnen zu können. Weit näher zu mir heran aber zeigten sich die bald dunkel violett, bald bläulich oder smaragdgrün gefärbten Vorberge dieser gewaltigen Riesen und öffneten sich breit wie ein ungeheures Thor oder vielmehr wie die Coulissen eines großen Theaters,

deren hinterster Vertreter, der vielfach gezackte Männlichen zur Linken, die Eisenfluh zur Rechten, und deren vorderste Stufen links die gigantische Faulhornkette und rechts der liebliche Abendberg mit dem stattlichen Belenhöchst und der hochaufragenden kahlen Suleck dahinter bildeten.

Nur die Spitzen aller dieser Vorberge traten mit ihren malerischen Zacken und Zinnen nicht so klar wie sonst im Sommer hervor; das leuchtende Grün, womit sich in der Regel ihre Alpen und Matten schmücken, war verschwunden, denn auf ihnen lag eine dichte weiße Schneedecke, die sich in den letzten Tagen darüber ausgebreitet, deren Bestand aber nicht von langer Dauer sein konnte, denn die warmen Sonnenstrahlen küßten sie rasch hinweg und in wenigen Tagen, das wußte ich aus alter Erfahrung, mußten der starre graue Fels oder die grüne Matte darunter hervortauchen, um dem ganzen unbeschreiblichen Bilde erst den rechten und größten Glanz zu verleihen.

Da, als ich einen langen freudigen Blick über diesen grandiosen, bis in den Aether ragenden Hintergrund und dann einen zweiten auf den freundlich lachenden Vordergrund mit seinen grünen Wiesen und Bäumen, mit seinen Häusern und Hütten und die wie eine blaue Schlange sich mitten hindurch windende Aare geworfen, richtete ich mein trunkenes Auge nach meiner Sommerbergheimath, dem schönen Abendberge empor, aber auch von seinen grünen Matten auf der Höhe war noch wenig zu sehen, denn der neidische Schnee bedeckte auch seinen

Gipfel und nur mit Mühe fand ich an der bekannten Stelle das Haus Meister Sterchi's auf, das, im Tageslicht sonst so blendend weiß, heute inmitten eines frischen Schneefeldes fast grau und trüb erschien. Auch auf den Höhen der Faulhornkette, der Suleck und des Morgenberges lag tiefer Schnee bis zur Hälfte herab; die schynige Platte mußte gänzlich unzugänglich sein und die Daube mit ihren phantastischen Felsblöcken sah eben so seltsam unter ihrer weißen Haube aus, wie das Vreneli und der Bellenhöchst zur Rechten und die neben dem Morgenberg neugierig hervorlugenden Engelspitzen der nach dem Thuner See hin sich erstreckenden Felsenkette.

Von diesem schönen Morgen an begann das Leben in Interlaken und Unterseen seine größeren Wellen zu schlagen, als ob man schon in der Ferne den frischen Pulsschlag der großen Natur im Voraus gefühlt und sich nun rascher und fester an das Herz der Alpenwelt schmiegen wolle. Schon am Mittag dieses ersten Tages brachten die Dampfer von Brienz und Thun eine Menge Menschen heran, und als die von dem Thuner See kommenden und an Beau-Site vorüberfahrenden Wagen sichtbar wurden, sah man nur heitere Gesichter darin und alle bereits in der Pension Wohnenden standen nun glücklich und froh stundenlang im warmen Sonnenschein vor der Thür und schauten mit Ferngläsern nach den Eisbergen empor, und in Wahrheit, sie thaten recht daran, denn etwas Schöneres und Labenderes als einen solchen Anblick nach langem trostlosen Nebelwetter mag es wohl nur selten in der Welt geben.

Nun ließ es auch mich nicht mehr lange in dem sonst so behaglichen Hause. Ich nahm mir einen raschen Einspanner und fuhr fast den ganzen Tag in Interlaken und der Umgegend umher, Alles zuerst im Fluge und im Ganzen begrüßend, was ich nachher bei ruhiger Fußwanderung genauer und im Einzelnen betrachten wollte.

So vergingen mir rasch ein paar Tage, in denen ich noch keine größere Bergtour antreten konnte, denn der auf allen Höhen aufgehäufte Schnee schmolz nur langsam hinweg, die kleinen Bäche, die man dabei durchschreiten muß, stürzten noch zu gewaltsam in breiten und weithin donnernden Cascaden von den Felsenstirnen, und es trieb mich nicht in ihre unwirthliche Nähe, da ich die Tücken der glatten Schneedecken aus abschüssigen Bergabhängen kenne und keine Lust hatte, mein Leben vorzeitig in Gefahr zu bringen, zumal ich ja nur hierhergekommen war, um mich von langer Arbeit in der wonnigen Luft zu erholen und zu stärken und mein Herz wieder mit neuer Lebensfreude zu füllen.

Nach einigen Tagen jedoch konnte ich es nicht länger unterlassen, doch einige bequemere Ausflüge zu unternehmen, sobald nur der Schnee einigermaßen im Verschwinden war. Zuerst fuhr ich durch das ewig schöne Lauterbrunnenthal, in dem die Lutschine wie toll brauste und tobte und in ihren eisgrauen Wirbeln ungeheure Felsblöcke und Schneemassen von den Gletschern herunterwälzte, und vor dem Staubbach, der sich nie gesehener Gewalt und Wasserfälle von seiner tausend Fuß hohen Fluh wild auf den hausgroßen Eisblock stürzte, den

der letzte Winter unten aufgebaut, stand, ich voller Bewunderung still und freute mich über das neue sommerliche Leben, das sich auch auf Felsgestein und Eis erstreckte und in tausend wechselvollen Gestalten sein kurzes Dasein erkennen ließ.

Auch nach Grindelwald mit seinen massigen Alpenwiesen, Gletschern und Felswänden dehnte ich meine ersten Ausflüge aus; am Thuner und Briener See entlang fuhr ich im eilenden Wagen, um so viel wie möglich mit einem Blick zu umfassen und liebgewonnene Stellen von Neuem zu begrüßen; und wenn ich heimgekehrt, lief ich noch unermüdeten Fußes durch die nächste Umgebung Interlakens und war so wenig zu Hause, daß Vater Ruchti mir oft mit dem Finger drohte, wenn ich Abends spät zurückkam, und mir prophezeite, daß ich mich zu müde laufen und sehen und bald statt der erhofften Stärkung nur neue Ermattung und Abspannung fühlen werde.

Ueberall aber, wohin ich kam, außerhalb und innerhalb des paradiesischen Rastortes, fand ich Alles voll eben angekommener und freudetrunkener Gäste. Die Kellner saßen nicht mehr faulenzend auf den Bänken vor den Thüren, die Wagen kehrten nicht mehr leer zu den Halteplätzen der Dampfer an den Seen zurück, ja auf den Landstraßen hatte sich das Leben in vollster Blüthe entwickelt. Wagen rollte auf Wagen nach allen Richtungen dahin und überall sah man nur erstaunte Augen, aufgeheiterte Gesichter, und vor allen Thüren, wo es Erfrischungen gab, fand man die Tische mit Rastenden und Schmausenden besetzt und man fragte sich mit Recht,

woher sind mit einem Male diese Massen Menschen gekommen, was treibt sie so rastlos und unstät umher und wo soll noch ein ruhiger Genuß zu finden sein, wenn sie noch viele Nachfolger haben und das bisher so stille Oberland mit Tausenden von Gästen aus allen Weltgegenden überfüllt sein wird?

Ruchti aber hatte Recht mit seinen wiederholt gegen mich ausgesprochenen Ermahnungen. Nach wenigen Tagen schon fühlte ich mich bei der rasch zunehmenden Hitze müde und träge werden, und nachdem ich alle meine Lieblingsorte wiederholt besucht, hielt ich mich wieder häufiger daheim und hörte dann Abends mit stillem Lächeln die Wunderdinge erzählen, die seine Gäste mit heimbrachten, die ja alle diese Reize zum ersten Mal sahen und natürlich davon entzückt waren. Viele von ihnen sah ich eben nur Abends, da ich am frühen Morgen meiner fleißig fortgesetzten Arbeit wegen nicht mehr auszugehen pflegte, und so auch meine drei Engländerinnen, die nach wie vor ihre Ausflüge eifrig fortsetzten und zu denen ich bisher in kein näheres Verhältniß getreten, mit denen nun aber doch bald bekannter zu werden, mir vom Schicksal unwiderruflich beschieden war.



Auch unsere Pension hatte sich bei dem andauernd schönen Wetter gleichzeitig mit allen übrigen Gast- und

Wohnhäusern in Interlaken allmählig gefüllt. Alltäglich kamen neue Gäste an, die meisten über den Thuner See, also direct aus Deutschland, England, Frankreich und den angränzenden Ländern. Bald wimmelte es im grünen, so reich mit Blumen geschmückten Vorgarten und in den großen Sälen von Gestalten und Physiognomien aller Art; die langen Tafeln im Speisesaal waren mit jungen und schönen, mit alten und häßlichen Menschen der verschiedensten Nationen und Stände dicht besetzt und man hörte nicht mehr bloß das Klappern der Teller, der Messer und Gabeln, sondern ein lautes verworrenes Gesumme ließ sich aus allen Ecken vernehmen, zehn verschiedene Sprachen wurden mit einem Mal laut und, je bekannter die Gäste allmählig mit einander wurden, um so lebhafter wurde die Unterhaltung und ungezwungene Heiterkeit herrschte auf allen Gesichtern, wohin man blicken mochte, etwa die drei Engländerinnen ausgenommen, die mit mir zugleich gekommen waren, noch immer ihre alten Plätze mir gegenüber behaupteten, sich wie bisher von Jedermann fern hielten, namentlich von ihren eigenen Landsleuten, und nicht die geringste Neigung blicken ließen, sich irgend Jemandem gesellig anzuschließen.

Ruchti, sichtbar erfreut über den zahlreichen Zuspruch und die merkliche Behaglichkeit seiner Gäste, schritt, wie immer in solchen Perioden, bei der Tafel wie ein Feldherr einher, der sein Schlachtfeld siegreich beherrscht, musterte mit scharfem Blick Großes und Kleines und sah nach, ob Alles in Ordnung sei und ob Jedem sein Recht widerfahre, denn nun war ja wirklich endlich die lange

erwartete Saison, das heißt die Blüthezeit seiner wirthlichen Wirksamkeit eingetreten, und die Kamine waren in langen Ruhestand versetzt, da die Sonne warm, oft nur zu warm niederschien, die das herrliche Bödeli umkränzenden Höhen wieder in ihren schönen grünen Alpenfarben glühten und die Umgegend von Interlaken sich in ihrem prachtvollsten Kleide zeigte.

Zwar waren die beiden großen Häuser, aus denen die schmucke Pension besteht, noch nicht ganz gefüllt, aber es mußten mit vorsorglichem Sinn doch schon in den benachbarten Privathäusern für baldige Zufuhr Vorkehrungen getroffen werden, da es für einen coulanten Wirth nichts Unangenehmeres giebt, als etwa überzählig ankommenden Gästen mit bedauerndem Achselzucken zu verkünden, daß kein Raum mehr für sie vorhanden sei.

Und wie regsam und dem Treiben eines gefüllten Bienenkorbes ähnlich ging es nun in dem neuen Haupt-hause zu! Auf den mit weichen Matten belegten Corridoren wandelte man nun nicht mehr allein hin und her, der große, nach dem Hardergebirge und dem Beatenberge hin gelegene Salon wimmelte vom Morgen bis zum Abend von lesenden, spielenden, plaudernden, auch schreibenden und musicirenden Gästen, alle Lauben, Veranden, Pavillons rings um das Haus waren theils von flüsternden, theils lachenden Paaren besetzt, und die armen vielgeplagten Kellnerinnen mußten treppauf, treppab laufen, um den mannigfachen Wünschen der alles Mögliche verlangenden Gäste zu entsprechen und ihren

oft unsinnigen Ansprüchen wenigstens einigermaßen zu genügen.

Vater Ruchti war die Seele von Allem und überall sah und hörte man ihn, meist im Comptoir sitzend und mit seinen Töchtern arbeitend, wurde er zu jeder Stunde von fragenden, bittenden, fordernden Gästen belagert und ich mußte oft die lammesmüthige Geduld des guten Mannes bewundern, mit der er jederzeit den sich ewig wiederholenden gleichen Fragen begegnete und zum hundertsten Mal an einem Tage bewies, daß man nach der Wengernalp oder Mürren, wie man verlangte, nicht fahren könne und daß die Dampfschiffe zu derselben Zeit abgingen und einträfen, wie es auf den groß und leserlich genug gedruckten Zetteln an allen Ecken des Hauses zu lesen war.

Auffallend war mir, daß unter den anwesenden Gästen in diesem Jahre nur die Wenigsten Deutsche waren, und unter diesen begegnete mir – glücklicher Weise – kein alter Bekannter, da ich in der Fremde einmal gern nur mit Fremden verkehre, während ich der Bekannten zu Hause ja die Fülle habe. Auch die Franzosen, noch an dem Weh ihres eben beendigten ›kleinen‹ Krieges käuend, waren sehr sparsam erschienen, um so zahlreichere Schaaren aber hatten das reiselustige Albion und die ihm darin wenig nachstehenden nordamerikanischen Freistaaten gesandt. Auch Holland hatte es nicht versäumt, uns einige besonders liebenswürdige Exemplare zur Musterung vorzustellen, und unter den nördlichen Europabewohnern

zeichneten sich neben den Dänen und Schweden am meisten die Russen aus, die in ganzen Karavanen in das südliche Ausland zu pilgern pflegen und überall ein Stück Tartarei oder Sibirien mit sich herumschleppen, um mit ihren seltsamen Physiognomien, Kleidungen und Haartrachten uns nicht viel weniger Stoff zur Betrachtung zu bieten, als die darin unübertrefflichen Engländer, die sich im Laufe des Winters vorzugsweise damit zu beschäftigen scheinen, mit welchen niegesehenen Vermummungen, Reise-Utensilien und Gewohnheiten sie die continentalen Barbaren überraschen und unterhalten wollen.

Je mehr Engländer aber in Beau-Site eintrafen – und ich beobachtete das wohl mit stetig wachsendem Interesse – um so mehr hielten sich die drei englischen Damen von dem allgemeinen Verkehr zurück, und ich glaubte nur zu deutlich zu gewahren, daß ihnen unter allen Anwesenden gerade ihre eigenen Landsleute die lästigsten waren. Sie wichen nicht nur, wie es mir schien, jeder Berührung und Unterhaltung mit ihnen, sondern sogar ihren Blicken aus und suchten mit besonderer Vorliebe irgend eine abgelegene tief beschattete Laube auf, wo sie von Niemandem gesehen und am wenigsten von dem stürmischen Anlauf der überall umher Suchenden gestört werden konnten.

Was mein eigenes Verhältniß zu ihnen bis dahin betrifft, so beschränkte es sich darauf, daß ich täglich mehrmals einige Worte mit ihnen wechselte, nur Miß Mary Markham hatte noch nie eine Sylbe an mich gerichtet, selbst wenn ich bei Tische meine Blicke forschend auf sie

hinwandte und sie zu irgend einer Rede, um nur einmal ihre Stimme zu hören, veranlassen wollte. Die Mutter dagegen war etwas gesprächiger geworden und Miß Lucy sprach mir unverholen oft ihre Freude aus, daß ich ihnen zu einer so guten Pension gerathen, deren Umgebung so frisch und ländlich, deren Aussicht so wunderbar reich und schön und deren Wirth ein Muster unter allen Wirthen sei. Im großen Salon erschienen sie nie, selbst spät Abends nicht, wenn Alles die plötzlich hereingebrochene Kühle draußen floh und sich um das häufig gespielte Pianino und die dasselbe umstehenden Sänger und Sängerinnen versammelte, nein, sie suchten immer zeitig ihre Gemächer auf, es unschwer errathen lassend, daß sie von ihren weiten Ausflügen ermüdet zurückgekommen seien, die sie noch jeden Tag unternahmen und dabei, wie ich hörte, jeden hervorstechenden Punkt berührten, als müßten sie alles Sehenswerthe in ihrem Reisetagebuche verzeichnen, was rings um Interlaken ausgestreut liegt und ihm nicht umsonst den Namen der Perle der Schweiz verschafft hat.

SECHSTES CAPITEL. ICH WERDE ALS ARZT IN ANSPRUCH GENOMMEN.

Jedoch sollte der Zeitpunkt meiner näheren Bekanntschaft mit diesen drei seltsamen Damen nun endlich gekommen sein und zwar bediente sich die Vorsehung, wenn sie auch hier ihre Hand im Spiele hatte, was ich heute kaum bezweifle, eines kleinen Unfalls der Mrs. Duncan, um mich ganz allmählig heller in ein Verhältniß

blicken zu lassen, welches mir bis dahin noch ganz unzugänglich und dunkel geblieben war.

Eines Tages war ich gegen Abend von einem weiten Spaziergange nach dem so reizend am Brienzer See gelegenen Bönigen, wo ich bisweilen bei der schönen Frau *Elmer* meinen Kaffee zu trinken pflegte, ziemlich spät nach Hause gekommen, als mir Ruchti in seinem Bureau erzählte, daß die drei Engländerinnen so eben von Mürren zurückgekehrt seien, wo sie nun schon drei- oder viermal gewesen waren, und Mrs. Duncan sich so unwohl befände, daß sie kaum aus dem Wagen nach ihrem Zimmer habe gelangen können.

Ich wunderte mich über diese Mittheilung nicht. Ich hatte die alte Dame in den letzten Tagen oft im Stillen beobachtet und nach dem Ausdruck ihres Gesichtes und ihrer gebrochenen Haltung sie nicht nur körperlich leidend, sondern auch, wie von zunehmendem Kummer mehr denn je geistig niedergebeugt gefunden. Ja, Letzteres lag so greifbar auf ihren sprechenden Zügen ausgedrückt, daß ich dieses geistige Leid für das größere von beiden und vielleicht sogar für die einzige Ursache ihres leiblichen Uebelbefindens zu halten geneigt war. Jedoch hatte ich nicht weiter darüber nachgedacht und noch weniger meinen Beistand angeboten, denn ich gehöre nicht zu den Aerzten, die selbst auf Vergnügungsreisen nicht vergessen können, daß sie ›practicirende‹ Aerzte sind, und die, von ihrem medizinischen Fanatismus gestachelt, förmlich Jagd auf Kranke machen, um nur nicht aus der Uebung zu kommen und überall, wo sie

nur etwas von einer robusten Gesundheit Abweichendes an ihren Mitreisenden wittern, mit ihrem unvergleichlichen Rath, gleichsam wie auf einer Wolke herbeigetragne Rettungsengel bei der Hand zu sein. Nein, zu dieser nicht gar seltenen Kategorie auf Wolken schwebender Engel gehöre ich nicht und ich sehe es sogar sehr gern, wenn ich auf Reisen von Patienten verschont bleibe, da ich vor allen Dingen dabei einmal vergessen will, daß ich ein Arzt und froh bin, einmal mir selbst in einer gesunden Welt zu leben, was mir zu Hause in dem mir dort zugewiesenen Wirkungskreise selten nach Wunsch zu Theil wird.

Ueberhaupt wird das Interesse eines Arztes an einem Menschen ja erst dann in Wahrheit rege, wenn er in nähere Beziehung und Berührung zu und mit ihm tritt, das heißt, wenn dieser Mensch sein Patient wird und er ihm also auf seinen Wunsch rathen und wo möglich helfen soll. Hier aber war meine Hülfe, obgleich man sehr wohl wußte, daß ich ein Arzt sei, noch nicht in Anspruch genommen worden, man hatte mich nie, auch nicht durch die geringste Anspielung, merken lassen, daß man einen Rath von mir begehre, und so lag es in meinem ganzen Empfinden, mich in keiner Weise ihnen aufzudrängen und ich hätte es selbst nicht gethan, wenn ich gesehen, daß irgend ein Einschreiten durchaus geboten sei.

Dennoch aber will und darf ich nicht läugnen, daß ich bei meinem allmählig steigenden Interesse für diese drei Damen Acht auf sie gab, wenn sie kamen und gingen, daß ich aufmerksam zuhörte, wenn sie sprachen; oder

sich geheimnißvolle Winke gaben und Blicke zuwarfen, die meist in melancholische Farben getaucht waren und mir nur zu deutlich verriethen, daß ihre zur Schau getragene Trauer keine ungerechtfertigte oder erkünstelte sei, sondern daß sie wirklich an irgend einem inneren Druck, einem still getragenen Schmerz litten, der sie mich schon lange als keine gewöhnlichen Vergnügungsreisenden hatte erkennen und betrachten lassen. Natürlich forderte das von selbst meine Beobachtung heraus; ich hatte mir schon oft im Stillen meine eigenen Gedanken über sie gemacht, wenn ich sie so still und friedlich, so kummervoll und traurig sich von der übrigen fröhlichen Gesellschaft abschließen sah, aber ich war trotz alledem noch weit davon entfernt, das Richtige zu treffen und den Schmerz im ganzen Umfange zu erkennen, der diese drei armen Frauen verfolgte und sie so namenlos unglücklich erscheinen ließ.

Indessen das sollte nun bald und wider Erwarten aehr schnell ganz anders kommen, und wenn mir im ersten Augenblick auch keine genauere Einsicht in ihre Verhältnisse gestattet wurde, so war doch aus ihrem Benehmen sichtbar, daß sie allmählig ein größeres Vertrauen zu mir gefaßt hatten und sich mir zu nähern eine gewisse Neigung verriethen. Woher es eigentlich kam, daß dieses Vertrauen dann in raschem Steigen begriffen war, bis es zuletzt eine von mir nicht geahnte Höhe erreichte, weiß ich heute noch nicht, wenn ich nicht annehmen will, daß zwischen manchen, bis zu einem gewissen Augenblick sich ganz fremden Menschen, wie durch einen höheren

geheimnißvollen Drang, sich plötzlich ein sympathisches Einverständniß, eine durch nichts Aeußeres erklärte Neigung entwickelt, die endlich zu einem Ziele führt, wie es auch uns beschieden war und dessen Resultat mich noch heute mit einer namenlosen inneren Zufriedenheit und – warum soll ich es nicht ehrlich sagen? – sogar mit einem gewissen Stolz und einer Genugthuung erfüllt, die Balsam für manche andere Wunde sind, die mir das Schicksal geschlagen, und mich in meinen eigenen Augen in die Zahl derjenigen erhebt, denen das wunderbare Menschenleben im Laufe der Jahre manche schöne Blüthe, ja manche süße Frucht gezeitigt hat.

Und so will ich denn einfach erzählen, wie und wodurch ich mit den mir bis jetzt nur äußerlich interessanten Personen auch innerlich in viel nähere Berührung gerieth.

Die drei Damen erschienen an dem bezeichneten Abend weder beim Thee, noch später im Salon oder vor der Thür, wo die jüngere Welt sich versammelt hatte, um den glorreichen Sternenhimmel zu betrachten und die kreideweiße Jungfrau mit ihren Gletschern zu bestaunen, auf die der langsam sich füllende Mond so eben seinen bläulich magischen Schimmer geworfen hatte. Ich, der ich ungewöhnlich ermüdet war, denn es war ein sehr heißer Tag gewesen und ich hatte einen mehrere Stunden langen Weg zu Fuß zurückgelegt, wollte mich einmal etwas früher als sonst zu Bett legen, um nach Herzenslust auszuschlafen. So stahl ich mich denn heimlich von der Gesellschaft fort, die mich noch festzuhalten versuchte,

und stieg unbeachtet die nach meinem Stockwerk führende Treppe hinauf. Oben auf dem Corridor aber, wo schon lange die Gaslampen brannten, begegnete mir Nelly, die kleine zierliche Negerin der Engländerinnen, die in ihrem schwarzen Traueranzug und mit ihrem ebenholzfarbigen Gesicht einem düsteren Schatten glich, obgleich die angeborene Heiterkeit ihrer Züge gar oft ganz seltsam damit contrastirte. Als sie mich langsam daher kommen sah, nickte sie mir fast kindlich freundlich zu, was sie alltäglich mehrmals that, wenn sie mich irgend wo traf, da ich ja der erste Mensch war, mit dem ihre Herrschaft auf der Reise hierher oberflächlich bekannt geworden und mit dem sie alsdann wenigstens in einige persönliche Berührung gerathen war.

»Guten Abend, Nelly!« sagte ich in englischer Sprache. »Nun, wie steht es? Man sagt mir, daß Ihre Lady krank und leidend ist – ist das wahr?«

Sie blieb auf der Stelle stehen, sah mich mit ernstem Blick an und erwiderte:

»Ach Jesses, Sir, ja, es sein leider wahr – meine Missus sein sehr, sehr krank, aber das sein sie jetzt eigentlich immer, und dabei so traurig – so traurig, daß gar nichts mehr auf der Welt ihr gefallen wollen, nein, gar nichts, Sir. O, das machen Ned und mich auch sehr, sehr traurig.«

Als ich diese Worte aufmerksam angehört, fühlte ich mich von einer unwillkürlichen Neugierde gedrängt, noch eine Frage zu thun und so sagte ich: »Hat sie denn so vielen Grund, so überaus traurig zu sein?«

Die Negerin riß ihre wie Kohlen funkelnden Augen weit auf, sah mich eine Weile mit einem erstaunten Blick groß an und sagte dann, indem sie ihre kleinen Hände leise zusammenlegte und fest gegen die Brust drückte:

»Ach Jesses, Sir, ja, ja, sie haben sehr wichtigen Grund, so traurig zu sein, und sie sein schon ein ganzes Jahr so. Missus Duncan und meine arme Miß Mary am allermeisten, die doch so schön und so gut und so ungeheuer reich sein. Aber nun sein Missus auch noch dazu krank geworden und das thun mir und Ned außerordentlich weh.«

Ich wußte darauf nichts zu erwiedern, und da ich nicht zu neugierig erscheinen wollte, weil ich befürchtete, die redselige Negerin möchte meine Fragen ihrer Herrschaft hinterbringen, so sagte ich nur:

»Nun, ich wünsche, daß es bald besser mit ihr wird. Bringen Sie Ihrer Lady meine besten Empfehlungen.«

Damit schloß ich meine Thür auf, während die Negerin dicht neben mir stehen blieb, mir fast vertraulich zunickte und dabei, indem sie freundlich lächelte, ihre schneeweißen Zähne zeigte, deren Glanz dem dunklen Gesicht ein ganz eigenthümliches Gepräge verlieh. Ich nickte ihr auch noch einmal zu und dann trat ich in mein Zimmer, das ich, wie gewöhnlich auch diesmal in der Nacht unverschlossen ließ, da es mir noch niemals vorgekommen war, daß mich irgend Jemand darin gestört, und der Portier bei Tagesanbruch meine Kleider aus dem offenen Zimmer zu holen gewohnt war.

Während ich mich nun langsam entkleidete, mußte ich wider Willen an die Worte denken, die ich so eben von Nelly gehört, und oftmals wiederholte ich mir:

»Also sie hat wichtigen, sehr wichtigen Grund daß sie so traurig ist! – Ja, das scheint mir auch schon lange so,« fügte ich hinzu. »Aber was mag das für ein Grund sein? Sonderbare Leute sind es jedenfalls und – zu ihrem Vergnügen allein scheinen sie wahrhaftig nicht hierhergekommen zu sein. Doch, was könnte sie sonst soweit von ihrer Heimath fortgelockt haben, wenn es nicht der Trieb nach Zerstreung und der Wunsch nach Wiederherstellung ihrer Gesundheit war?«

Ich gab mich eine Weile meinen Gedanken darüber hin, selbst dann noch, als ich mich schon niedergelegt, aber ich konnte nichts, gar nichts ergründen, was mich auf irgend eine der Wahrheit entsprechende Spur geführt hätte.

So schlief ich denn bald darauf ein, fester denn je, aber ich mochte kaum zwei oder drei Stunden geschlafen haben, als ich durch ein erst sehr leises, dann lauterer Pochen an meine Thür wieder geweckt wurde. Ich fuhr aus meinem Schlummer empor und horchte mit allmählig erwachendem Sinn, ob ich auch nicht geträumt, und erst als das Pochen sich noch einmal lauter wiederholte, fragte ich, wer da sei und was man von mir wolle. Da öffnete sich leise die Thür und ohne daß ich Jemanden sah, denn es war ziemlich dunkel im Zimmer, hörte ich nur, daß Jemand durch die kleine Spalte zu mir sprach, und auf der

Stelle erkannte ich der Negerin Stimme, die im bescheidensten, aber weinerlichen Tone flüsterte:

»Nelly bitten um Entschuldigung, Sir, daß Massa Doctor gestört werden. Aber meine arme Missus sein so sehr – sehr krank und Miß Lucy lassen Massa Doctor recht herzlich bitten, der armen Missus mit Ihrem Rath beizustehen.«

»Ich werde kommen,« sagte ich rasch und griff schon nach den Zündhölzern, die auf meinem Nachttisch neben dem Lichte standen.

»Wissen Massa Doctor auch, wo Missus wohnen?« fragte die Negerin nur noch.

»Ja, in Numero Sechs, nicht wahr?«

»Massa Doctor sagen das Richtige – ja, da wohnen sie.«

In zwei Minuten hatte ich Licht gemacht und begann mich schon anzukleiden. Mit welchen Gedanken, will ich hier unerörtert lassen. War ich doch ein Arzt, dem Dergleichen schon oft begegnet, und auch hier, wenn meine Hülfe nöthig, war ich gern zu helfen bereit. Vielleicht noch mehr als sonst, wenn ich ganz aufrichtig meine erste Empfindung aussprechen soll, obwohl mir der Grund davon noch lange nicht klar war.

Als ich mich fertig gekleidet und meine Haare einigermaßen geordnet, trat ich auf den Corridor hinaus, auf dem die ganze Nacht zwei Gasflammen brannten, und leise schritt ich nach Numero Sechs, wo die kranke Engländerin wohnte.

Ich klopfte an die Thür und fast augenblicklich wurde sie mir von innen geöffnet und Miß Lucy Duncan trat mir

in einem hellfarbigen Morgenkleide entgegen, während ihren blonden Kopf ein zierliches Häubchen mit lang herunterfallenden Bändern bedeckte. Im Zimmer selbst brannten mehrere Kerzen und beim ersten flüchtigen Ueberblick bemerkte ich, daß es in bester Ordnung war und daß nirgends die Requisiten von Damentoiletten umherlagen, die wahrscheinlich sämmtlich nach der Negerin Zimmer geschafft waren.

In dem einen Bett des großen Gemachs, welches zwei Betten enthielt und in deren jetzt leerem die Tochter der Kranken ihr Lager zu haben schien, während Miß Mary Markham im nächsten Nebenzimmer wohnte, lag die kranke Lady. Jene, auch in ein weißes Morgengewand gehüllt, saß mit fest in einander verschlungenen Händen auf einem Stuhl in der Nähe der Kranken, in einer Art Verzweiflung oder Angst, wie ich sie selten auf einem Menschenantlitz wahrgenommen, und doch hielt sie die Augen vor sich niedergeschlagen und nur zuweilen warf sie einen hastigen Blick nach der Kranken und mir hinüber.

Auch auf dem Gesicht der Miß Lucy Duncan sprach sich tiefer Schmerz und eine große Sorge aus, und so kam sie rasch auf mich zu, reichte mir vertraulich ihre weiße Hand und sagte:

»Ich bitte Sie recht sehr um Verzeihung, Sir, daß ich Sie mitten in der Nacht aus dem Schlafe wecken ließ. Aber wir befinden uns plötzlich in großer Noth. Meine Mutter hat einen ihrer alten Anfälle von Brust- oder Herzkrampf,

nachdem sie sich schon mehrere Tage sehr übel befunden, und in solchem Falle bedarf sie immer einer schnell eingreifenden Hülfe. Da erinnerten wir uns denn, daß Sie ein Arzt seien und sandten Nelly zu Ihnen, und da Sie immer so freundlich gegen uns gewesen, glaubten wir, daß Sie uns in unserer Rath nicht verlassen würden.«

Ich sprach einige, meine Bereitwilligkeit ausdrückende Worte und wandte mich dann zu der Kranken hin, die ich eine Weile ruhig betrachtete, worauf ich mir den zunächst stehenden Stuhl näher an ihr Bett rückte und mich ohne Weiteres darauf niederließ.

Ich hatte sehr bald und ohne noch ein Wort mit ihr gesprochen zu haben, erkannt, daß die vor mir liegende Kranke fieberhaft aufgereggt sei. Ihr Puls, nach dem ich leise griff, bestätigte mir dies. Ihr Gesicht sah unter der reich mit Spitzen besetzten Haube, die sie trug, fast entstellt aus und eine Angst prägte sich auf allen Zügen desselben aus, wie man sie selten bei nur leiblich Kranken findet, wenn sie sich nicht etwa in Erstickungsgefahr befinden. Daß dies hier nicht der Fall, sah ich auf den ersten Blick und so sagte mir meine Erfahrung, daß ich es hier zumeist mit einer von geistigem Schmerz geplagten Seele zu thun habe, was mir auch die Kranke selbst sehr bald bestätigte, indem sie mir gestand, daß sie schon so lange, wie sie hier wohne, nur selten ein paar Stunden in der Nacht geschlafen habe und daß sie in und durch nichts auf der Welt die ihr so nöthige Ruhe finden könne.

So begann ich denn mein Examen, ohne zuerst auf den letzteren Zustand hinzudeuten, und was ich allmählig

in bestimmten Antworten auf meine Fragen erfuhr, ließ mich schließen, daß es sich für den Augenblick hier nicht um einen Brust- oder Herzkrampf, sondern um eine Art Explosion der Empfindung handle, die bei nervösen und an tiefem Herzweh leidenden Frauen nur zu oft hervorbricht, wenn sie lange vergeblich gegen den sie bedrängenden Feind angekämpft haben, bis sie nicht mehr im Stande sind, mit ihrem durch Gemüthsbewegungen ernstester Art geschwächten Körper gegen seine Uebermacht Stand zu halten.

Als ich mich überzeugt, daß kein anderer äußerer Grund, keine zufällig herbeigeführte Krankheitsursache vorhanden sei, deutete ich auf eine im Geiste oder Gemüthe wurzelnde Aufregung hin und augenblicklich sah ich, daß ich mich nicht geirrt, denn auf der Stelle bejahete mir die Kranke und deren Tochter, daß ich ganz Recht habe und daß die erstere hauptsächlich von Schmerzen gefoltert sei, die weit mehr in ihren zerrütteten Nerven, wie sie sich euphemistisch ausdrückten, als in einem von Außen herbeigeführten Grunde ihren Ursprung hätten.

Als wir so weit gekommen waren und die Anwesenden selbst zu erkennen glaubten, daß ich auf der richtigen Spur der augenblicklichen Hinfälligkeit Mrs. Duncan's sei, kamen sie mir mit beistimmenden und einigen das Vorliegende erklärenden Erläuterungen entgegen, und da ich sie ruhig aussprechen ließ, gewann ich sehr bald die Ueberzeugung, daß ich die aufgeregten Nerven vor der Hand nur zu beruhigen und den vor allen Dingen nöthigen Schlaf herbeizuführen habe. Das Uebrige würde

sich schon weiterhin finden, sagte ich mir im Stillen, und so ließ ich meine Gedanken auch laut werden und erklärte den Damen, daß ich die Kranke körperlich eigentlich wenig leidend fände und daß sie nur getrost sein solle, da ich im Stande zu sein hoffe, ihr das, was ihr am meisten fehle: den Schlaf und mit ihm die innere Ruhe in einiger Zeit wiederzugeben.

Mutter und Tochter blickten mich bei diesen Worten, die ich nicht ohne Absicht mit einiger Bedeutung sprach, mit sichtbarer Erleichterung an; die Erstere, deren Gesicht, während ich meinen kleinen Vortrag hielt, immer ruhiger und gefaßter geworden war, versuchte sogar ein dankbares Lächeln blicken zu lassen, aber was mich dabei am meisten ergriff, war das Verhalten der schönen Miß Mary Markham, die so vor mir saß, daß ich sie bequem im Auge behalten konnte, ohne den Kopf nach ihr hinzuwenden, und deren eben noch tief trauriges und vollkommen resignirtes, fast starres Gesicht eine ganz eigenthümliche unwillkürliche innere Bewegung verrieth.

Zum ersten Mal nämlich, so lange ich sie kannte und im Geheimen beobachtet hatte, richtete sie ihr dunkles Sammetauge voll und fest auf mein Gesicht und es schien mir bei diesem fast wie aus einer inneren Nothwendigkeit hervorgegangenen Hinblicken auf mich immer größer und funkelnder zu werden. Dabei lag etwas Nachsinnendes und Forschendes darin, gleichsam als frage sie sich selber, ob sie mir unter Umständen wohl auch ein Vertrauen beweisen könne, wie es mir eben Mrs. Duncan bewies, und ob ich wohl wirklich der Mann wäre, der ein

solches Vertrauen, wenn es vorhanden, zu rechtfertigen im Stande sei.

Wie gesagt, das glaubte ich zu bemerken, da mich aber im Augenblick die schöne Miß weniger beschäftigte, als die kranke ältere Dame, so wandte ich meine ganze Aufmerksamkeit wieder auf diese hin und suchte mit den freundlichsten Worten ihr aufgeregtes Gemüth zu beruhigen, wobei ich sie noch einmal auf die Nothwendigkeit hinwies, sich vor allen Dingen dem Schlafe zu überlassen.

»O mein Gott, ja,« rief sie lebhaft aus und hob die gefalteten Hände gegen mich empor, »ja, ja, der Schlaf ist es, der mir fehlt, ich weiß es nur zu gut, aber ich habe ja keine Ruhe dazu. So lange ich hier bin und nicht gefunden habe, was ich suche, flieht mich der Schlaf und ich wälze mich friedlos Nachts im Bette umher, und nichts, nichts auf der Welt kann ihn mir verschaffen.«

»Ich will es doch einmal ernstlich versuchen,« erwiderte ich. »Gedulden Sie sich nur einen Augenblick. Ich habe ein Mittel bei mir, welches Ihnen diesen Schlaf unzweifelhaft verschaffen wird.«

Bei diesen Worten erhob ich mich und kehrte in mein Zimmer zurück, wo ich meiner kleinen Reiseapotheke, die ich immer mit mir führe, das Mittel entnahm, welches mir jetzt für die geplagte Kranke am nothwendigsten schien. Dies Mittel geb ich ihr selbst ein und sie

nahm es willig, und nachdem ich dann noch einige Verhaltensregeln gegeben, entfernte ich mich mit dem Versprechen, am nächsten Morgen mich nach dem Befinden meiner Patimtin erkundigen zu wollen.

Es war nicht schwer zu erkennen, daß die ganze Krankheit der armen Frau in einer krankhaft gesteigerten Nervosität bestand und daß in ihr eine hochgradige Gemüthsverstimmung vorhanden war, die aller Vermuthung nach auf mir noch unbekanntem, in das ganze Wesen derselben tief eingreifenden schmerzlichen Erlebnissen beruhte, denn alle ihre Organe waren vollkommen gesund, jedes verrichtete seine ihm zugewiesene Function und es kam also nur darauf an, dieer schmerzlichen Einwirkungen von außen her entgegenzuarbeiten. So war ich denn mit meinem Heilplan bald fertig und behielt mir vor allen Dingen vor, auf sanfte, aber consequente Weise nach den Ursachen ihrer Angst und Unruhe zu forschen, die sie, wie auch Miß Mary Markham, deren jugendlicher Körper diesen Gegnern nur siegreicher widerstand, vom ersten Tage an an den Tag gelegt und die selbst in gewissem Grade auf ihre, das Leben viel leichter erfassende Tochter übergegangen war. Und diese Forschung schien mir vor allen Dingen nothwendig zu sein, denn es läßt sich schwer trösten, selbst für einen geschulten Arzt, der mit dergleichen Kranken viel zu verkehren hat, wenn man die Ursache eines so tief wurzelnden Trübsinns nicht kennt, und wenn man doch einmal Hülfe von mir verlangte und ich sie bringen konnte, wollte und mußte ich

wissen, aus welchen Quellen die allgemeine und specielle Trauer dieser Frauen entsprungen war.

Am andern Morgen war ich wie immer, früh aufgestanden und als mir Margarethe, mein Stubenmädchen, das Frühstück auf mein Zimmer brachte, beauftragte ich sie, wo möglich die Negerin Nelly aufzusuchen und sie zu fragen, wie es der alten Lady ergehe, wenn dieselbe schon munter sein sollte.

Ich glaubte das zwar nicht, denn ich vertraute der Kraft meines der Kranken gegebenen Mittels, aber dennoch war ich etwas in Sorge, daß die unstäten Engländerinnen, die alle Tage so früh ausfahren, trotz alledem sich eines Anderen besonnen haben und so meinem nächsten Krankenbesuche entschlüpfen könnten. Allein meine Sorge darüber war vergeblich gewesen, denn nach einiger Zeit kam Margarethe wieder zu mir zurück und berichtete, daß ihr Nelly gesagt, ihre Lady schlafe noch fest und sie werde mich von ihrem Befinden benachrichtigen, sobald sie erwacht und sie selbst in ihre Nähe beschieden sei.

Anderthalb Stunden später war ich noch mit Briefschreiben beschäftigt, als die Negerin persönlich zu mir kam und mit ihrer treuherzigen Miene verkündete, daß ihre alte Missus noch fest schlafe, daß aber Miß Lucy ihr gesagt, die Nacht sei gut verlaufen und mein schlafmachendes Mittel habe die beste Wirkung gehabt.

Ich fühlte mich durch diese Mittheilung befriedigt und sagte der Negerin, daß ich zwar mein Zimmer bald verlassen, aber mich unten im Garten in der Nähe des Hauses aushalten würde. Sobald ihre Lady erwacht sei und mich etwa empfangen wolle, solle sie mich davon benachrichtigen.

Nelly, deren theilnehmendes und mir zugethanes Wesen etwas Rührendes an sich hatte und die ich alle Tage mehr für ein treues und verständiges Geschöpf erkannte, erwies sich durch Mienen und Worte ungemein dankbar gegen mich und entfernte sich wieder, um ihren Pflichten nachzugehen. Ich aber begab mich in's Freie und trat meinen Morgenspaziergang im Garten an, der heute ungewöhnlich menschenleer war, denn bei dem schönen Wetter waren die meisten Gäste ausgeflogen und hatten nur die drei Engländerinnen, mich und einige alte Herren im Hause zurückgelassen.

Bald nach zehn Uhr, als ich vor der Thür saß und die Kölnische Zeitung las, die in Beau-Site gehalten wird, erschien die Negerin und lud mich mit strahlendem Gesicht ein, zu ihrer Lady zu kommen, die, wie sie in ihrer Freude sagte, schon vor einer halben Stunde ausgeschlafen habe und mich zu sprechen begehre, noch ehe sie das Frühstück eingenommen.

»Wie befindet sie sich denn?« fragte ich noch.

»O, Massa Doctor, Missus Duncan befinden wieder ganz wohl und sehen ganz anders als gestern aus.« –

Ich begab mich sogleich zu der Kranken und fand wie in der Nacht die beiden jungen Damen bei ihr vor. Kaum

aber hatte ich sie mit einigen Worten begrüßt, wobei mir Miß Lucy wieder die Hand gereicht, so verließen sie wie auf Verabredung das Zimmer und ich sah mich mit der Kranken allein, was diese, wie es mir schien, gewünscht haben mochte.

Auf den ersten Blick erkannte ich, daß in der That eine bedeutende Besserung eingetreten sei, wie ja nervösen Frauen Gesundheit und Krankheit oft im Fluge wechseln. Ihr edles feines Gesicht zwar war bleich, aber viel ruhiger und gehaltener, und von der namenlosen Angst, die sich in der Nacht gezeigt, war keine Spur mehr darauf zurückgeblieben

Als ich mein Examen begann, hörte ich sehr bald, daß es in jeder Beziehung besser gehe. Sie habe zum ersten Male seit langer Zeit ununterbrochen geschlafen, sagte sie, und keine beängstigenden Träume und Visionen wie sonst gehabt. Nur empfinde sie eine heftige Sehnsucht nach frischer Luft und sie bitte mich, ihr zu erlauben, gegen Mittag hinunter zu gehen, um unter den Bäumen hin und her zu wandeln und ihr Auge an den schönen Bergen zu laben.

Ich hatte dagegen nichts einzuwenden, hielt die Stunde aber für günstig, zunächst auf ganz behutsame Weise nach den eigentlichen Ursachen der inneren Angst zu forschen, die sie in der Nacht vorher geplagt. Wie ich es erwartet, wick sie mir zuerst geschickt aus, wandte sich in ihren Antworten hierhin und dorthin und gab mir durchaus keinen bestimmten Grund ihrer so scharf ausgeprägten Traurigkeit an.

Damit nun war ich natürlich nicht ganz zufrieden und, in ein weiteres Gespräch eingehend und mein mir vorgestecktes Ziel immer fest im Auge behaltend, stellte ich ihr milde vor, daß ich eigentlich ein größeres Vertrauen von ihr erwartet hätte, denn ich hätte es mir in der That vorgenommen, ihr zu helfen und ihr den Aufenthalt in der Schweiz so angenehm und ersprießlich wie möglich zu machen. Wenn ich aber diese Absicht erreichen wollte, müsse ich auch den eigentlichen Grund ihres Leidens kennen und sie meinem Wunsch darin zu ihrem eigenen Besten entgegen kommen.

Sie ging, als ich dies gesprochen, lange mit sich im Stillen zu Rathe, pflückte dabei unschlüssig an der Bettdecke herum, und drehte an den kostbaren Diamantringen, die sie auf ihren feinen Händen trug.

»O ja,« sagte sie endlich, »dieses Vertrauen habe ich wohl zu Ihnen und ich glaube auch, daß es zu meinem Besten gereichen würde, wenn ich mich gegen seinen theilnehmenden Menschen einmal ganz aussprechen könnte. Aber, Sir,« fügte sie mit einem Male sehr erregt hinzu und fixirte mich fest dabei, »das geht doch nicht so rasch und Sie müssen darin etwas Geduld mit mir haben. Meine Tochter ist zwar der Meinung, daß ich ein volles Vertrauen zu Ihnen haben könne, ja, daß ich es sogar in unserem eigenen Interesse doch einmal zu einem Menschen haben *müsse*, allein – wenn Sie wüßten – es

wird mir so schwer, darüber zu sprechen! Und die traurigen Lebenserfahrungen, die ich gemacht, das große Kümmerniß welches mein Herz bedrückt, und die schmerzliche Täuschung, die ich hieher auch hier erfahren haben mich so muthlos gemacht, daß ich, sonst eine so rüstige und gesunde Frau, die trotz ihrer fünfzig Jahre die größten körperlichen Strapazen ohne Mühe ertragen könnte, mit einem Mal wie gebrochen bin und immer wieder in die trostlosen Beängstigungen zurückfalle, die mich nun schon seit mehr als einem Jahre verfolgen und von denen Sie in dieser Nacht eine kleine Idee erhalten habe.«

»So,« sagte ich nach einer Weile, indem ich ihre unsät umherblickenden Augen festzuhalten mich bemühte, »Sie haben also viele Schmerzen, Sorge und Kummer in Ihrem Leben gehabt?«

Sie schaute mich plötzlich durchdringend an und griff dabei nach meiner Hand, die in ihrem Bereich lag. »O, Sir,« sagte sie mit sanfter, schwermüthiger Kopfbewegung, »ich habe sie nicht allein gehabt, sondern – ich habe sie noch.«

Ich nickte ihr theilnehmend zu und mich auf dem besten Wege zu ihrem Vertrauen glaubend, sagte ich rasch: »Dann sind Sie also, um sich zu zerstreuen, nach der Schweiz gekommen?«

Ihr blaues Auge ruhte jetzt prüfend auf meinem Gesicht, aber noch war sie nicht ganz entschlossen, mir alles sie Bedrängende zu gestehen, das erkannte ich sehr wohl. »Ach ja,« sagte sie dann langsam und schaute wieder still vor sich nieder, »zum Theil bin ich auch darum

hierhergekommen, aber auch – o, das ist ja der ganze Jammer meines Lebens – aus einem anderen und sehr wichtigen Grunde, den ich Ihnen heute noch nicht mittheilen kann – nein, ich kann es noch nicht, obwohl ich in meinem Herzen empfinde, daß ich es Ihnen einmal mittheilen werde und muß. Aber, so gut es mir hier auch gefällt, so schön die Lage des ländlichen Hauses ist und der Wirth mich in nichts beeinträchtigt, so fühle ich mich hier doch nicht so wohl, wie ich es erwartet und gewünscht. Mit einem Wort, es ist mir in diesem von so hohen Bergen eingeschlossenen Thale viel zu heiß, was ich nie gut vertrage. Ferner die vielen Menschen, die hier im Hause verkehren und alle Tage wechseln, beängstigen mich und ich fühle mich stets am wohlsten, wenn ich mit meiner Tochter und Nichte allein bin. Außerdem belästigt mich das Rasseln der unaufhörlich vorüberfahrenden Wagen und der Staub, den sie aufwirbeln. Das Alles bin ich nicht gewohnt, das reizt meine angegriffenen Nerven jeden Augenblick von Neuem und ich sehne mich recht sehr nach einem viel stilleren und abgelegeneren Orte, wo ich mich ganz sammeln und mein mir einmal auferlegtes Unglück mit Fassung und Ergebung ertragen kann.«

Sie schwieg, indem sie mich noch einmal mit einem mich fast rührenden Blick ansah, denn ich hatte dabei das Gefühl, als ob ihr Schmerz in der That ein großer und sie fast erdrückender sei. Da schoß mir mit einem Male ein Gedanke durch den Kopf, den ich bisher noch nicht gehabt und den mir vielleicht der Instinkt oder ein

dunkles, mir selbst nicht erklärbares Gefühl eingab, und ich sagte mit lächelndem Gesicht:

»Da sollten Sie es so machen wie ich. Mir wird es hier auch bald zu heiß werden und den Staub und das lästige Menschengewühl liebe ich eben so wenig wie Sie.«

»Nun, was machen Sie denn?« fragte sie mit neugierig gespanntem Blick.

»Ich steige ganz einfach auf einen Berg und richte mir da eine bescheidene Wohnung ein. Dort oben, den Wolken viel näher, giebt es keine Chaussee, also auch keinen Staub; die Luft ist ewig frisch und kühl, selbst bei großer Hitze im Thal erträglich, und in solcher Luft beruhigen und stärken sich die angegriffenen Nerven der Menschen unvermerkt und nirgends wie dort fühlt man seine Kräfte so rasch wachsen und das Herz heiterer und ruhigerer werden von Tag zu Tag.«

»O,« rief die geplagte Frau mit freudig erregter Miene, wie ich sie noch nie bei ihr gesehen, »das wäre ja herrlich! Und wie merkwürdig ist es doch: diesen Gedanken haben wir noch nicht gehabt, obgleich er so nahe liegt. Nur möchte ich,« sagte sie mit wieder trauriger werdender Miene und leiser sprechend hinzu, »gern in der Nähe von Interlaken bleiben – ich habe meine Gründe dazu – und aus dem Berner Oberlande gehe ich unter keiner Bedingung fort.«

»Das brauchen Sie auch nicht,« versehte ich. »Es giebt ja hier ganz in der Nähe zwei Berge, die vollkommen zu solchen sommerlichen Niederlassungen geeignet sind

und allen Anforderungen entsprechen, die ein bescheidener Sinn an sie stellen kann.«

»Welche sind denn das?«

»Das ist der Beaten- und der Abendberg. Der erstere liegt hinter, der letztere vor uns, und wenn Sie nachher an's Fenster treten, können Sie sogar von diesem Zimmer aus das Gasthaus auf dem Abendberge liegen sehen.

Mrs. Duncan war wieder in ein ernstes Sinnen versunken. »Welchen von beiden Bergen ziehen Sie vor?« fragte sie endlich langsam.

»Nun, es kommt darauf an, was man von solchem Bergaufenthalt verlangt. Die gute, urkräftige Luft ist beiden gemeinsam, nur ist sie auf dem Abendberge in der Regel noch frischer, da die Gletscher der Eisberge dort viel näher liegen und der ganze Berg nicht so gegen die Nord- und Ostwinde geschützt ist, wie sein gegenüberliegender Nebenbuhler, der Beatenberg. Dieser dagegen hat den Vorzug, daß man bis vor die Thür des Hauses, welches man bewohnen will, in aller Bequemlichkeit fahren und auch, oben wohnend, ziemlich bequeme Spaziergänge auf ebener Erde, das heißt auf einer oft etwas staubigen Landstraße machen kann, die of dem Abendberg nicht existirt. Nur die Einsamkeit die Sie gerade am meisten suchen und deren Sie vielleicht auch am meisten bedürfen, möchten Sie aus jenem nicht finden, da es beinahe ein halbes Dutzend Niederlassungen giebt, in denen, bis unter das Dach hinauf, Menschen aus allen Weltgegenden wohnen.«

»So – und der Abendberg? Was haben Sie mir im dem zu loben und zu tadeln?«

»Ah, das ist etwas ganz Anderes und den ziehe ich für meine Person unbedingt vor, weshalb ich ihn auch zu meinem alljährlichen Sommeraufenthalt wähle, obgleich er, wie jeder Ort in der Welt, auch einige Schattenseiten hat. Die Aussicht zunächst ist, so schön die vom Beatenberg auf den dicht unter ihm liegenden Thuner See und die denselben begränzenden Schneeberge auch sein mag, unendlich reichhaltiger und freier, da sie sich nach drei verschiedenen Seiten erstreckt und das Auge Alles, Alles sieht, was dem menschlichen Gemüthe einen Landaufenthalt in der Schweiz genußreich und lohnend machen kann. Sie haben eine großartige wilde Alpenscenerie mit himmelhoch ragenden Eisbergen; Sie haben ferner zwei köstliche Seen, von starren Felswänden eingeschlossen; dann haben Sie herrliche Schluchten und Thäler, zum Greifen nahe, und zu Ihren Füßen Interlaken und seine reich bevölkerte Umgegend, mit einem Wort, das ganze Bödéli mit seiner bewundernswerthen Fülle an Schönheit und Reiz, und zwar Alles so nahe vor und unter sich, wie Sie es auf dem Beatenberge mit seinem staubigen Fahrwege nicht haben. Nur giebt es auf dem Abendberge keinen einzigen ebenen Weg, der länger als hundert bis hundertfünfzig Schritt wäre; Sie müssen, wenn Sie spazieren gehen wollen, nach jeder Richtung in die Höhe steigen und klettern, aber dafür haben Sie ein völlig einsam gelegenes Wohnhaus, in dem, wenn es ganz voll ist, was selten der Fall, höchstens fünfzig Menschen Raum finden

und die, wenn sie wollen, auf dem weiten Berge sich so zerstreuen können, daß keine Partei der andern im Wege ist. Dabei haben Sie einen prächtigen Wirth, eine hinreichend gute, kräftige Verpflegung und eine Luft, wie sie sich angegriffene Nerven nur wünschen mögen, und aus allen diesen Gründen halte ich den Abendberg für Naturen, wie die Ihrige ist, die an nervöser Abspannung leiden, sich erholen und kräftigen wollen, für geeigneter, während der Beatenberg, wo von allen Winden nur der Westwind gespürt wird, mehr Brustschwachen wohlthun mag.

Die Kranke athmete während meiner langen Auseinandersetzung, die ich ihr nothwendig machen mußte, um sie in Bezug auf einen solchen Bergaufenthalt nicht zu täuschen, wie ja die Bewohner der Ebene sich ihn nie in seiner ganzen Eigenthümlichkeit vorstellen können, wiederholt erleichtert auf und sah dabei sinnend vor sich nieder.

»Ihre Schilderung des Aufenthalts auf Ihrem Berge klingt sehr verlockend,« sagte sie dann, »und ich möchte es in der That auch einmal versuchen. Ich werde mit meinen Mädchen darüber sprechen, denn sie sollen auch mit zu Rathe sitzen, da ich auch ihre Wünsche berücksichtigen muß. – Und Sie selbst gehen nach dem Abendberg?« fügte sie nach einer Weile nachdenklich hinzu. »O, das klingt für mich noch verlockender und Sie werden gewiß nicht ohne hinreichende Prüfung Ihre Wahl getroffen haben. Aber – wissen Sie was? Ja, das will ich thun und gleich morgen soll es geschehen, wenn ich mich ganz von

meinem letzten bösen Anfall erholt haben werde: da man nach dem Beatenberg fahren kann, wie Sie sagen, so will ich es morgen thun; und mir denselben ansehen. Doch ist es sehr seltsam, daß mir noch Niemand etwas von diesen Bergen gesagt hat, ich hätte mich ja schon längst nach solchem stillen und frischen Aufenthalt umthun können.«

»Haben Sie denn schon Jemanden danach gefragt?« warf ich mit einiger Zurückhaltung und doch unwillkürlich lächelnd ein.

»Nein, das habe ich allerdings nicht gethan.«

»Nun, wer sollte Ihnen dann dazu gerathen haben? Man muß, wenn man irgend Etwas vornehmen will, was Einem fremd oder unbekannt ist, bei damit vertrauten Menschen forschen und die nöthigen Erkundigungen einziehen, und hätten Sie mich früher zu Rathe gezogen, so würde ich Ihnen längst gesagt haben, daß Ihre häufigen Ausflüge in die Umgegend bei dem früher herrschenden Nebel- und Regenwetter fruchtlos und vergebens wären, daß Sie nichts, gar nichts von den Schönheiten der Natur sehen würden, ja, das diese plan- und zwecklos unternommenen Ausflüge durch das düstere Aussehen der Landschaft nur dazu beitragen müßten, Ihre Verstimmung zu vergrößern und daß Sie dabei in keiner Weise das finden würden, was Sie doch so begierig zu suchen schienen.«

Sie sah mich bei diesen Worten groß an, als hätte ich etwas sie tief Beschämendes oder sogar Verletzendes gesagt. Plötzlich aber senkte sie den Kopf, schüttelte ihn

sanft und sagte dann, indem sie sich mit ihrem Tuche eine Thräne zerdrückte, die ihr, ich wußte nicht warum, in's Auge getreten war:

»Sie haben in einem Punkte Recht, Herr Doctor. Fruchtlos und vergebens waren unsere Ausflüge wohl, wenn sie meiner Gesundheit auch nichts geschadet haben, aber plan- und zwecklos waren sie gewiß nicht, das können Sie mir glauben. Nein,« fuhr sie mit erhobener Stimme fort und sah mich dabei mit einem ganz eigenen Ausdruck von Energie an, »zwecklos waren sie unter keiner Bedingung, sie *mußten* sogar unternommen werden, sie waren ein Act der Nothwendigkeit und dem unterzieht sich eine unglückliche Frau wie ich gern, ohne dabei nach ihren Vergnügungen zu fragen oder zu lebhaft an ein Plus oder Minus ihrer Gesundheit zu denken.«

Als sie dies gesprochen, schwieg sie und schaute tief betrübt vor sich nieder, während nun ich sie meinerseits groß und forschend ansah, denn jetzt erkannte ich wohl, daß Ruchi Recht gehabt und daß sie bei ihren häufigen Ausflügen, selbst im übelsten Regenwetter, einen besonderen geheimnißvollen Zweck verfolgt. Für jetzt indessen gab ich diesem Gedanken keine weitere Folge und brach die Unterhaltung ab, im Stillen gewiß, daß ich nun doch bald das obschwebende Geheimniß ergründen würde. –

Am Mittag aber erschien meine jetzige Patientin wieder bei Tische und Niemand sah ihr an, daß sie eine so traurige Nacht gehabt und der qualvollsten Gemüthsstimmung preisgegeben gewesen war; so groß war entweder die Selbstbeherrschung dieser schwer geprüften

Frau oder so zäh und elastisch war ihre Widerstandskraft, und wer sie nur oberflächlich beobachtete, würde nichts als die alte gewohnte Traurigkeit auf ihrem bleichen Gesicht wahrgenommen haben, während ich, der ich bereits etwas tiefer in ihr Gemüth schaute, doch schon einen leisen Schimmer muthiger Ergebung und hoffnungsvoller Zuversicht darin wahrzunehmen glaubte. Daß sie bereits mit den Ihrigen über die von mir angengten Punkte gesprochen und ihnen vielleicht auch unsere ganze Unterhaltung mitgetheilt, merkte ich an dem heller blickenden Gesicht ihrer Tochter, und selbst Miß Mary Markham sah mich einige Mal scheu, wenn auch flüchtig an und auch in ihrem dunklen Auge lag eine gewisse Freundlichkeit, als ob sie in ihrem langsam wachsenden Vertrauen zu mir erstarkt wäre und sich nicht mehr so völlig dem düsteren Geiste überließe, der bis vor Kurzem noch ihr ganzes Wesen beherrscht hatte.

Als ich am anderen Morgen aus meinem Zimmer in's Freie trat und den fleißigen Wirth zuerst in seinem Comptoir begrüßte, hörte ich von ihm, daß die drei englischen Damen schon um sieben Uhr nach dem Beatenberge gefahren seien, daß die Mutter zwar noch etwas bleich und leidend ausgesehen, aber ihm nicht mehr so traurig wie sonst erschienen sei. Ich nahm dies für ein Zeichen, daß es mit meiner Patientin rasch besser geworden, aber um auf ähnliche Zufälle in Zukunft vorbereitet

zu sein, ergänzte ich auf meinem Morgenspaziergange meine arzneilichen Mittel in der Apotheke in Interlaken und war dabei der gegen mich ausgesprochenen Bitte der Kranken eingedenk, ihr am Abend wieder ein schlafmachendes Mittel zu reichen, denn der Schlaf, hatte sie mir gesagt, stelle sie immer bald wieder her und sei für sie die beste und wirksamste Arznei.

Dieser Ansicht konnte ich nur beistimmen, sie nur noch allgemeiner dahin aussprechen, daß der Schlaf überhaupt für Jedermann das größte Labsal und das nothwendigste Erforderniß zur Erhaltung seiner materiellen und geistigen Kräfte sei, und daß ich daher beflissen sein werde, auch ihr denselben zu verschaffen. Im Ganzen freute ich mich über das rasche Besserbefinden der alten Dame und hoffte trotzdem, noch einige Male, durch nichts Aeußeres gestört, in ihre Nähe zu gelangen, um zu erfahren, was sie mir bis jetzt noch verschwiegen, denn ich hatte es mir einmal in den Kopf gesetzt, ihr Vertrauter zu werden, und zwar nicht aus bloßer alltäglicher Menschenneugierde, sondern weil mich eine besondere Sympathie, nicht allein zu ihr selbst, als auch zu der schönen Brünette zog, die Ruchti eine Creolin genannt und deren seltsam geartetes Wesen mir mit jedem Tage räthselhafter und interessanter geworden war. –

Den Tag über befand ich mich außer dem Hause, lief schon Morgens nach dem Brienzer See und erstieg die

alte Kirchenruine von Golzwyl, von wo aus ich das herrlichste Panorama auf die Umgebung von Interlaken genoß und namentlich meinen lieben Abendberg betrachten konnte, der sich von hier aus in seiner ganzen massigen Breite und umfangreichen Gestalt überschauen läßt, während man ihn aus der Nähe und von Beau-Site aus nur im Profil sieht und daher nur eine sehr oberflächliche Kenntniß seiner Ausdehnung, seiner schönen Form und seiner Höhe erhält, was Alles, vom Brienzer See aus gesehen, sich als ein bezaubernd schönes Bild darstellt.

Auch Nachmittags kletterte ich in den Bergen umher und besuchte Umspunnen und die liebliche Heimwehfluh, und als ich endlich herzlich müde gegen Abend wieder in Beau-Site eintraf, berichtete mir Ruchti, daß die drei Engländerinnen schon lange von ihrer Fahrt zurück seien und daß Mrs. Duncan schon zweimal die Negerin gesandt, um nach mir forschen zu lassen, und daß man mich sogleich zu ihr senden möge, sobald ich nach Hause gekommen sei.

Als ich dies hörte, glaubte ich schon, daß sie wieder kränker geworden, allein ich irrte mich, denn als ich bald darauf bei ihr eintraf, fand ich sie mit ruhiger und gefaßter Miene auf dem Sopha sitzen und die beiden jungen Damen, mit einer feinen Handarbeit beschäftigt, leisteten ihr Gesellschaft, und alle Drei blickten mir mit sichtbarer Freudigkeit entgegen, als ich zu ihnen trat und meine ersten Begrüßungsworte sprach. Ich mußte sogleich neben der alten Dame auf dem Sopha Platz nehmen und das sagte sie zu mir:

»Ja, Herr Doctor, wir haben heute eigentlich einen recht genußreichen Tag gehabt und den verdanken wir Ihnen. Auch daß ich mich wieder so wohl befinde, schreibe ich Ihrem Schlafmittel und Ihren Rathschlägen zu, die ich denn auch ferner pünktlich und nach allen Richtungen befolgen will, wenn Sie so gütig sein wollen, mich ferner damit zu unterstützen. Nun, wir sind heute fast den ganzen Tag auf dem Beatenberge gewesen und haben es dort oben sehr hübsch, sehr verlockend gefunden. Auch ist die Auffahrt ziemlich bequem, aber einen längeren Aufenthalt möchte ich daselbst doch nicht nehmen, so rein und köstlich die Luft und die Aussicht wahrhaft reizend ist. Allein auch dort oben auf der Fahrstraße giebt es Staub, den wir, in unserer Heimath fast immer an der Seeküste wohnend, nun einmal nicht lieben, und auch die Häuser sind zu voll von Menschen und für die nächsten sechs Wochen ist jedes Kämmerchen von längst angemeldeten Gästen bestellt. So bleibt uns denn nur der Abendberg übrig, dessen weißes Haus auf grüner Matte wir von dort oben aus recht deutlich haben liegen sehen. Mag es nun Ihre Vorliebe für diesen Berg und dies Haus sein, was uns mit bestochen hat, genug, es hat auf uns alle Drei einen wahrhaft magnetischen Zug ausgeübt und wir glauben Ihnen gern, daß es sich dort oben höchst angenehm leben läßt. So sind wir denn entschlossen, auch nach dem Abendberge zu ziehen, aber wie gelangt man hinauf? Denn der Weg dahin soll, wie man mir auf dem Beatenberge sagte, viel steiler und beschwerlicher als auf diesem sein.«

»Ja, das ist wahr,« erwiderte ich, »allein auch dieser Weg ist sehr leicht oder mit nur geringer Mühe Und Anstrengung zu bewältigen. Wenn man eben nicht zu Fuß gehen will, was so viele Menschen von hier in zwei bis drei Stunden ausführen, obgleich ich, wenn ich ganz gemüthlich gehen will, etwas mehr Zeit gebrauche, so kann man auch den halben Weg mittelst eines leichten Wagens zurücklegen, obwohl es eine etwas anstrengende Partie für das Pferd ist. Die zweite und steilere Hälfte muß man allerdings zu Pferde oder auf der Tragbahre machen, die man sich zeitig nach der Wagnerenschlucht bestellen kann, von wo man durch den schönsten Wald allmählig in die Höhe steigt.«

Mrs. Duncan schüttelte nachsinnend den Kopf und entgegnete etwas lebhafter denn gewöhnlich: »Die Tragbahre liebe ich nicht, Herr Doctor, und ich würde mich nie entschließen, mich von zwei Menschen einen so beschwerlichen Weg hinauf tragen zu lassen. Ich habe neulich eine Dame nach Mürren hinauftragen sehen und da hat mir das ängstliche Keuchen der beiden Träger in der Seele weh gethan. Das ist keine Arbeit, die ein Mensch einem Menschen zumuthen und aufbürden sollte.«

Ich lächelte bei diesem schon oft von Anderen gehörten Einwurf und sagte: »Sie denken zwar hierin sehr human, Mrs. Duncan, indessen greifen Sie doch in einem Punkte etwas fehl. Die hiesigen Träger und Führer sind einmal auf dergleichen Strapazen angewiesen, es ist ihr freiwillig erwählter Beruf, zu steigen, zu tragen, zu schleppen, und sie würden einen guten Theil ihres ihnen

so nothwendigen Einkommens verlieren und das lebhafteste Bedauern darüber empfinden, wenn alle Menschen so weichherzig sein wollten wie Sie.«

»Nein, nein,« erwiderte die nervöse Dame hastig, »tragen lasse ich mich auf keinen Fall, das greift meine Nerven furchtbar an und ich habe dagegen eine unbesiegleiche Antipathie. Also wollen wir lieber mit unserm Gepäck bis zur Wagnerenschlucht fahren und dort zu Pferde steigen, reiten können wir alle. Das ist also abgemacht Herr Doctor. Es fragt sich nur noch, ob wir oben Platz finden, was man uns auf dem Beatenberge sehr zweifelhaft erscheinen ließ.

»Das kann ich Ihnen freilich nicht sagen,« entgegnete ich. »Bisweilen findet allerdings ein großer Andrang nach dem Abendberge statt, indessen glaube ich, daß bis jetzt bei erst beginnendem Sommer bei Weitem noch nicht alle Zimmer besetzt sind. Schreiben Sie also recht bald an den Wirth und fragen Sie bei ihm an. Sagen Sie ihm, welche Ansprüche Sie in Bezug auf die Zahl der Zimmer machen und bestimmen Sie den Tag Ihres Eintreffens bei ihm. Und wie ich ihn kenne, werden Sie bald seine Antwort haben.«

»Gut, es soll noch heute geschehen. Sie sind wohl so gütig, uns seine Adresse zu geben.«

Ich zog eine Visitenkarte hervor und schrieb Sterchi's Namen darauf, mit dem Hinzufügen, daß es mir sehr angenehm sein würde, wenn er den mir bekannten Damen eine entsprechende Unterkunft gewähren könne.

»Hier haben Sie die Adresse,« sagte ich, die Karte hinreichend, »und senden Sie ihm diese Karte mit; so sieht er gleich, daß wir Bekannte sind. Vielleicht thut er dann noch ein Uebriges, denn er kennt mich schon lange und sieht mich gern bei sich.«

»Sie sind sehr gütig, und wann gehen Sie selbst hinauf?«

»In acht Tagen. Ich habe bereits meinen Reisetag festgesetzt und Alles ist hier unten und dort oben darauf vorbereitet.«

Die drei Damen schienen sämmtlich von unserer Unterhaltung befriedigt und ich verließ sie diesmal in bester Stimmung, nachdem ich Mrs. Duncan noch das bewußte Mittel überreicht und Miß Lucy die Art und Weise des Gebrauchs angegeben hatte. Am Abend sah ich sie alle Drei nicht mehr, da sie ihren Thee wieder im Zimmer einnahmen, und am nächsten Morgen berichtete mir Nelly, der ich auf dem Corridor begegnete, daß es ihrer guten Missus sehr wohl ergehe, daß sie prächtig geschlafen und jetzt mit den beiden jungen Damen einen Spaziergang unternommen habe.

SIEBENTES CAPITEL. ICH ERFAHRE ENDLICH, WARUM DIE DAMEN TRAUERN.

Drei Tage waren vergangen, drei überaus schöne, aber sehr heiße Tage, und ich blickte immer verlangender nach der grünen Höhe des Abendberges hinaus, wo, wie ich wußte, eine bei Weitem kühlere Luft wehte und wo man die Mühe und den Schweiß kaum ahnte, denen die

im Thale Wohnenden vom frühen Morgen bis zum späten Abend bei jeder Bewegung ausgesetzt waren.

Meine Patientin, die wieder ganz wohl, wenn auch immer noch betrübt und still erschien, hatte ich in ihrem Zimmer nicht wieder besucht, da sie alle Tage herunter kam und mir bei Tische gegenüber saß. Hier konnte ich mich genügend von ihrem Befinden überzeugen; und sie gab mir ganz von selbst die genaueste Kunde darüber, wenn wir kurz vor oder nach der Tafel im Garten umher spazierten. Allerdings war ich bei dieser oft von außen her gestörten Unterhaltung in meinen Forschungen über den Grund ihrer Traurigkeit nicht weiter gekommen, unser Gespräch erstreckte sich stets auf andere Gegenstände und dauerte überdies immer nur kurze Zeit, da ich häufig von anderen Gästen in Anspruch genommen und sogar von uns Begegnenden angesprochen wurde, wenn sie mich mit den Engländerinnen im Gespräch begriffen sahen. Diese verließen mich dann immer auf der Stelle, als ob sie mit keinem Menschen sonst in Berührung treten wollten, und es war mir schon bisweilen so vorgekommen, als ob ihnen diese Störung sehr unangenehm sei und als hätten sie mich lieber für sich allein behalten.

Eines Abends, als ich abermals durch zufällig mit uns zusammentreffende Personen von einem solchen Gespräch abgezogen wurde, kam Nelly zu mir und bat mich im Namen ihrer Lady, am nächsten Morgen um neun Uhr dieser meinen Besuch zu schenken. Sie werde vor zehn Uhr nicht ausgehen und möchte mich unbedingt und ungestört vorher sprechen.

Ich versprach pünktlich zu sein und Nelly verließ mich mit einem artigen Knix, mir dabei so vertraulich zunickend und lächelnd, als sei sie seit Jahren mit mir bekannt. Ich selbst freute mich über diese Einladung, obgleich ich eigentlich selbst nicht wußte, warum, allein ich verkehrte jetzt sehr gern mit diesen Damen und mir war dabei immer zu Muthe, als ob ich von ihnen etwas ganz Besonderes zu hören haben werde, und in dieser Beziehung war ich mit der Zeit etwas neugierig geworden, obgleich ich meine Empfindung darüber mir selbst noch zu verhehlen suchte.

Genug, ich stellte mich am nächsten Morgen pünktlich in Numero Sechs ein, und als ich in die Thür trat, sah ich Mrs. Duncan wieder auf dem Sopha und die beiden jungen Damen in ihrer Nähe sitzen, im Augenblick alle Drei mit nichts beschäftigt, als wären sie nur im Zimmer geblieben, um mich zu erwarten.

»O Sir,« begann Mrs. Duncan das Gespräch und streckte mir mit freundlichem Kopfnicken die rechte Hand zum Gruß entgegen, was auch Miß Lucy that, während Miß Mary Markham mich nur mit einem flüchtigen Erröthen matt anlächelte, »ich muß Sie immer rufen lassen, wenn ich Sie haben will und Sie kommen niemals von selbst zu mir, und doch sehne ich mich so nach Ihrer Unterhaltung. Besuchen Sie uns doch hier, die Zeit vergeht so rasch und man hat, wenn man endlich scheiden muß, so wenig von einander gehabt.«

»Wir sehen uns ja alle Tage mehrmals unten in den Salons und im Garten, erwiederte ich freundlich, indem

ich neben ihr den mir dargebotenen Platz annahm, »und da plaudern wir ja auch ganz gemüthlich mit einander.«

»Ja freilich, das ist wohl wahr, aber vertraulich kann man unten doch nicht mit einander reden, wo man so oft von Neugierigen gestört und Sie von so vielen mir unbekanntem Personen in Anspruch genommen werden. Doch, nun hören Sie das für uns zunächst Wichtigste. Der Wirth vom Abendberg hat wirklich schon meine Anfrage beantwortet. Er ist im Stande, uns drei bis vier Wochen aufzunehmen und hat die nöthigen Zimmer für uns und unsere Dienerschaft übrig. Das hat uns eine große Freude verursacht und namentlich Mary freut sich sehr auf den schönen grünen Berg mit seinen dunklen Wäldern und ich freue mich auf die köstliche Luft, die da oben wehen soll. So ist es also abgemacht, daß wir auch bald gehen und wie sehr wir zufrieden sind, noch einige Wochen in Ihrer Gesellschaft zu verbringen, will ich weiter nicht erörtern. Wann gehen Sie nun hinauf? Bleibt es bei Ihrem neulich angegebenen Termin?«

»Ja, am nächsten Sonntag, Morgens acht Uhr ziehe ich von hier fort.«

»O, Sonntags reisen wir nicht, ich denke aber am Montag oder Dienstag hinaufzugehen, da ich erst – ach ja! – noch einmal nach Thun muß, um das selbst einige bestimmte Erkundigungen einzuziehen, die mir bis zu diesem Tage verheißen sind, denn wir haben hier in Interlaken ja leider nicht gefunden, was wir so eifrig gesucht.«

Es war das erste Mal, daß sie aus eigenem Antriebe irgend eine Anspielung auf den mir noch verborgenen

Zweck ihres hiesigen Aufenthalts hören ließ und ich sah ihr an, daß ihr selbst das nicht entging und eben so wenig den jungen Damen, von denen Miß Lucy rasch aus dem Fenster schaute und die schöne Miß Mary erröthete und in ihren Schooß auf die fest gefalteten Hände niederblickte.

»Was suchten Sie denn hier, wenn ich fragen darf?« fragte ich, und wandte mich theilnahmvoll zu der wieder so traurig erscheinenden Frau hin.

»Davon wollen wir ein andermal reden, lieber Herr Doctor,« erwiderte sie, meine Hand flüchtig mit der ihren berührend, als wolle sie dadurch ihrer Rede einen gewissen Nachdruck geben. »Jetzt will ich Ihnen nur so viel sagen und damit werden Sie sich gewiß begnügen. Ich habe mich mit Einwilligung meiner Tochter und meiner Nichte entschlossen, Ihnen mitzutheilen, was uns in erster Linie hierhergeführt, also« – und sie seufzte dabei laut auf – »was uns in die traurige Lage gebracht hat, in der Sie uns fanden und weshalb wir sämmtlich – diese schwarzen Kleider tragen. Ach, Sir, ich hätte vielleicht gut daran gethan, Ihnen das früher mitzutheilen, da Sie ja mit allen Verhältnissen und mit so vielen Persönlichkeiten von Bedeutung und Einfluß hier bekannt sind, aber ich wußte das ja im Anfang nicht und kannte Sie nicht, Sie waren mir eben ein Fremder, wie alle Uebrigen, und erst durch längeres Beisammensein habe ich Vertrauen zu Ihnen gewonnen. Indessen auch selbst dann entschließt man sich noch schwer, über Dinge zu reden, die so traurig und unheilvoll sind und man fürchtet

sich, daran zu rühren und die schmerzliche Erinnerung an das Verlorene von Neuem zu wecken. Doch – diese Furcht haben wir alle Drei endlich überwunden und unsern Entschluß mich reiflicher Ueberlegung gefaßt. Vielleicht können Sie uns auch in der trostlosen Lage, in der wir uns gegenwärtig befinden, einen Rath geben, denn Sie sind ja ein erfahrener und zuverlässiger Mann und werden unsern Kummer gewiß nicht anderen, gleichgültigen Personen preisgeben und die Blicke von Leuten auf uns lenken, die nur ihres Vergnügens wegen hier leben und kein Herz für Leidende haben, wie wie es sind. Ja, das hoffe ich von Ihnen und darum spreche ich so, denn Sie haben uns, ohne uns zu kennen, von Anfang an eine sichtbare Theilnahme und ein fühlbares Wohlwollen erwiesen, und wir Alle haben Zutrauen zu Ihnen gewonnen und wenden uns nun an Sie, nicht mehr als Nothleidende, sondern auch als Rath- und Trostlose, was Sie mit Ihrem scharfen Blick gewiß schon lange erkannt haben, nicht wahr?«

Sie streckte mir wieder dabei eine Hand hin und ich ergriff sie rasch und drückte ihr mit wenigen warmen Worten meine Theilnahme und mein Mitgefühl aus, was sie außerordentlich zu beglücken schien und eben so ihre Tochter, die von ihrem Sitze aufstand, zu mir herantrat und mir mit schwimmenden Augen die Hand reichte. Nur Miß Mary blieb unbeweglich auf ihrem Stuhle sitzen, aber sie hatte beide, wie Alabaster zarte Hände vor das Gesicht geschlagen und weinte still vor sich hin, ohne auch nur einen Blick auf mich zu werfen.

Es entstand eine längere Pause im Gespräch und es war für mich schwer, dieselbe durch irgend eine Aeußerung zu unterbrechen. Worte genügen Einem in solchen, nur der Empfindung zugänglichen Momenten nicht und sie klingen sogar kalt und verfliegen wie der leichte Staub im Winde, und so sagte ich nur, nachdem ich längere Zeit geschwiegen, mit ernstem Ton:

»Mrs. Duncan, und Sie, meine jungen Damen, geben Sie sich nicht allzusehr Ihren schmerzlichen Empfindungen hin, denn der Mensch muß in schweren Stunden am stärksten und zum zähen Widerstand am bereitesten sein. Wenn es aber darauf ankommt, den guten Willen zu haben, Ihnen in Ihrer Lage, die ich ja leider noch nicht kenne und mir auch in keiner Weise vorstellen kann, wenigstens einen Rath zu geben, der gewiß von Herzen kommt, dann mögen Sie mich als einen Menschen mit so gutem Willen betrachten. So lassen Sie denn die Schranke des Fremdseins zwischen uns fallen, enthüllen Sie mir ohne Rückhalt Ihr Leid und seien Sie überzeugt, daß es in meiner Brust bewahrt bleiben wird, so lange Sie es selbst nach Lage der Sache wünschen werden.«

Als ich das mit einiger Wärme gesprochen, erhob sich zuerst Miß Mary von ihrem Sitz, trat rasch auf mich zu und indem sie mir zum ersten Male ihre schöne Hand hinreichte, sagte sie:

»Sir, ich danke Ihnen, denn ich – o ich – ja, ich bin bei dieser Angelegenheit eben so nahe betheiltigt wie Mrs. Duncan und deren Tochter, und vielleicht noch mehr. Nun will ich auch ein volles Vertrauen zu Ihnen haben

und Sie sollen mich nicht mehr so stumm und kalt sehen, wie bisher.«

»Auch ich reiche Ihnen noch einmal dankend die Hand,« sagte nun Miß Lucy, mir entgegenkommend, der ich wie Mrs. Duncan von meinem Sitze aufgestanden war und gleichsam den Mittelpunkt der drei mich umringenden Frauen bildete, und nun gehe ich gern nach dem einsamen Berge, wogegen ich allein mich bisher gesträubt, denn ich liebe die Einsamkeit bei Weitem nicht so, wie meine Mutter und Mary, sondern ich ziehe das Leben inmitten einer frohen Menschenmenge vor. Allein nun sind Sie bei uns auf dem einsamen Berge und wir haben uns einen Freund in der Fremde gewonnen, mit dem wir über unser Leid sprechen können, nicht wahr, Mama?« –

»Ja,« sagte Mrs. Duncan, »Du hast Recht, bald wenigstens können wir mit ihm darüber reden, aber in diesem Augenblick noch nicht, ich habe nicht die nöthige Ruhe und Fassung dazu und bei Tage bin ich am wenigsten dazu aufgelegt. So wollen wir denn einen günstigen Abend dazu abwarten, und wenn es recht still und friedlich um uns ist, dann sollen Sie vernehmen, Sir, was uns Allen so schwer auf dem Herzen liegt.«

Sie reichten mir alle Drei noch einmal die Hand und drückten die meinige herzlich und ich las dabei in ihren Augen, daß sie einmal eine kleine Freude hatten, denn nun standen sie nicht mehr unter lauter fremden Menschen allein und fühlten an sich selbst, daß sie eine theilnehmende Seele gefunden, die ihr Leid, mochte es so sein, welches es wollte, tragen zu helfen bereit war.

Gleich darauf verließ ich sie und zwar weit mehr von dem erlebten Auftritt erschüttert, als ich merken lassen mochte, denn in den schwermuthsvollen Blicken der schönen Creolin, wie in den stets in Thränen schwimmenden Augen der Mrs. Duncan hatte ich einen Schmerz gelesen, wie man ihn nicht oft in Mensचनाugen liest, und meine Theilnahme für sie, schon lange vorhanden, war zum innigsten Mitgefühl gewachsen und ich gelobte mir, ihnen, wenn überhaupt noch zu helfen wäre, mit meiner ganzen, freilich so schwachen Kraft, aber mit freudigster Seele und voller Hingebung beizustehen.

Die letzten Tage meines diesmaligen Aufenthaltes, in dem mir so lieben Beau-Site waren also endlich herangekommen, aber leider schien es, als ob das Wetter sich ähnlich ungünstig gestalten wollte, wie es sich bei meiner Ankunft gezeigt. Es war zuletzt sehr heiß gewesen und ich befürchtete längst einen Umschlag, nachdem wir zwei Wochen lang so gleichmäßig schöne Tage gehabt. Am Freitag vor meiner Abreise zog denn auch von Thun her ein gewaltiges Gewitter heran und im Nu waren alle Berge wieder in Wolken und Nebel gehüllt.

Als das Gewitter gegen Mittag vorübergezogen, stellte sich ein anhaltender Regen ein und die dicht vor uns liegenden Berge waren wieder unsichtbar geworden. Ich schaute bedenklich nach der Stelle empor, wo die grüne Höhe lag, die mich nun bald gastlich aufnehmen sollte

und gestand mir ein, daß es dort oben nicht angenehm sein würde, wenn der Regen anhalten und die Wolken sich fest wie bei meiner Ankunft darauf lagern sollten. Indessen, selbst wenn dies der Fall, konnte ich meine Abreise nicht verzögern, sie war einmal unwiderruflich festgesetzt. Ueber mein Zimmer in Beau-Site war vom Sonntag an bereits anderweitig verfügt, die Stunde meiner Ankunft auf dem Berge auf zehn Uhr bei Sterchi angemeldet und so mußte ich fort, es mochte kommen wie es wollte. Aber ach, das Scheiden von einem so lieben Orte, wie Beau-Site es mir war, hat immer etwas Beklemmendes an sich und man geht die letzten Tage und Stunden mit bedrücktem Herzen umher, gerade so wie es geschieht, wenn wir uns von einem theuren Menschen trennen sollen, den bald wiederzusehen man nicht mit Gewißheit hoffen kann.

Indessen wurde mir diese Trennung in anderer Beziehung auch wieder etwas erleichtert und durch alles Das aufgewogen, was mich in nächster Zukunft an meinem hohen Sommeraufenthalt erwartete und was meiner Gesundheit doch so höchst heilsam war. Ich sehnte mich im Stillen schon lange, aus dem Interlakener Gewühl herauszukommen und mein stilles Zimmer auf dem Abendberg zu erreichen, wo ich die köstlich reine und belebende Luft athmen und die Ruhe und den Frieden genießen

konnte, die ich hier unten trotz aller äußeren Gemächlichkeit nicht mehr zu finden vermochte. Denn allmählich hatten sich die ganze Pension und alle sie umgebenden Nachbarhäuser mit Besuchern aus allen Weltgegenden gefüllt, das behagliche Stillleben war mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt und wider Willen und Neigung mußte man sich den unabweislichen Einwirkungen vieler Menschen hingeben, mit denen man allmählich bekannter geworden war und die gerade das am lebhaftesten suchten, was ich vermied: eine wechselreiche allgemeine Unterhaltung, und einen Austausch von Meinungen und Ansichten über die umherliegenden Oertlichkeiten, die ich mir schon längst hier gebildet über die ich vollkommen mit mir im Reinen war.

Als nun aber der Sonnabend herangekommen war, wieder leidliches Wetter gebracht hatte und nun bei Tische von meiner nahe bevorstehenden Abreise rings um mich her gesprochen wurde, bemerkte ich an Mrs. Duncan und ihren Begleiterinnen, daß diese uns bevorstehende Trennung, auch wenn sie nur wenige Tage dauerte, ihnen doch sichtbar nahe ging und daß sie mit wirklichem Antheil an mir hingen. Als Mrs. Duncan nach Tische mit mir auf dem wieder trocken gewordenen Kieswege im Garten auf- und niederwandelte, während uns die beiden jüngeren Damen auf dem Fuße folgten, sagte sie zu mir:

»Ja, mein lieber Herr Doctor, so müssen wir uns denn heute Abend trennen und das thut mir recht von Herzen leid, obgleich ich hoffe, Sie schon in einigen Tagen

dort oben wiederzusehen. Eigentlich hatten wir uns vorgesetzt, gleich am Tage nach Ihrer Abreise Ihnen nachzufolgen, aber da ist uns ein unerwarteter Zwischenfall gekommen, der uns noch einige Tage länger von Ihnen fernhalten wird. Eine Familie aus London, die wir genauer kennen und die uns vielleicht Dinge von Wichtigkeit mitzuthemen weiß, hat mir aus Thun geschrieben, daß sie daselbst angelangt und augenblicklich nicht im Stande ist, die Reise hierher fortzusetzen. So werden wir denn zu ihr nach Thun reisen, aber bei unserer Rückkehr unmittelbar vom Dampfboot aus Pferde nehmen und den Berg besteigen. Dem Wirth oben hab ich schon heute Morgen Kunde gegeben, daß unsere Ankunft sich um einige Tage verzögern wird. Nun aber habe ich noch eine Bitte an Sie zu richten. Sie haben hier nur noch einen halben Tag vor sich und sind gewiß den ganzen Nachmittag von mancherlei Besorgungen und Abschiedsbesuchen bei Ihren vielen Freunden in Anspruch genommen. Wir möchten Sie also nicht zu sehr belästigen, aber ein paar Stunden müssen Sie uns doch noch widmen und ich – ja, ich will Ihnen endlich erzählen, was Sie schon längst hören wollten und was wir Ihnen mitzuthemen versprochen haben. Wenn Sie dann endlich Alles von uns wissen, was Sie wissen dürfen, dann mögen Sie mit sich zu Rathe gehen, was wir wohl ferner zu thun haben, und wenn wir uns dann auf dem Berge wiedertreffen, können Sie uns vielleicht einen Rath ertheilen, den ich – ich sehe es jetzt erst recht ein – mir zu erbitten, viel zu lange hinausgeschoben habe. Wollen Sie nun meine Bitte erfüllen

und uns heute Abend Ihre letzten Stunden in Beau-Site schenken?«

Dies Alles sprach sie mit großer Wärme und wieder mit ihrer ganzen früheren Betrübniß, und es leuchtete mir immer mehr ein, wie groß das Leid war, welches an ihrem Herzen nagte. Dabei hatte sie mich so bittend, ja flehend angeblickt und mein Interesse für sie und die Ihrigen war allmähig so gewachsen, daß ich nicht umhin konnte, ihr augenblicklich zu erwiedern, daß ich dankbar und freudig ihren Wunsch erfüllen und meinen letzten Abend in Beau-Site mit ihr verleben würde. Sie reichte mir mit schwimmenden Augen die Hand, und auch die jungen Damen, die jetzt in unsere Nähe traten und von der Mutter hörten, daß ich mich für's Erste verabschieden, aber um sieben Uhr auf ihrem Zimmer den Thee trinken und bis zehn Uhr in ihrer Gesellschaft bleiben wollte, reichten mir die Hände und verriethen ihre Freude, mich am Abend noch einmal auf einige Stunden bei sich zu sehen.

Natürlich war ich in den nun folgenden wenigen Stunden lebhaft beschäftigt. Zuerst packte ich meinen Koffer und legte alles zur Bergbesteigung Erforderliche zurecht. Sodann ließ ich mir einen Wagen kommen, um so schnell wie möglich die nothwendigsten Abschiedsbesuche in Interlaken abzumachen, und als ich um halb sieben Uhr zurückkehrte; begab ich mich zur Familie meines Wirthes, um noch ein halbes Stündchen mit ihr zu plaudern, denn auch sie war stets betrübt, wenn wieder scheiden sollte, und namentlich mein guter alter Ruchi befand sich

jederzeit in übler Laune, wenn er mich meinen Koffer packen und meine Bergschuhe hervorholen sah.

Als er, während ich bei seiner Frau und seinen Kindern saß, zu uns herein kam, sagte er: »O, Sie machen ja ein Gesicht, als ob Sie schon in einer Stunde scheiden wollten. Wir haben ja noch den ganzen Abend vor uns, oder haben Sie etwa darüber anders beschlossen?«

»Lieber Freund,« entgegnete ich, »der heutige Abend gehört mir leider nicht und ich habe mich unwiderruflich an die drei Engländerinnen versagt, die mich gebeten haben, mit ihnen auf ihrem Zimmer den Thee zu trinken.«

»Aha!« rief Vater Ruchti mit seinem verschmitzten gutmüthigen Lächeln, »das ist freilich etwas Anderes, und nun ist mir auch die Eile erklärt, mit der Sie diesmal Ihre Abschiedsbesuche gemacht haben. Aber ich will mein Theil auch von Ihnen haben und so begleite ich Sie morgen früh ein Stück, wenigstens bis an den Fuß des Berges drüben, und da können Sie mir vielleicht erzählen, was Sie über das Leid der drei Damen erfahren haben, die Ihnen seit einiger Zeit immer mit sehnsuchtsvollen Blicken nachsehen, wenn Sie Beau-Site verlassen.«

Ich lächelte, denn ich wußte wohl, daß der gute Mann scherzte, aber ich drückte ihm meine Freude darüber aus, daß er mich am nächsten Morgen eine Strecke begleiten wolle, und versprach, ihm Alles mitzuthemen, das ich über die Damen verrathen dürfe, von denen ich, fügte ich hinzu, bis jetzt so wenig wüßte, wie er.

»Mag sein,« entgegnete er, »aber heute Abend werden Sie mehr erfahren, ich habe es mir längst gedacht. Denn

daß Sie sich auch diesmal wieder ein paar Freundinnen bei mir erworben haben, weiß Niemand besser als ich. So oft diese Damen mich nach Ihnen fragten, wo Sie wären, wann Sie zurückkämen, wie sie eine große Theilnahme für Sie verrathen und seitdem Sie die alte Dame so rasch von ihrem Uebel geheilt, haben sie Sie mit ganz anderen Blicken beachtet als früher. O, mein lieber Herr Doctor, ich sehe das Alles bei Ihnen und bei jedem Anderen, nicht wahr?«

Ich nickte ihm freundlich zu und sagte: »Ja, ich weiß es wohl, Sie sind nicht allein ein guter, sondern auch ein kluger, ja, ein schlauer Mann. Sie beobachten und erforschen Alles, was in Ihrem kleinen Reiche vorgeht und kennen die Menschen, wie ich sie kenne. Sie sollten einmal Ihre Erfahrungen niederschreiben und der Welt zum Besten geben, da würde ein ganz hübsches lesenswürdiges Buch zum Vorschein kommen.«

»Wer weiß, was ich thue,« erwiderte er lachend. »Die langen Winterabende, in denen wir hier so allein sitzen, sind verlockend zum Ueberlegen und Schreiben, aber mir fehlt nur eine gewisse Feder dazu und ich habe Sie schon bitten wollen, mir die Ihrige für den Winter zu borgen.«

»Die sollen Sie haben!« rief ich. »Und nun ist es sieben Uhr und ich habe Appetit – eine Tasse englischen Thee zu trinken.«

Mit diesem Scherz verließ ich ihn und doch war mir durchaus nicht scherzhaft zu Muthe, wenn ich an die mir bevorstehende Mittheilung der Mrs. Duncan dachte. Daß es etwas Ernstes sei, was ich hören würde, wußte

ich im Voraus, aber ich konnte unmöglich ahnen, daß es auch sehr ernste Folgen für mich und Andere haben würde; daß meine diesmalige Sommerreise aber von diesem Abend an einen bei Weitem ernsteren Verlauf als bisher nehmen sollte, wurde mir erst in den nächsten Wochen klar, nachdem ich schon lange wieder mit den drei Damen auf dem Abendberge zusammen getroffen war.

Als ich bald nach sieben Uhr die kleine mit Schlinggewächsen und Blumen geschmückte Veranda erreichte, die oberhalb der Treppe vor dem Corridor des Stockwerks liegt, in dem ich und die Engländerinnen wohnten, sah ich schon Nelly dort stehen, als ob sie mich erwartet hätte. »Guten Abend, Nelly,« sagte ich zu ihr, Ist Ihre Herrschaft in ihrem Zimmer?«

»Ja, Massa Doctor,« antwortete sie und zeigte mir wieder mit ihrem kindlich herzlichen Lachen ihr herrliches Gebiß. »Mary Duncan und Miß Mary und Mit Lucy sitzen in dem großen Zimmer und erwarten Sie schon beim Thee. Nelly sollten eben nachsehen, ob Herr Doctor noch nicht kämen und da Sie jetzt da sein, so gehen Sie nur rasch hinein.«

Ich nickte ihr freundlich zu und bald darauf stand ich in dem Zimmer vor den drei Damen und begrüßte sie herzlich, wie ich sie erst vor wenigen Stunden unten im Garten verlassen hatte.

Ich weiß nicht, woher es kam, daß mir in dem Augenblick, als ich bei ihnen eintrat, mehr denn jemals ihre schwarzen Trauerkleider in's Auge fielen, worin ich sie doch bisher immer gesehen. Allein es machte das diesmal einen ganz eigenen Eindruck auf mich, vielleicht deshalb, weil alle drei Gesichter einen seltsam gespannten und gleichsam feierlichen Ausdruck trugen und mir mit einer Art Hast und Erwartung entgegensahen, wie ich sie noch niemals bisher an ihnen wahrgenommen hatte. Augenblicklich wurde ich von einem tiefen Ernst ergriffen und nachdem ich ihren mir entgegengestreckten Händen die meine gereicht, setzte ich mich schweigend auf das Sopha neben Mrs. Duncan, welcher Platz mir nun einmal stets von ihr angewiesen wurde. Indessen ward; zuerst kein Wort über das laut, was doch beabsichtigt war, und Miß Lucy bereitete schnell mit jener Geschicklichkeit und Sorgfalt den Thee, wie sie nur Engländerinnen besitzen und wodurch sie einem geselligen Beisammensein stets ein eben so behagliches wie patriarchalisches Gepräge zu geben verstehen.

Während Miß Lucy also beschäftigt war, fragte mich Mrs. Duncan, ob ich alle meine Obliegenheiten erfüllt und meine Besuche abgestattet habe, und als ich es bejahte, nickte sie mir wohlwollend zu und sagte: »Ich will nicht hoffen, daß wir Ihnen irgendwie in Ihrem heutigen Vorhaben hinderlich gewesen sind, uns aber, Herr Doctor, ist Ihre jetzige Anwesenheit nicht nur überaus erwünscht, sondern, was wir vor kurzer Zeit noch nicht ahnen konnten, sogar eine Nothwendigkeit geworden und Sie sollen

das erfahren, sobald wir unsern Thee getrunken und die beiden Mädchen uns verlassen haben.«

»Wie,« rief ich erstaunt, »wollen die beiden Damen uns denn nicht diesen Abend ihre Gesellschaft schenken?«

»Nein, Sir, wir haben uns darüber verständigt und es so, wie ich eben sage, für gerathener gefunden. Meine Kinder werden uns also verlassen und Sie müssen sich schon mit meiner Gesellschaft allein begnügen, da die Anwesenheit derselben mich bei meinen in's Auge gefaßten Mittheilungen nur geniren würde.«

Ich nickte nur ganz still mit dem Kopfe, denn auf dem schönen, wachsbleichen, ebenso entschlossenen wie undurchdringlich kummervollen Gesicht Miß Mary Markham's las ich, daß die Mutter die Wahrheit gesprochen, und das machte mich noch ernster und nachdenklich, als ich ohnehin schon war.

Nach einigen Worten nun, die bald von Mrs. Duncan's, bald von Miß Lucy's Seite fielen, während Miß Mary sich vollkommen schweigsem verhielt, und nachdem wir ohne eigentliche allgemeine Unterhaltung unser einfaches Abendbrod verzehrt hatten, erhob sich Miß Mary zuerst und gab ihrer Cousine einen Wink, den diese schleunigst befolgte, indem auch sie sich erhob und anschickte die Mutter mit mir allein zu lassen

»Ja, Kinder,« sagte nun Mrs. Duncan, »jetzt laßt uns allein. Nehmt Nelly und Ned mit und geht ein wenig spazieren. Der Abend ist wieder schön geworden und die gute Luft wird Euch wohl thun; in einer Stunde aber könnt Ihr wieder bei uns eintreten, denn länger denke ich des

Herrn Doctors Aufmerksamkeit nicht in Anspruch zu nehmen.«

Miß Lucy nickte mir freundlich zu und wandte sich zuerst zur Thür; Miß Mary dagegen sah mich nur mit einem wunderbar forschenden Blick aus ihren großen mandelförmigen Glühaugen an, den ich mir nicht zu erdeuten vermochte, und dann, nachdem sie sich leicht und anmuthig vor der Tante und mir verbeugt, schritt auch sie langsam ihrer Cousine nach.

So war ich denn mit der alten Dame allein und es herrschte im ersten Augenblick ein fast peinliches Schweigen zwischen uns. Jedoch dauerte es nicht lange, da raffte sich Mrs. Duncan mit Gewalt aus ihrem brütenden Zustande auf, wandte sich mit einiger Lebhaftigkeit zu mir und ergriff meine Hand, indem sie mit einem rührenden Ton der Stimme, der mich tief bewegte und sofort in die richtige Stimmung und die gespannteste Aufmerksamkeit versetzte, sagte:

»Ja, Sir, wir sind allein und nun kann ich Ihnen endlich enthüllen, was ich Ihnen im Stillen schon lange zgedacht. Sie werden anfänglich nur eine sehr einfache und schmucklose Familiengeschichte vernehmen, aber ich kann sie Ihnen nicht ersparen, weil Sie erst die allgemeinen Umrissse unserer Verhältnisse erfahren müssen, bevor ich an Einzelnes und namentlich an das gehen kann, was die traurige Katastrophe in unserer Familie hervorgerufen hat, an deren Folgen wir jetzt so schwer leiden. Doch auch das wird immer nur ein Bruchstück meines ganzen jammervollen Schicksals sein, allein

ich kann selbst beim besten Willen nicht Alles berichten, was vorgefallen ist, denn es giebt leider einen wichtigen Grund, der mich hindert, Ihnen unser ganzes Familienschicksal zu offenbaren und Sie müssen daher genügsam sein, um so mehr, da das, was Sie hören werden, bedeutungsvoll genug ist, um Sie zu veranlassen, mir und uns, wenn Sie den guten Willen und die Kraft dazu besitzen, mit Ihren Rathschlägen beizustehen, um die ich Sie jetzt noch einmal gebeten haben will.« –

Sie schwieg, leise aufseufzend und sah mich dabei forschend und erwartungsvoll an. Ich nickte bejahend und sagte dann mit festem Ton, daß ich mit meinem Rathe bereit sei, wenn ich irgend nur die Fähigkeit dazu besäße, und sie möge ganz dreist und offen zu mir reden, wie und was sie wolle, und daß ich ein aufmerksamer Zuhörer sein werde, davon könne sie überzeugt sein.

»Nun gut,« fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, »so will ich Ihnen denn zuerst meine unbedeutende Familiengeschichte erzählen und am Ende derselben werden Sie wissen, in welcher traurigen Lage wir uns gegenwärtig befinden und warum wir in so großer und gerechter Betrübniß sind.

»Ich, Harriet Duncan, bin die Tochter eines selbst nach unseren englischen Begriffen sehr wohlhabenden Privatmannes und Grundbesitzers, der außer seinem schönen Hause in London einen angenehmen Landsitz unmittelbar an der Seeküste bei Margate in der Grafschaft Kent besaß. Mein Vater hieß Markham und lebte als genügsamer und mit seinen Privatstudien beschäftigter Mann

nur seiner Familie, die anfangs sehr zahlreich war, mit der Zeit aber leider zusammenschmolz und zuletzt sich nur auf mich beschränkte, denn meine Mutter und fünf Geschwister starben rasch hinter einander am gelben Fieber auf einer Reise nach St. Louis, wo mein Vater einen seiner fernen Verwandten besuchen wollte, von dem ich nachher auch noch sprechen werde.

»Mein Vater zog sich diesen großen Verlust so zu Gemüthe, daß er, von seiner Reise zurückgekehrt, allmählig zu kränkeln begann und endlich in eine abzehrende Krankheit verfiel, die ihm auch das Leben nahm. Doch zuvor hatte er noch die Freude gehabt, mich, was er schon längst gewünscht, wohl versorgt und als Frau eines braven Mannes zu sehen, der mich ungemein liebte und dem ich selbst mit ganzer Seele ergeben war. Harry Duncan, aus Schottland stammend, war ein junger, blühender Mann, nur wenige Jahre älter als ich und in seinen Verhältnissen vollkommen unabhängig, wie es mein Vater gewesen war. Auch war er ebenfalls bemittelt, war früher Seemann gewesen, hatte aber schon in jungen Jahren diese Laufbahn aufgegeben und sich, wie mein Vater, seinen Privatstudien gewidmet, die sich auf die mathematische und astronomische Wissenschaft bezogen. Nebenbei aber liebte er auch das archäologische Gebiet und namentlich das Studium des klassischen Alterthums und die ethnographischen Verhältnisse südlicher Länder zogen ihn unwiderstehlich an. Er weihte

mich bald in die unschuldigen Geheimnisse seiner Studien ein und regte in mir ebenfalls den Trieb nach wissenschaftlicher Aufklärung in diesen Gebieten an. So konnten wir denn, durch nichts an die Heimath gefesselt, unserm beiderseitigen Drange genügen und unternahmen mehrere Jahre lang weite Reisen nach Italien, Griechenland und Egypten, und dort lebten wir allein unseren Studien und kehrten erst wieder nach England zurück, als unsere beiden heranwachsenden Kinder uns nöthigten, eine größere und geregeltere Sorgfalt auf deren Erziehung zu verwenden.

»So lebten wir denn wieder im ersten Winter nach unserer Rückkehr in London, brachten aber den folgenden Sommer und Herbst – und das geschah späterhin alle Jahre – mit unseren Kindern und deren Erziehern in Margate zu, wo wir ein glückliches und durchaus harmloses Familienleben führten.

»Lassen Sie mich jetzt aber weniger von mir als von meinen Kindern reden, denn diese füllten von jeher mein ganzes Herz aus, und noch mehr, als ich nach zehn Jahren glücklichster Ehe das Unglück hatte, meinen Mann durch einen Unfall zu verlieren, der ihn auf einer Jagd bei einem benachbarten Freunde ereilte, indem er einen Sturz mit dem Pferde that, wobei er fast augenblicklich das Leben verlor.

»Ich hatte,« fuhr Mrs. Duncan nach kurzer Pause fort, »nur einen Sohn und eine Tochter, und von der letzteren will ich zuerst reden. Doch brauche ich ja über sie nur wenige Worte zu sagen, denn Sie kennen ja meine Lucy.

Sie war von Kindheit an ein heiteres frisches Mädchen, gab sich ohne allen Zwang stets den harmlosen Genüssen ihrer Jugend hin und lernte gern und rasch, was ihre Lehrer und ich sie zu lehren verstanden. Sie war und blieb offen und natürlich, verursachte mir nie durch irgend einen Ungehorsam oder eine Laune den mindesten Kummer und schmiegte sich fest und innig an mich an, um so mehr, da sie sah, wie ich um ihren so früh verstorbenen Vater von ganzem Herzen trauerte und außer ihr und ihrem Bruder nichts auf der Welt besaß, was mir Freude und Glück bereitet hätte. Ihrem viel ernsteren Bruder war sie mit wahrer Leidenschaft ergeben, und wenn er mir einmal durch seine besondere Gemüthsart Kummer verursachte, stand sie stets als vermittelnde Persönlichkeit zwischen uns und trug dazu bei, mich immer wieder mit neuer Hoffnung für seine Zukunft zu erfüllen.

»Ach, lieber Herr Doctor, ja, dieser Sohn bereitete mir schon in seiner Kindheit oft manche Sorge, nicht etwa durch Leichtsinn, durch jugendlichen Uebermuth oder einen sonstigen, einem Knaben anhaftenden Fehler, sondern ganz allein durch sein eigenthümlich geartetes, reizbares und empfindsames Wesen, und es kam mir oft so vor, als wäre schon von Jugend an ein Krankheitskeim in ihm vorhanden, der, wenn er sich einmal zur Blüthe entwickeln sollte, ihn und uns Alle sehr unglücklich machen würde.

»Doch, ich will ihn Ihnen, so gut das eine Mutter kann, zu schildern versuchen, und wenn ich Ihnen auch nur die äußeren Umrisse seines Wesens zeichne, so werden Sie

als Arzt und Menschenkenner doch gewiß bald tiefer in dasselbe blicken und mir zugestehen müssen, daß ich mit vollem Recht von jeher um seine Zukunft besorgt sein mußte. So viel muß ich jedoch zu seinem unbedingten Lobe voranschicken, daß er stets ein wohlgeartetes, folgsames, fleißiges und lernbegieriges Kind war und mir als solches bis zu seinem zwölften Jahre nur Freude bereite- te. Indessen, wo so viel Licht vorhanden war, blieb auch der Schatten nicht aus und mit ihm zog die Sorge in mein Herz, die seit jener Zeit nie aufgehört hat, daran zu na- gen.

»Vor allen Dingen flößte mir von jeher sein reizba- res Temperament und sein weiches, allen äußeren Ein- drücken nur allzu leicht unterliegendes Gemüth Sorge ein, eine Reizbarkeit, ein augenblicklich sich hingeben- des und fast aller Selbstbeherrschung baares Gemüth, das sich oft bis zu einer krankhaften Nervosität steigerte, die mich nicht ohne Grund um seinen Verstand fürchten ließ. Es war keineswegs Jähzorn oder aufwallende Hef- tigkeit, was ihn in stürmische Konflikte mit anderen Men- schen riß, vielmehr war es ein Mangel an Selbstvertrau- en, eine Characterschwäche, die sich von den ihn umrin- genden Schwierigkeiten auf der Stelle einschüchtern ließ und ihn unfähig zum Ertragen eines Schmerzes mach- te, wie ihn doch alle Menschen einmal im Leben ertra- gen müssen, da ja noch keinem von einem Weibe Geborenen bloß Rosen unterbreitet sind. Bei solchen ihn nur im Geringsten berührenden Anlässen verlor er stets sei- ne männliche Fassung, er gab sich ganz und gar seinen

– ich kann es nicht anders nennen – krankhaften Einbildungen hin und überließ sich ohne Widerstand dem über ihn hereinbrechenden Strome, der leider nur zu oft Diejenigen verschlingt, die nicht gegen ihn anzukämpfen wissen. Dabei traute er sich nie die Kraft zu, die er doch gewiß besaß, einem schwierigen Unternehmen völlig gewachsen zu sein, er sank gleich in eine Art Erschlaffung und Apathie hin, aus der ihn nichts zu reißen vermochte, und wenn man ihn doch gewaltsam seinem starren Brüten entziehen wollte, schmolz er in Wehmuth hin, die ihm ein eigenes weiches Gepräge verlieh, immer aber sein gutes reines Herz und seinen edlen freidenkenden Geist offenbarte, die sogar alle seine Gegner an ihm anerkennen mußten, weshalb er auch viele Freunde besaß, die ihn liebten wie einen Bruder, und um so mehr, als sie sahen, daß er ein ganz Anderer gewesen wäre, wenn er sich nur energisch hätte aufraffen und den Angriffen des Schicksals eine feste Stirn bieten wollen.

»Ach Gott,« fuhr Mrs. Duncan nach kurzem Nachdenken fort, »diese nervöse Reizbarkeit, diesen Mangel an Selbstvertrauen und der Entwicklung seiner geistigen Widerstandskraft hat er vielleicht von mir selbst geerbt, denn auch ich habe diese Fehler in verschiedenen Lebenslagen nur zu häufig offenbart, ich habe es nie verstanden, den richtigen Moment zu ergreifen, um zu einem vorgesteckten Ziele zu gelangen, und so darf ich also über mein eigenes Kind um so weniger streng zu Gericht sitzen. Im Uebrigen war er mir ja immer ein folgsamer und braver Sohn, in der Schule des Lernens sowohl wie des

Lebens ein strebsamer, edeldenkender Mensch und so hat er gewiß nicht das traurige Schicksal verdient, welchem er so früh zur Beute gefallen ist.

»Doch ich muß hier noch einiger Züge aus seinem Jugendleben gedenken, damit Sie sich ein annähernd treues Bild von ihm entwerfen können. So lange er sich in der Schule zu Eton und später auf der Seeabtheilung der Militair-Akademie zu Woolwich befand, lag er mit rastlosem Eifer seinen Studien ob, aber er gerieth nicht selten mit seinen jugendlichen Gefährten in Hader, denn die Leichtfertigkeit, oft wohl auch der böse Wille seiner Comilitonen, verletzte nur zu häufig sein innerstes ernstes Wesen, das sich mit nie äußernder, nur still lodernder Leidenschaftlichkeit an die ihm vorschwebenden edlen Vorbilder klammerte und mit ganzer Hingebung ihnen nachzueifern beflissen war. Diese so oft zu Tage tretende, aus unbefriedigter Strebsamkeit und vergeblichem geistigen Ringen hervorgegangene Reizbarkeit., dieses häufige Verfallen in verschiedene Konflikte mit seiner Umgebung nahm mit den Jahren sichtbar an ihm zu und, was ihm dabei am schädlichsten war, er äußerte nie seine Gedanken und Empfindungen darüber. Alles, was ihn erregte und bewegte, verarbeitete er stets im Stillen für sich und diese stete Beschäftigung mit seinem ihn vorwärts drängenden Triebe nahm ihn so in Beschlag, daß er darüber den Verkehr mit der äußeren Welt vergaß, das muntere jugendliche Treiben seiner Altersgenossen floh und mitten im Leben selbst ein für sich völlig abgeschlossenes Dasein führte.

»Das ist, wie Sie mir zugeben werden, natürlich nie gut für einen so jungen Mann, der zu ernstem Schaffen und Kämpfen im öffentlichen Leben berufen ist, und auch meinem Harry sollte es keine ersprießlichen Früchte tragen. Allein, obgleich ich damals scheu die Schattenseiten seines Wesens und Characters erkannt hatte, hoffte ich noch immer, daß der vorzugsweise auf männliche Thatkraft basirte Beruf, den er sich erwählt, ihn aus seiner inneren Versunkenheit erheben und zu einem anderen, den niederbeugenden Eindrücken der Welt mehr entgegenstrebenden Menschen gestalten würde.

»Er hatte nämlich von Jugend auf eine besondere Liebhaberei für die See und Alles, was sich auf derselben ereignet und auf dieselbe bezieht, und so wollte er durchaus Seemann werden, wozu ich auch gern meine Einwilligung gab, da wir Engländer ja sämmtlich geborene Seeleute und darin nichts Gefährvolleres zu sehen gewohnt sind, als was auch jedem auf dem Lande Lebenden und Wirkenden begegnen kann. So gelang es mir denn, deren Mann selbst in der Königlichen Marine gedient, auch meinen Harry in dieselbe zu bringen und nachdem er seine Examina glänzend bestanden, trat er als Cadet auf einem Kriegsschiff Ihrer Majestät ein.

»Schon als kaum erwachsener Jüngling machte er weite Reisen und verschiedene militairische Expeditionen mit, aus denen er immer mit Auszeichnung hervorging, so daß ein schnelles Avancement ihm gewiß war, was sich auch bewahrheitet hat. Doch ich will in diesem

Punkt nicht zu ausführlich sein, da die vielen Einzelheiten aus seinem Leben ja doch kein Interesse für Sie haben können. Nur will ich nicht unerwähnt lassen, daß auch sein dienstliches Verhältniß an Bord nicht frei von Konflikten war, die er mir freilich, wenn er mich von Zeit zu Zeit auf Urlaub besuchte, so viel wie möglich zu verbergen trachtete, um mir kein Herzweh zu bereiten oder sich selbst meine mütterlichen Ermahnungen, an denen ich es selten fehlen ließ, zu ersparen. Indessen hatte er in solchen Konflikten nie den Kürzeren gezogen, er war immer ehrenvoll aus denselben hervorgegangen, denn er hatte immer nur das Rechte gethan und Niemand konnte ihm den Vorwurf machen, die Regeln des Anstandes, der Pflicht und der Ehre seines Standes und seiner Person aus den Augen gelassen zu haben.

»So hatte er zuletzt noch einmal eine Reise nach Japan unternommen und kam, mit Ehren überhäuft, vor zwei Jahren zu mir nach Margate zurück, wo er mir mit triumphirender Miene verkündete, daß das nächste Ziel seines Ehrgeizes nun endlich erreicht und er Titel Lieutenant auf einem Kriegsschiffe Ihrer Majestät geworden sei.

»Wie glücklich ich darüber war, können Sie sich vorstellen und nun glaubte ich, daß mein Harry die Klippen seiner Lebensfahrt ungefährdet umschiffet habe – wie sehr ich mich aber darin täuschte, wird Ihnen sogleich meine weitere Erzählung offenbaren. Doch nun bin ich zu dem Zeitpunkt gelangt, von dem an eine neue Epoche unseres Familienlebens datirt und ich muß nothwendig von einer

Person sprechen, die Sie lebhafter interessiren wird, da Sie sie ja kennen. Mit einem Wort, es ist Mary Markham, um die es sich handelt und die wider alle Erwartung und ohne eine Ahnung ein bedeutendes Moment in der endlichen Entwicklung des Schicksals meines Sohnes werden sollte.

»Mein Vater hatte einen aus einer Seitenlinie seiner Familie stammenden Vetter, der wie wir Markham hieß, sehr begütert, aber schon früh nach den südlichen Staaten von Nordamerika ausgewandert war. Ich selbst hatte diesen Vetter nie mit Augen gesehen, aber mein Vater sprach stets mit großer Achtung und Liebe von ihm und wir standen mit ihm und seinem einzigen Sohne in unausgesetzter brieflicher Verbindung. Dieser Sohn hatte sich nach dem Tode seines Vaters, schon in vorgerückten Jahren, und er mochte nur wenig jünger als ich sein, mit der Tochter eines aus Mexiko eingewanderten Spaniers verheirathet, und aus dieser Ehe ist Mary Markham entsprossen, die ich meine Nichte nenne, obgleich sie durchaus nicht in so nahem Verwandtschaftsgrade mit mir steht. Mr. Markham, ihr Vater, starb vor etwa drei Jahren und hinterließ als einzige Erbin seines sehr großen Vermögens diese Mary und da ihr Vormund in St. Louis, wo sie zuletzt lebten, wußte, in welcher freundschaftlichen Verbindung deren Vater mit mir gestanden, so schrieb er an mich und legte mir die Frage vor, ob ich vielleicht geneigt sei, das verwaiste Mädchen zu mir zu nehmen, das in St. Louis gar keine Verwandten und eben so wenig in Mexiko besaß. Natürlich erklärte ich mich

bereit dazu und der Vormund selbst brachte mir aus St. Louis Mary Markham herüber und mit ihr Ned und Nelly, die also mehr Mary's als meine Diener sind. Ihr ganzes Vermögen war durch ihren redlichen Vormund schon lange zu Gelde gemacht, das er jetzt in der Londoner Bank sicher anlegte, und welches, wie ich nun genauer erfuhr, so bedeutend war, daß sie es selbst unter den glänzendsten Verhältnissen nicht verzehren konnte. So zog Mary Markham also als große Erbin in mein Haus nach Margate und lebte schon ein Vierteljahr bei mir und Lucy in den glücklichsten Verhältnissen, als gerade Harry von seiner letzten Seereise zurückkam, um seinen ihm nach so langer Abwesenheit von der Heimath ertheilten Urlaub bei mir in aller Ruhe zu verleben.

»Doch, ich muß hier wohl, mit einigen Strichen wenigstens, des eigenthümlichen Wesens und Charakters des jungen Mädchens gedenken, das in Allem so ganz und gar von Dem abwich, was wir bisher an unseren Landsleuten kennen gelernt, das uns aber insgesammt vom ersten Tage an bezauberte, denn ihr lebhaftes, die südliche Natur und Abstammung verrathendes Temperament wirkte auf Alle, die sie sahen und kennen lernten, mit überraschender Schnelligkeit und Intensität ein. Sie war nur ein Jahr jünger als meine Lucy und beide Mädchen verband schon in kurzer Zeit ein inniges Freundschaftsband, das glücklicher Weise bis auf den heutigen Tag gedauert hat, trotzdem bald etwas Bedeutsames vorfiel, welches diese Freundschaft zu stören wohl geeignet gewesen wäre.

»Wie schön diese von einer mexikanischen Mutter abstammende Mary ist, haben Sie ja selbst gesehen, aber wie liebenswürdig sie auch sein kann, davon haben Sie keine Ahnung, denn Sie haben sie nie in ihrer natürlichen Ursprünglichkeit, vielmehr nur von einem tiefen Seelen-schmerz niedergebeugt und halb gebrochen kennen gelernt. Ja, sie ist ein liebenswürdiges, uns treu anhängendes und im Grunde ihres Herzens und Gemüths gewiß sehr edles Mädchen, und wenn sie einen Fehler mit über den Ocean herüberbrachte, so war es einer derjenigen Fehler, die überhaupt an dem südlichen Blute haften und, gleichsam mit ihm verwachsen und aus ihm sich erzeugend, nie auszurotten sind. Das heiße Blut ihrer Mutter kann sich nicht in ihr verläugnen, so still und ernst und traurig sie auch jetzt erscheint, und wenn Sie auf ihr Verhalten aufmerksam gewesen sind, werden Sie schon aus ihrem Auge die leidenschaftliche Gluth errathen haben, die in ihrer Seele schlummert und die – von einer geschickten Hand richtig geleitet – nur nach dem edelsten Ziele zu streben wohl fähig gewesen wäre. Ja, leidenschaftlich war und ist sie gewiß, und was sie einmal will, das führt sie ohne alles Bedenken und wider alles Entgegenstreben Anderer aus. In ihren Neigungen war und ist sie beständig, aber es lag in ihrer Natur, dieselben nie zu verrathen, sondern sie weit lieber von Anderen, denen daran gelegen war, errathen zu lassen. Wie mein Sohn Harry es mit den seinigen that, verarbeitete auch sie ihre Neigungen und Abneigungen in sich selber, sie legte sich selbst einen inneren Zwang auf, anders, das heißt kälter

und zurückhaltender zu erscheinen als sie war und, ohne wankelmüthig zu sein und gleichsam nur zum Scherz, oft da eine Neigung glauben zu lassen, wo sie keine besaß, dagegen eine kühle Gleichgültigkeit an den Tag zu legen, wo ihr Herz von Theilnahme und Sympathie brannte. Sie wollte mit einem Wort erkannt sein, ohne sich die Mühe zu geben, richtig erkannt zu werden, und setzte bei Jedermann voraus, daß er ihr innerstes Wesen ergründet haben müsse, wenn er mit ihr in nähere Berührung trat.

»Nun, ich will und darf sie nicht tadeln; wenn sie in dieser Beziehung gefehlt, so hat auch sie Strafe genug dafür erlitten, und die Reue, die sie empfindet, wird so lange dauern, als sie am Leben ist.« –

Mrs. Duncan seufzte bei diesen Worten schwer an und trocknete sich mit ihrem Tuch die Thränen aus den Augen, die in schweren Tropfen über ihre Wangen rollten. Dann aber sich sammelnd und sich fast mit Gewalt zum weiteren Sprechen zwingend, fuhr sie mit, noch weicherer Stimme als vorher zu reden fort und sagte:

»Ach ja! Mary Markham also war bei uns eingetroffen und lebte harmlos und glücklich mit uns, und als sie vernahm, daß Harry nach einigen Monaten bei uns erscheinen würde, den sie bis jetzt nur aus unseren Schilderungen kannte, freute sie sich mit uns über unser Glück und sah den so sehnlich Erwarteten mit unverholnem Frohlocken nahen. Ach, kaum aber war er in unsere Mitte getreten, so sank sie wie in sich selbst zusammen und wurde so still und ernst, wie wir sie nie zuvor gesehen.

Allerdings kam sie ihm mit liebevoller Freundlichkeit entgegen, aber in ihrem feurigen Auge blitzte es bisweilen wild und dämonisch auf und ich konnte mir anfangs die auffällige Wandlung des bisher so munteren Mädchens gar nicht erklären, bis ich erst später zu meiner größten Freude erfuhr, daß Harry vom ersten Augenblick an einen sehr tiefen und bedeutsamen Eindruck auf sie gemacht habe.

»An Harry dagegen bemerkte ich gerade das Gegenteil wie an Mary. Sein sonst immer so ernstes gemessenes Wesen und seine düstere Miene waren wie von einem mächtigen Winde weggeweht und es war, seitdem er in unserm Familienkreise lebte, eine Heiterkeit und Freudigkeit in ihn eingekehrt, die mich fast in Erstaunen feste, da bisher nie ein weibliches Wesen einen so starken Eindruck auf ihn gemacht. Daß aber Mary allein es war, die ihn so heiter und glücklich stimmte, erfuhr ich sehr bald aus seinem eigenen Munde und bald auch sahen wir Alle, nicht nur, daß er sie schön und begehrenswerth fand, sondern daß seine Neigung mit ganzer Macht auf sie gefallen sei und daß es von nun an nur noch *eine* Aufgabe für ihn geben würde, nämlich die, das schöne Mädchen zur Gefährtin seines Lebens zu gewinnen. Allein, ob er dazu die rechten Mittel und Wege einschlug, will ich dahingestellt sein lassen und ich bezweifle es fast, aber er war ja einmal ein so seltsam gearteter Mann, dessen Inneres Jedermann unzugänglich blieb und dem mit keinem wohlgemeinten Rathschlage so leicht beizukommen war.

»Ich selbst war über dieses zwischen den Beiden allmählig aufkeimende Verhältniß überaus beglückt, denn ich konnte mir nichts Angenehmeres denken, als sie mit einander für ewig verbunden zu sehen. Auch wurde die Hoffnung, die ich in dieser Beziehung hegte, gar bald durch genauere Beobachtung meinerseits verstärkt, denn auch Mary fand Harry lieb und gut, sie legte auf unmöglich zu verkennende Weise hundertfältig ihre Neigung für ihn an den Tag, wenn dieselbe sich auch nur in Kleinigkeiten aussprach und dem still vor sich hin lebenden Harry zu allermeist entging.

»Allein sehr bald, nachdem wir kaum die Ueberzeugung gewonnen, daß Beide für einander geschaffen seien, änderte sich das Verhältniß zwischen ihnen und in erster Linie war vielleicht Mary daran schuld, wenn Harry auch seinerseits mancherlei Mißgriffe beging und sich in die lebhafteste Gefühlsstimmung des so heißblütigen Mädchens nicht zu finden verstand.

»Man war nämlich klug und scharfsichtig genug – und freilich war sie durch unsere durchaus der Wahrheit entsprechende Schilderung seines Characters darauf vorbereitet – die Eigenheiten und Schwächen meines Sohnes zu durchschauen, und diese ihm zuerst abzugewöhnen, bevor sie sich ihm näher anschloß, schien ihre nächste und ihr von sich selbst gestellte Aufgabe zu sein, wobei sie jedoch immer auf eine sanfte Weise verfuhr, so daß Harry, wenn er nicht ganz verblendet gewesen wäre, diese ihre gute Absicht und ihre wahrhaftige Neigung selbst

in ihrem Widerspruch und ihren gegen ihn gerichteten sanften Ermahnungen hätte erkennen müssen.

»Allein mein Sohn, stolz auf seinen gediegenen Werth und doch nicht selbstvertrauend genug, um seine Meinung klar und offen an den Tag zu legen, faßte ihre Art und Weise, ihn zu läutern und zu gewinnen, als Kälte und Empfindungslosigkeit gegen seine Person auf und nun begann allmählig ein innerer Sturm in ihm zu toben, dessen stilles Wüthen vielleicht Niemand von uns erkannte als ich und den ich vergebens auf alle Weise zu dämpfen und zu mildern versuchte. Ich sah, wie er sich innerlich Gewalt anthat, diese Liebe zu unterdrücken und wie er sich dabei förmlich aufzehrte; ich sah, wie Mary ihm und ihrer eigenen Neigung widerstand, um, ihrem Vorsatz getreu, auf ihre Weise zu dem endlichen, von ihr beabsichtigten Zweck zu gelangen, und obgleich sie mir oft sagte, daß sie ihn lieben könne, wenn er nur wolle, zeigte sie ihm doch immer seltener und seltener, daß diese Liebe wirklich in ihrem Busen keimte.

»Wenn ich also etwas an meinem Sohn tadeln muß, so war es das, daß er seine Neigung zu dem schönen Mädchen nicht schneller und klarer blicken ließ, und noch weniger sie ihr verrieth, obgleich ich es wahrhaftig nicht an sanften und verständlichen Reizmitteln dazu fehlen ließ, denn ich sah mit meinem tiefdringenden Mutterblick und mit meiner größeren Erfahrung ein, daß diese beiden für einander geschaffenen Menschen nicht eher zur Ruhe kommen würden, als bis sie sich gegenseitig

ihre Liebe erklärt und so den Schleier bei Seite gelegt hätten, der ihre Gefühle für einander verbarg.

»Als ich das meinem Sohne eines Tages offen sagte, erwiederte er mir nach längerem Sinnen und mit seiner gewöhnlichen ernstern, ja düsteren Miene:

»Mutter, wie kannst Du nur denken, daß ich Mary meine Neigung erklären werde, ehe sie mir nicht unverkennbar die ihrige gezeigt? Bis jetzt hat sie das nicht gethan und das erfüllt mich eben mit Schmerz. Wollte ich ihr aber trotzdem meine Liebe bekennen, so könnte sie ja denken, der Eigennutz treibe mich zu ihr, ich würde allein ihres großen Vermögens wegen um sie, und diesen Glauben in ihr zu erregen, sei ferne von mir. Ich bin kein leichtsinniger, gedankenloser Mensch, wie alle übrigen, die sie hier wie Schmetterlinge umgaukeln, ich bin vielmehr ein ernster, ein mit Bedacht handelnder und wahrheitsliebender Mann, und ehe ich ihr eine falsche Meinung von meinem Character beibrächte, eher segelte ich wieder auf meinem Schiffe fort, um niemals wieder hierher zurückzukehren.«

Als ich diese Worte bei erster Gelegenheit Mary Markham getreulich überbrachte, fiel sie mir um den Hals, küßte und liebkoste mich und sagte dann mit ihrem herzbestrickenden Lächeln:

»Tante, ich liebe Harry gewiß auf meine Weise, das glaube mir, aber bevor er mir seine Liebe nicht mit klaren Worten eingesteht, zeige ich ihm die meinige gewiß nicht. Das Vermögen, welches ich besitze, und um welches mich gewiß Viele begehrenswerth finden mögen,

hat in meinen Augen gar keinen Werth, aber die wahre, einzige, das Nebensächliche übersehende und nur den Hauptpunkt im Auge behaltende Liebe ist mir Alles, mein einziger Traum, meine einzige Sehnsucht, und eine solche Liebe muß Harry mir offenbaren, ehe ich ihm gestehe, daß ich ihn gränzenlos liebe. Vielleicht aber,« setzte sie in ihm südlicher Lebhaftigkeit hinzu und lächelte wieder, wie nur sie so göttlich scheu zu lächeln verstand, »habe ich ein Mittel, seine Neigung herauszufördern, des heißt, ihn zu dem Geständniß derselben zu zwingen, und dieses Mittel, verlaß Dich darauf, werde ich versuchen, damit auch ich endlich aus dem Zwiespalt mit mir selber gelange, in den ich nun schon so lange gerathen bin und den ich nicht länger ertragen kann.«

»Nach diesen so liebevoll vorgebrachten Worten beruhigte ich mich wieder eine Weile, denn ich versprach mir von der Anwendung ihres geheimnißvollen Mittels viel. Aber ach, Herr Doctor, als es endlich zum Vorschein kam und mit eiserner Consequenz angewendet wurde, zeigte es sich gerade als *das* Mittel, welches der Natur meines Sohnes, die Mary doch wohl noch nicht vollkommen ergründet hatte, am wenigsten zusagte, ja, welches derselben gerader widersprach und das ganze große Unheil herbeiführte, unter dem wir Alle jetzt dulden und fast vor Gram zu Grunde gehen.«

Mrs. Duncan hielt im Sprechen inne und bedeckte sich das Gesicht mit ihrem Tuch, indem sie laut zu schluchzen begann. Ich, der ich ruhig und aufmerksam bis jetzt zugehört, versuchte sie mit einigen herzlichen Worten zu

besänftigen und bat sie, sich zu fassen und mir den Verlauf der Geschichte der beiden sich so seltsam Liebenden getreulich weiter zu berichten, da ich den lebhaftesten Antheil an demselben nähme.

»Nein,« rief sie mit einem Mal laut aus und sah mich mit ihrem gramerfüllten Gesicht herzerreißend an, »nein, ich kann Ihnen das Unheil, welches nun so gewaltig über uns hereinbrach, nicht genau, nicht im Einzelnen erzählen. Es greift das zu tief in die Gefühle eines Mutterherzens und in die Ehre und den guten Ruf unserer ganzen Familie ein. Lassen Sie mich also kurz sein und mit wenigen Worten zu der schrecklichen Katastrophe eilen, die wie ein Gewitter aus den Wolken mit einem Mal über uns Alle niederstürzte.

»Mit einem Wort« – und jetzt begann Mrs. Duncan sehr langsam und jedes Wort vorsichtig abwägend zu sprechen – »es geschah etwas Furchtbares, Entsetzliches, was wir Alle im ersten Augenblick gar nicht fassen und begreifen konnten, und – ach, mein Gott! – mein armer lieber, theurer Sohn, der Stolz und die Freude meines Alters, wurde – dadurch gezwungen, seine Heimath auf ewig zu verlassen und er verließ auch uns, ohne uns einmal ein Wort des Abschieds zugerufen zu haben.«

»Wie denn?« fragte ich mit klopfendem Herzen, als sie schon wieder schwieg. »Wie verstehe ich das? Welches furchtbare Ereigniß trat denn ein und warum mußte Ihr Sohn so plötzlich seine Heimath, seine Familie, das heißt, seine geliebte Mutter und seine noch mehr geliebte Mary verlassen?«

»Nein, nein,« rief sie fast athemlos aus, »fragen Sie nicht danach, ich kann, ich darf, ich will es Ihnen nicht sagen, denn das ist meiner Familie Geheimniß allein. Begnügen Sie sich damit, zu wissen, und das ist ja die Hauptsache, um die sich Alles dreht, wie Sie alsbald erfahren werden, daß mein Sohn – nothgedrungen England verließ und kein Mensch uns sagen konnte, wohin er gegangen sei und welches Schicksal ihn nun in der weiten Welt ereilen werde.

»Ja,« fuhr sie nach kurzer Pause wieder fort; »er war eines Tages – verschwunden und wir blieben in einer martervollen Lage zurück. Wie und ob wir eigentlich lebten, weiß ich selbst kaum mit Worten zu sagen. In einer Spannung ohne Gleichen schwand uns ein Tag nach dem andern hin, denn wir erwarteten jeden Tag eine Nachricht, die uns Kunde von dem auf ewig Verlorenen brächte, aber ein Tag nach dem andern verstrich und keine Kunde ward meinem gequälten Mutterherzen zu Theil.

»Mir, die ich so viele einflußreiche Verbindungen in England hatte, war sogar der Trost versagt – ach, fragen Sie mich nicht nach dem Grunde davon – mich an irgend Jemanden zu wenden und nach Harry's Schicksal zu forschen. In diesem – ach! in diesem höchst traurigen Fall war Niemand vorhanden, den ich mit Bitten hätte angehen können, mich über das geheimnißvolle Loos, welches meinem Sohne zugefallen, im Geringsten aufzuklären.

»So versank ich allmählig in eine dumpfe gefühllose Traurigkeit und ohne den Trost meiner Tochter und Mary's, die standhaft an meiner Seite aushielt, obgleich sie

ja nach dem Vorgefallenen noch viel schwerer leiden mußte als ich, wäre ich meinem gränzenlosen Kummer erlegen. Wir verbrachten den ganzen nächsten Winter in Margate, denn nach London zu gehen, besaßen wir weder den Muth noch die Lust und die Kraft, und immer hofften wir noch bis zum Juli vorigen Jahres, daß endlich, endlich eine Nachricht von dem Verschollenen bei uns eintreffen würde.

»Ach ja, diese Nachricht traf auch endlich ein, aber, großer Gott, wie lautete sie!«

»Nun,« sagte ich in der größten Spannung und richtete meine Augen fest auf die unglückliche Frau, die wieder heftig aufschluchzte und sich gar nicht fassen zu können schien, »wie lautete sie denn? Sagen Sie mir auch das, wie Sie mir schon so Vieles gesagt.«

Mrs. Duncan griff in die Tasche ihres Kleides, zog ein Notizbuch heraus, öffnete es und nahm ein bedrucktes Blatt hervor, das offenbar der Ausschnitt aus einer englischen Zeitung war. Dies reichte sie mir mit zitternden Händen hin und sagte mit matter ersterbender Stimme:

»Da, lesen Sie! Das ist Alles, was ich unglückliche Mutter über meinen unglücklichen Sohn erfahren habe.« Meine Hände zitterten auch und so nahm ich ihr hastig das Blatt aus der Hand, trat an das Fenster und las zu meinem nicht geringen Staunen und Schrecken folgende Zeilen, über denen mit blauem Stift die Worte geschrieben standen: »Times, August 187*.«

»Am gestrigen Tage hat das Berner Oberland, das uns Engländern fast alle Jahre einen oder mehrere Menschen

raubt, die zu ihrem Vergnügen oder ihrer Belehrung ausgezogen waren und statt deren den Tod fanden, abermals ein Opfer gefordert und zwar diesmal ein Opfer, dessen Schicksal – es liegen Gründe dafür vor – in vielen Kreisen schon längst ein größeres Interesse erregt hat und jetzt durch das traurige Ende dieses Mannes ja wohl die anklagenden Stimmen verstummen machen wird, die sich einst so laut im Vaterlande gegen ihn erhoben.

»Das Unglück hat sich in unmittelbarer Nähe von Interlaken ereignet, aber trotzdem haben wir in Folge vieler erschwerender Umstände bis jetzt nur eine sehr oberflächliche Kenntniß davon erlangt. Ein junger Engländer, früher zu großen Hoffnungen, sowohl in Bezug auf seine Angehörigen wie auf seine Person und sein Vaterland, berechtigend, mit Namen Harry Duncan, Offizier in der Marine Ihrer britischen Majestät, der sich in der Schweiz aufhielt, um einige der höchsten Gipfel derselben zu ersteigen, hat hier plötzlich und unerwartet seinen Tod gefunden. Glücklicher Weise kann man diesmal keinem eingeborenen Schweizer, wie es wohl früher schon öfter vorgekommen, die Schuld seines Unglücks beimessen, vielmehr ist dieselbe dem Verunglückten allein zuzuschreiben. Denn anstatt sich, wie es üblich und durch die Nothwendigkeit durchaus geboten ist, einem oder mehreren geschickten Führern anzuvertrauen, betrat der junge Wagehals ganz allein seinen gefährlichen Weg. Aus dem Gasthofs, in welchen er eingekehrt, ohne sich zu nennen und in dem er wahrscheinlich nur zufällig eine Visitenkarte zurückließ, die uns seinen Namen

angab, entfernte er sich eines Morgens um drei Uhr, angeblich, um den Weg nach der Wengernalp oder Grindelwald einzuschlagen und von dort aus sein kühnes Unternehmen zu beginnen, nach dessen Gelingen er in das Gasthaus zurückzukehren versprach. Allein er ist auf diesem Wege von Niemandem gesehen worden, hat keinen der bezeichneten Punkte erreicht und ist auch nicht in das Gasthaus zurückgekehrt. Da sein Verschwinden alsbald einige Besorgniß erregte, wurde nach einigen Tagen an verschiedenen Punkten nach ihm geforscht und endlich fand man in einer Spalte eines fast unzugänglichen Felsens einen männlichen Leichnam, dessen Kopf leider ganz zerschmettert war und keinen Zug des Gesichts mehr erkennen ließ. Allein in einer Tasche der zerstreut an den Felsen hängenden und zerrissenen Kleidungsstücke fand sich dieselbe Karte vor, die der junge Eugländer in jenem Gasthofs zurückgelassen, so daß es unzweifelhaft feststeht, daß er der Verunglückte ist. Von einigen theilnehmenden Leuten wurden seine Ueberreste in der Nähe des Ortes seines Untergangs bestattet, aber der kurze Bericht aus der Schweiz giebt leider diesen Ort nicht genauer an und wir wissen auch nicht, wer ihm den letzten Liebesdienst erwiesen hat. Möchten doch unsere Landsleute, und je kühner sie sind, um so mehr, an diesem neuen Unglücksfall ein Beispiel nehmen und sich, wenn sie doch einmal so gefährliche Pfade einschlagen wollen und müssen, nur mit den zuverlässigsten Führern versehen, die ja in Menge vorhanden sind, am wenigsten

aber sich ihrer eigenen Kraft, ihrer Ausdauer und ihrem Glück vertrauen.« –

Wie gesagt, ich las diese traurige Nachricht fast starr vor Schrecken durch, als ich aber die leise weinende alte Frau ansah, die ihren natürlichen Schmerz mit solcher Würde trug, wurde ich von einer tiefen Rührung ergriffen, setzte mich wieder an ihre Seite und, indem ich ihre Hand ergriff, sagte ich:

»O, meine liebe Mrs. Duncan! Ja, jetzt begreife ich Ihren Schmerz und Ihre Trauer vollkommen. Diese Mittheilung muß Ihr Herz wohl gebeugt und Ihre Nerven angegriffen haben. Ach ja, dergleichen Unglücksfälle kommen hier leider alle Jahre vor und namentlich Engländer fallen am häufigsten als die Opfer ihrer Unternehmungslust und ihres Selbstvertrauens. Denken Sie nur an das Matter- und Schreckhorn, wie viele blühende Leben haben sie schon in ihren Schluchten verschlungen! Doch, ich will Sie nicht damit zu trösten versuchen, das Unglück eines Anderen kann ja für uns *nie* ein vollkommener Trost sein, allein – sagen Sie mir – hat Ihre Zeitung keine weitere Ausführung *Ihres* Unfalles gebracht und hat sie nicht gesagt, von welchem Gasthofs aus Ihr Sohn seinen Weg angetreten hat, und an welchem Orte er beerdigt ist? Das scheint mir wichtig zu sein und Ihnen würde es doch eine große Beruhigung gewähren, wenn Sie an seinem Grabe knien könnten.«

»Gewiß, gewiß, Sir,« rief Mrs. Duncan mit gerungenen Händen aus, »das wäre ja sehr beruhigend für mich,

für uns Alle, aber bis jetzt habe ich diesen Ort auf keine Weise erfahren können. Eben so wenig ist eine zweite Nachricht dieser ersten gefolgt und das finde ich sehr natürlich, denn das Leben ist reich an ähnlichen Ereignissen und jeder Tag gebiert eine Neuigkeit, die die von gestern vergessen läßt. Wir hätten natürlich am besten gethan, voriges Jahr, als wir diese Zeilen in der Times lasen, sogleich aufzubrechen und die Spuren meines unglücklichen Sohnes zu verfolgen, allein das war geradezu unmöglich. Ich war durch diese Unglücksbotschaft, nachdem mein Geist und Körper zugleich durch alles Vorangegangene schon tief genug gebeugt waren, gleichsam wie gelähmt und verfiel in eine typhusartige Krankheit, von der ich mich erst in diesem Frühjahr erholte, und meine Kinder konnten mich nicht verlassen, denn deren bedurfte ich nur zu sehr zu meiner Pflege, und ich wäre auch nicht im Stande gewesen, mich auf längere Zeit von ihnen zu trennen, da wir uns durch das neue Unglück ja noch viel näher getreten waren und enger denn je an einander geschlossen hatten.«

»Konnten Sie denn keinen Anderen, keinen Freund oder Verwandten zu dieser Forschung aussenden?« unterbrach ich die schon etwas ruhiger werdende Frau.

Sie sah mich eine Weile groß an und in ihrem Auge lag für mich ein Etwas, was ich nicht näher definiren kann und was mich doch erkennen ließ, daß sie mir bei Weitem nicht Alles enthüllt, was sie zu enthüllen hatte, und das ließen mich auch sogleich ihre nächsten Worte erkennen, die sie fast angstvoll und beklommen hervorbrachte:

»Nein, Sir, nein, das konnten wir leider nicht und – fragen Sie nicht, warum? denn das eben *kann* ich Ihnen nicht sagen.« – Indessen fuhr sie nach einiger Zeit viel ruhiger fort: »Erst vor wenigen Wochen ist es uns möglich gewesen, die Reise hierher anzutreten und wir sind bei unseren Forschungen mit der größten Vorsicht und Umsicht zu Werke gegangen. Kaum hier angelangt, sind wir von Ort zu Ort gefahren, haben mit allen Ortsvorständen und Führern gesprochen, um von irgend Jemandem die Stelle des Unheils und schließlich die Begräbnißstätte meines Sohnes zu erfahren, allein Niemand ist bis jetzt im Stande gewesen, uns irgend eine bestimmte Nachricht darüber zu geben, ja Niemand will sich des Namens meines Sohnes erinnern und selbst die Redaction der Interlakener Zeitung behauptet, nicht die Urheberin jener in der Times enthaltenen Nachricht gewesen zu sein.«

»Aber das ist ja merkwürdig!« sagte ich, mehr zu mir selbst als zu der alten Dame sprechend.

»Gewiß,« erwiderte sie, »es ist merkwürdig. Doch nun, da Sie Alles wissen, was Sie zur Erkenntniß unserer augenblicklichen Lage zu wissen brauchen – rathen Sie uns. Was kann man jetzt noch thun, um wenigstens die Stelle zu finden, wo mein unglücklicher Sohn begraben liegt?«

Ich war in ein längeres Sinnen versunken und dachte ernstlich nach, was in diesem bedenklichen Falle zu thun. Natürlich konnte man höchstens nur erfahren, wo das Unglück geschehen, an welchem Orte und in welchem

Hause Harry Duncan gewohnt, wovon ja der oberflächliche Zeitungsbericht, wie das leider so oft geschieht, nicht die geringste Kunde gab. Daß ich das Alles zu ergründen suchen wollte, sagte ich der unglücklichen Frau, und schon damit war sie zufrieden, nur bat sie, mich damit zu beeilen, denn sie müsse endlich Gewißheit über das vor ihren Augen liegende Dunkel erhalten.

»Darf ich dies Zeitungsblatt behalten?« fragte ich nur noch. »Ich verspreche, es nur zu Ihren Gunsten zu verwenden und jedenfalls werden Sie es aus meinen Händen wieder empfangen.«

»Ja, ja, behalten Sie es zu Ihrer Nachforschung, nur sprechen Sie nicht über das eben Gehörte in diesem Hause. Die Beileidsbezeugungen der großen Welt wie im kleinen Familienkreise, haben immer etwas Lästiges und Peinliches in ihrem Gefolge und wir möchten hier nicht noch durch andere Theilnehmer an unser Unglück erinnert werden, woran wir schon schwer genug zu tragen haben. Vor allen Dingen jedoch, ich bitte noch einmal darum, beeilen Sie sich in Ihren Nachforschungen.«

»Ich werde noch heute und zwar alsbald die geeigneten Schritte dazu thun,« entgegnete ich sinnend und überlegte bereits, wie ich die Sache am besten angreifen könnte. Leider konnte ich nicht länger in Interlaken bleiben, um meine Untersuchung persönlich zu beginnen und durchzuführen, allein ich fand bald eine bessere Hülfe, die mir ein noch rascheres Gelingen versprach. Eine übergroße Eile war ja auch gar nicht nöthig, denn Harry Duncan war einmal todt, und ob seine Verwandten seine

Begräbnißstätte einige Tage früher oder später erfuhren, war im Ganzen gleichgültig.

Als ich mit meiner Ueberlegung so weit gekommen war und Mrs. Duncan noch einmal diese meine Ansicht der Sache entwickelte, hörten wir auf dem Corridor das Rauschen von Damenkleidern und gleich darauf traten Miß Lucy und hinter ihr Miß Mary Markham in's Zimmer, welche Letztere ich jetzt mit ganz anderen und noch viel schärferen Augen als früher betrachtete, denn jetzt war mir in ihrem bisher räthselhaften Wesen schon Vieles klarer geworden. Offenbar bemerkte sie es auch, aber Miß Lucy, die nur ein ernstes Nachsinnen auf meinem Gesichte wahrzunehmen schien, sagte sogleich:

»Stören wir nicht mehr, Herr Doctor? Sind Sie mit meiner Mutter über den vorliegenden Fall in Ihrer Unterhaltung zu Ende gekommen?«

»Ja,« sagte ich und reichte unwillkürlich beiden jungen Mädchen voll herzlichster Theilnahme meine Hände, »wir sind darin zu Ende gekommen und ich kenne nun den entsetzlichen Unglücksfall, der Sie Alle mit Recht so traurig gemacht hat.«

Miß Lucy, wie immer auch diesmal zuerst gefaßt und sich am meisten beherrschend, nickte mir mit dankbarem Blick zu; Miß Mary Markham dagegen preßte mit einem so festen Druck meine Hand, daß ich schon daraus ihre leidenschaftliche Natur und die verhaltenen Gefühle ihres Innern erkennen konnte, die schmerzlicher an ihrer Seele reißen mochten, als sie es im Moment auszudrücken im Stande war.

»Der Herr Doctor,« nahm nun Mrs. Duncan das Wort, »will sogleich Schritte thun, um zu erfahren, – was wir so lange schon vergeblich suchen.«

»O, hätten Sie es mir doch früher gesagt!« rief ich lebhaft aus, »dann könnten wir in unserm Untersuchungen schon weiter vorgerückt sein!«

»Ja, ja, ja!« rief Mary Markham mit gepreßter Stimme und hochaufwogender Brust, »das habe ich schon oft gedacht und auch schon lange der Tante gesagt.«

»Nun,« nahm ich beruhigend das Wort, »das läßt sich jetzt leider nicht mehr ändern. Hat aber der Erfolg Ihrer Untersuchungen so lange auf sich warten lassen, so können Sie sich auch noch ein paar Wochen länger gedulden; so viel jedoch kann ich Ihnen bestimmt versprechen: Gewißheit verschaffe ich Ihnen, denn ich kenne den geeignetsten Weg, die Wahrheit im vorliegenden Fall zu ergründen, und diesen werde ich sofort betreten.«

»Gott sei Dank!« riefen beide Mädchen mit lautem Seufzen in einem Athem aus.

»Ja,« fuhr ich fort, »und ich will mich lieber sogleich an die Arbeit begeben, denn es ist unterdeß spät geworden und meine Zeit hier ist nur noch kurz gemessen. Und so will ich rasch von Ihnen Abschied nehmen, in der Hoffnung, Sie recht bald dort oben auf dem Berge wiederzusehen. So leben Sie also wohl und haben Sie Dank für Ihr Vertrauen und Ihre freundschaftliche Gesinnung gegen mich.«

Die drei Frauen umringten mich und drückten mir liebevoll und herzlich die Hände, indem sie der Reihe nach

jede auf ihre Weise sich dahin äußerten, daß die dankbare Gesinnung auf ihrer Seite sei und daß sie sich glücklich schätzten, in der Fremde auf einen so ergebenen Freund gestoßen zu sein. Gleich darauf hatte ich sie verlassen und befand mich bald in meinem Zimmer allein.

ACHTES CAPITEL. NACH DEM ABENDBERG.

Ich betrat mein Zimmer mit hochklopfender Brust und so lebhaft erregten Gefühlen, wie ich sie selten empfunden, und um so heftiger war ich bewegt, als ich mir, so lange ich Mrs. Duncan gegenübergestanden, die größte Mühe gegeben hatte, ruhig zu erscheinen, um ihren so ungestümen Schmerz nicht noch mehr anzufachen. Bedauern, Theilnahme, Mitleid, innigstes Mitleid mit den drei unberathenen und eigentlich hülflosen Frauen erfüllten mich ganz und gar, da ihnen das aber nichts half und es mich auch in meinem Unternehmen nicht förderte, faßte ich mich bald, und nachdem ich nur noch wenige Minuten mit mir zu Rathe gegangen, öffnete ich noch einmal meinen Koffer, nahm mein Schreibzeug wieder hervor und setzte mich nieder, um augenblicklich mein Versprechen zu erfüllen und wenigstens den Versuch zu machen, an ihrer Statt die Spuren des Verlorenen aufzufinden, die sich ihren suchenden Augen bisher so hartnäckig entzogen hatten.

Ich hatte nämlich in Interlaken einen langjährigen Freund, einen im Berner Oberlande geborenen Schweizer, den Oberst H***, dem ich in einer Angelegenheit, wie sie hier vorlag, mehr als jedem Anderen vertrauen

konnte. Er war im ganzen Canton als geübter und erfahrener Bergsteiger bekannt und es gab wenig Gipfelpunkte in der Umgebung von Interlaken, die er nicht selbst, oft mit eigener Lebensgefahr, erstiegen hatte. Eben so war er mit allen Führern, Trägern und Gemsenjägern der umliegenden Ortschaften vertraut und so gut in den abgelegenen Thälern wie auf den unzugänglichsten Höhen zu Hause.

Allein das Alles bestimmte mich nicht, diesmal meine Zuflucht zu ihm zu nehmen, sondern vorzüglich der Umstand, daß mein Freund eine hervorragende geistige Potenz in seinem Canton war und gewissermaßen die Oberleitung in allen, die Berge seiner Heimath betreffenden Angelegenheiten in der Hand hielt. Er führte seit vielen Jahren ein genaues Tagebuch über alle im Berner Oberlande vorgekommenen Ereignisse und namentlich die Unglücksfälle in den Felsen und Schneefeldern, und ein weitreichendes statistisches Material stand ihm, der in seinen Beobachtungen und in Aufstellung seiner Tabellen von allen Seiten unterstützt wurde, so leicht wie Keinem zu Gebote. Dabei war er ein ungemein gefälliger und liebenswürdiger Mann, mir mit ganzem Herzen ergeben, und daß er alle seine Fähigkeiten und Kenntnisse im Falle der Noth aufbieten würde, um mir zu helfen, davon war ich fest überzeugt. Er also, er allein, wenn überhaupt Einer, mußte wissen oder, wenn ihm der Fall entgangen war, erfahren können, wo und wie Harry Duncan um's Leben gekommen war, und wenn er es bis jetzt noch nicht wußte, so würde er Alles daran setzen, auf

den wahren Thatbestand ein helleres Licht fallen zu lassen.

Leider aber war er im Augenblick nicht in Interlaken anwesend, sonst wäre ich noch diesen Abend zu ihm gegangen, um ihm den Fall in allen Einzelheiten vorzutragen, sondern er hielt sich schon seit mehreren Wochen in Bern auf, wo er als Mitglied des Großraths in vaterländisch politischen Angelegenheiten zu thun hatte. So also schrieb ich an ihn, sandte ihm das der Times entnommene Blatt mit, stellte ihm den Gram der in Interlaken augenblicklich anwesenden Verwandten des unglücklichen Engländers vor und bat ihn in den lebhaftesten Ausdrücken, mir diesmal seinen Kopf und seinen Arm in der Ergründung der vorliegenden räthselhaften Dunkelheiten zu leihen.

Erst als ich diesen Brief zu Ende gebracht, versiegelt und auf meinen Tisch gelegt hatte, um ihn bei anbrechendem Tage dem Portier zu überliefern, der ihn nach der Post bringen sollte, fühlte ich, mich einigermaßen beruhigt, aber ich konnte noch lange nicht schlafen gehen, und so schlich ich leise noch einmal die Treppe hinunter, betrat den Vorgarten des Hauses, in welchem schon alle Bewohner im tiefsten Schlafe lagen, und ging langsam unter dem strahlenden Sternenhimmel auf und nieder, bedachte mit Wehmuth und dem innigsten Mitgefühl die mit so eben mitgetheilte Geschichte der Familie Duncan und gab mich ganz und gar meinen Empfindungen über die einzelnen Mitglieder desselben hin, die mir –

ich gestand es mir ehrlich ein – plötzlich auf eine völlig unerwartete Weise sehr nahe getreten waren und mit denen ich mich durch ein festes sympathisches Band der Freundschaft, Achtung und Ergebenheit für jetzt und künftig verbunden fühlte. Endlich aber glaubte ich meine ganze Ruhe wiedergefunden zu haben und nachdem ich noch einen langen sehnsuchtsvollen Blick nach den im Sternenlicht kreideweiß herüberschimmernden Eisbergen und meinem lieben Abendberg emporgeworfen, ging ich wieder nach meinem Zimmer und gab mich dem Schläfe hin, dem ich auch bald verfiel, da meine Lebensgeister an diesem Tage lebhafter denn je in Anspruch genommen worden waren.



Am nächsten Morgen, einem der letzten Tage des Monats Juni, war ich schon früh wieder munter und schaute erwartungsvoll aus dem Fenster, um zu recognosciren, wie sich das Wetter allem Vermuthen nach gestalten würde. Der Tag versprach ein günstiger zu werden und er ward es auch im vollsten Maaße. Noch zwar schwebten leichte Nebelgebilde um die mattgrauen Felsenstirnen, die Schneeberge waren vollkommen unsichtbar und selbst der Abendberg hielt sich noch hinter einem halbdurchsichtigen Schleier versteckt, allein diese Nebel und Schleier, vom leichten Winde getrieben und gelockert, wankten schon hin und her und bisweilen blitzte durch

den dünnen Flor bereits hier und da ein lichterer silberner Strahl, der die siegreiche Macht der langsam heraufsteigenden Sonne verrieth. Dabei war die Luft frisch und klar, ein wonniger Duft, wie immer nach einem mit Regen verbundenen Gewitter, durchwürzte die ganze Natur und weckte in des Menschen Brust die Lust zum Wandern und Steigen in die Berge, die geheimnißvoll wie stets vor den suchenden Augen lagen und die dunklen Räthsel lösen zu wollen schienen, die der im Thale Wohnende auf ihre luftigen Höhen und in ihre Abgründe zu verlegen pflegt.

Um sechs Uhr schon, als ich eben mein so zeitig bestelltes Frühstück in meinem Zimmer verzehrte, meldete sich bei mir einer der handfesten Knechte Sterchi's, den dieser mir als Träger vom Berge herabgesandt, um meinen Koffer hinaufzuschleppen, wie es meist geschah. Bald hatte er mein Gepäck, dem ich noch mein Plaid und eine kleinere Reisetasche beifügte, auf seinem Raeff festgebunden und zwei Minuten später sah ich ihn, seine Last auf dem Rücken, getrosten Muthes aus Beau-Site fortziehen, wobei ich mir selbst im Stillen so viel Kraft und Ausdauer wünschte, wie diese Söhne der Berge sie jederzeit an den Tag legen und doch niemals sichtbar bei ihrer schweren Arbeit ermatten, als ob ihre Muskeln von Stahl und Eisen wären. Bald darauf aber saß ich im Comptoir bei meinem guten Vater Ruchti, um die letzte Stunde meines Aufenthalts bei ihm zuzubringen und noch Mancherlei mit ihm zu besprechen, was man bis zum letzten Augenblick des Scheidens aufzusparen pflegt.

Als ich Alles mit ihm abgemacht und meine Rechnung bezahlt, fragte er mich mit seinem klugen Lächeln:

»Nun, wie haben Sie sich denn gestern Abend bei den Engländerinnen amüsirt?«

Ich nahm unwillkürlich eine ernste Miene an und sagte ihm, daß ich kein besonderes Vergnügen dabei empfunden, vielmehr eine ernste Unterredung mit ihnen gehabt und demzufolge endlich den Grund ihrer sehr berechtigten Trauer erfahren habe. Sie wünschten aber, daß derselbe, so lange sie in Beau-Site seien, Niemandem weiter bekannt werde, um in ihrem Schmerze weder durch Worte noch Blicke Theilnehmender belästigt zu werden. So möge denn auch er selbst, als discreter Mann und Wirth, mich für jetzt nicht weiter danach fragen, erfahren solle er jedenfalls die ganze traurige Geschichte, sobald ich von dem Abendberge zurückkäme und noch einige Tage bei ihm verweilte, bevor ich mich auf die Rückreise nach meiner Heimath begäbe.

»Gut, gut,« sagte der verständige Mann, »ich begreife das Alles, aber nur Eins können Sie mir wohl sagen. Habe ich in Bezug auf die junge Dame mit den schwarzen Haaren und den brennenden Augen Recht gehabt?«

Ich nickte ihm lächelnd zu und versetzte: »Ja, Sie haben sehr Recht gehabt; sie ist wirklich eine Creolin und Sie haben mir damit wieder bewiesen, daß Sie Ihre Gäste aus aller Welt richtig zu beurtheilen und zu taxiren verstehen. Ihr Vater war ein vollblütiger Engländer, ihre Mutter aber stammt aus Mexiko her und sie selbst ist in St. Louis am Mississippi geboren.«

»Ah! Nun, weiter will ich nichts wissen!« rief er heiter aus, »und nun lassen Sie uns an Ihre Bergreise denken.«

»Sogleich; vorher aber müssen Sie mir noch Eins versprechen. Wenden Sie diesen drei Damen, so lange sie noch bei Ihnen sind, alle mögliche Aufmerksamkeit zu, sie verdienen es. Ich werde auch dafür sorgen, daß sie es bei Sterchi gut haben, zu dem sie emporsteigen, sobald sie in diesen Tagen von Thun zurückkehren. Mit solchen vom Unglück verfolgten Leuten muß man sanft und wohlwollend umgehen, sie sind elend genug, um ihnen nicht Alles aus dem Wege zu räumen, was ihre Lage ihnen noch drückender erscheinen lassen könnte.«

»O, das ist ja natürlich, lieber Herr Doctor, und was an mir liegt, so soll Alles geschehen, um ihnen ihre Wege so bequem wie möglich zu machen. – Nun aber hören Sie auch mich. Sie wollten den Berg ganz zu Fuß ersteigen, wie Sie gestern sagten, aber das gebe ich nicht zu. Der Knecht, der Ihre Sachen geholt, sagte mir, daß der letzte Theil des Weges sehr naß und schlüpfrig sei und so müssen Sie diesen wenigstens zu Pferde zurücklegen. Ich habe daher Ihr Lieblingspferd, die alte Fuchsstute Martha, satteln lassen und sie soll mit dem alten Jakob sogleich nach der Wagnerenschlucht aufbrechen, bis wohin wir den nächsten Weg über die Aarewiesen einschlagen, denn ich begleite Sie bis zum Felsenkeller am Fuße der Heimwehsluh. Sind Sie damit einverstanden?«

Ich wußte nichts dagegen einzuwenden. Bald nach diesem Gespräch aber hatte ich Abschied von der Familie meines Wirthes genommen und ganz still verließ ich mit

ihm das trauliche Beau-Site, um unsern kurzen und angenehmen Weg nach den Bergen anzutreten. Kein Mensch sah mich die Pension verlassen und das eben liebe ich. Den mir näher stehenden Personen hatte ich mich schon am Abend vorher empfohlen, denn ich habe es nie gern, wenn sie mich im Augenblick des Aufbruchs umringen und mir durch ihre gutgemeinten Worte den Abschied noch schwerer machen, als er es an sich schon ist, nachdem man wochenlang in einem so gemüthlichen Hause und in so froher Gesellschaft seiner Muße gelebt hat.

Nur Weniges sprechend, überschritten wir die unter den ersten Sonnenmorgenstrahlen leuchtenden Wiesen und die morsche Brücke über die braue, im rasenden Laufe ihre Wogen dahinwäzende Aare, bogen unter den Felsen des hier jäh in die Höhe steigenden großen Rugens herum und erreichten bald die idyllische Wagnerschlucht, an deren Eingang wir schon aus der Ferne den alten treuen Knecht Ruchti's, Jakob, mit der lammfrommen Martha halten sahen, die mich schon auf so manchen Berg getragen und mich jetzt wieder nach meiner lieben Höhe bringen sollte, der ich nun mit jedem Schritt näher und näher kam. Ein herzlicher Händedruck, mit wahrhaftem Dank meinerseits verbunden, ward noch zwischen meinem Begleiter und mir gewechselt und dann kehrte er in seine trauliche Heimath zurück, während ich langsam die Anhöhe in der Schlucht hinanstieg und Jakob mit der Martha in gemächlichem Schritt nachkommen ließ.

Der Abendberg, von Beau-Site in Unterseen aus gesehen, bildet mit dem dicht vor und unter ihm liegenden großen Rugen die vorderste rechtsseitige, im prächtigsten Baum- und Wiesengrün leuchtende Coulisse des ungeheuren Naturtheaters, dessen ganzen Hintergrund die majestätische Jungfrau und deren colossaler Nachbar, der Mönch, mit ihren unermeßlichen Schneefeldern und Gletschern ausfüllen. Die zweite Coulisse hinter dem Abendberg bildet der Bellenhöchst mit seiner sich daran schließenden, vom Vreneli gekrönten Felsenkette, und die dritte die starr aufstrebende Eisen- oder Isenfluh, während auf der gegenüberliegenden linken, das heißt östlichen Seite die Ausläufer der Faurhornkette mit der schynigen Platte die erste und dahinter der vielfach gezackte Männlichen die zweite Coulisse bilden.

Um das einmal von mir gewählte Bild festzuhalten, will ich hinzufügen, daß es im Vordergrund des riesigen Theaters auch nicht an dem Souffleurkasten fehlt, der, ich meine den kleinen Rugen damit, sich gerade in der Mitte davor mit seinen köstlichen Buchen und Tannen erhebt und zur Rechten hin in den großen Rugen fortsetzt, auf dessen unterster Felsstufe die malerisch, wie hingehaucht erscheinende Niederlassung der Heimwehfluh liegt. Der große Rugen nun schließt mit einer gewaltigen grünen Schlucht ab und von ihr aus steigt der Abendberg im kühnen schönen Schwunge mit seinen hellgrünen Alpmatten und dunklen Tannenwäldern auf.

Mit seiner breiten Front ist er der östlichen Bödelihälfte und ganz voll dem Briener See zugekehrt, während seine hohe und spitzzulaufende Rückseite sich gegen die Rotheck und den ihn noch weit über ragenden Morgenberg wendet. Seine rechte, südliche Flanke fällt in steilen grünen, reich mit Tannen bewachsenen Grashalden nach dem tiefen Saxetenthal ab und seine linke, nördliche stürzt im schroffen, senkrechten Fall drei- bis viertausend Fuß tief zum Thuner See nieder. Die Starrheit dieses jähen, einem grauen Gemäuer ähnlichen Absturzes wird auf angenehme Weise durch den reichen Tannenwuchs gemildert, der sich unmittelbar vom See aus bis zu seinem höchsten Gipfel erstreckt und selten nur ein schmales, mit Alpenrosen bewachsenes Band zeigt, auf dem der Fuß des kühnen Gensjägers oder Holzfällers nur mit Lebensgefahr haften könnte.

Etwa auf der halben Höhe des Berges, dreitausendvierhundert Fuß hoch, während die höchste Spitze beinahe sechstausend zählt, zeigt sich den Thalbewohnern das weit in die Ferne leuchtende weiße Haus, mit Recht Hotel Bellevue genannt, einst die Cretinenanstalt des oft genannten Doctor Guggenbühl, der es hierhergesetzt, um sein schönes Traum- und Wahnbild, alle Cretinen der Schweiz zu naturwüchsigen Menschen umzuwandeln, in der reinen gesunden Bergluft zur Ausführung zu bringen. Manche Jahre hindurch von 1841 an trieb er hier sein Wesen, als man aber erst den Humbug und vielleicht noch etwas Schlimmeres in seinem scheinbar so humanen Unternehmen erkannt, zog er sich, sein Fiasco

als zweites Gesicht vorhersehend, vom Schauplatz seiner Thaten zurück und starb zur rechten Zeit, um vor elf Jahren dem die schöne unverfälschte Natur bewundernden Publikum den reizend gelegenen Berg zur allgemeinen Benutzung wiederzugeben. Von Guggenbühls Erben kaufte der jetzige Wirth, Fritz Sterchi, die ganze Besitzung für einen mäßigen Preis, baute das seltsam geformte weitläufige Haus, so weit es möglich war, in ein leidliches Berggasthaus um und ließ sich jedes Jahr von Ende Mai bis Anfang October darauf nieder, nicht aus Sucht nach Gewinn es seinen Gästen darbietend, denn er ist an sich schon ein wohlhabender Mann und die Wirthschaft wirft auf dieser Höhe, zu der alles Gebrauchte mit so großen Schwierigkeiten hinaufgetragen werden muß, nur einen sehr geringen Vortheil ab, nein, nur aus Natur- und Bergliebhaberei, wie wir sie bei so vielen Schweizern finden, und in dem so natürlichen Drange, hoch oben, oft über den Wolken zu wohnen, die schöne bunte Welt zu seinen Füßen zu sehen und mitten in der großartigsten Natur ein paar Sommermonate in stiller Betrachtung und harmlosem Genusse hinzubringen. Auch die Umgebung des Hauses gestaltete der jetzige Besitzer allmählig freundlicher und zugänglicher, indem er nach allen Richtungen hinauf und hinab Wege und Stege anlegte, bis das Ganze endlich so weit gediehen war, wie wir es heut noch finden.

An die ehemalige Cretinenanstalt erinnert nur noch die, jetzt in einen prächtigen Damensalon umgewandelte Betkapelle mit ihrer hohen Wölbung und ihren bunten

Glasmalereien in den kirchenartigen Fenstern, die meist aus englischen Mitteln entstanden war, welche der Cretinevater auf seinen alljährlichen Bittreisen mit augenverdrehendem Gesicht sich zu verschaffen wußte.

Das Haus selbst steht auf einem schmalen Plateau, von einem winzigen Gärtchen und smaragdgrünen Matten umgeben, die sich unmittelbar von der Thür des Hauses aus in die Höhe ziehen und die Hausalp bilden. Umkränzt ist diese breite, steil ansteigende Hausalp von dunklem Tannengehölz, das sich west- und nordwärts in jähe Abgründe verliert, nach der Spitze des Berges, hin sich gewaltig aufthürmt und die Aussicht nach den Nachbarbergen verdeckt, wenn man sich nicht, wie der Leser später mit mir es thun wird, auf diese Spitze selbst begiebt.

Was die äußere und innere Einrichtung des Hauses betrifft, an welchem ich einst hundert und zwei Fenster abgezählt, so ist es zwar geräumig, aber seltsam unregelmäßig gebaut, aus verschiedenen Stücken planlos und je nach Bedürfniß zusammengesetzt, so daß man sich leicht darin verlaufen kann, wenn man nicht genau in allen Winkeln und Corridoren Bescheid weiß. In seinen großen und kleinen Zimmern können außer dem Wirth, der für seine Wirthschaft große Räumlichkeiten gebraucht, höchstens fünfzig Personen beherbergt werden. Es ist zum Theil massiv, zum Theil nur aus Fachwerk gebaut, seitwärts und vorn mit kleinen weiß gestrichenen Holzschindeln belegt und sein Dach eben so mit größeren grauen Schindeln gedeckt. Die Zimmer sind in Bezug auf

die sich bietende Aussicht mitunter wunderbar schön gelegen, theilweise mit leidlichem Comfort möblirt und bieten im Ganzen für einen die Berghöhen liebenden Wanderer, wenn er genügsam ist, eine behagliche Unterkunft dar, wenngleich nach meinem Geschmack ein geringes Plus in dieser Beziehung nicht schaden könnte und wohl auch ausführbar wäre.

Fünzig Schritte vom Wohnhause entfernt und auf demselben kleinen Plateau liegend, erhebt sich die geräumige Scheune und darin finden wir die Wohnungen der neun bis zehn Knechte, die hier nothwendig sind, ferner die Stallungen für Pferde, Esel, Kühe und Ziegen, die jedoch im Sommer nur vom Thale her bevölkert werden, während im Winter oben nur ein Dutzend Kühe ausdauern, von zwei Knechten bedient, die das Haus bewachen und sich oft am Morgen aus dem während der Nacht reichlich gefallenen Schnee herausgraben müssen. Natürlich führen diese Leute, die im Sommer von ihrem Herrn sehr reichlich und gut beköstigt werden, wie alle auf hohen Bergen hausenden Schweizer im Winter ein kärgliches Leben, das ihnen nur die Gewohnheit lieb und reizvoll machen kann, denn oft können sie wochenlang nicht in das Thal, um sich das nöthige Brod heraufzuholen, während sie sich sonst nur von Milch, Käse und Kartoffeln nähren.

So viel nur will ich im Allgemeinen von der Niederlassung des Abendberges vorausschicken und begeben wir

uns jetzt selbst dahin, um die darauf wohnenden Personen speciell kennen zu lernen und den Ereignissen beizuwohnen, die auf der einsamen Höhe zu erleben mir in diesem Sommer vom Schicksal bestimmt war. –

Auf dem anfangs breiten und bequemen Wege, der sich von der Wagnerenschlucht aus erst ganz allmählig hebt, bis er endlich seine tückische Steilheit beginnt, kannte ich fast jeden Baum und manche schöne Erinnerung knüpfte sich an einzelne Stellen, denn ich war diesen Weg schon oft mit lieben Freunden gefahren, geritten und gegangen und ich liebe es, im treuen Gedenken an solche Stunden immer wieder mit ihnen wenigstens im Geiste zu verkehren und mich in die Situation zurückzusetzen, in der ich mich ehemals mit ihnen befunden. Auch bei jedem Wetter, bei Regensturm, Sonnengluth und Nebelwallen hatte ich diesen Weg schon zurückgelegt, aber nie war mir so wohl und frisch zu Muthe gewesen, wie diesmal, obgleich meine Gedanken noch von Zeit zu Zeit in trüber Rückerinnerung bei dem Schicksal der drei Personen verweilten, die mir am Abend vorher einen so redenden Beweis ihres Vertrauens gegeben hatten. Heute aber war das Wetter ganz dazu angethan, mich heiter und erwartungsvoll zu stimmen. Als ich die prachtvollen Tannen und Buchen erreichte, die zur Linken nach Umspinnen und auf den kleinen Rugen hinaufführen, dann die herrlichen Durchblicke in das Saxeten- und Lauterbrunnenthal gewann und das Bödeli und Umspinnen selbst allmählig sichtbar wurden, wirbelten noch leichte Nebelflocken durch die Wipfel der Bäume, aber

die Sonne vergoldete schon die dann und wann auftauchenden Häupter der Schneeberge und einzelne Strahlen stahlen sich hie und da durch die Baumstämme und warfen goldene Streiflichter über meinen Weg, der sich langsam zu heben begann, aber schon merklich fühlen ließ, daß man nicht mehr glatt weg auf ebener Erde wanderte.

Im Anfang gewährt dieses allmälige Steigen ein behagliches, fast wonniges Gefühl. Die köstliche reine Luft zwischen den laubreichen Bäumen, die immer köstlicher und reiner wird, je höher man kommt und die man unwillkürlich in langen durstigen Zügen einsaugt, weitet die Lungen wohlthuend aus und mit elastischer Kraft, die sich bei jedem Schritt fühlbarer zu entwickeln scheint, steigt man in der Regel anfangs und ohne es selbst zu wissen, mit viel zu raschen Schritten empor. Aber sobald das erste Feuer gedämpft ist und man sich warm, ja heiß werden fühlt, empfinden auch die Muskeln des Körpers und namentlich der Schenkel die ungewohnte Anstrengung und man hebt sich immer langsamer, bedächtiger und vorsichtiger in die Höhe.

Wäre ich allein gewesen, so hätte ich heute meinen Weg von hier aus gewiß in zwei guten Stunden zurückgelegt, allein mein phlegmatischer alter Jakob, der sein frommes Pferd lang am Zaum hinter sich her führte, zügelte meinen Eifer und predigte mir ohne Unterlaß vor, daß ja gar kein Grund vorläge, warum wir uns so in Schweiß setzen sollten.

Ich fühlte selbst, daß er Recht hatte, und so folgte ich seinem Rath und ließ ihn, um nicht wieder in meinen

hastigen Schritt zu verfallen, von jetzt an neben mir gehen und plauderte mit ihm traulich, was mir mit Leuten seiner Gattung stets ein großes Vergnügen gewährt und wodurch man sie an sich kettet, zumal wenn sie unsere Sprache verstehen und erkennen, daß wir Antheil an ihren Verhältnissen und an ihrer Heimath nehmen.

Immer langsam schritten wir vor, und um so langsamer, je höher wir kamen, und ich blieb oft stehen, schaute durch die Waldlichtungen nach den verschiedenen Aussichtspunkten hinab und athmete bei jeder Pause mit Wollust die köstliche Luft ein, die mir bei jedem Schritt balsamischer aus dem Waldesschatten entgegenquoll.

Es mußte hier oben übrigens weit stärker als unten im Thale geregnet haben, denn der Weg zeigte breite, von herabfließenden Wasserbächen herrührende Furchen, und Jakob bestätigte mir, daß es die ganze Nacht hindurch wie in Strömen »gegossen« und daß erst kurz vor Tagesanbruch ein leichter Wind die Regenwolken vertrieben und den blauen Himmel sichtbar gemacht habe, der jetzt in heiterster Klarheit über uns blitzte, als ob er sich selbst über das schöne Stück Land freue, über welches er sein aetherisches Zelt ausbreiten konnte.

In der That wurde der Weg, je höher wir kamen, immer feuchter und schlüpfriger, aber da das Wasser von den Bergen rasch abläuft und die ungemaine Frische der lebhaft strömenden Luft den Grund schnell trocknet, fand

ich ihn noch immer zu Fuß passirbar und bei meinen festen Bergschuhen und Ledergamaschen, die ich bei dergleichen Touren stets trage, hätte mir auch eine größere Nässe so leicht nichts gethan.

Bald hatten wir die Höhe der Heimwehfluh und damit die erste Stufe des großen Rugens erreicht und nun erhob sich der Weg steiler in langen Schlangenwindungen empor, bis plötzlich zur Rechten zum ersten Mal ein Stück des westwärts gelegenen Bödelis und dahinter der blaue Thuner See in seiner ganzen unbeschreiblichen Schönheit sichtbar wurde.

Hier ließ ich mich eine Weile auf einen mit Moos bedeckten Baumstumpf nieder und labte mich an der köstlichen Aussicht. Meiner alten Martha schien diese Rast sehr erwünscht zu sein, denn sie hatte schon wiederholt seit einiger Zeit eigenthümlich prustende Nasentöne von sich gegeben und schien keine besondere Lust zu haben, noch höher zu klettern, allein ein sanfter Zuspruch ihres Führers belebte sie wieder und so trat sie endlich willig den nun steiler und steiler werdenden Weg von Neuem an. Daß es nun wirklich etwas unbequem in die Höhe ging, merkte ich auch an meinem Begleiter, dem alten Jakob. Er sprach immer weniger und stets nur in kurzen Sätzen, und ich selbst ließ, um meinen Athem zu schonen, meine Cigarre ausgehen, deren bläulichen Dampf ich bis jetzt lebhaft in die frische Luft geblasen hatte.

Noch eine Weile ging ich zu Fuß, als aber der Fahrweg, auf dem wir uns noch immer befanden, steiniger und holpriger wurde, was ja das Steigen im Verein mit

dem schlüpfrigen Morast so schwierig macht, redete mir Jakob zu, das Pferd zu besteigen und so befolgte ich seinen Rath und bald konnte ich nun vom Sattel aus meine herrliche Umgebung mit größerer Bequemlichkeit betrachten.

Da hatten wir aber auch schon den Endpunkt des Fahrweges erreicht und hier ließ ich Martha etwas länger verschnaufen, denn nun begann der schmale, in steilen Zickzackgängen emporsteigende Saumpfad, der oft nur vier Fuß breit ist und fast immer zur Rechten einen jähren Absturz zeigt, der einen schwindligen Kopf nicht selten mit heimlichem Grausen erfüllt.

Bald aber ging es wieder weiter, nur in noch langsamerem Tempo als vorher, denn Martha, die laut keuchte, stand oft von selbst still und ich trieb das gute Thier nicht zur Eile, da ich ja gewiß war, von jetzt an gerechnet, selbst bei häufigerem Aufenthalt, in anderthalb Stunden auf der Höhe des Berghauses zu sein.

»Ja, ja,« sagte Jakob einmal bei solcher Rast zu seinem Pferde, es wird Dir schon etwas sauer, Martha, und man merkt Dir an, daß Du alt wirst. Aber die Berge, die Berge, Herr,« wandte er sich dann zu mir, »verzehren die Kräfte der Menschen und Thiere rasch und ich selbst steige den Abendberg nicht mehr so leicht empor, wie ich es noch vor vier Jahren that. Aber nun fort, Martha, es hilft Dir nichts, hinauf mußst Du und dann verspreche ich Dir auch das herrlichste süße Alpenheu.«

Der gute Alte streichelte dem braven Pferde liebkosend Stirn und Nase und jagte ihm mit einem Buchenzweig

die lästigen Fliegen fort, die sich in Schaaren auf das mit Schweiß bedeckte Thier niederließen; dann aber, als habe es den Zuspruch verstanden, setzte es sich von selbst wieder in Bewegung und schritt mit laut klappendem Huf schwerfällig über die im Wege liegenden Steine und Wurzelstöcke hinweg.

Schon lange waren wir aus den Buchen heraus und unmittelbar hinter ihnen hatte der hehre, hochstämmige Tannenwald mit seinem feierlichen Schweigen und seinen düsteren Schatten begonnen. Uns zur Linken hob sich die steile Felswand des Abendberges empor, auf deren Höhe, die mein Auge vor den Bäumen noch nicht erreichen konnte, mein trauliches Sommernest lag. Rechts dagegen zeigte sich ein jähabstürzender baumreicher Grund, hier und da einer smaragdgrünen Alpmatte Raum gewährend oder einen Durchblick nach dem Thuner See bietend, um den sich jetzt schon die hohen Felsketten zeigten, die ihn umkränzen und die blau dahin wallende Fläche in den erhabensten grün und violett gefärbten Rahmen fassen.

Aber immer schöner, frischer und reiner wurde die Luft, und das melodisches Rauschen der Tannennadeln, wenn der selten ruhende Bergwind leise durch sie hindurchstrich, berauschte wieder mein Ohr, denn es giebt wohl nichts Herrlicheres als diese natürliche Musik, namentlich in so großartig und mächtig sich entwickelnder Umgebung, in der die im Thale liegende Welt immer enger zusammenschrumpft, aber, seltsam genug, dennoch

dem Menschenherzen, das sie eben erst verlassen, wieder begehrenswerther und anziehender erscheint.

Als Martha an der Biegung eines jäh vor uns ansteigenden Weges stillstand und Jakob, dem der Schweiß in hellen Tropfen von der Stirn fiel, sich einen Augenblick auf einen Stein niederließ, fragte ich ihn:

»Sind Sie lange nicht oben gewesen, Jakob?«

»Nein, Herr, seit vorigem Jahre nicht und Sie waren der Letzte, den ich damals hinaufbrachte, denn Sie wissen wohl, daß Herr Ruchi mich nur ausnahmsweise mit Ihnen gehen läßt, da ich sonst meist anderweitig unten beschäftigt bin.«

»Wohl. Also wissen Sie auch nicht, ob sich auf dem Berge in Bezug auf die dort wohnenden Personen etwas geändert hat!«

»O doch, das weiß ich wohl, Herr, denn das hört man ja unten alle Tage von den anderen Knechten, die unsere Gäste hinaufführen. Und so viel ich weiß, hat sich oben nichts, gar nichts geändert, alle Personen vom vorigen Jahre sind noch da, nur die alte Köchin finden Sie nicht mehr, an deren Stelle eine jüngere getreten ist.«

»So, so. Nun, sie wird ja wohl so gut wie die alte kochen und braten können. Also der Jakob und der alte Peter sind auch noch oben?«

»Eben so wie sonst und Beide sehen aus wie immer, Und den letzteren wenigstens habe ich bisweilen in Interlaken gesprochen und er sagte mir, daß Jakob noch der Alte sei und nach wie vor sein unheimliches Wesen treibe.«

Mit dieser Berichterstattung war ich zufrieden, denn diese zwei Personen waren mir außer Sterchi und seiner Frau stets die Hauptpersonen des Abendberges gewesen. Warum dies so war, das soll der Leser nun bald von mir erfahren.

»Dann wissen Sie auch wohl nicht,« fuhr ich zu fragen fort, »ob jetzt schon eine große Gesellschaft oben versammelt ist?«

»O ja, doch. Vorgestern war unser zweiter Kutscher mit zwei Damen oben und der erzählte im Stall, daß bis jetzt nur zwei Schweizerfamilien auf dem Berge wohnen und daß Herr Sterchi sich endlich nach einer lebhafteren Gesellschaft zu sehnen beginne. Nun, die wird er ja jetzt bald haben, da Sie selber kommen und mit ihm plaudern und klettern können.«

»Das will ich auch nach. Herzenslust, Jakob, und ich habe mir vorgenommen, keine Stunde länger als nothwendig ist, in der Stube zu sitzen. – Doch nun voran, Martha, jetzt kommt der schwerste und steilste Anstieg, aber bald, bald werden wir oben sein.«

Die letzten Stufen des Berges wurden rüstig in Angriff genommen und endlich war ›der lange Kehr‹ erreicht, über dem sich unmittelbar in schwindelnder Höhe das grüne Plateau erhebt, auf welchem das Haus Meister Sterchi's steht. Martha hielt wacker aus und, als witterte sie den nahen Stall, schritt sie zuletzt doppelt so rasch als im Anfang und zeigte keine Neigung mehr, sich zu ruhen, so daß nun Jakob ernstlich zu keuchen begann und ich das edle Thier zuletzt sogar in sanfter Weise zügeln

mußte. Schon hatten wir die natürlichen Bänke hinter uns gelassen, die unterhalb des letzten Absturzes stehen und die, wenn der Abendberg zahlreich besucht ist, viele Gäste anlocken, um von ihnen aus die schöne Aussicht auf den Thuner See und das Bödeli zu genießen, dessen Häuser, von hier aus gesehen, kleinen Kartenhäuschen gleichen, eben so wie die Dampfer, die den See durchpflügen, sich wie winzige Nußschalen ausnehmen und schon dadurch die Höhe ermessen lassen, die man bereits erstiegen hat.

Immer enger, steiler und zugleich schlüpfriger wurde hier der steinige Weg, aber auch er wurde überwunden, bis nach der letzten Wendung um einen vorspringenden Felsblock endlich die alte graue Scheune der Bergniederlassung sichtbar wurde, jedem den Berg zu Fuß bestiegenden Wanderer ein labsalreicher Anblick, denn die Steigung des Weges ist zuletzt bedeutend und erfordert Kraft und Ausdauer der Muskeln, wenn auch der Bergsteiger von Profession den Gang nach dem Abendberg, wie den nach der Wengernalp und nach Mürren, etwas großmülig gesprochen, nur einen leichten Spaziergang nennt.

Da, als ich die Scheune vor mir liegen sah und mir das Herz höher schlug, vor Freude, wieder bei alten Freunden auf meinem lieben Berge zu sein, hörte ich auch einen Hund hellen, dessen Stimme mir bekannt schien. Ja, es war noch der alte Tiger, ein großer, schwarzer, feister Berghund, der selbst im Winter oben bleibt und mit

Peter und Jakob das eingeschneite Haus wachsam behütet. Er hatte schon aus der Ferne das Klappen der Hufe meines Pferdes auf dem Felsgestein vernommen und kam jetzt zuerst schweifwedelnd heran und begrüßte mich mit seinem kurzen Geheul, wie er es immer thut, wenn ein Besucher sich der gastlichen Schwelle seines Herrn nähert.

NEUNTES CAPITEL. BEI MEISTER STERCHI UND DEN
SEINIGEN.

Als ich um die Ecke der großen Scheune bog und der breiten Giebelseite des alten stattlichen Hauses ansichtig wurde, sah ich meinen Wirth, Meister Sterchi, vor der Thür auf einer Bank sitzen, wo er in aller Gemüthlichkeit seine Morgencigarre rauchte und den bereits durch seinen Knecht angemeldeten Gast erwartete. Kaum aber hatte er mich bemerkt und erkannt, da sprang er von der Bank auf und kam mir mit seinem langsamen gravitätischen Bergschritt entgegen, um mir flugs aus dem Sattel zu helfen. Ja, und da stand er wieder vor mir, der liebe gute Mann mit seinem biederem, markigen Schweizergesicht, seinem kahlen Schädel, den er selbst bei starkem Winde und Regen nur selten mit einem leichten Käppchen bedeckt, in seiner ganzen rüstigen Manneskraft und mit dem klugen, bedächtig blickenden Auge, wie es so viele Schweizer auf den Bergen haben, als ob sie immer auf eine herannahende Gefahr gefaßt wären und danach auslugen müßten, um ihr dann mit dem ganzen Aufgebot ihrer Kraft und Ueberlegung zu begegnen.

In der Regel still und nur selten wortreich, nie aber in lebhaftem Ausbrüche seiner Empfindung gerathend, begrüßte er mich freundlich lächelnd und mit herzlichem Händedruck. Gleich darauf kam auch, durch Tigers Gebell, der mich sogleich wiedererkannte und sich schmeichelnd an mich drängte, herbeigerufen, seine flinke schlanke Frau aus der Küche hervor, bot mir einen guten Tag und hieß mich willkommen auf ihrem einsamen Berge. Die kinderlosen Leute freuten sich in ihrer ruhigen Weise offenbar, wieder einen Gast mehr um sich zu haben, der ihnen schon Jahre lang Freundschaft und Treue bewahrt, und namentlich solche Gäste sind bei den Bewohnern so einsamer Berghöhen immer gern gesehen und hoch willkommen geheißen.

»Nun, Herr Doctor,« sagte Meister Sterchi, als seine den ganzen Tag in der Küche und im Haushalt beschäftigte Frau wieder zu ihrer Arbeit zurückgekehrt war, mit seiner tiefen Gutturalstimme, »da haben wir Sie ja einmal wieder. Das freut mich recht sehr. Und Sie bringen uns ja ein prächtiges Wetter mit. Schauen Sie doch da, Ihre alten Freunde, die Schneeberge, zeigen sich Ihnen im vollen Glanz und ohne alle Wolken, und das wollen wir als ein gutes Omen für Ihren diesjährigen Bergaufenthalt betrachten. Na, Sie sehen ja ganz munter und zufrieden aus, und wir sind es Gottlob auch. Bei uns ist Alles beim Alten und Sie werden in Nichts eine sichtbare Veränderung finden, als daß wir sämmtlich ein Jahr älter geworden sind.«

»Nun, das bin ich auch,« entgegnete ich, »aber Wir sind ja Beide noch immer gleich frisch, was bei Ihnen ganz natürlich ist, da Sie eine hübsche Anzahl Jahre jünger sind als ich, aber bei mir ist es eine Gottesgabe, wofür ich ihm täglich dankbar bin.«

Das waren so ungefähr unsere ersten Begrüßungsworte und nachdem ich noch einen Blick in den Stall geworfen, um zu erkunden, ob die triefende Martha eine gute Unterkunft gefunden, und nachdem ich dem alten Jakob aus Beau-Site seine zwei Francs in die Hand gedrückt und ihm die freundlichsten Grüße an seinen Herrn aufgetragen, folgte ich meinem Wirthe in das kühle Haus, dessen unterster Corridor, düster und eng, gerade nicht zu den angenehmsten Räumlichkeiten des alten Hotels gehört.

»Nun, wie steht es,« sagte ich hier, »kann ich mein altes Zimmer wieder beziehen, lieber Sterchi?«

»Ganz gewiß, Herr Doctor, es ist vollkommen bereit dazu und sieht gerade so aus, wie Sie es im vorigen Jahre verlassen haben, als ob seitdem Niemand darin gewesen wäre. Kommen Sie nur gleich hinauf, damit Sie sich überzeugen, daß ich die Wahrheit spreche und dann sollen Sie im Speisesaal ein gutes Frühstück finden. Was soll ich Ihnen vorsetzen? Denn Appetit werden Sie von der Morgenpromenade wohl mitgebracht haben!«

»Ich bin auch in meinem Lieblingsessen der alte conservative Gast geblieben,« erwiderte ich lächelnd, »also lassen Sie mir einen Schoppen Burgunder und eine Portion Schinken zukommen.«

»Das sollen Sie haben, ich dachte es wohl, und nun kommen Sie nur erst hinauf.«

Das Zimmer, welches ich von jeher auf dem Abendberg zu bewohnen pflege, liegt zwei kleine, etwas steil ansteigende Treppen hoch und ist das nach Norden und Osten gelegene, ziemlich geräumige und leidlich beginnt eingerichtete Eckzimmer des Hauses. Obgleich dasselbe noch viel größere und bessere aufweisen kann, ziehe ich es doch allen übrigen vor, da es drei Fenster hat, durch die ich nach verschiedenen Richtungen hin Ausschau zu halten vermag. Hierher führte mich mein Wirth nun und ich fand es wie sonst zu meiner Aufnahme gerüstet, denn auch Meister Sterchi, wie Ruchi in Beau-Site, kennt meine Liebhabereien und pflegt ihnen zu entsprechen, so weit es seine Mittel auf so hohem und abgelegnem Berge gestatten. Mein Koffer stand schon auf dem gewöhnlichen zugänglichen Platz und war bereits aufgeschnallt und so war ich, nachdem Sterchi mich allein gelassen hatte, bald wieder daheim und labte Auge und Herz an dem köstlichen Anblick, der sich mir von meinen Fenstern aus bot.

Das nach Norden liegende Fenster sieht nach dem mit dichtem Berggras bewachsenen Vorplatz des Hauses, der einzigen, zwischen der Scheune und dem Haupthause liegenden Ebene, die etwa hundertfünfzig Schritte lang sein mag und den hinfalligeren Gästen, die das beschwerliche Steigen vermeiden wollen, zu einem allerdings sehr beschränkten Spaziergange Raum gewährt, wobei das

weitvorspringende Scheunendach bei etwaigem Regenwetter einen oft sehr zweifelhaften Schirm bietet. Eingefaßt ist dieser mit alten Kirsch- und Birnbäumen bewachsene Grasraum, deren Früchte kleinster Gattung erst Ende August und September reifen, von dem majestätischen Tannenwald des so steil aufsteigenden Berges, und das Rauschen in ihren Nadeln hört fast niemals auf und singt mich, so nahe meinen Ohren, jeden Abend in den Schlaf. Bei dieser Lage des Fensters beherrscht mein Blick auch den Ausgang zum Berge und Niemand kann auf demselben erscheinen, den ich nicht, wenn ich im Zimmer bin, bei der Biegung um die Scheune zuerst wahrnehme.

Eine ganz andere, weitere und wahrhaft bezaubernde Aussicht bieten meine beiden nach Osten gelegenen Fenster dar, deren festgefügte Jalousien ich auch hier nur gegen ein bisweilen vorkommendes Hagelwetter oder gegen die zu scharf brennenden Sonnenstrahlen schließe, und diese Aussicht ist sogar so reich, daß sie sich mit wenigen Worten gar nicht beschreiben läßt. Und dennoch muß ich es versuchen, um dem Leser zu beweisen, daß ich nicht umsonst jedes Jahr den beschwerlichen Weg hierher zurücklege.

Der nächste von diesen Fenstern aus gesehene Vordergrund ist eine grüne, oben mit wenigen alten Kirschbäumen und tiefer unten mit Tannen bedeckte Alp, die sich hügelig in die Tiefe zieht und auf deren Fläche, wenn man so sagen kann, hie und da ein Heustadel auftaucht, dessen blockhausartige Bauart nur in den Bergen der

Schweiz und Tyrols gefunden wird und immer und überall eine gewisse Romantik in die Scenerie überträgt. Die grüne Alp senkt sich mächtig und tief bis in die Schlucht zwischen dem Abendberg und dem großen Rugen hinab, dessen reizender, mit Tannen dicht bekränzter Gipfel eine ziemliche Strecke weit vor und unter uns liegt. Noch viel tiefer als er taucht, ganz unten im Thale wurzelnd, der kleine Rugen auf, fast winzig von hier oben aus anzusehen. Denn er, ein Riese, wenn ihn die Bewohner der Ebene, die in Interlaken zum Besuch sind, im Schweiß ihres Angesichts ersteigen wollen, verschwindet, von hier oben aus betrachtet, wie ein Zwerg, obgleich er mit seinem üppigen Baumwuchs in überaus gefälliger und zierlicher Pyramidenform gestaltet ist.

Unter dem kleinen Rugen nun und rings um ihn her gelagert, zeigt sich das paradiesische Interlaken mit seinen zahllosen Palästen, seinen das halbe Bördeli erfüllenden Dörfern, Villen und hölzernen Schweizerhäusern alter und neuer Construction. Dieses Alles liegt so nahe vor uns, als ob wir es mit Händen greifen könnten, und sogar die große Fontaine vor'm Kurhause sehen wir von hier aus wie einen silbernen Faden in die Höhe sprudeln, wie wir das dumpfe Rauschen der durch die Schleusen fallenden Aare Tag und Nacht durch die feine Luft dröhnen hören.

Durch das halbe Bördeli aber, aus dem Lauterbrunnenthale kommend, ringelt sich die finstere graue Schlange der ebenfalls laut rauschenden Lutschine hin, um bei dem reizend gelegenen Dorfe Bönigen in den Brienzer

See zu stürzen, den sie eine große Strecke weit mit ihren erst halb geschmolzenen Schnee- und Eismassen grau und düster färbt.

Jenseits Interlakens nun, dessen Spiegelscheiben in den großen fürstlichen Hotels hell im Strahle der Sonne funkeln, dehnt sich in wunderbar schöner ovaler Rundung der indigoblaue Briener See aus, an dessen Ende wir das in Holzschnitzarbeit ämsig thätige Oertchen Brienz mit seinen kleinen braunen Häuserchen liegen und sich im klaren See malerisch spiegeln sehen. Dieser köstliche See aber ist von himmelhohen Felsen eingeschlossen, die sich sämmtlich mit ihren hellgrünen Matten und dunklen Tannenwäldern ebenfalls im See spiegeln, der zugleich die jeden Augenblick anders gestaltete Form der vorübersegelnden Wolken wiederstrahlt. Auf der linken Seite bildet das Hardergebirge diese erhabene Einfassung, in der Nähe von Interlaken mit bunten Schweizerhäusern und der Golzwyler Ruine, dann mit Dörfern und Niederlassungen aller Art geziert, die sich jedoch nie bis zur schwer ersteiglichen Höhe der Felskette emporziehen, sondern die Nähe des Sees suchen, wo auch die Landstraße von Interlaken nach Brienz läuft, die über den Brüningpaß endlich nach Luzern führt. Die höchsten Spitzen dieses Hardergebirges aber, das Augsmatthorn, das Dannhorn und das Brienerrothorn überragen weit die anderen zahllosen Höhen und werfen ihre mächtigen Schatten tief in den See hinein, um sich mit denen der rechtsseitigen Felsenkette zu mischen und so jenes

wunderbare Farbenspiel im Wasser zu erzeugen, das jeden Augenblick, bei jeder Tageszeit, bei jeder Lichtstrahlung wechselt und das man stundenlang anstaunen und verfolgen kann, ohne auch nur im Geringsten das sehn-suchtsvoll niederblickende Auge zu ermüden.

Zur Rechten hingegen zieht sich die schöngeschwungene Faulhornkette um den See herum, deren höchsten und vordersten Ausläufer die gespenstische Daube und die vielgerühmte schynige Platte bilden. In Briener See selbst, den beständig hin- und herziehende Dampfer durcheilen, deren Schaufelschlag wir bei windstillem Wetter deutlich auf dem Abendberge hören, tauchen zur Rechten die reizenden Feeninseln auf, die zu dem idyllischen am Ufer gelegenen Dorf Iseltwald gehören, und weit hinter ihnen, rechts gegenüber von Brienz gelegen, sieht man in schneeweißen Wellenbergen den untersten Katarakt des Gießbaches in den weit von ihm aufgeregten See stürzen.

Hat aber einmal ein langes Regenwetter, wie so häufig, auf diesen Höhen getobt, dann ist die gewaltige Scenerie noch viel stärker belebt, denn von allen Bergen rinnen in hüpfenden, springenden, rollenden Caskaden silberne Wasserfäden, kleine Bergrinnsale in schäumende Bäche verwandelnd, die alle ihre Gewässer freigebig in das ungeheure Becken des Briener Sees senden.

So viel von dem Blick von meinen Fenstern geradeaus, der aber von dem nach der rechten südlichen Seite hin noch bei Weitem überflügelt wird. Denn hier erschließt sich eine der großartigsten Perspectives dem staunenden

Auge und der ganze Hintergrund des großen Naturtheaters, welches uns schon von Beau-Site aus gesehen entzückte, öffnet sich noch viel weiter. Nicht allein die Jungfrau und der Mönch, sondern daneben auch der gewaltige Eiger und die spitz zulaufende Pyramide der Schreckhörner zeigen sich in aller ihrer Größe und Pracht, indem sie bis in unabsehbare Tiefe hinab ihre Gletscher entrollen und ihre ewigen Schneemassen und Eiswände Tag und Nacht herüberleuchten lassen, von denen oft, dem Auge sichtbar und dem Ohre hörbar, Lawinen herunterfallen und wie ein nahes Gewitter mit dem weithin klingenden Echo ihres Donners alle umliegenden Thäler erfüllen.

Und damit diese gewaltigen Höhen, von denen man hier auf allen Seiten umgeben ist, mit ihrer einsamen todtten Größe nicht etwa das sie betrachtende Auge mit Grauen und Angst erfüllen und man auf dem so abgesondert liegenden Abendberg sich nicht von aller Welt verlassen fühle, tauchen auch aus den ihn umgränzenden Felskappen von Menschen bewohnte Stätten auf, und wie man links auf dem langgestreckten Beatenberg, fast so hoch wie das Haus des Abendbergs thronend, das freundliche Dorf mit seinen gastlichen Niederlassungen sieht, von denen ich schon in einem früheren Capitel gesprochen, so macht sich auch dem unbewaffneten Auge ein Haus auf der Einsattelung des Briener Rothorns, ein zweites auf der schaurigen Höhe der schynigen Platte,

und endlich ein drittes, der Jungfrau noch viel näher gelegen, auf dem vielzackigen Männlichen bemerkbar, deren Fenster insgesamt oft im Widerscheine der Sonne blitzen und zu deren gastlichen Thüren man mit Hülfe des Fernglases jeden Tag Schaaren von weithergereisten Menschen pilgern sieht.

Die ganze Atmosphäre aber, die uns auf unserem Berge umgibt und die wir Tag und Nacht mit wonnigem Behagen athmen, ist vom Duft der Tannennadeln und des eben abgemähten balsamischen Alpengrases erfüllt und die frischen Ausströmungen der nahen Gletscher erhalten sie immer kühl und rein, so daß man, selbst wenn die Hitze im Thal unerträglich ist, hier oben unbelästigt im vollen Sonnenschein sitzen kann, sich dabei erfrischt und belebt fühlt und ohne Unterlaß die zauberhaften Einwirkungen dieser so wunderbar reichen und vielgestaltigen Welt in sich aufnehmen und nachklingen lassen möchte.

Nachdem auch ich einmal wieder, nach jahrelanger Trennung von diesem Orte, Auge und Herz an seinen mir alle Tage neu erscheinenden Schönheiten gelabt, begann ich mich zunächst in meinem Zimmer etwas häuslich einzurichten, und als das geschehen, begab ich mich in den Speisesaal im unteren Stockwerk, verzehrte mein schon bereit gehaltenes Frühstück und trank meinen Schoppen Burgunder, im Bewußtsein, daß ich diesen Genuß durch die kurze Ruhe in der Nacht und das Ersteigen des Berges heute wohl verdient habe. Länger aber ließ es mich nun nicht mehr im Hause, ich mußte hinaus in's Freie

und ein wenig herumklettern, um liebe Plätze aufzusuchen und zu erforschen, ob auch noch alle übrigen Reize vorhanden, an denen ich mich schon so oft erquickt und berauscht und, so Gott will, noch öfter erquicken und berauschen werde.

Allein ich sollte so bald noch nicht zum Klettern und ganz in's Freie gelangen, denn eben als ich vor die Thür trat, hörte ich die Knechte in ihrem zu ebener Erde gelegenen Eßzimmer der Scheune sprechen und da ich unter ihnen zuerst meine alten Bekannten begrüßen wollte, begab ich mich einen Augenblick zu ihnen, die gerade bei ihrem schon gegen elf Uhr eingenommenen Mittagmahl begriffen waren.

Unter den neun bis zehn Knechten, die Sterchi im Sommer zur Bewirthschaftung seines großen und beschwerlich zu bestellenden Gutes gebraucht, befanden sich einige Originale, die mich schon seit Jahren interessirt hatten und die ich dem Leser hier nothwendig mit einigen Worten vorführen muß.

Ueberhaupt beobachte ich gern diese Naturleute, sowohl bei der Arbeit wie bei der Ruhe, und namentlich hier auf so abgelegener Erdscholle bieten sie dem Beobachter manche Einzelheit dar, die von den Gewohnheiten und dem Benehmen ihrer Gefährten im Thale weit abweicht.

Unzweifelhaft ist hier oben die Arbeit viel schwerer und mühsamer als bei uns in der Ebene. Auch reißt sie nie ab und nie kann ein Arbeiter von sich sagen, daß

er mit seiner Mühe zu Ende gekommen sei, da die gewaltige Natur immer neue Anstrengungen verlangt, um das hier oder da Zerstörte wieder in Ordnung zu bringen und für das merkbar Fehlende einen neuen Ersatz zu schaffen. Schon das Mähen des auf schwindlig hoher Alp, an jähem Abstürzen wachsenden Grases, wenn Anfang Juli der erste Schnitt erfolgen muß, ist eine ungemein ermüdende und beschwerliche Arbeit. Es gilt nicht allein, schnell die duftigen Kräuter abzusicheln, sondern man muß sich auch vor'm Abrutsch in die Tiefe sichern, der überall so bedrohlich ist und leicht den Tod bringen kann. Sodann muß es rasch geschehen und das in wenigen Stunden getrocknete Heu flugs in die Scheunen hinab geschlittet werden, denn bleibt es im Freien liegen und kommt in der Nacht ein heftiger Wind, so ist es dem Arbeiter wie dem Herrn verloren und keiner Menschenhand und keinem Fuß gelingt es, das auf Windesflügeln davoneilende wieder einzuholen. Außerdem aber giebt es noch hunderterlei andere Arbeit. Bald ist ein vom Wasser weggerissener Weg herzustellen oder ein heruntergestürzter Felsblock zu zersprengen und fortzuschaffen; bald ist eine das Wasser ableitende Röhre geplatzt oder am Scheunendach irgend ein Schaden geschehen und so noch Vielerlei mehr, und ich habe mich oft gewundert, wie die Leute, da sie sich überaus langsam bewegen und scheinbar so wenig thun, doch im Ganzen Viel und Sichtbares leisten, allein sie arbeiten auch von drei oder vier

Uhr Morgens an, bis die Sonne sinkt und dann erst geben sie sich mit patriarchalischer Lässigkeit der wohlverdienten Ruhe hin und schlafen sofort ein, sobald sie die Augen schließen, ohne von irgend einer uns oft so peinvollen Sorge beängstigt und in ihrem Schlummer gestört zu werden.

Als ich heute in das Scheunenzimmer der Dienstleute trat, bei denen ich auch noch meinen alten Jakob aus Beau-Site hinter seinem Schoppen sitzen sah, erhoben sie sich alle und reichten mir ihre schwieligen Hände hin, denn sie kannten mich ja und wußten schon, daß es, wenn ich kam, Sonntags für Jeden einen Schoppen mehr und Tabak in Fülle gab, wodurch ich sie mir wohlweislich zu Freunden gemacht, was nicht zu unterschätzen ist, da man ihre Hülfe nur zu oft und bei mancherlei Veranlassung gebrauchen kann.

Von allen Anwesenden will ich jedoch hier nur dreier Personen gedenken, von denen wenigstens der Eine mir auch in diesem Jahre bedeutsam werden sollte, wie er denn auch ein besonderes psychologisches Interesse bietet und die Leute der Berge in ihren Stärken und Schwächen characterisirt.

Der älteste Knecht auf dem Hofe und zugleich der Erste unter ihnen ist *Peter Feuz*, gewöhnlich der *alte Peter* genannt. Er ist ein kleines dürres Männchen mit überaus gutmüthigem, treuherzigem Gesicht und dünner, heiserer Stimme, als ob ihm der hier oben ewig blasende Wind die Kraft und das Metall seines Sprachorgans hinweggeführt hätte. Er stand schon lange in seines Herrn

Dienst, bevor derselbe Besitzer des Abendberges geworden, und war mit ihm aus angeborener Liebe zum Bergleben hinaufgezogen. Er sieht noch viel älter aus als er ist, denn er zählt erst sechsundfünfzig Jahre, aber diese Söhne der Schweizer Berge altern in Folge ihrer schweren Arbeit und des ewigen Steigens und Kletterns früh, wie denn auch die armen geplagten Weiber schon in den dreißiger Jahren mumienhaft zusammenschrumpfen und eine kärgliche und bejammernswerthe Erscheinung bieten, namentlich wenn sie, wie so oft, mit faustdicken Kröpfen behaftet sind. Hier auf dem Abendberg zwar haben alle Dienstboten, was ihnen nicht überall zu Theil wird, eine sehr gute Nahrung; reichliche Fleischspeisen bekommen sie alle Tage, eben so ihr Bier und ihren Wein; auch haben sie trockene und luftige Wohnungen, aber doch altern sie viel schneller und sichtbarer als die Leute bei uns in der Ebene.

Im Winter bleibt Peter stets als oberster Haushüter und gleichsam als Verwalter auf dem Berge, besorgt die zur Nahrung der beiden Zurückbleibenden dienenden Kühe, hält das Haus ringsum frei von Schnee, so weit dies geht, und, wenn er nichts mehr zu thun hat, giebt er sich einer philosophischen Ruhe hin, das heißt, er schreit, ob es Tag ist oder Nacht, was diese Leute ja immer können und warum man sie beneiden möchte, wenn nicht das Bewußtsein des Wachseins, das heißt des Lebens und Wirkens, uns für die oft fehlende Ruhe des Schlafes entschädigte. Im Ganzen ist er ein stiller, fleißiger, nüchterner und fast sanfter Mensch, der trotz seiner unbedeutenden

Erscheinung die Autorität über seine jüngeren Kameraden wohl zu behaupten versteht. Im Sprechen zeigte er sich gegen mich anfangs eben so wenig eifrig, wie alle Uebrigen, denn redselig sind diese Menschen nicht, sie sprechen stets nur das Nothwendige und verrathen nie ihre Gedanken und Empfindungen, wenn sie nicht danach gefragt werden, woraus man jedoch nicht schließen darf, daß sie keine haben. Sie sind nur träge im Aeußern derselben und lassen es an sich kommen, sich mitzutheilen, dafür aber führen sie, wenn sie einmal einen Feiertag haben, handgreifliche Späße unter einander aus und wehe Dem, der bei solcher Gelegenheit in ihre eisernen Finger geräth, denn was sie einmal gefaßt haben, halten sie fest und ihre Faust fällt so schwer wie ein Hammer, wenn sie sie einmal fühlbar machen wollen.

Ein zweiter dienstbarer Geist bei Sterchi und zugleich eine vorzugsweise beliebte Persönlichkeit bei allen Besuchern des Abendbergs, die sich längere Zeit dort aufhalten, ist *Johann*, mit hochtrabendem Wort *Portier* genannt, nicht weil er uns irgend eine Thür öffnet, sondern weil er uns die Kleider und Schuhe – auf eine Art freilich, die nur für einen solchen Berg passend sein kann – reinigt, außerdem aber als Postbote thätig ist und jeden Tag wenigstens einmal, meist aber zweimal den weiten Weg nach der Interlakener Post zu machen und alle ihm mitgegebenen Aufträge auszuführen hat, was er stets mit einer wunderbaren Geschicklichkeit und Umsicht thut. Es ist mir oft unbegreiflich vorgekommen, wie dieser kleine, hübsche und immer freundliche junge Mensch so rasch

diesen Weg zurücklegen und dabei auf seinem Rücken und Kopf mittelst des Raeffs so gewaltige Lasten bergan schleppen kann. Aber er ist stärker und ausdauernder als er aussieht, dabei ist er unermüdlich, bleibt immer willig und freundlich und nie merkt man ihm an, daß seine Arbeit ihm schwer wird, obgleich sie in der That eine überaus schwere und täglich sich wiederholende und eiförmige ist. So ist er auch als Träger auf steilen und gefährlichen Bergwegen berühmt und namentlich als Führer der Schlitten gesucht, auf denen er im Sommer über das steil abstürzende Gestein hinweg Personen bergab befördern muß, die wegen der Nässe oder Beschwerlichkeit des Weges sich lieber in das dazu eingerichtete Fahrzeug setzen. In dieser eben so schwierigen wie für ihn selbst beschwerlichen Kunst ist er anerkannt Meister und er besitzt eine solche Geschicklichkeit und Sicherheit in der Führung und Lenkung des ungefügigen Schlittens, daß sich auch der ängstlichste Thalbewohner ohne Gefährde ihm anvertrauen kann.

Johann ist der Erste im Hause, der aus dem Bett springt, und der Letzte, der sich müde und matt wieder hineinlegt, denn oft hat er bis drei Uhr Nachts die Schuhe und Stiefel von fünfzig Personen zu reinigen, ihre Kleider zu bürsten und um sechs Uhr Morgens tritt er schon wieder seinen Botengang nach der Stadt an, trotzdem aber kommt es selten vor, daß man ihn nicht findet, wenn man ihn gerade außer der üblichen Zeit gebraucht. Ich habe diesen jungen Menschen immer thätig, nie ruhend und lässig gesehen, stets behielt er sein freundliches Lächeln

auf seinem gebräunten Gesicht, wenn man sich mit einer Bitte an ihn wandte, und jederzeit war er zu jederlei Hülfe und Dienstleistung bereit. –

Bei Weitem mehr Original als diese Beiden und für mich von viel größerem psychologischen Interesse ist der vierundvierzigjährige *Jakob Scherz*, gewöhnlich *Jakob vom Berge* genannt und nur als solcher bekannt. Er stammt von ehemals wohlhabenden, später verarmten Eltern aus Darligen, einem kleinen Dörfchen am Thuner See, her, war schon in früher Kindheit nach dem Abendberge gekommen, hatte seine Dienste als Sennjunge daselbst begonnen und war dann bei vorrückendem Alter Knecht bei dem früheren Besitzer des Abendberges geworden. Als sein jetziger Herr den Berg kaufte, entließ er die darauf hausenden, ihm nicht sonderlich behagenden Knechte insgesammt und brachte sich neue, und unter ihnen seinen treuen Peter mit hinauf. Kaum vier Wochen aber war der Herr in seinem neuen Besitz, da stellte sich Jakob Scherz in höchst zerlumptem Anzuge ihm wieder vor und sagte ihm, er könne es weder im Thale, noch auf irgend einem anderen Berge aushalten. Nur auf dem Abendberge wolle er leben und sterben und wenn ihn Herr Sterchi nicht als Knecht annehme, werde er sich bei den ›Sieben Tannen‹ vom Felsen herabstürzen. Lohn verlange er nicht, nur Kleidung, Nahrung und Obdach, und dafür wolle er arbeiten, so lange ein Athemzug in seiner Brust.

Diese mit einer seltsamen Festigkeit vorgebrachten Worte rührten Sterchi und ihn dauerte der verwahrlost

aussehende Mann, der allerdings für die civilisirtere Welt im Thal und ihre Gewohnheiten sehr wenig paßte. So nahm er ihn denn wieder auf und hat ihn noch heute, obwohl Jakob wahrhaftig keine wohlthuende und angenehme Erscheinung ist.

Was diese nun selbst betrifft, so ist sie so weit von aller Anmuth und Sauberkeit entfernt, wie nur die Wolken es von der Erde sind, und wenn dieser breitschultrigen mittelgroßen Gestalt mit dem struppigen rothbraunen Bart und dem wüst um den Kopf hängenden Haar einmal zufällig ein furchtsamer Mensch an einem trüben Wittertage in den Bergen begegnete, könnte er wohl versucht sein, sie für einen verkörperten bösen Berggeist zu halten. Er trägt stets einen blauen, sehr schmutzigen Leinenkittel, einen breitkrämpigen abgegriffenen Hut, der das hagere und sonnenverbrannte Gesicht halb verdeckt, Bergschuhe vom größten Kaliber und weltweite Hosen von dichtem braunen Wollenstoff und vorsündfluthlichem Schnitt. Eine Spur von Hemd und Strümpfen habe ich nie an ihm entdecken können und selbst bei ungünstigster Witterung ging er stets mit offener Brust und gänzlich unbedecktem Halse einher. Diese ganze düstere Gestalt, nur aus Sehnen und Knochen bestehend, sieht man überall vom frühen Morgen bis späten Abend, mit ewig dampfendem Pfeifenstummel im Munde einhergehen und nie habe ich ihn trocken, sondern immer nur tiefend von Schweiß oder vom Regen durchnäßt gesehen, und wenn ich ihn fragte, ob er sich nicht erkälte, wenn er sich so in das nasse Gras legte, antwortete er:

»Nein, Herr, ich schwitze nur, ob es Sommer oder Winter ist.«

Sein Gang und seine Bewegungen überhaupt sind so eigenthümlich wie der ganze Mensch. Alles, was er thut, thut er ungemein langsam, träge, als ob es ihm die größte Mühe verursache; selbst das Kauen und Schlucken, wozu er eine sehr lange Zeit gebraucht. So geht er auch stets langsam auf dem Berge einher, ob er hinauf- oder hinabsteigen mag, und immer in demselben seltsam schleppenden, schwankenden, sich gleichsam wiegenden Schritt, wie etwa ein Matrose ihn hat, wenn er nach langer Seereise zum ersten Mal, unsicher auf seinen eigenen Füßen stehend, den festen Boden betritt.

Sind alle diese Eigenschaften schon nicht sehr angenehm, so hat er auch noch andere, die fast widerwärtig zu nennen sind. So hält er sich zum Beispiel stets sehr unreinlich, wirft sich selbst mit neuen Kleidern, wenn er sie erhält, gleich in die erste beste Pfütze, nur um sich in seinen Augen wieder zum vollkommenen Bergmann umzuwandeln, und ist zu nichts als zu grober Arbeit zu gebrauchen, die nur Kraft, aber keine große Einsicht erfordert. Selbst als Boten darf man ihn nicht oft nach Interlaken senden, da er in der Regel halbe Tage ausbleibt oder in trunkenem Zustande zurückkehrt, wenn er überhaupt nicht irgend wo liegen bleibt, bis er seinen Rausch ausgeschlafen hat. Bei der Arbeit selbst ist er sehr langsam und scheint immer halb zu schlafen, aber dabei ist er genügsam, nimmt mit Allem vorlieb, was man ihm bietet und murrst nur, wenn er mit sich allein ist und

vielleicht mehr mit den Winden als mit den Menschen spricht. Verträglich und umgänglich mit seinen Kameraden ist er ebenfalls nur in sehr mäßigem Grade und ebenso unfreundlich und wortkarg gegen Fremde, die er nie ansieht oder grüßt und an denen er, ohne den Kopf zu erheben, schweigend vorübergeht, als ob sie für ihn so gut wie gar nicht vorhanden sind.

Man sagt diesem seltsamen Manne auf dem Berge gar wundersame Dinge nach, die ich bei Weitem nicht alle aufzählen kann. Es ist wahr, etwas Mysteriöses umgiebt ihn gewiß und schwer ist es auch, aus seinem geheimnißvollen Wesen klug zu werden und sich irgend eine innere Regung in ihm zu entziffern. So verkehren auch selbst die andern Knechte wenig mit ihm, die fremden auf dem Berge sich aushaltenden Damen fürchten ihn geradezu und gehen ihm aus dem Wege, wo sie nur können, und einige alte Frauen, die ich über ihn sprechen hörte, behaupteten steif und fest, er stehe mit den unsichtbaren Berggeistern in naher Verbindung und könne den ganzen Abendberg in Trümmer spalten, wenn er nur wolle.

Alle diese räthselhaften Meinungen über ihn mag, zu meist sein menschenscheues und verschlossenes Wesen hervorgerufen haben, Vieles aber, was man ihm nachsagt, ist gewiß nicht wahr, wovon ich mich zu überzeugen vielfach Gelegenheit hatte. So sagte man mir auch von ihm, er solle ein geschworener Weiberhasser sein und wenn viele Damen auf dem Berge lebten, ginge er nur mit Raub- und Mordgedanken um. Indessen, wenn alles Uebrige, was man von ihm behauptet, so wahr ist wie

dies, dann schrumpfen die dem armen Jakob angedichteten Fabeln arg zusammen, denn ich selbst habe mit eigenen Augen gesehen, daß er gegen die Reize einer drallen dienstbaren Person aus dem Thale nicht unempfindlich war und ihr auf eine freilich ungewöhnliche Weise die Cour machte, die mir verrieth, daß alles menschliche Gefühl in ihm durchaus nicht ausgerottet sei, wovon ich auch noch andere und schlagendere Beweise erleben sollte.

Ich war nämlich schon öfter auf dem Berge gewesen und nie hatte ich Jakob ein Wort sprechen hören, noch weniger selbst mit ihm eins gesprochen. Ich ging ihm aus dem Wege wie jeder Andere und wunderte mich im Stillen, wie Sterchi einen solchen Knecht behalten, ja ihm im Winter neben dem alten Peter sein Haus anvertrauen könne. Als ich einmal ein ehrliches Wort mit meinem Wirth darüber sprach, sagte er mir:

»Ja, den Schein, daß er kein brauchbarer Knecht ist, kann man ihm nicht absprechen, Herr Doctor, und angenehm ist er gewiß auch nicht. Allein er hat auch seine guten Eigenschaften und für mich namentlich die, daß er anhänglich an seinen Berg wie kein Anderer ist, nur für ihn arbeitet und sorgt und dabei so ehrlich verfährt, daß ich ihm mit Peter getrost mein ganzes Hab und Gut im Winter anvertrauen kann, obwohl er nur halb anwesend ist, da er mehr als die Hälfte des ganzen Winters verschläft. Sie werden jedoch ganz anders über ihn denken,« setzte er hinzu, »wenn Sie nur erst einmal in sein wunderbares Auge geblickt und über irgend etwas ihn

Interessirendes einige ruhige Worte mit ihm gesprochen haben.«

Aber auch dies mir nicht recht verständliche Lob brachte mich dem menschscheuen Manne nicht näher und erst als ich folgenden seltsamen Zug von ihm hörte, beschloß ich seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Bei gutem Wetter, wenn die Sonne scheint, ist er nämlich mürrisch, verschlossen und geht brummend umher, seine Arbeit scheinbar nur mit Widerwillen verrichtend. Sobald aber Unwetter eintritt, ein heftiger Wind weht oder gar ein Föhnsturm daherbraust und Regenschauer mit schwarzen Wolken über den Berg ziehen, wird er lustig, lacht, springt, tanzt und jodelt, daß es laut in den Bergen widerhallt, und daß er gut jodeln kann, habe ich nur zu oft gehört. Sonntags nun, wenn er nichts zu thun hat und von jedem Dienst befreit ist, verläßt er, mag das Wetter sein wie es will, schon um zwei oder drei Uhr Morgens seine Scheune, und nur mit einem Stück Brod versehen, wendet er sich, von Niemandem auf seinem Gange beobachtet in die höher gelegene Felsregion. Dort, auf irgend einer über einem Absturz hängenden Klippe oder auf dem grasreichen Gipfel eines einsam gelegenen Berges, wirft er sich nieder, legt beide Arme unter den Kopf und schaut unverwandten Blicks in den blauen Himmel und über die zu seinen Füßen ruhende Erde hin, um erst Abends nach Untergang der Sonne ganz still in seine Hütte zurückzukehren und, nachdem er wie ein Elefant gegessen, sich auf sein geräumiges Lager zu werfen und im festesten Schlaf wieder Himmel und Erde zu vergessen.

Was thut er nun, wenn er so einsam auf steiler Höhe liegt? Woran denkt er und wovon träumt er oder was lockt ihn sonst zu einem so seltsamen Thun?

So fragte ich mich oft und endlich sollte ich es von ihm selbst erfahren und, was ich da aus seinem Munde hörte, gewann mich für den seltsamen Mann.

Ich begann meinen Plan, ihm näher zu kommen, damit, daß ich mir von dem kleinen Johann aus Interlaken einige Packete Tabak mitbringen ließ, von denen ich eins nach dem andern Jakob durch den Ueberbringer schickte, mit dem Wunsch, daß er ihm schmecken möge. Drei oder viermal geschah dies; er hatte den Tabak angenommen, aber nie durch eine Miene gegen mich verrathen, daß er sich darüber freue, ja, er war mir nach wie vor griesgrämig aus dem Wege gegangen, wenn ich ihm einmal begegnete. Da traf ich ihn eines Tages auf hoch und abseits gelegener Halde das schöne, mit Alpenblumen reichdurchwirkte Gras mähen und ich blieb bei ihm stehen und fragte ihn, ob ihm mein Tabak schmecke, den er gerade rauchte, und ob er mehr davon haben wolle?

Da ließ er seine mächtige Sense einen Augenblick ruhen, und sagte zu ersten Mal zu mir:

»Gott grüß, Herr, ich danke Euch tusig mal. Ja, er schmeckt mir ganz prächtig und ich möchte wohl Tag und Nacht davon rauchen.«

Dabei sah er mich an, schlug sein Auge voll gegen mich auf und ich blickte zum ersten Mal in diesen wunderbaren Spiegel seiner Seele. Sterchi hatte Recht gehabt, dies Auge war nicht sowohl durch seine Farbe wie durch einen

in der Tiefe schlummernden Ausdruck ganz seltsam geartet. Nie in meinem Leben hatte ich eine so reinblaue und wie das schönste dunkle Bergvergißmeinnicht strahlende Iris gesehen, und aus der Tiefe dieses Auges leuchtete mir ein Strahl voll solcher Treue und Redlichkeit entgegen, daß ich auf das Angenehmste davon betroffen wurde. Der Blick aber, den der verkommene Mensch gleichsam nach langem Suchen und Forschen in meine eigenen Augen warf, rührte mich so, daß ich ihm am Abend darauf eine Flasche Wein geben ließ. Als er sie in meiner Gegenwart mit Wollust trank und bei jedem langsamen Zug aus dem Glase wie ein Kind auf die Magengegend klopfte, blieb ich bei ihm stehen, bis er die Flasche geleert, und bat ihn dann, mir sein Zimmer zu zeigen, in dem ich bis dahin noch niemals gewesen war.

Er stand sogleich auf und schritt mir mit seinem wiegenden Gange voran und die morsche Hintertreppe hinauf, und ich staunte nicht wenig, als ich das ziemlich große Gemach sehr reinlich und aufgeräumt fand. Auf meine Frage, ob er selbst diese Ordnung geschaffen, bejahte er es und sagte mir mit treuherzigem Blick:

»Ja wohl, Herr, ich habe ja nichts Anderes auf der Welt als diesen Raum und meine Berge da oben.«

So war unsere nähere Bekanntschaft eingeleitet und als ich ihn nun mit freundlicher Miene fragte: »Jakob, sage mir ehrlich, warum gehst Du Sonntags immer auf einen einsamen Berg und liegst auf derselben Stelle tagelang.«

Da antwortete er mit einer Miene und einem mich tief bewegendem Ausdruck der Stimme: »Wie, Herr, das wißt Ihr nicht? Kann denn ein so kluger Mann, wie Ihr es sein sollt, sich das nicht von selbst denken? Habe ich denn Alltags Zeit, mir Gottes große Schöpfung zu betrachten? Bin ich nicht die ganze Woche zur Arbeit da und arbeite ich nicht wie ein Stier im schweren Joch? Darf ich nur einen Augenblick rasten, um mein Auge an etwas Schönerem zu weiden? Nein, das darf ich nicht, und das hole ich nun Sonntags nach und da schaue ich nach dem Himmel und der Erde und sage mir, was Ihr Euch gewiß schon oft gesagt, denn warum kämet Ihr sonst alle Jahre so weit her? Unser Schwyzerland ist schön, sage ich mir, das Schönste in der Welt, und der Himmel ist hoch und das Alles hat Gott gemacht, wie auch Euch und mich!«

Seit diesem Tage war Jakob mein Freund, und wo ich ihn einmal im Vorübergehen bei der Arbeit traf, blieb ich stehen und plauderte mit ihm und er gab mir von jetzt an stets nur solche Antworten, daß ich in ihm nicht mehr den simplen, ja halbverrückten Menschen erkennen konnte, wofür ihn so viele Andere hielten. Er war eben nur ein reines Kind der Berge, hatte nie etwas Anderes gesehen, nichts als seine schwere Arbeit kennen gelernt; sein Geist wie sein Herz waren leer geblieben und nur die allmächtige erhabene Gottesnatur hatte Eingang in ihn gefunden und er war also in meinen Augen nichts als ein unentwickelter Mensch, in dem eben so viele Anlagen zum Guten wie in Anderen schlummerten und die nur

durch sein eigenthümliches Geschick und den Mangel an geistiger Ausbildung in ihm zurückgehalten waren.

ZEHNTES CAPITEL. MIR WIRD EIN NEUES RÄTHSEL
AUFGEGBEN.

Als ich mich nun an jenem Morgen bei den um ihr Frühstück versammelten Dienstleuten nach ihrem Ergehen erkundigt und sie, nachdem ich das Gewünschte erfahren, wieder verlassen hatte, begab ich mich auf einen kleinen Recognoscirungsmarsch, um ohne Zögern die mir so lieb gewordenen Plätze in der nächsten Umgebung des Hauses zu besuchen. Ich hatte noch mehr als zwei Stunden Zeit bis zum Mittagstisch und so konnte ich, da die Luft rein, der Himmel wolkenlos war und nichts Anderes mich hinderte, nach allen Richtungen hinreichende Ausschau halten und mein erstes Verlangen stillen, nämlich das: mich auf der schönen Hausalp hoch oben wieder heimisch zu fühlen.

Nur vor dem alten Quellhause, das in einer Mulde dicht hinter dem Hause liegt, hielt ich noch einen Augenblick an und da gerade eine Magd frisches Wasser schöpfte, trat ich hinein und ließ mir ein Glas mit dem köstlichen Naß füllen.

Warum über diese Quelle ein festes Häuschen gebaut ist und dasselbe immer verschlossen gehalten wird, ist sehr erklärlich, denn ohne das Wasser derselben wäre die Niederlassung hier oben, wo es keinen Brunnen wie im Thale giebt, ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, da

das Wasser aus der Cisterne unter der großen Wettertanne auf der halben Höhe der Hausalp, welches in Röhren nach dem Hofe neben der Scheune in den Cisternenbrunnen geleitet wird, nur zu Wirthschaftszwecken taugt und leicht versiegen kann, wenn lange Zeit trockenes Wetter eintreten sollte. So hält denn Sterchi seine reine, nicht allzu reichlich Wasser gebende Quelle unter sicherem Verschuß und nur täglich dreimal vor den üblichen Mahlzeiten werden von den Knechten große Blechgefäße gefüllt, um auf den Tisch der Gäste und des Wirthes zu wandern. Gegen Feuersgefahr allerdings würde weder diese Quelle noch die ganz gefüllte Cisterne ausreichen und an diesen traurigen Fall darf man nicht denken, wenn man auf dem Berge wohnt, da man ja alles Hab und Gut dem schrecklichen Elemente überlassen müßte, wenn es einmal erst seine verheerende Gewalt entfesselt hatte.

Nachdem ich mich durch den frischen Trunk gelabt, schritt ich rüstig auf dem grünen Mattenwege in die Höhe nach dem Steinbruch hin, denn von dort aus wollte ich den ersten Blick in die vor mir liegende Tiefe und auf die darüber thronenden, in leuchtender Morgensonne strahlenden Gletscher der Jungfrau werfen. Dieser Steinbruch, der streng nach Süden liegt und dessen grüne, mit üppigen Tannen bewachsenen Hänge steil nach dem Saxeenthal abfallen, hat in früheren Tagen den Stoff zu dem künstlichen Gemäuer des Hauses geliefert und noch jetzt liegt er ziemlich wüst und ungemüthlich da, wie man

ihn verlassen; nur von den zwei Bänken aus, die hierhergestellt und fest in den Boden gerammt sind, damit sie der Wind nicht in den Abgrund stürze, genießt man eine unvergleichlich schöne Aussicht, die von der nach dem Briener See hin weit abweicht, obwohl man ihn, wenn man sich etwas nach Osten wendet, seiner ganzen Länge nach bestreichen kann. Denn man blickt von dieser Stelle aus in den Anfang von drei oder eigentlich vier Thälern hinein, von denen ein gewaltiges Brausen und Rauschen heraufschallt, da der wilde Saxetenbach, der das gleichnamige Thal durchläuft, tief unter dem Sitzenden in die noch wildere Lutschine stürzt, die man von hier aus, unmittelbar neben dem Fahrwege nach Lauterbrunnen hin herlaufend bis nach Zweilütschinen verfolgen kann und deren graue, dämonisch brodelnde Wellen man über Felstrümmer und wildes Gestein wie toll dahin fluthen sieht. Ja, bis nach Zweilütschinen und dessen in der Tiefe auftauchenden Häusern reicht der unbewaffnete Blick eines gesunden Menschauges, da, wo das Grindelwalder Thal sich von dem Lauterbrunner scheidet und das Lutschinenthal sein Ende hat. Eng und schauerlich genug nimmt sich dieser Zusammenfluß von Thälern aus, wenn man am Abend in die dunkle Ferne hineinblickt, die fast immer tief beschattet liegt, da zu beiden Seiten himmelhohe Berge auftauchen, die ich schon vorher bei der Beschreibung des großen vor uns liegenden Naturtheaters als die Coulissen desselben bezeichnet habe. Hier aber ist man ihnen viel näher als irgend wo anders,

man gewahrt die dunklen Klüfte und Schluchten viel genauer, man dringt tiefer in die geheimnißvollen Räthsel der Gebirgswelt ein und – vor allen Dingen, man sieht ganz nahe vor sich die erhabenen Eisriesen ragen, die bis hier herauf eine fühlbare Kälte von ihren Gletschern aushauchen und unser Herz mit Staunen und Zagen füllen. Indessen nicht nur todt und öde ist hier die große Natur ringsum. Tief unter uns im südlichen Streifen des zauberreichen Bödeli sehen wir sich Dorf an Dorf drängen und die grünen Felder leuchten in köstlicher Pracht herauf, von Zeit zu Zeit durch einen üppigen Baumwuchs dunkler gefärbt, wie er sich auch fast schwarz die halbe Höhe der Felsen hinaufzieht, die den ungeheuren Kessel einschließen, über dem wir wie der Adler hoch oben im Horst sitzen.

Friedlich und still sehen wir auch mitten in das Pfarrdorf Gsteig hinein, dessen Pfarrhaus an dem grünen Blätterteppich kenntlich ist, der sein ganzes Gemäuer überkleidet und von einem uralten Birnbaum herrührt, der so seltsam gezogen ist, aber selbst in seinem Alter noch immer die saftigsten Früchte liefert. Ueber Gsteig fort, wo der Weg nach der schynigen Platte beginnt, den wir stundenweit über grüne Matten und durch dunkle Tannen verfolgen können, blicken wir nach Süden und zur Jungfrau hin in's Thal hinein, bis uns zur Linken der grandios aufgebaute Hunnenthurm und zur Rechten die Eisenfluh den Blick in das Thal hemmt. Aber wir haben genug an dem so weit reichenden Blick. Ja, er ist überreich und wollte eine Feder alles Einzelne beschreiben, so müßte

sie die Geduld des Lesers noch mehr in Anspruch nehmen, als es schon jetzt geschieht.

Nachdem ich mein Auge an allen diesen Reizen gelabt und den mir bekannten Häusern in der Tiefe meinen Gruß zugesandt, setzte ich meinen Weg weiter fort, ruhte einen Augenblick auf der beliebten Echobank und überzeugte mich, daß die wunderbar schöne Stimme nach dem Hause hin und davon zurück noch immer ihre Schuldigkeit thue.

Im langsamsten Bergschlenderschritt, wie ich ihn von Meister Sterchi selbst gelernt, begann ich nun das eigentliche Steigen die grüne Hausalp hinauf und auf jeder Bank ruhte ich und fühlte mich beglückt, wie schon oft, denn je höher ich stieg, um so größer ward das unter mir liegende Bödelithal, um so reichere Bilder thaten sich allmählig auf, bis man zuletzt oben auf der Höhe, wo eine Alphütte mit Kuhstallung steht, den ganzen Thuner und Brienzer See mit allen sie umgebenden Bergen vor und unter sich hat.

O mein Gott, welcher große Anblick ist das und wie friedlich ruht dem Schauenden zu Füßen das weiße gastliche Haus des Abendberges, rings von seinen grünen Matten umflossen, von Tannen umkränzt und im goldenen Sonnenlicht strahlend, das jeden Fleck in diesem irdischen Paradiese bescheint. Von hier oben sieht man auch in den Hof des Hauses hinein, man sieht die Knechte und Mägde in Scheune und Küche ihr Wesen treiben und jeder Wanderer, der auf den Berg kommt oder ihn verläßt, muß an unsern Augen vorüber, ohne daß er selbst

im Stande ist, uns auf unserer im Schatten der großen Wettertanne errichteten Bank sitzen zu sehen.

Aber auch die Stelle unter der Wettertanne bei der Cisterne war mir noch nicht hoch genug, es zog und drängte mich weit höher hinauf. Nur noch einen Blick warf ich auf den prächtig gewachsenen Baum, der von Beau-Site aus betrachtet, nicht größer als ein mittelgroßer Weihnachtsbaum erscheint, und freute mich, daß er abermals siegreich den Stürmen des letzten Winters Stand gehalten hatte. Ja, geschüttelt und gerüttelt ward er genug hier oben in der freien Luft, aber dafür ist er auch stark und mächtig geworden und seine rauhe und knofige Rinde sieht aus wie die Muskulatur eines Athleten, der im ewigen Ringen und Kämpfen mit den Mächten des Schicksals begriffen ist und dadurch die Kraft des Stahles gewonnen hat.

Meine Sehnsucht zog mich von hier aus nach der Stelle des Berges, die mir die liebste von allen ist und auf der ich stundenlang täglich allein zu weilen pflegte, um mich der köstlichen Luft preiszugeben, die hier oben immer weht, und mich an dem unbeschreiblich schönen Anblick zu freuen, der dem Ersteiger dieser Höhe zu Theil wird. An den Heustadeln und dem obersten Kuhstall vorbei, in dem die Kühe im Spätherbst so lange verweilen, bis auch hier das letzte Gras abgeweidet ist, um dann tiefer in den Scheunenstall zu ziehen und den langen Wintertraum zu begonnen, folgte ich dem schmalen steinigen Pfade,

immer zwischen fußhohen Alpenblumen hindurchschreitend, die zu beiden Seiten auf steilgesenkter grüner Matte blühen, bis ich endlich das ebene Plateau erreichte, auf dessen äußerstem, nach Westen blickenden Rande meine Lieblingsbank steht. Diesen Platz nennt man die ›Sieben Tannen‹, weil in der That nur so viele Bäume hier wurzeln, und ich ahnte damals noch nicht, daß mir dieser Platz in kurzer Zeit von noch viel größerer Bedeutung werden würde. Hart am dreitausend Fuß tiefen Absturz gelegen, ist die Bank nur durch einige an die Tannen angeschlagene Schranken geschützt, aber wirft man einen Blick über diese Schranken fort, so öffnet sich ein neuer wunderbarer Blick, den Niemand vergessen wird, der ihn einmal gesehen. Denn weit unten in der Tiefe, unnennbar weit und doch vollkommen klar, öffnet sich hier der ganze Thuner See in seiner vollen Länge und Breite, umragt von den gewaltigen Bergriesen, die die allmächtige Schöpferkraft um ihn her aufgebaut. Hoch über allem Erdengewühl, dem Himmel viel näher und umringt von den Wundern der Schöpfung, fühlt man hier das Herz voller und kräftiger schlagen und voll Bewunderung schweift der staunende Blick von Stelle zu Stelle, kaum im Stande, Alles und Jedes zu fassen und in sich aufzunehmen, was ihm hier oben geboten wird.

Vorn zur Linken, weit über malerisch gelegenen Dörfern hinweg, an deren Hütten der blaugrüne See sich schmeichelnd schmiegt, erhebt sich zuerst die immer schöne grandiose Steinpyramide des Riesen mit seiner sich ihm anschließenden Kette riesiger Trabanten. Dann

folgt das Kanderthal, an welches sich die Stockhornkette reiht, bis der Blick jenseits der weißen Frau seine Kraft verliert und nichts mehr als Aether, das heißt blauen Himmel und blaue Wasserwogen steht. Rechts dagegen zieht sich um den See der meilenlange Beatenberg herum, mit seinen Dorfschaften und Sennhütten unten und oben, und Alles, Alles schwimmt in violetten, blauen, grünen Farben und strahlt wieder vom Glanz der Sonne, die wie liebkosend sich auf diesen schönen Erdenfleck niedersenkt. Der See selbst aber, im Augenblick still, von keinem Lufthauch bewegt, schwimmt spiegelglatt in seiner Bläue dahin; nur zwei Dampfer sind auf ihm sichtbar, die lange silberne Strahlen hinter sich lassen und aus deren Schornsteinen dunkle Wolken aufsteigen, die aber bald wieder der blaue Aether verschlingt, und nur das Echo trägt dann und wann den Schall der rastlos schaukelnden Räder zu uns herauf.

Welche Stille, welcher Frieden umgibt hier den einsamen Beschauer! Nichts als das Rauschen der Aare tief unten, die sich wie eine blaue Schlange durch das westliche Bördeli windet, oder der heisere Ruf eines vorüberflatternden Raubvogels stört ihn in seinen Gedanken. In dieser Einsamkeit aber erwacht das Nachdenken, erhebt die Seele sich und läutert sich das Herz, und in diesem Herzen, das immer und überall, wenn es freudig schlägt, an seine Lieben in der Ferne denkt, wächst die Bedeutung der fernen Welt und ihrer Bewohner, und der Geist giebt sich, ohne es selbst zu wissen, einem genußreichen Träumen hin, ohne daß das Auge ermüdet und er selbst

erschlaft, denn immer neue und größere Reize drängen auf ihn ein und ermuntern und stacheln ihn zu neuem Träumen, das hier ohne Ende sein würde, wenn nicht Alles auf der Welt einmal ein Ende haben müßte.

Ich mochte etwa eine halbe Stunde an dieser Stelle gesessen haben und stellte eben meine Betrachtung darüber an, wann die eine der sieben Tannen, ein Riese von ungewöhnlicher Größe, aber jetzt vollständig abgestorben und ihre Astreste wehmüthig in die leere Luft streckend, ihrem endlichen Schicksal erliegen und wie man sie an dieser gefährlichen Stelle zu Falle bringen würde, als ich auf dem seitwärts am Saume des Waldes vom Hause unmittelbar heraufführenden Fußpfade meinen Wirth in seinem stäten und festen Bergschritt daherkommen sah. Er hatte den bei Weitem weniger anmuthigen und wegen der vielen glatten Steine schwierigen, aber auch kürzeren Weg gewählt, um zu den Sieben Tannen zu gelangen. Bald saß er, tief aufathmend, doch dabei ununterbrochen seine Cigarre rauchend, an meiner Seite, und als er wieder ganz zu Athem gekommen, sagte er freundlich:

»Na, ich dachte mir wohl, daß ich Sie hier finden würde. Nicht wahr, es ist immer schön hier oben?«

»Wunderbar schön und mir immer wieder neu, so oft ich den Platz betreten mag. O ja, das werden die drei Engländerinnen, die mir in diesen Tagen nachfolgen,

auch bald empfinden und ich sehe es kommen, daß sie hier ihren beständigen Sommersitz aufschlagen und den halben Tag verträumen werden.«

»So? Na, dann muß ich nur rasch, was ich schon lange gewollt, für sie eine kleine Hütte aufrichten lassen, damit sie gegen den Wind geschützt sind, wenn er weht, und das thut er hier nur zu oft, wie Sie wissen. – Aber, was für Leute sind denn diese Engländerinnen?« fragte er weiter. »Aus ihrem Brief ging eine fast krankhafte Sehnsucht nach friedlicher Stille hervor und sie haben mich so inständigst gebeten, sie bei mir aufzunehmen, daß ich in großer Verlegenheit gewesen wäre, wenn ich keinen Platz mehr für sie gehabt hätte.«

»Es sind sehr lebenswürdige Menschen,« erwiderte ich, »sonst hätte ich mich ihnen gewiß nicht genähert, da ich ja, wie Sie wissen, die in der Schweiz reisenden Engländer nicht sonderlich liebe. Doch bei diesen muß ich einmal eine sehr gerechtfertigte Ausnahme machen – und so habe ich mir vorgenommen, sie in allen ihren Unternehmungen und Wünschen nach besten Kräften zu unterstützen. Welche Zimmer haben Sie ihnen denn zugedacht?«

»Sie haben zwei große Zimmer für sich mit drei Betten und zwei kleine gesonderte für ihre Dienerschaft verlangt. Nun sehen Sie, das paßte mir gerade und so habe ich ihnen die beiden schönen Zimmer über dem Balcon vorbehalten, und ihre Dienerschaft, wenigstens ihr Mädchen, für das sie eine besondere Vorliebe zu haben scheinen, werde ich dicht bei ihnen unterbringen.«

»Das ist mir lieb, Sterchi, und thun Sie ja alles Mögliche, um den armen Leuten zu Willen zu sein; sie sind unglücklich genug und befinden sich in tiefster Trauer um einen Verwandten, der voriges Jahr in der Schweiz verunglückt ist. Ah ja, da fällt mir ein, vielleicht wissen Sie davon oder haben wenigstens darüber sprechen gehört: ist denn ein gewisser Harry Duncan, ein englischer Seeofficier, im vorigen Jahre hier in der Nähe von Interlaken von einem Felsen gestürzt?«

»Harry Duncan,« sagte Sterchi, still vor sich nachsinnend, »und im vorigen Jahr? Nein, Herr Doctor, davon ist mir nichts zu Ohren gekommen, und auf dieser Seite von Interlaken ist er ganz gewiß nicht verunglückt, denn so lange ich auf dem Abendberg wohne, ist hier noch Niemand zu Schaden gekommen. Verlaufen, verklettert haben sich freilich Viele und sind nachher todesmatt und erschöpft bei mir eingekehrt. Ja, das kommt sogar beinahe jede Woche vor. Aber da sollten Sie doch einmal den Obersten H*** fragen, der weiß ja Alles der Art und führt ein gewissenhaftes Register über Jeden, der im Berner Oberlande nur einen Arm oder ein Bein gebrochen hat.«

»Den habe ich schon gefragt,« sagte ich lächelnd, »aber seine Antwort wird noch eine Weile auf sich warten lassen, da er in Bern als Großrath ist und wahrscheinlich nicht viel Zeit zum Schreiben hat. Auch habe ich ihm gesagt, daß seine Antwort mich bei Ihnen finden wird und so erwarte ich sie in den nächsten Wochen bestimmt.«

»Nun, da werden Sie ja die beste Aufklärung erhalten. Aber über Ihre drei Engländerinnen beruhigen Sie sich.

Sie sollen es gut bei mir haben, ich stehe Ihnen dafür, und wenn sie einer Nervenstärkung bedürfen, wie sie mir geschrieben, so werden mein Berg und seine Luft hier oben bald ihre Wirkung thun.«

Wir plauderten noch Mancherlei hin, und her und schon wollten wir uns zur Rückkehr nach dem Hause anschicken, als mir zufällig der Amerikaner einfiel, der sich durch die Parquetteriefabrik in Interlaken auf dem Abendberge und noch dazu auf Sterchi's Alp ein Blockhaus hatte bauen lassen.

»Da fällt mir eben ein,« sagte ich zu dem gemüthlich rauchenden Mann, »daß Sie ja auch im letzten Winter Besuch in Ihrem Berghause gehabt haben. Na, der Mann muß an einer besonderen Passion für Kälte, Wind und Schnee leiden, denn selbst ich, so sehr ich Ihren Berg im Sommer liebe, möchte im Winter keine acht Tage hier zubringen. Und wo steht denn eigentlich das Haus, welches ihm die Parquetteriefabrik hier oben gebaut hat?«

Sterchi hatte zu rauchen aufgehört und sein Ohr mir aufmerksam zugeneigt. Als ich aber die letzten Worte sprach, wandte er plötzlich das Gesicht von mir ab und als er es nach einer Minute wieder zu mir herumwandte, glaubte ich eine gewisse Betroffenheit darauf wahrzunehmen, die er, der immer so ruhige und gleichmäßig gestimmte Mann, gleichwohl sehr geschickt hinter einem stillen Lächeln zu verbergen suchte.

»So,« sagte er, und sprach das nun Folgende sehr langsam und, wie mir nicht entging, mit besonderer vorsichtiger Ueberlegung. »Also das haben Sie auch schon gehört? Weiß der Himmel, wie es kommt, aber Sie erfahren da unten immer Alles, Ihnen bleibt Nichts verborgen und man läßt mir gar keine Neuigkeit für Sie mehr übrig.«

»O, ich habe es diesmal nur durch einen besonderen Zufall erfahren,« erwiderte ich. »Und Sie haben ja nun noch Gelegenheit genug, mir das Nähere über diesen seltsamen Kauz und seine Ansiedelung auf Ihrer Alp mitzutheilen.«

Sterchi war in ein längeres Schweigen versunken und schien mit sich über irgend Etwas ernstlich zu Rathe zu gehen. »Nun ja,« sagte er endlich, »durch einen Zufall erfährt man ja immer Dergleichen und eine böse Absicht kann damit hier gar nicht verbunden sein. Aber – wissen Sie was, lieber Herr Doctor?« fügte er mit einem schnell in ihm auftauchenden Entschluß hinzu und mir entging sein innerer Kampf zwischen seiner Wahrheitsliebe und seinem Gewissen hierbei nicht, »wir wollen eben diese Angelegenheit heute lieber noch nicht sprechen. Vielleicht ein anderes Mal. Begnügen Sie sich einstweilen mit dem, was Sie – durch Zufall – erfahren haben, und ich – ich kann beim besten Willen Ihnen in diesem Punkte nicht Rede stehen.«

»Ah, Sie sind vielleicht auch durch ein Versprechen gebunden, darüber zu schweigen!« entfuhr es mir. »Nun ja,

ich habe schon unten flüstern gehört, daß dieser seltsame Amerikaner es nicht unter die Leute kommen lassen wollte, daß er sich bei Ihnen angesiedelt.«

Sterchi gab mir hierauf keine Antwort und zündete sich mit ruhigstem Gleichmuth seine ausgegangene Cigarre von Neuem an. Aber auch als sie brannte, sprach er nicht weiter, sondern blickte nachdenklich über den im vollen Sonnenlicht blitzenden Thuner See hinunter, als suche er dort irgend Etwas, was gar nicht zu finden war. Ein solches Verhalten war mir an ihm neu, da ich aus alter Erfahrung wohl wußte, daß er mir aus besonderem Vertrauen Mancherlei mitzutheilen pflegte, was er Anderen verschwieg. Da er aber jetzt auch gegen mich so schweigsam war, trotzdem ich mich als Halbeingeweihter erwies und ihn bat, mir sein Mitwissen zu entdecken, mußte ich annehmen, daß wirklich ein kleines Geheimniß obwaltete. Obgleich ich dasselbe nun gern erfahren hätte, so beschloß ich doch, ihn nicht weiter zu bedrängen, doch konnte ich mich schließlich nicht enthalten, ihm zu sagen, daß mir das obwaltende Geheimniß in Bezug auf dies neue Bergetablissement nicht lange verborgen bleiben werde, da ich mir fest vorgenommen, dasselbe zu entdecken, wozu ich mich sogar sehr bald anschicken würde, da ich gerade die beste Zeit dazu hätte und eine sehr große Lust zum Herumklettern in den Bergen verspürte.

Bei diesen Worten lachte Sterchi laut auf, was mir bei dem sonst so natürlich sich gebenden Mann etwas erzwungen klang, und entgegnete mit einer gewissen Zurückhaltung:

»Das mögen Sie immerhin thun, dagegen habe ich nichts und kann ich nichts haben. Dann aber habe ich wenigstens meine Schuldigkeit gethan und Ihnen nicht gesagt, wo das Häuschen zu finden ist, welches die Parquetteriefabrik da unten auf meinem Berge einmal gebaut haben soll. Haha! Und nun muß ich Sie verlassen und nachsehen, ob der Tisch für meine kleine Gesellschaft in Ordnung ist. In einer Viertelstunde werde ich zum Essen läuten lassen. Ueberhören Sie die Glocke nicht, wenn Sie sich in Ihre Entdeckungspläne zu sehr vertiefen sollten.«

Er grüßte mich und stieg auf demselben steilen Pfade wieder hinab, auf dem er heraufgekommen war, mich in einem ganz eigenen nachdenklichen Zustande zurücklassend, wie ich ihn diesem sonst so offenen und ehrlichen Manne gegenüber noch nicht kennen gelernt hatte. Ich wurde dadurch, ich gestehe es ehrlich, in eine Art von Neugierde versetzt, die ich mir selbst nicht zugetraut, denn die Art und Weise des Benehmens Sterchi's bei dieser Angelegenheit wich soweit von seiner früheren, mir bisher bekannt gewordenen ab, daß ich sie mir gar nicht erklären konnte. Gerade seine offenbare Weigerung, mir den Standpunkt der neuen Blockhütte des Amerikaners zu verrathen, erregte diese Neugierde, und der anfangs so dunkle Trieb, zu ergründen, was sonst für

ein Geheimniß mit dieser Hütte und dem sie bewohnenden Manne verbunden sei, wuchs rasch zu einem so heftigen und klar hervortretenden in mir an, daß ich ihn nicht länger unterdrücken konnte und zu seiner sofortigen Befriedigung geneigt war. Vielleicht erschien mir die ganze Angelegenheit viel bedeutsamer, als sie in Wirklichkeit war, gerade dadurch, daß sie mir der ehrliche Sterchi verschwieg oder in eine Art Räthsel hüllte, und nach kurzem Nachdenken war ich entschlossen, schon an diesem Nachmittag einen kleinen Recognoscirungsgang nach der Alp zu unternehmen, wobei ich keinen Augenblick zweifelte, daß ich bei meiner genauen Kenntniß sämtlicher Wege und Oertlichkeiten des weit ausgedehnten Berges bald hinter den Schleier des obwaltenden Geheimnisses blicken würde, und hatte ich die Hütte erst gefunden, dann schien mir keine Schwierigkeit mehr zu bestehen, auch über die fragliche Persönlichkeit den gewünschten Aufschluß zu erhalten.

Mit solchen Gedanken beschäftigt, trat auch ich bald nach dem Weggehen meines Wirthes den Weg nach Hause an, aber ich wählte wieder den bequemerem, schritt in der grell scheinenden Mittagssonne langsam über die grünen Matten hinab und kam gerade in dem Augenblick auf dem Hofe an, als die Eßglocke von dem kleinen Johann geläutet wurde und ihren immer angenehmen Klang in der ganzen Umgebung des einsamen Hauses ertönen ließ.

Die Gesellschaft, die ich an diesem ersten Tage um den Tisch des Abendbergs versammelt fand, war allerdings nur noch sehr wenig zahlreich und nicht besonders geeignet, mich gesellig an das Haus zu fesseln oder gar meine Zeit für sich in Anspruch zu nehmen. Außer mir saßen nur noch neun Personen an der Tafel in dem großen Speisesaal, der sehr bequem fünfzig Personen fassen kann, und zwar waren bis jetzt nur in der Schweiz Eingeborene anwesend. Ein reicher, den Exporthandel Emmenthaler Käses betreibender Kaufmann war mit seiner Eehälfte vorhanden und Beide sahen in ihrem stattlichen Embonpoint aus, als hätte die vielfache Beschäftigung mit ihrem fetten Stoff sie auch rund und voll gemacht und in der That erzählte die gute Frau nachher laut bei Tisch, daß sie und ihr augenblicklich völlig schweigsamer Mann nur darum hierher gekommen seien, um sich müde und matt zu klettern, da ihr Arzt es ihnen auf die Seele gebunden habe, in freier Alpenluft ihre stockenden Säfte in lebhaftere Cirkulation zu bringen.

Außer diesen beiden höchst gutmüthigen und für meine Ruhe ungefährlichen Personen befand sich noch eine Familie, aus einer Mutter mit drei längst ausgewachsenen Töchtern bestehend, da, die man das vierblättrige Kleeblatt hätte nennen können, denn wo sie später auch standen, saßen oder gingen, stets sah man sie dicht beisammen, als fürchteten sie sich, daß irgend Eine sich von den Andern verlieren oder in einen Abgrund stürzen könne. Sie waren aus der französischen Schweiz hierhergekommen, um ebenfalls die frische Luft zu genießen, und zwar

aus dem einzigen Grunde hatten sie gerade den Abendberg gewählt, wie sie jeden Mittag Jedermann erzählten, weil man ihnen zu Hause gesagt, daß es hier viel billiger sei als bei ihnen, was, wie sie stets leise flüsterten, damit es Sterchi oder eine seiner Kellnerinnen nicht höre, eigentlich nicht wahr sei, denn der Berg koste ihnen ohne Wein und Trinkgeld jeden Tag dreißig Francs.

Die letzte kleine Gesellschaft bestand aus einem seltsamen weiblichen Geschwistertrio von canonischem Alter und schien von einerlei Drangsal des Lebens hart mitgenommen zu sein. Alle Drei waren gleich mager von Gestalt, gleich kümmerlich von Gesicht und gleich altväterisch gekleidet, und alle Drei beklagten es sehr, daß der liebe Gott Nerven geschaffen habe, denn alle ihre Nerven seien auf das Furchtbarste zerrüttet, weshalb sie sich auch in der heilkräftigen Luft dieses Berges die nöthige Stärkung holen wollten. Indessen mußte die allgemeine Schwäche ihrer Nerven doch nicht auf die ihres Magens übergegangen sein, denn sie aßen alle Drei mit virtuoser Schnelligkeit und einer Ausdauer, daß man sie hätte beneiden können, und zwar füllten sie sich so große Quantitäten auf ihre stets leeren Teller, als hätten sie drei Tage in einer Wüstenei geschmachtet oder heute schon einen dreimal so hohen Berg wie den Abendberg bestiegen. Damit diese Völlerei ihnen aber nicht schädlich sei, hatten sie stets ihre Gebetbücher neben den Tellern liegen, und in jeder Pause zwischen den einzelnen Gerichten lasen sie eifrig darin und ihre Lippen flüsterten ohne Unterlaß leise Gelübde, während ihre düster glimmenden Augen

schon wieder verlangend nach dem Anrichtetisch flogen, von woher man ihnen die neue irdische Speise brachte.

Bei diesen wenigen Gästen hatten denn Sterchi fast gar nichts und seine beiden netten Kellnerinnen Anna und Lina, die in ihren kleidsamen Oberländer Trachten mit freundlicher Zuvorkommenheit die Speisenden bedienten, sehr wenig zu thun; indessen sah man sie auch außer den Speisestunden nie müßig stehen und ich konnte namentlich mit Anna zufrieden sein, die mir als Stubenmagd zugefallen war und mein Zimmer so hübsch in Ordnung hielt, daß ich niemals einen Wunsch für das Eine oder Andere auszusprechen hatte.

Ich hielt mich diesmal nicht lange bei Tische auf, denn es zog mich mächtig nach einem andern Ziele hin. Während die Familie des Käsehändlers, das vierblättrige Kleeblatt und die nervenschwachen Betschwestern noch eifrig mit dem süßen Dessert beschäftigt waren, befand ich mich schon wieder in meinem Zimmer, legte meine gewöhnliche Bergrüstung an und trat, mit Fernglas und einem guten Alpstock bewaffnet, in's Freie hinaus, um ganz im Stillen meinen etwas weiten Weg anzutreten und die Suche nach dem neuen Blockhause zu beginnen.

Indessen sollte ich doch nicht ganz unbemerkt auf den Berg gelangen, denn als ich eben den ersten Absatz hinter dem Hause erreicht hatte und mich umblickte, um zu erkunden, ob Jemand mich meine Reise antreten sähe, sah ich Sterchi vor der Thür der Küche stehen, als ob er mir auflauern wolle, warum ich heute so früh seine Tafel verlassen habe.

Als ich mich nach ihm umschaute, nickte er mir mit einem eigenthümlichen Lächeln zu, in dem mir eben so viel Ironie wie Jovialität zu liegen schien, als wollte er sagen: »Geh nur, ich weiß schon, was Du vorhast. Aber ich weiß auch im Voraus, Du findest nicht, was Du suchst und kehrst unverrichteter Sache nach Hause zurück.« So nun dachte ich freilich nicht, und ihm ein freundliches Lebewohl zurufend, schritt ich langsam die grüne Matte hinan, um so bald wie möglich die oberste Hütte zu erreichen und von da aus meinen Recognoscirungsgang zu beginnen.

ELFTES CAPITEL. EIN RECOGNOSCIRUNGSGANG NACH DER OBEREN ALP.

Die obere zu Sterchi's Besitz gehörige Alp; die heute mein Ziel war, liegt, durch ein theils der Gemeinde von Darligen, theils Privatpersonen von Interlaken zugehöriges Grundstück davon getrennt, welches wohl drei Viertelstunden lang einen mächtigen Bergwald und saftige Wiesen umfaßt, beinahe auf der höchsten Spitze des von hier aus noch dreitausend Fuß höher aufsteigenden Abendberges. Sie liegt auf dem mattenreichen Abhang nach Süden hin, ist hoch oben von einem mächtigen Tannenwuchs begränzt und sieht in das tief unter ihr liegende romantische Saxetenhal hinein. Sie ist also wenigstens eine gute Stunde weit vom Hotel Bellevue entfernt und wenn man sich nicht erhitzen will, was jedenfalls nicht in meiner Passion liegt, so braucht man gute anderthalb Stunden, um sie zu erreichen, da der Weg auf der ersten

Hälfte sehr steil bergan führt und wegen der vielen durch Regengüsse herabgespülten Steine oft schwierig zu passieren ist.

Mit der Witterung konnte ich diesmal ganz zufrieden sein. Der Himmel dehnte sich fast wolkenlos und in seiner reinsten Bläue über die ganze paradiesische Gegend aus und die Sonne stand wenig über den Zenith geneigt über dem Abendberg, als besinne sie sich, ob sie nicht noch länger darüber weilen und sich an dem Anblick der unter ihr prangenden Herrlichkeiten erquicken solle. Indessen die intensive Wärme, die sie ausstrahlte, genirte mich nicht; ich war ja hier, um Wärme, Licht und frische Lust zu genießen, und das hatte ich Alles in Fülle und aus erster Hand hier oben, obgleich ich nicht läugnen will, daß ich mich schon während des ersten Steigens bei der scheinbar in jeder Minute zunehmenden Gluth lebhaft sehnte, bald den Schatten zu erreichen, der mich jenseits der obersten Hütte auf der Hausalp ohne allen Zweifel im dort thronenden Walde erwartete.

Langsam stieg ich denn auf den bequemsten Wegen bergan, von Zeit zu Zeit zur Erholung stillstehend und über die ganze Niederlassung des Abendberges fort nach den darunter liegenden Seen und den sie begränzenden Felsketten blickend, die, je höher man kommt, in immer vollkommenerer Pracht vor den Augen des Beschauers ausgebreitet liegen. Von der obersten Hütte aber führt ein noch von Sterchi in Ordnung gehaltener Weg quer über die grüne Matte hinweg und hat man sie durchmessen, so öffnet sich der Wald, in den man wie durch ein immer

offen gehaltenes Thor durch eine grüne Wölbung in den längst ersehnten Schatten tritt. Durch dunkle, hochaufstrebende Tannen geht es anfangs steil einen schmalen steinigen Weg hinan. Rechts daneben ziehen sich die uralten Bäume nach der jäh abfallenden Kappe des Abendberges empor, links steigen sie in das Saxetenhal in eben so jähem Absturz hinab und man sieht durch ihre Lücken von Zeit zu Zeit auf die drüben wie Silber leuchtenden Eisberge hinüber, während der nie rastende Saxetenbach immer lauter seine brausende Naturstimme heraufdröhnen läßt.

Bald taucht auf derselben Seite der malerisch gestaltete Bellenhöchst und neben und halb hinter ihm die kahle, majestätisch gebaute Pyramidengestalt der Suleck auf, aber man schaut noch nicht mit voller Ruhe hinüber, denn der Weg kommt dem noch ungewohnten Steige beschwerlich vor und man begreift dabei gar nicht, wo die Höhe eigentlich herkommt und wo sie ein Ende nimmt, die doch vom Hause aus gesehen gar nicht so bedeutend erscheint. Aber immer wenn man eine übersichtliche Höhe erstiegen hat und schon glaubt, oben zu sein, sieht man eine neue Höhe sich auf die alte Thürmen, die man wieder erklettern muß. Oft stand ich daher still, um mein mächtig schlagendes Herz zur Ruhe kommen zu lassen, und wo ich an geeigneter Stelle einen Platz zum Sitzen fand, ließ ich mich nieder, um mein Auge an dem wunderbaren Anblick der in bläulichen Duft verschwimmenden Ferne zu laben.

Indessen ich mußte noch viel weiter und höher hinauf und so hielt ich mich nicht zu lange auf. Je höher ich aber kam, um so schroffer und tiefer stürzten die Abhänge nach dem Saxetenthal hinab und nur an einer Stelle, wo ich einen kostbaren Blick durch die seltsam geformten Baumstämme hindurch nach dem Lütschinenthal und dem Briener See hinab gewann, hielt ich mich noch einmal und etwas länger auf. Als ich aber eine gute halbe Stunde auf dem steinigen Wege mühsam fortgestiegen war, wurde er allmählig ebener, die Tannen zur Linken traten sparsamer auf und man sieht über jäh abstürzende Matten in das lachende Saxetenthal hinein, dessen weit auseinander gezogene Hütten idyllisch oberhalb des brausenden Baches ruhen. Ueber ihnen aber erheben sich in ihrer ganzen Macht und Breite der vielfach ausgezackte Bellenhöchst, die Lobhörner und am westlichen Horizont steigt der über neuntausend Fuß hohe Schwalmere auf, der wie ein erhabener Wächter das grüne Thal schließt, um ihm Fruchtbarkeit und Gedeihen, Frische und Reiz zu geben, denn von seinen mit ewigem Schnee bedeckten Gipfeln und Klippen träufelt das crystallklare Wasser herab, welches zuletzt in jähem donnernden Fall in das tiefere Thal stürzt und die weithin hörbare und sichtbare Cascade des Saxetenbaches bildet.

Ihm gerade entgegengesetzt, nach Osten hin leuchtet plötzlich bei einer Wendung des Weges der spiegelglatte eiförmige Briener See auf und rechts davon entwickelt sich – ein prachtvoller Anblick – das ganze Felsengewirr der Berner Alpen und wir überschauen mit staunender

Lust die majestätischen Wetterhörner, das Schreckhorn, den Eiger und Mönch, und blicken tief, tief bis in die Grindelwalder Gletscher hinein, deren großartige Scenerie, da man hier durch die allzu große Nähe nicht beeinträchtigt wird, von dieser Stelle aus viel prachtvoller und umfassender ist, als in Grindelwald selbst.

Hat man erst diesen Punkt erreicht, so ist die größte Schwierigkeit überwunden und man schreitet nun auf ziemlich ebenem Boden, freilich auf häufig vom Regen sehr ausgewaschenen Wegen, gerade der wie ein kühner nackter Gladiator sich darstellenden Suleck gegenüber, der Abendberger Alp entgegen, die man endlich auf schwindelhoher, baumfreier Matte, hoch über allen übrigen Hütten der Umgegend thronend, in der Ferne vor sich sieht.

Allein, so bald ist man noch immer nicht da, der Weg hebt und senkt sich, zieht sich bald links, bald rechts herum und man muß zuletzt noch einmal unsanft in die Höhe steigen, bis man endlich die Sennhütte, die auf einem grünen Abhang unmittelbar am Fuße der höchsten Spitze des mit Tannen bewachsenen Berges liegt, vor sich hat.

Als ich so weit gekommen war, blieb ich stehen und betrachtete mir ringsum die großartige und wahrhaft zauberisch schöne Gegend, die gerade durch ihre durch Nichts gestörte Einsamkeit und Stille die größte Wirkung

auf den für Naturschönheiten empfänglichen Beschauer übt. Einsam, ja, gewiß sehr einsam lag sie namentlich heute da. Um die zunächst gelegenen, verschiedenen Gemeinden und Privatpersonen gehörenden Sennhütten war kein Mensch zu sehen und selbst die Kühe, die sonst die saftigen Anger beleben, waren nicht vorhanden. Nur hoch oben an den Hängen über Sterchi's Sennhütte sah man einige Ziegen umherklettern, die ohne Führung und Aufsicht sich ihrem natürlichen Triebe überlassen und nur dann zu den Menschen hinabsteigen, wenn die Stunde des Melkens gekommen ist, die sie so genau innehalten, als ob sie eine richtig gehende Uhr in sich trügen.

Ich sog mit unsäglicher Wonne die mich umgebende Alpenluft ein, die frisch, fast kühl von den gegenüber liegenden Schneefeldern herüberweht und die, wenn man bei großer Wärme heraufgestiegen ist, zur Vorsicht mahnt, so daß man unwillkürlich den Rock fester knöpft. Dennoch war die vom blauen Himmel herabstrahlende Wärme fühlbar genug und die Fliegen summten in dichten Schaaren im hellen Sonnenlichte umher, um sich irgend wo einen Gegenstand zu suchen, an dem sie sich laben könnten. Darum auch befanden sich die Kühe noch im Stall, um ihn erst in der rasch heraufsteigenden Abendkühle zu verlassen und die ganze Nacht hindurch auf dem fetten Grasboden zu bleiben, bis am Morgen die heiß werdende Sonne sie wieder in die für sie immer bereit Hütte treibt.

Nachdem ich längere Zeit hier gestanden und alles Wahrnehmbare mit trunkenen Blicken in mich aufgenommen, schritt ich langsam weiter vor und erreichte das leicht verschiebbare Gatter, welches das Privateigenthum meines Wirthes umschließt, und als ich es durchschritten und hinter mir geschlossen, stand ich wieder auf seinem Grund und Boden und erinnerte mich nun lebhaft, was mich hierhergeführt. Bevor ich jedoch meine eigentliche Suche begann, wollte ich erst die Sennhütte betreten, mich an einem Glase frischer Milch laben und mit dem mir schon lange bekannten Sennen oder Sennjungen sprechen, die in der vor mir liegenden Hütte ihr stilles Berg- und Waldleben führten.

So schritt ich denn der Hütte näher, die ich in ihrer jetzigen Gestalt noch nicht gesehen, denn sie war erst vor kurzer Zeit von Grund aus neu gebaut, bei Weitem vergrößert und mit allen Erfordernissen ausgestattet, welche die selbst auf so hohen Bergen in der Milchwirthschaft fortschreitende Cultur eines Viehzucht treibenden Volkes verlangt. Bevor ich jedoch in die jetzt sehr geräumig sich darstellende Hütte trat, nahm ich erst ihre nähere Umgebung in Augenschein. Sie war noch sichtbar mit den Resten von Baumaterialien erfüllt und man merkte wohl, daß eine aufräumende Hand hier, wo es so viel Anderes und Wichtigeres zu thun giebt, noch in keiner Weise thätig gewesen. Die Hütte selbst war auf einem steinernen Unterbau von einigen Fuß Höhe ganz von Tannenholz aufgeführt, dessen es ja in nächster Nähe in Fülle gab, und weithin leuchtete die helle gelbe Farbe

ihrer frisch gefügten Wände, denen das Ungestüm der Witterung und ein einziger schneereicher Winter nur zu bald einen dunkleren Anstrich geben wird.

So trat ich denn endlich in die Hütte selbst ein und fand mich angenehm überrascht, als ich die neue Einrichtung mit der früheren in der alten Hütte, die mir noch sehr gut in der Erinnerung stand, verglich.

Unmittelbar hinter der stets offenen Eingangspforte lag ein leidlich großes Gemach, in dessen linker Ecke dem Fenster zu ein geräumiges, mit reinlichem Linnen überzogenes Bett stand, in welchem Heinrich Müller, der freundliche Senne, mit Christen, dem Sennjungem seine Nachtruhe hielt. An einem Riegel gegenüber hingen mehrere ihrer Kleidungsstücke und ein Drittel des Raumes war mit Utensilien aller Art gefüllt, wie man sie in einer so abgelegenen, nur dem Wirthschaftsbetriebe oder eigentlich der Pflege des Viehes und der Zubereitung der Butter und des Käses gewidmeten Oertlichkeit gebraucht.

Aus diesem ersten Raum trat ich in den zweiten und viel wichtigeren ein, die Küche, die, von gleicher Größe wie der vorige, aber schon weniger einladend und mit Rauch und Käseduft überfüllt war, ohne die eine Sennhütte nun einmal nicht bestehen kann, auch wenn sie sich alle Erfindungen und Verbesserungen der Neuzeit angeeignet hat. Zwar stand das kleine Fenster darin auf, durch das der Rauch wie durch einen engen Rauchfang in's Freie abziehen konnte, allein er schien die Stelle seiner Entstehung zu lieben und lagerte sich in dichten Wolken um den Kessel her, nur in einzelnen Flocken aus dem

Fenster wirbelnd, als durch das Oeffnen der Thür, durch die ich eintrat, eine leichte Zugluft entstand. Der ungeheure Kessel selbst stand in der linken Ecke, über die Hälfte mit schneeweißer Milch gefüllt und unter ihm flatterte ein leichtes Holzfeuer, das die laue Milch zum langsamen Kochen zu bringen versuchte.

In einem durch Bretter abgeschlagenen Nebenraum, in den ich neugierig blickte, um die auch hier nicht sichtbaren Insassen des Hauses zu suchen, sah ich große metallene und hölzerne Milchgefäße, von ungemeiner Sauberkeit strahlend, und in ihnen wurde die zum Buttern bestimmte Milch aufbewahrt, die sich mit leckerem goldgelben Rahm bedeckt zeigte.

Aus diesem zweiten Raume trat ich in den noch viel größeren dritten, den Stall, und hier fand ich endlich die Kühe, die stehend das vorgeworfene Heu verzehrten oder träge ruhend auf dem angenehm duftenden Strohpolster lagen. Ich zählte fünfzehn in zwei Reihen sich gegenüberstehende Kühe ab und alle fand ich im trefflichsten Stande. Schneeweiße wechselten mit rothbraunen und bunt gefleckten vom besten Schweizer Schlage ab und viele von ihnen schauten sich neugierig glotzend um, als ein ihnen unbekannter Fremder so plötzlich in ihre Nähe trat. Bei diesen Drehungen aber setzten sie die ihnen um den Hals hängenden großen und kleinen Glocken in Bewegung und augenblicklich ließen sich jene wohllautenden Klänge hören, die auf hoher grüner Alp so traulich und gemüthlich in die Weite tönen und den einsamen

Wanderer belehren, daß er in die Nähe behaglicher, von Menschen und Thieren bewohnter Stätten gekommen ist.

In einem von den Kühen gesonderten Verschlage sah ich auch das prächtige, zur Auferziehung bestimmte Jungvieh stehen und in einem davon getrennten Stall endlich fand ich die armen Kälber auf, die hier oben so lange gefüttert werden, bis sie die zunehmende Zahl der Gäste ihres Herrn nach dem Wohnhause hinunter und auf die ihnen unvermeidliche Schlachtbank führt.

In allen diesen Räumen fand ich die gesuchten Sennen nicht, und da ich durstig geworden war, beschloß ich auch ohne sie mich zu laben und kehrte in die Küche zurück, um aus dem großen Kessel ein paar Gläser warmer Milch zu schöpfen, die hier oben in so köstlicher Luft und nach so heißem Marsche jederzeit vortrefflich mundet.

Als ich aber eine Weile hier gesessen, mich geruht und mir schließlich eine Cigarre angezündet, verließ ich die Hütte wieder, um mich nun erst nach dem Sennen oder seinem Jungen umzusehen und dann endlich den Zweck meines Hierseins zu erfüllen. Allein ich sollte in meinen heutigen Unternehmungen nicht glücklich sein und, das leuchtete mir erst vollkommen ein, als ich schon andert-halb Stunden hier oben verweilt und nicht das Geringste entdeckt hatte, was zu entdecken ich gekommen war.

Als ich vor die Thür der Hütte trat und wieder den köstlichen Duft der reinen, von Kräuterausdünstungen aller Art geschwängerten Alpenluft athmete, sah ich mich in der Umgebung derselben um und rief laut die Namen

der von mir Gesuchten. Aber nur das Echo der Berge antwortete mir und höchstens blickte sich eine Ziege neugierig nach mir um, sonst blieb Alles still und unbelebt und am wenigsten ließ sich ein Mensch wahrnehmen, den ich nach irgend Etwas hätte fragen oder mit dem ich über mich interessirende Dinge hätte sprechen können.

Ich wunderte mich anfangs über diese Menschenöde, da ja sonst immer Einer oder der Andere in der Nähe der Sennhütte zu finden ist, allein bei näherer Ueberlegung sagte ich mir, daß alles Nothwendige im Hause geschehen, daß die Milch ihr gelindes Feuer und die Kühe ihr Futter hätten und daß also Heinrich – es war ja ein Sonntag – wahrscheinlich die Ruhepause benutzt habe, um einem Nachbar oder einer Nachbarin in einer der nahe gelegenen Hütten seinen Besuch abzustatten. Der kleine Christen dagegen, der ja täglich zweimal den bösen Weg nach dem Hause auf dem Abendberg zurücklegen muß, um die dort nöthige Milch und Butter hinunterzutragen, konnte leicht auf solchem Berufswege begriffen sein, und daß er mir nicht begegnet war, galt kaum als ein Beweis, daß er nicht unterwegs, da die lebhaften Jungen seiner Art nicht immer dieselben Wege wählen, bald mehr oder weniger aus angeborener Liebhaberei umherklettern und sich oft, wenn sie die Neigung dazu empfinden, irgend wo auf eine grüne Matte strecken und dem Himmel oder einem in der Ferne sichtbaren menschlichen Wesen einen lustigen Jauchzer zusenden.

Christen nun gehörte, wie ich sehr wohl wußte, auch zu jener Art lebhafter Berggeister, die es überaus lieben,

einmal ihrem natürlichen Triebe zu folgen und ein Viertelstündchen von ihrer schweren Arbeit zur Ruhe und Erholung zu benutzen, die dem armen Jungen auch sehr zu gönnen ist, da er schon um drei Uhr Nachts sein Tagewerk beginnen muß und es erst beenden darf, wenn die Sonne zur Rüste gegangen ist. Daß er wenigstens nicht in der Nähe der Sennhütte war, schloß ich daraus, daß ich ihn nicht hörte, denn ich hatte ihn fast noch nie schweigend seinen beschwerlichen Weg zurücklegen sehen, stets jauchzte und jodelte er laut, so laut, daß es weit durch die Berge schallte, und er jodelte immer gut, das muß man ihm lassen.

So, da ich von diesen Beiden keinen Aufschluß über die Lage des von mir gesuchten Platzes erhalten konnte, obgleich es ja noch nicht feststand, daß sie ihn mir, selbst wenn sie ihn wußten, was ich jedoch als gewiß voraussetzte, kundgegeben hätten, beschloß ich, mich nun endlich selbst auf das Spioniren zu begeben und trat zu dem Zweck meinen Rundgang um die einsame Sennhütte an.

Schon auf dem Wege zu ihr und sobald ich mich Sterchi's Grund und Boden genähert, hatte ich aufmerksame Rundschau gehalten und jeden in's Auge fallenden Hügel, jedes Gebüsch, jede mir zur Gründung eines Blockhauses geeignete Vertiefung oder Mulde des Bodens durchforscht. Ich hatte auch mein vortreffliches Glas dabei zu Rathe gezogen, allein ohne allen Erfolg, denn nichts einer neuen Blockhütte Aehnliches hatte ich im ganzen Umkreis wahrnehmen können.

Als ich aber die nächste Umgebung mit den Augen abgesehen und auch zum Theil abgelaufen war, erklimmte ich einen nahegelegenen Hügel und richtete von hier aus meine Blicke auf eine weitere Ferne. Ich wußte ganz genau, wie weit sich die Alp Sterchi's erstreckte, auf der ja das Blockhaus nach dem Bericht jenes Ingenieurs errichtet sein sollte, aber das Terrain war etwas groß, die Verstecksorte zahlreich und es verursachte Mühe und Eifer, sie alle zu und die gehörige Nachschau zu halten.

So, nachdem ich auch von meinem Hügel aus vergeblich geforscht, stieg ich wieder hinab und schlug den Fußsteig nach der höher gelegenen zweiten Sennhütte ein, die in einer von Tannen durchzogenen Mulde unmittelbar am Fuß der jäh aufsteigenden Rotheck liegt. In zehn Minuten hatte ich sie erreicht, aber auch hier fand ich Niemand vor und eben so wenig irgend eine Spur von einer anderen, noch dazu neuen Baulichkeit.

Um eine noch größere Ueberschau zu gewinnen, stieg ich mit einiger Mühe eine Strecke weit die glatte Grashalde nach der Rotheck hinauf; auch von hier aus drang ich mit meinem Glase in jedes Gebüsch, doch auch hier gewahrte ich nichts, was meine Hoffnung, das Gesuchte zu entdecken, von Neuem belebt hätte.

Schon etwas herabgestimmt und meinen diesmaligen Besuch auf der Alp als verfehlt anerkennend, kehrte ich wieder zur ersten Sennhütte zurück, von Neuem der Erwartung voll, den Sennen oder wenigstens seinen Jungen zu erspähen. Allein auch jetzt blieben sie unsichtbar und ich erkannte mit jeder verrinnenden Minute mehr, daß

ich mich einmal vergeblich bemüht und mein Ziel mir als zu leicht erreichbar vorgestellt.

Da, als ich so einsam auf meinem von aller Welt verlassenen Posten stand und rathlos noch einmal in die Nähe und Ferne blickte, fing mich plötzlich heftig zu frösteln an. Ein jäher Windstoß kam von den Eisbergen herüber, als athmeten alle Gletscher mit einem Mal ihre kalte Seele aus, und rauschte hörbar in den Tannen um mich und über mir, als wollte er mich mahnen, eine so unwirthliche Stelle zu verlassen und lieber wieder die gastlicheren Stätten aufzusuchen, an denen Menschen verkehrten und nicht bloß die Natur in ihrer todten Größe herrschte.

Ich war vorher rasch gegangen und erhitzt auf der Alp angekommen und so war ich gegen die Einwirkung eines so rauhen Gletschergrußes etwas empfindlich geworden. So wollte ich denn auch nicht lange mehr zögern und meinen Rückweg allmählig beginnen, zuvor aber sah ich nach der Uhr und fand, daß ich mich viel länger hier aufgehalten, als ich mir eigentlich vorgenommen und als man es sonst auf der Alp zu thun pflegt, wenn man nicht eine ernstere Beschäftigung vor Augen hat. Bald nach zwei Uhr hatte ich das Haus unten verlassen und etwa anderthalb Stunden bis zur Alphütte gebraucht; auch in der Hütte selbst hatte ich, Alles eingerechnet, beinahe eine Stunde verweilt und mich dann abermals eine Stunde auf der Höhe beim Suchen aufgehalten. Es ging also wirklich, wie ich sah, jetzt gegen sechs Uhr, und da ich etwa eine Stunde zur Rückkehr gebrauchte, wenn ich langsam ging, und schon wieder einen durch die scharfe

Bergluft angeregten Appetit empfand, so wollte ich die übliche Speisestunde nicht versäumen und Sterchi vielleicht in Unruhe auf mich warten lassen, der stets etwas besorgt war, wenn einer seiner in die Berge gewanderten Gäste über die gewohnte Zeit ausblieb. So entschloß ich mich denn, so ungern ich es that, zur Umkehr, und langsam, gleichsam mit innerem Widerstreben, trat ich meinen Gang an, obgleich ich einerseits froh war, aus dem jeden Augenblick kühler herüberwehenden Luftzug zu kommen und wieder in mich wärmende Bewegung zu gerathen.

Noch stand die Sonne am Himmel, aber ich sah sie schon lange nicht mehr. Sie war hinter der höchsten durch düstere Tannen noch mehr verdunkelten Kuppe des Abendbergs verschwunden, die sich nach meiner Schätzung noch etwa zehn Minuten hoch über dem Standpunkt der Sennhütte erhob, und die zu ersteigen ich heute eben so wenig Neigung verspürte, wie ich mir auch keinen Nutzen davon versprach, zumal gerade dort oben der scharfe Wind hörbar durch die hin und her schwankenden Nadeln der Bäume sauste.

Ehrlich gestanden, war ich nicht recht mit mir zufrieden, als ich meinen Rückweg mit unwillkürlich zögerndem Fuß über die grünen, der Hütte zunächst gelegenen Grashalden antrat, aber erst vollkommen klar wurde mir die erlebte Niederlage, als ich das Gatter der Alp Sterchi's hinter mir zuschob und mich nun wieder auf neutralem Boden befand, die auf jener gesuchte Blockhütte des Amerikaners also entschieden verfehlt hatte. Meinen

nichts weniger als angenehmen Gedanken darüber hingegeben, eilte ich rascher als ich wollte, über die dampfenden Anger dahin und da es allmählig bergab ging, kam ich viel schneller vorwärts, als ich vermuthet.

So hatte ich bald den Wald wieder erreicht, der so ziemlich die Hälfte des ganzen Weges nach der Alp bedeckt. Ich fand ihn in seiner Enge und Dichtigkeit schon viel dunkler beschattet als die frei liegenden Matten oberhalb, und eine angenehme, duftreiche Frische und Kühle labte mich darin. Die Aussichten durch seine Lücken nach Süden hin aber waren jetzt noch viel schöner als am sonnenhellen Nachmittag, die Schneeberge traten in ihren scharfen Contouren viel klarer hervor und man sah förmlich in die Grindelwalder Gletscher hinein, die in ihrem dämonischen Schwunge wie ungeheure Riesenschlangen sich zu Thale ringelten. Auf den grünen Höhen des Bellenhöchst und der Suleck, die mit ihren nackten Spitzen den Abendberg weit überragten, lag noch der volle Sonnenschein und im hellsten Grün leuchteten ihre Matten herüber, während ich bereits in fast nächtlicher Dunkelheit durch den Wald schritt.

Indessen war das Klettern für heute überstanden und von nun an ging es flugs bergab, ein Kinderspiel für die Lunge gegen das Aufsteigen am Nachmittag bei der Hitze, trotzdem der Weg namenlos schlecht und holprig von zahllosen Wurzelstöcken und einem Gewirr loser Steine war, wie man sie nur auf den etwas verwahrlosten Wegen des Hochgebirges finden kann. So kam ich weit schneller, als ich es mir gedacht, wieder am Ausgange des Waldes

an und als ich in die vom Lichte der Sonne noch hell beschienene Welt hinaustrat, sah ich mit freudigem Herzen die Niederlassung des Abendberges vor mir ausgebreitet liegen, die wie immer friedlich und still in ihrer ganzen Umgebung sich erwies und stets ein eigenthümlich lockendes, fast heimathartiges Wohlgefühl in mir erregt. Aber ich hatte mich auf dem letzten Abstiege doch wieder stark erhitzt und um nicht allzu heiß in mein immer kühles Zimmer zu gelangen, beschloß ich, noch einmal erst nach den Sieben Tannen zu gehen und mich auf der traulichen Bank daselbst etwas abzukühlen.

Ueberrascht stand ich auf der lieben Stelle still, als ich sie erreicht und sie mir wieder einen großartigen und prachtvollen Anblick darbot. Denn von hier aus kann man an jedem Abend die dem Untergange sich zuneigende Sonne, wenn sie klar am Himmel steht, glorreich in den gold- und azurfarbigen Wogen des Thuner Sees versinken sehen.

Nein, selbst der genialste Pinsel eines Malers kann unmöglich diesen Reichthum an Farben, Glanz und Milde hervorbringen, wie ihn die große Natur hier mit solcher Leichtigkeit schafft. In tausend Farben glühend tauschen die Fluthen des herrlichen Sees dahin, und die violetten, blauen und grünen Kuppen der ihn umkränzenden Felsketten spiegeln sich in wunderbarer Klarheit auf seiner glänzenden Oberfläche ab. Still und unhörbar segeln mit dem Lichte um die Wette die eiligen Dampfer dahin, ewiger Gottesfriede scheint auf den Höhen und in den Tiefen zu schlummern und die Seele des Schauenden mit in

den Frieden hineinzuziehen, der die ganze Natur an so schönen Abenden erfüllt. Um die Spitzen der höchsten Berge aber spielten, wie flüchtige Wolken, die schnee-weißen Dünste, die nur auf der Kuppe des Niesen sich in eine graue Nebelkappe verdichteten, den Bewohnern von Interlaken stets ein erwünschtes Zeichen, daß das gute Wetter noch längere Zeit Stand halten werde.

Nachdem ich hier eine Weile gesessen und mich während des Schauens, vom Schönen und Großen noch immer nicht genug gesättigt, hinreichend abgekühlt hatte, beschloß ich endlich nach dem Hause hinabzugehen, aber da mußte ich mir einige Mühe geben, die kleine Scheu zu überwinden, Sterchi entgegenzutreten, der gewiß merkte, wo ich gewesen war und dem ich auf seine fragenden Blicke oder Worte nicht verschweigen konnte, daß ich im Ganzen einen vergeblichen Gang gemacht. Beinahe schämte ich mich vor dem ernstesten stillen Mann, der mit seinem scharfen Auge in die Herzen der Menschen blickt, aber auch dies überwand ich endlich und schritt getrost mit etwas zögerndem Fuß den Abhang hinab.

Als ich die letzte Bank auf demselben hinter mir gelassen, sah ich Sterchi aus der hinteren Thür des Hauses treten und da er zufällig die Augen nach der Höhe erhob, blieb er stehen und sah nach mir herauf. Ich winkte ihm mit meinem Stock einen Gruß zu und stieß meinen ihm wohlbekannten Jauchzer aus. Nun blich er erst recht stehen und wartete, bis ich ganz herabgestiegen war, denn es war bereits sieben Uhr vorbei, seine Gäste saßen längst

am Tisch und er hatte schon einige Mal verlangend nach mir ausgeschaut.

Als ich in seine Nähe trat, blickte er mich mit seinem gewöhnlichen vielsagenden Lächeln an und sagte auf meinen Gruß mit mir sehr verständlicher Zurückhaltung.

»Guten Abend, Herr Doctor! O, Sie sehen ja sehr erhitzt aus, haben Sie etwa wirklich schon heute eine größere Excursion gemacht?«

»Ja,« erwiderte ich, »wenigstens bin ich auf Ihrer Alp gewesen und kann Ihnen sagen, daß Ihre Kühe und Ziegen gesund sind, aber den Heinrich und Christen habe ich nicht ausfindig machen können, kann Ihnen also auch keinen Gruß von ihnen bringen.«

»So, so! Sie haben sich auch wohl noch nach etwas Anderem umgesehen, nicht wahr?«

»Gewiß,« sagte ich und nickte mit abgewendetem Gesicht, da ich nun schon voraussah, was sogleich folgen würde.

»Haben Sie es denn gefunden?« fragte er mit seinem stillen, mir durch das Herz fahrenden Lächeln.

»Nein,« sagte ich dreist, »für's Erste noch nicht, aber ein einmaliger Abschlag ist noch keine ewige Niederlage und Sie werden mich bald wieder auf demselben Kampfplatz finden, um den Sieg endlich doch an meine Fersen zu heften.«

»So, so, o ja, das glaube ich wohl, Sie lassen sich so leicht nicht von einem Ihrer Vorsätze abschrecken, ich weiß es schon. Doch, glauben Sie an den baldigen Sieg

nur nicht zu gewiß. Das, was Sie suchen, findet sich nicht so leicht und leider kann ich Ihnen dabei nicht helfen, so gern ich auch möchte. Und nun genug davon. Kommen Sie hinein an den Tisch und ich darf Ihnen ja wohl einen frischen Schoppen Burgunder heraufholen, nicht wahr?«

»Ohne allen Zweifel, aber erst will ich meinen Bergrock ausziehen, und dann sollen Sie erfahren, daß Ihre Alp mir trotz der erlittenen Niederlage einen trefflichen Appetit verschafft hat.«

Fünf Minuten später befand ich mich im Speisesaal, wo ich die kleine Gesellschaft wieder eifrig beschäftigt sah, die ihnen vorgesetzten Speisen zur Stärkung ihrer gesunkenen Nervenkräfte mit einem Appetit ohne Gleichen zu vertilgen. Auch meine Kräfte, obgleich meine Nerven es nicht waren, die heute der Stärkung bedurften, stellten sich nach einigen Gläsern feurigen Weins bald wieder her und im Stillen war ich schon wieder zu neuer Forschung am folgenden Morgen aufgelegt, obgleich ich mit meinem Wirth kein Wort mehr darüber sprach.

Während des Essens versuchte der am Mittag so schweigsame Käsehändler ein längeres Gespräch mit mir anzuknüpfen, aber ich fühlte mich zu einer gleichgültigen Unterhaltung keineswegs aufgelegt, und bald begab ich mich wieder in's Freie, um dem wechselnden Farbenspiel auf dem Briener See zuzuschauen, das am schönen Abend besonders schön und mannigfaltig ist. Er begann sich eben in seine violette Nachttoilette zu kleiden, die Schatten des mächtigen Hardergebirges, das schon nächtlich dunkel war, fielen wuchtig darüber hin und

die riesigen Schneeberge daneben hüllten sich in ihren kreidefarbigen gespenstischen Nachtmantel, bis die Sterne funkelnd heraufzogen und sie wieder mit glitzernden Strahlen bestreuten.

Bis um halbzehn Uhr blieb ich im Freien und gab mich ganz dem Beschauen der allgewaltigen Naturscenerie hin, dann erst suchte ich wieder mein Zimmer auf, um es mir endlich nach so reichlichem Tagewerke bequem zu machen. O, wie wohl that es mir heute, denn mein letzter Alpgang hatte mich doch etwas ermüdet und in meinen Beinen lag es bleischwer, da ich an das beharrliche Steigen noch nicht wieder gewöhnt war. Aber daß mir eine solche Ermüdung nichts that, kannte ich schon aus Erfahrung, ich schlief darauf nur um so besser und am nächsten Morgen, wußte ich, war ich mit frischen Kräften ausgerüstet, um – denselben Gang in aller Frühe noch einmal zu wiederholen.

Die Nacht mit ihrem wunderbar schönen Sternenhimmel war schon hereingebrochen und ich stand noch immer am offenen Fenster und schaute über den See, die Berge und nach dem so fernen Interlaken hinab. Man hatte darin schon die Gaslaternen angezündet, die ich von hier oben aus zählen konnte, und vom Kurgarten her drangen von Zeit zu Zeit die Tonwellen der dort ausgeführten Musik herauf. Es war ein wunderbares Gefühl, so weit über den Menschen dort unten zu stehen und doch an ihrer Freude, ihrer Lebenslust innerlich Theil nehmen zu können, und der letzte Blick, den ich in die unter mir glühende und über mir funkelnde Welt warf,

war ein feenhaft schöner und unvergeßlicher, wie ich ihn hier oben so oft genieße, als er mir geboten wird.

Mehr nun wollte ich für heute nicht sehen, ich war mit meinem vollbrachten Tagewerk zufrieden und so entkleidete ich mich rasch und stieg in mein Bett, um, ehe ich es selbst wußte, in den tiefsten und süßesten Schlummer zu verfallen.

ZWEITER BAND.

ERSTES CAPITEL. ICH WERDE AUF DIE RICHTIGE SPUR
GEBRACHT.

Ich habe schon erwähnt, daß es eine Gewohnheit von mir ist, einer sich bemerklich machenden inneren Stimme, die sich bisweilen als ein plötzlich hervortretender und mich beherrschender Drang darstellt, einen einmal betretenen Weg bis zum Ende zu verfolgen, zu gehorchen und nicht eher von dem mir vorschwebenden Ziele abzustehen, als bis es erreicht oder als ein durchaus unerreichbares von mir erkannt ist. Dieser Gewohnheit blieb ich auch diesmal treu und als ich am nächsten Morgen um fünf Uhr erwachte, stand mir sogleich das verfehltete Unternehmen vor Augen, dem ich mich am vergangenen Tage hingegeben. Als ich aber nur einige Minuten darüber nachgedacht, war ich bald mit einem neuen Plan zu meinem nächsten Bergfeldzuge zu Stande gekommen und auf der Stelle entschlossen, so bald wie möglich an die Ausführung desselben zu gehen.

Da ich mich nach gesundem Schlaf wieder vollständig erfrischt und gekräftigt fühlte, fand ich mich zu einer abermaligen Kletterei in den Bergen aufgelegt, und da hing es nur noch vom Wetter ab, ob dasselbe meinem Vorhaben kein Hinderniß in den Weg legen würde. Bald war ich daher angekleidet und stand am Fenster, um die Windrichtung und das Aussehen des Himmels zu prüfen, und was ich fand, bestärkte mich nur in meiner Absicht und trieb mich zum sofortigen Handeln an.

Der Wind kam, so viel ich an dem Ziehen einiger leichten Wölkchen wahrnehmen konnte, aus Osten, sonst aber war der ganze Horizont klar und der Himmel in sein schönstes Luftkleid gehüllt. Auf der halben Höhe der vor mir liegenden Felsketten schwebten weiße, leicht geballte Wolken, dem Windzuge willig nachgebend, und rollten sich allmählig auseinander, um bald darauf im hohen Aethermeere zu schwimmen. Dies Spielen und Ziehen der Wolken an den Felshängen liebe ich sehr, es gewährt dem Auge in seiner wechselreichen Gestaltung immer ein liebliches Bild und bedeutet meist, wie die Wetterkundigen sagen, einen guten und klaren Tag. Dazu kam, daß einige Fuß hoch über dem dadurch unsichtbaren Brienzsee leichte Nebel wallten, als dampfte er seine innere Wärme in die kühlere Atmosphäre aus, aber auch diese Nebelgebilde verringerten und verflüchtigten sich merklich rasch, je höher die Sonne über Brienz emporstieg und sie mit ihren heißen Strahlen hinwegzog.

Als meine Stubenmagd Anna, nach der ich sogleich geschellt, mir das Frühstück brachte, fragte ich sie, ob Johann seinen gewöhnlichen Botengang nach Interlaken schon angetreten habe und wenn dies nicht der Fall, ob ich ihn vorher sprechen könne. Sie erklärte, daß er noch im Hause sei und daß sie ihn sogleich zu mir schicken werde.

Bald darauf erschien der kleine Mann, der mich durch sein gutmüthiges Gesicht und sein dichtes, starr emporstrebendes schwarzes Wollhaar lebhaft an Miß Mary Markham's Ned erinnerte, und ihm in der That, wenn ich

die Hautfarbe ausnehme, auch an Gestalt und Lebhaftigkeit der Züge ungemein ähnlich sah. Er trat mit seinem ihm zur Gewohnheit gewordenen freundlich demüthigen Kopfnicken vor mich hin und sagte, noch ehe ich ihn anreden konnte:

»Guten Morgen, Herr! Soll ich für Sie irgend Etwas von Interlaken mit heraufbringen?«

»Nein, Johann, Sie sollen mir nur sagen, wo Jakob heute Morgen beschäftigt ist, damit ich ihn, wenn ich ihn brauchen sollte, finden kann.«

»Jakob? O, der ist heute sehr leicht zu finden und ganz in des Hauses Nähe. Er ist bei den Sieben Tannen mit dem Grasschnitt beschäftigt, denn es muß doch endlich damit der Anfang gemacht werden, da die Halme sonst zu lang und dick werden, was die Kühe durchaus nicht lieben.«

»So! Also meine schönen Blumen auf der Alp sollen heute fallen?« sagte ich. »Das thut mir leid, Johann, aber einmal mußte es ja doch geschehen. Sie haben Recht. Nun denn, so danke ich Ihnen und weiter habe ich keine Bestellung für Sie.«

Johann verließ mich und ich war nicht wenig befriedigt, zu wissen, daß ich Jakob, auf den ich heute meine ganze Hoffnung gesetzt, unmittelbar am Anfang meines Bergweges finden würde.

So legte ich denn wieder meine alltägliche Bergrüstung an, nahm Fernglas und Stock und steckte eine Handvoll Cigarren in die Tasche, für die ich heute eine besondere Verwendung im Auge hatte. Es war eben

sechs Uhr, als ich aus dem Hause trat, Niemand war vor der Thür sichtbar und ich begann sofort den Pfad des steilen Rasenabhanges zu ersteigen, der bei dem Cisternenbrunnen anhebt und etwa hundert Schritte höher in den gewöhnlichen, nach den Sieben Tannen führenden Fußweg mündet.

Noch war die Luft hier oben frisch, ja kühl, und ich stieg mit wahrer Kletterbegier die ersten Absätze der Hausalp hinan; als ich aber bei der Wettertanne anlangte, die unterhalb des ersten Häuschens liegt, merkte ich schon die Wärme der höher steigenden Sonne und schickte mich zu langsamerem Gehen an. Als ich bald darauf hinter diesem Häuschen war und im Steigen nach dem zweiten höher gelegenen die obere Grasfläche übersehen konnte, sah ich schon Jakob in seinem blauen Kittel mit hoch gehobener Sense oben stehen und, seinen dampfenden Stummel im Munde, mit langsam gemessenem Zuge das duftende Gras und die schönen bunten Blumen niedermähen.

Er stand augenblicklich dicht neben der auf der Südseite der oberen Hütte angebrachten Bank und auf diese setzte ich mich sogleich, und nachdem ich meinen Athem einen Augenblick hatte zur Ruhe kommen lassen, zog ich eine Cigarre hervor und zündete sie an, die blauen Wirbel, die sie erzeugte, mit wahrem Vergnügen und nicht ohne einen besonderen Nebengedanken zu Jakob hin in die Luft blasend.

Jakob hielt alsbald mit seiner Arbeit inne und schnüffelte den nach ihm hin ziehenden Rauch meiner Cigarre

auf, sagte aber kein Wort, als ob er mich zuerst den üblichen Morgengruß sprechen lassen wollte.

Ich kannte ihn schon in seiner eigenartigen Schweigsamkeit und so sagte ich freundlich: »Guten Morgen, Jakob! Na, das ist wieder ein schöner Tag und so recht zum Heuen eingerichtet, nicht wahr?«

»Gott grüß, Herr, o ja!« erwiderte er grinsend, »und wenn man eine so gute Cigarre rauchen kann, wie Ihr da eben eine raucht, dann muß der Tag noch viel schöner sein.«

»Aha!« rief ich und griff schon nach meinem Etui, zog einige von den bereitgehaltenen Cigarren hervor und hielt sie ihm hin. »Willst Du ein paar von meiner Sorte haben? Da, nimm!«

Er zog sein braunes Gesicht in heitere Falten, sah mich mit seinen tief dringenden Augen freundlich an und, indem er die Cigarren mit der Hand abwehrte, sagte er:

»O, nicht doch Herr, so war es nicht gemeint. Eine ist für mich jetzt auch genug, und die anderen würde ich nur zerdrücken, da ich nicht damit umzugehen verstehe und keine Tasche dazu habe. Gebt mir also, wenn Ihr so gütig sein wollt, jetzt nur eine und, wenn es Feierabend ist, wieder eine, bis Ihr keine mehr habt, dann habe ich öfter einen Genuß davon, auf den ich mich den ganzen Tag freuen kann.«

»Ja,« sagte ich, »Du hast Recht; da hast Du die erste, und die zweite soll schon heute Abend erfolgen.«

Er nahm sie mir mit einer Art Gier aus der Hand, biß die Spitze mit seinen Wolfszähnen haarscharf ab, zündete sie an seinem glimmenden Stummel an und warf diesen verächtlich in das Gras. Dann aber blieb er in vornübergebeugter Haltung stehen, sog den Duft des feineren Tabaks mit Wollust ein und rief, einen kichernden Freudenton ausstoßend:

»Herr! Das schmeckt! Und ein solches gewickeltes Ding ist mir tusig mal lieber, als das da, aber freilich, bei der Arbeit ist die Pfeife gut genug und ich zerbeiße sie nicht so leicht, wie das weiche Ding hier. O, o, Herr, ich danke Euch tusig mal.«

Ich nickte und begann nun, meinen kleinen listigen Plan zu verfolgen, der mich ja in Jakobs Nähe geführt hatte. »Ich gebe es Dir gern, Jakob,« sagte ich, »aber nun mußt Du mir auch einmal mit ein paar Worten erzählen, wie es Dir im letzten Winter ergangen ist.«

»Im Winter? O, da ist nicht viel zu erzählen, denn da kann man sich leider nur selten auf einen Berg setzen oder gar lagern und in die Welt und den Himmel hineinschauen. Da ist es kalt, Herr, und der Schnee liegt hoch, und je höher man hinauf steigt, um so unzugänglicher werden die Berge, ja.«

»Ja wohl, das kann ich mir denken, Jakob, aber ich meinte vorher, was Ihr im Hause gemacht habt. Denn Ihr Beide, Peter und Du, habt Euch doch im letzten Winter gewiß recht gut unterhalten, da Ihr ja Gesellschaft gehabt, wie sie Euch noch niemals zu Theil geworden. Du siehst, daß ich genau davon unterrichtet bin.«

Jakob machte ein seltsames Gesicht, hielt mit Rauchen ein und sah mich mit seinen weit aufgerissenen Augen eine Weile verwunderungsvoll an.

»So,« sagte er langsam, »also das wißt Ihr! Na, wenn es so ist, dann mag sich es nicht läugnen, obgleich der Herr, der im Winter bei uns blieb, nicht gern davon gesprochen haben will.«

»Das weiß ich auch, Jakob, aber es thut nichts und ich werde es ihm gewiß nicht widersagen, daß wir Beide von ihm gesprochen haben. Sprich, womit hat sich der Mann denn die Zeit in dem langen Winter vertrieben?«

Jakob besann sich eine Weile, dann sagte er, während er wieder seine Sense aufnahm und von Zeit zu Zeit damit einen raschen Schnitt durch das köstliche Gras that:

»O, darüber ist eigentlich nicht viel zu sagen. Wenn Ihr es aber wissen wollt, so mag es darum sein. Er hat, wenn er in seiner Stube war, da oben in Numero Zwölf hat er gewohnt, wo der kleine Ofen steht, immer am Fenster hinter einem Tisch gesessen und auf den See und die Berge hinausgeschaut, die von oben bis unten mit dickem Schnee bedeckt waren. Dann hat er auf Papier gezeichnet oder gelesen und geschrieben, was weiß ich! Wenn er aber einmal zu uns in den Hof hinunter kam, hat er zum Zeitvertreib mit uns in der Scheune Holz zersägt und gespalten oder auch zur Abwechselung einmal den Schnee vom Hause fortgeschaufelt, um den Weg zwischen dem Hause und der Scheune frei zu halten, denn es lag gerade in diesem Winter sehr viel Schnee. Und dabei,« fuhr Jakob nach einigem Besinnen fort, wozu ich ihn durch

beistimmendes Kopfnicken zu ermuntern suchte, »dabei ist er immer ganz still gewesen, hat selten ein paar Worte mit uns gesprochen und meist sehr traurig ausgesehen, so weit ich dummer Mensch das beurtheilen kann.«

»So! Und jetzt wohnt er ganz allein auf der Alp?« fuhr ich zu fragen fort, als Jakob schwieg.

Er sah mich wieder höchst verwundert an. Plötzlich lachte er laut auf und rief: »So, also das weiß der Herr auch? Na, dann braucht es Euch kein Anderer zu sagen und ich also auch nicht.«

»O doch, Jakob,« sagte ich mit dem freundlichsten Ton, der mir zu Gebote stand, »ich möchte es gerade von Dir wissen, da wir Beide – ja so gute Freunde sind. Beschreibe mir also die Stelle, wo das hübsche neue Haus steht, damit ich sie nicht lange zu suchen brauche. Ich habe unten in Interlaken davon reden gehört und möchte es gern einmal sehen.«

»Na ja doch, das glaube ich wohl,« rief Jakob, wieder einen scharfen Sensenstrich machend, »aber der Herr, der da oben wohnt, möchte nicht gern, daß viele Leute von seinem Hüttchen erfahren. Er liebt eben die Einsamkeit und darum ist er auch im Winter auf dem stillen Berge geblieben.«

»Ich weiß es. Es sollen auch nicht Viele sein Haus sehen, nur ich allein, Jakob. Und ich bin wahrhaftig nicht der Mann, der etwas verräth, was ein Anderer nicht verrathen haben will.«

»Nun ja freilich, ich weiß es wohl, daß Ihr ein zuverlässiger Kerl seid und das hat der Peter und auch der Johann schon oft bei Tische gesagt, wenn Ihr uns einmal einen Schoppen Rothen geben ließet, o ja!«

»Du sollst heute Abend wieder einen haben, Jakob,« erwiderte ich lächelnd, »aber nun gieb mir auch die Stelle des Blockhauses an, damit ich es nicht so lange zu suchen brauche. Finden würde ich es doch, selbst wenn Heinrich und Christen nicht auf der Alp wären, die ich ja nur danach zu fragen brauchte, wenn ich einmal in der Sennhütte bin.«

»Ja freilich,« erwiderte Jakob, seine Cigarre mit gewaltigen Zügen wieder in lebhafteren Brand setzend, »die wissen es alle Beide sehr genau, so genau wie ich. Na, seht Herr, von der Sennhütte aus braucht Ihr nicht weit zu gehen, nur noch etwas mehr zu steigen –« und nun beschrieb er mir so genau den von mir vergeblich gesuchten Platz, daß ich ihn nicht noch einmal zu verfehlen befürchtete, und ich überhörte in meiner Freude, nun bald am Ziele zu sein, noch einige Bemerkungen, die Jakob über den seltsamen Bewohner dieser Hütte hinzufügte. Kaum aber hatte er zu Ende gesprochen, so stand ich von meiner Bank auf und schickte mich zum Gehen an, wobei ich mich nur noch einmal umdrehte, um mit so ruhigem Gesicht wie möglich Jakob meinen Dank für seine Berichterstattung auszusprechen.

»Hat nichts zu sagen, Herr,« erwiderte er, »es ist gern geschehen. Und nun grüß' Euch Gott und geht hübschli langsam, denn es ist verteufelt warm heute.«

Bald war Jakob, der wieder ämsig an seine Arbeit ging, hinter mir zurückgeblieben und ich stieg nun im heißen Sonnenschein abermals die grüne Halde hinauf, die nach dem Walde führte, hinter dem mein heutiges Ziel lag. O, wenn meine Freunde zu Hause mich so eifrig alle Tage in die Berge hätten klettern sehen, dann würden sie gewiß nicht wiederholt haben, was sie mir zu Hause so oft zum Vorwurf gemacht, daß ich mir nämlich viel zu wenig Bewegung mache und den ganzen Tag hinter meinem Schreibtisch und meinen Büchern säße.

Langsam, denn es wurde in der That mit jedem Augenblick in der grell auf die Hausalp fallenden Sonne heißer, schritt ich nach dem Walde empor und bald umfing mich auch sein kühler Schatten wieder und ich konnte mit ruhigem Gemüthe an das heutige Ziel denken, dem ich nun mit jedem Schritt näher kam, obgleich ich noch keine Ahnung davon hatte, ob es auch so vieler Mühe werth sei und ob ich in der endlichen Entdeckung desselben irgend eine Befriedigung finden würde.

Nach Jakobs Bericht lag die neue Baulichkeit des einsiedlerischen Amerikaners nicht vor oder seitwärts der Sennhütte, wie ich bei meinem ersten Forschen danach angenommen, sondern eine ziemlich weite Strecke noch oberhalb derselben und also ganz nahe an oder gar auf der höchsten Kuppe des Abendberges, zu der ein sehr steiler und schmaler Fußpfad führen sollte, und die, so viel ich früher und noch gestern gesehen, ganz von schwarzen Tannen bedeckt war. Und diese Stelle, wenn man sie einmal den Augen der Welt verborgen halten

wollte, war gewiß mit gutem Bedacht gewählt. Hätte sie vor oder in der Nähe der Sennhütte gelegen, so würde es bald um die gewünschte Einsamkeit des Einsiedlers geschehen gewesen sein, denn bis zur Sennhütte gingen dann und wann Fremde aus dem Hause unten, theils aus Neugierde, theils um sich die gerühmte schöne Gegend von dort oben aus zu betrachten. Jedenfalls hätte man die Hütte dort, mochte sie so versteckt liegen wie sie wollte, bald entdeckt. Ueber die Sennhütte Sterchi's hinaus aber kam selten Jemand, höchstens ein abenteuernder Bergsteiger von Profession oder, was auch selten genug geschah, ein Gast Sterchi's, um die Rotheck zu besteigen und von den dort üppig gedeihenden Alpenrosen zu pflücken. Dennoch lag sie da, wo sie wirklich lag, noch auf dem Grund und Boden Sterchi's und zwar, wie ich nun bald mit eigenen Augen mich überzeugen sollte, so abgelegen und künstlich versteckt, daß nur ein sehr scharfes Späherauge oder ein Zufall sie auffinden konnte.

Da ich von sechs Uhr an bis zwölf Uhr, wo ich wieder zurück sein wollte, Zeit genug hatte, um mich auf der Alp umzusehen, so übereilte ich mich diesmal nicht, und noch langsamer als gestern, zumal ich ja nun meines Zieles sicher war, stieg ich den steinigen Weg durch den Fichtenwald hinan. Bald nach halb sieben Uhr trat ich aus dem Walde und sah nun die grünen Anger im hellsten Sonnenlichte vor mir liegen, und der frische Luftzug, der hier oben fast beständig von den Gletschern herüberweht, kühlte angenehm die Wärme ab, die vom blauen

Himmel niederströmte. Langsam und immer die bequemsten Wege wählend, schritt ich über die duftigen Halden und schon lange bevor ich die Umzäunung um Sterchi's Alp erreichte, hörte ich das melodische Läuten von den Glocken seiner Kühe durch die stille Luft zu mir herüber-tönen.

Endlich aber gewann ich die Ansicht der Sennhütte und froh öffnete ich mir das Bohलगatter, hinter dem ihr Bereich begann. Diesmal jedoch war ich schon von oben her bemerkt worden, denn ein Mann stand vor der Hütte und schaute nach mir hin, mit freudigem Gesicht, wie ich bald gewahrte, denn der einsam lebende Senne dort oben freut sich jedesmal, wenn er Besuch aus seines Herrn Hause bekommt und, was ihm so selten begegnet, einmal ein paar harmlose Worte mit einem Menschen austauschen kann.

Als ich in Anrufweite von ihm gekommen, ließ ich einen weithin schallenden Jauchzer los, und augenblicklich antwortete er mit einem ähnlichen, der noch viel lauter und melodischer als der meinige über die Halde scholl. An diesem ächten Schweizerjauchzer erkannte ich schon meinen Mann und in der That hatte ich Sterchi's Sennen oder Käser, wie man ihn auch nennt, Heinrich Müller, vor mir, einen frischen, heiteren und kräftigen Burschen mit einem intelligenten Gesicht, der einer von den Leuten seines Herrn war, mit dem man ein vertrauliches Wort reden konnte und der sich immer geneigt zeigte, in seiner abgelegenen Hütte den zuvorkommenden Wirth zu spielen.

Als ich ihm näher gekommen, erkannte er auch mich, kam mir entgegengelaufen und hieß mich in seinem stillen Reiche willkommen, indem er mir herzlich seine mächtige Faust hinstreckte. Bald hatten wir unsere ersten Begrüßungen ausgetauscht, ich folgte ihm in die Hütte, um mich etwas abzukühlen, und da saß ich vor ihm, ein Glas voll herrlicher Milch in der Hand, die dem Wanderer nirgends so mundet, wie eben in einer Sennhütte, zumal wenn sie so schön gelegen ist, wie diese.

Ich plauderte mit dem freundlichen Menschen ein Viertelstündchen über Allerlei, ohne mit einem Worte an den in seiner Nähe wohnenden Fremden zu streifen und erzählte ihm nur, daß ich gestern schon einmal hier gewesen sei und von nun an, da ich vier Wochen bei Sterchi bliebe, noch öfter zu ihm kommen würde.

»Das soll mir recht sein, Herr Doctor,« entgegnete er, »und daß ich gestern nicht zu Hause war, thut mir leid. Ich war auf Sonntagsbesuch zum Käser vom Hotel des Alpes gegangen und kam erst gegen Abend zurück, da ich den Buben, den Christen, hier vermuthete. Na, der Racker war auch eben erst gekommen und hatte einen Abstecher gemacht, um Edelweiß zu holen. Aber wie – wollen Sie schon wieder fort?«

Ich war aufgestanden und schickte mich zum Gehen an. »Ja,« sagte ich, »ich habe es heute etwas eilig, aber ich werde Euch bald wieder besuchen und dann werde ich länger bleiben. Lebt wohl, Heinrich!«

Ich reichte ihm die Hand und er folgte mir vor die Hütte, blieb aber verwundert stehen, als ich mich nicht

rechtsab nach dem gewöhnlichen von der Hütte wegführenden Wege, sondern nach einem kaum sichtbaren Fußsteige wandte, der gleich oberhalb des Hauses streng in die Höhe und in die Tannen hineinführte, die düster und doch so prächtig auf der höchsten Kuppe des Abendberges wurzelten.

»Wo wollen Sie denn da hin, Herr?« rief er mir nach. Ihr Weg nach Hause läuft ja dort hinaus!« Dabei zeigte er nach der rechten Seite hin und kam mir einige Schritte nachgelaufen.

Ich drehte mich um und lächelte. »Ich weiß es wohl, Heinrich,« sagte ich, »aber ich will heute noch ein wenig weiter hinauf. Zuerst will ich mir einige Alpenrosen pflücken, die da oben ja am schönsten blühen sollen, und dann – will ich mir einmal das neue Haus betrachten, welches die Parquetteriefabrik in diesem Frühjahr oben gebaut hat.«

Der Knecht sah mich schweigend und mit offenem Munde an. Er war offenbar erstaunt, daß ich das nur Wenigen bekannte Geheimniß zu erforschen im Begriff stand, welches er selbst, wie ich nun wohl sah, auch zu hüten gelehrt war.

»Ach so!« sagte er mit einem ganz eigenthümlich matten Ton. »Nun ja, wenn Sie es schon wissen, wird es auch wohl irgend wo da herum liegen. Gehen Sie nur auf diesem Wege fort und versuchen Sie, ob Sie es finden.«

Ich nickte ihm lächelnd zu, drehte mich um und schritt ruhig auf dem schmalen Fußpfade weiter, denn ich wußte mich durch Jakob so wohl unterrichtet, daß ich mein Ziel nun nicht mehr verfehlen konnte.

Allein ich fand sehr bald, daß der steil aufstrebende Weg noch viel steiler war, als er von unten aussah und schon dadurch manchen Touristen vom Betreten desselben abschrecken mochte. Auch war er ziemlich lang, wenigstens kam es mir das erste Mal in meiner Ungeduld so vor, und ich brauchte reichlich zehn Minuten, bis ich mich durch die Tannen hinaufgewunden, die plötzlich aufhörten und eine fast eirunde Matte, eine Art Hochplateau, frei ließen, das auf seinem mir gegenüberliegenden Rande, also nach der Seite des Thuner Sees hin, wieder von einem Kranze dichtstehender Tannen eingefast war, die nun wirklich endlich auf der höchsten Spitze des Abendberges thronten.

Da, als ich tief aufathmend am Anfang der Matte stillstand und meine Augen in das vor mir liegende Dickicht bohrte, fand ich endlich, was ich so eifrig gesucht. Auf drei Seiten eng von den Tannen umfaßt, die ihre untersten Aeste und Zweige wie zum Schutz darüber hinbreiteten, zeigte sich die viel besprochene Blockhütte. Fast athemlos schaute ich auf sie hin, und auf der Stelle war mir klar, daß sie nur durch einen seltsamen Zufall hätte entdeckt werden können, denn der sonderbare Bewohner derselben hatte sie mit großer Geschicklichkeit gerade an einen der unzugänglichsten und geheimnißvollsten Orte des ganzen Berges verlegt. Von den zur Seite

und darüber emporragenden Tannen fast ganz verhüllt, war nur ein Theil ihrer Vorderfront sichtbar und kaum als ein Bestandtheil eines Hauses erkenntlich denn die Baumstämme, aus denen sie künstlich zusammengefügt, waren absichtlich, damit die Neuheit derselben sich nicht durch ihre hellere Farben verrathe, braun gebeizt, so daß die vom Baumeister construirten Gebilde nur schwer von den sie umgebenden natürlichen Baumstämmen zu unterscheiden waren.

Als ich aber nun langsam näher trat, freilich, da sah ich auch das Einzelne sehr deutlich und mit der größten Ruhe konnte ich mich meiner Betrachtung unterziehen, da ich nach eifrigem Umherspähen erkannte, daß Niemand vorhanden war, der mich in meinem Unternehmen hätte stören können. Es war eine hübsche kleine Schweizerblockhütte, wie wir sie im Reußthale zur Seite der Gotthardtstraße und an vielen anderen Stellen des Oberlandes so häufig sehen, nur stellte sie sich im Einzelnen viel zierlicher und eleganter als die der gemeinen Landbewohner dar. Ihr flaches graues, ganz unter den Tannenzweigen verschwindendes Dach war mit schweren Steinen belegt, wie alle Hütten der Art, sprang vorn weit vor und beschattete den Eingang, auf den gerade jetzt die hellsten Strahlen der Sonne fielen. Aber dieser Eingang war fest verschlossen, wie die beiden Fenster, von denen je eins auf jeder Seite der Thür angebracht war. Oberhalb der Thür befand sich ebenfalls ein kleineres Glasfenster, aber auch das war augenblicklich vorsichtig mit einem von innen vorgeschobenen Laden verdeckt. Eben so die

Fenster, aber hier lagen die jalousieartigen Läden außerhalb, bedeckten die Scheiben und waren wahrscheinlich von innen her fest verwahrt.

Weiter war vor der Hand nichts zu sehen und ich mußte mich auch damit begnügen, da ich ja nicht verlangen konnte, daß der stille Bewohner sich mir gleich bei meinem ersten Besuche zeige und mir die Thür seiner abgelegenen Wohnung öffne. Vielmehr war er augenscheinlich abwesend, streifte wahrscheinlich in den Bergen umher und es konnte lange dauern, bis er wiederkehrte, was ich auch keineswegs abwarten wollte, da meine erste Neugierde vor der Hand gestillt war.

Wohl eine Viertelstunde blieb ich vor der Hütte stehen, umschritt sie, soweit es ging, und betrachtete mir alles Einzelne mit größter Genauigkeit, wobei ich mir gestand, daß der Erbauer nicht arm an Mitteln sein müsse, denn Alles und Jedes war im höchsten Grade sauber und nett und machte auch dem Baumeister alle Ehre. Ueberdies mußte sie ziemlich geräumig sein, denn sie reichte tief in die Tannen hinein und ihre Hinterwand war fest an den Felsen geschmiegt, der ihr auch auf glatt gebrochenen Bruchsteinen eine sichere Unterlage gewährt hatte.

Endlich hatte ich sie lange genug betrachtet und wandte mich mit einem stillen Kopfschütteln wieder von ihr ab. Als ich mich nun aber umdrehte und zum ersten Mal einen Blick von hier oben aus auf die unter mir ausgebreitete Gegend warf, da ward mir erst klar, warum sie gerade an diese Stelle verlegt war und daß den unbekanntem

Einsiedler nicht allein die Neigung zu einem geheimnißvollen Aufenthalt, sondern offenbar auch die Lust an einer schönen Fernsicht hierher geführt haben mochte.

Und in Wahrheit, die Aussicht, die sich mir hier bot, war eine unvergleichlich prachtvolle und nie hätte ich dergleichen auf dem unter seinen großartigeren Nachbarn so bescheiden daliegenden Abendberg vermuthet, auf dem ich freilich auch nie so hoch wie heute gestanden hatte.

Schon der ungeheure Vordergrund, der dicht vor mir lag, bot des Großartigen und Malerischen genug, obgleich der fernere Hintergrund ihn noch bei Weitem überbot. Den ersteren bildete der grandiose Absturz des Berges nach dem weitausgedehnten Saxetenthal hin, der im großen Ganzen aus einer jäh sich niedersenkenden Matte bestand, auf deren hellgrünem Grunde sich die dunklen Tannengebüsche, die hie und da auftauchten, angenehm abhoben. Aber nicht glatt und in einem ruhig fortlaufenden Zuge stieg diese Matte zur Thalsohle in hinab, vielmehr zeigte sich bald hier bald da eine tiefer ausgegrabene Schlucht oder Mulde, über die nur der Blick gefahrlos und leicht hinwegschweifen konnte. Hatte man so diesen reichen Vordergrund in sich aufgenommen und das Auge an der Mannigfaltigkeit seiner Formen und Farben gesättigt, so zog die großartige Ferne dasselbe mit magnetischer Gewalt noch viel mehr an, denn in ununterbrochener Kette rollten sich die erhabensten Gebilde der Alpenwelt vor ihm aus. Ganz zur Linken, in bläulichen zarten Duft gehüllt, stieg zuerst das Faulhorn auf, das sich spitz

aus seiner langen Felsenkette emporhob. Sodann folgten die von hier aus gesehen phantastisch gestalteten Riesen der Berner Alpen, das Well- und Wetterhorn, der obere Grindelwaldgletscher, das Schreckhorn, seine Basis, den dunklen Mettenberg weit überragend, dann der untere Grindelwaldgletscher, der Eiger, der Mönch und dahinter das dunkel beschattete Finsteraarhorn, dessen höchste Spitze sich wie ein drohender Finger gegen den azurblauen Himmel erhob. Das Silberhorn dagegen war ganz verdeckt, und auch von der Jungfrau sah man hier nur ein kleines Stück, aber ihre drei höchsten silbernen Spitzen strahlten wie eine glänzende Krone breit und hoch über Alles fort.

Gerade der Hütte gegenüber ragte die kahle, anmuthig geformte Suleck empor, die eben das Silberhorn mit einem Theil der Jungfrau verdeckte, dann stieg die ›steinernerne‹ Jungfrau, der mit Schnee bedeckte neuntausend Fuß hohe Schwalmeren dicht vor mir auf und daneben ganz zur Rechten die lockende Rotheck mit ihren Alpenrosenfeldern und saftig grünen Matten, die von der Hütte des Einsiedlers nur durch eine leicht zu umgehende Schlucht getrennt war.

Zu Füßen der vorhergenannten Riesen ganz zur Linken aber sah man den Brienzer See, strahlend im Sonnenlicht, aus seinem Felsenkessel heraufblitzen; man verfolgte mit überraschtem Auge den brodelnden Fall der Lütschine, man hörte den brausenden Absturz des rastlos dahinjagenden Saxetenbachs und sah ihn sich durch die Cascade bilden, die vom Schnee des Schwalmeren

Tag und Nacht gespeist wird und von hier aus gesehen dem Gießbach nicht ganz unähnlich ist.

Ueber dieser großen und unbeschreiblich schönen Natur nun lag ringsum ein unsäglich beruhigender Friede ausgebreitet und der blaue Himmel schaute mit seinen kleinen, hie und da ausgestreuten kleinen Wölkchen so heiter auf dieses schöne Stück Erde herab, als freue er sich königlich, daß ihm die Ueberspannung und Beherrschung desselben zu Theil geworden war. Bewegung und Leben außer diesen sanft hinsegelnden Wolken und dem unten rollenden Bach war ringsum nicht zu spüren, nur dann und wann flog eine heiser schreiende Gabelweihe, sich anmuthig auf ihren Schwingen wiegend, durch die ätherklaren Lüfte und Millionen Beute suchender Bienen schwirrten um die reiche Erndte her, die ihnen die Erikenfelder der nächsten Nachbarschaft boten. Die grüne Matte selbst jedoch, die vor dem stillen Einsiedlerhause lag, glühte im frischesten Glanz von dunklen Alpenrosen, die sich bis in die Tannen hineinerstreckten und kaum dem schmalen Fußpfad, der durch sie hindurchführte, Raum ließen.

Lange stand ich hier in bewunderndes Anschauen versunken und labte Auge und Herz an dem Schauspiel da vor mir und an dem Frieden rings um mich, bis durch das Schwirren der Insekten hindurch eine Art Plätschern mein Ohr berührte, das aus unmittelbarer Nähe zu kommen schien und meinen Fuß sogleich nach der rechten Seite der Hütte hin in Bewegung setzte.

Ich brauchte nicht weit zu gehen, da hatte ich zu meiner freudigen Ueberraschung die Ursache dieses melodischen Plätscherns entdeckt. Aus einer Felsspalte, mitten in den Tannen gelegen, rieselte, nur mit Mühe durch Eriken und Alpenrosen sich Bahn brechend, ein natürlicher Quell, der einige Fuß tiefer sich schon ein kleines sichtbares Bett gegraben hatte, um sich später weiter unten in jähem Fall den Abhang hinabzustürzen und seine klaren Gewässer mit dem schneereichen Wasser des Saaxetenbachs zu mischen. Es war dies dieselbe Quelle, die ihr Wasser mittelst einer künstlichen Röhrenleitung, wie ich erst später erfuhr, in die Sennhütte Sterchi's zur Tränkung seiner Kühe führte, und als ich es an einer Stelle, die oft besucht zu werden schien, da der Boden ringsum von Menschenfüßen ausgetreten war, kostete, fand ich es so herrlich frisch und klar, daß ich mich wiederholt daran erquickte und wiederum des Einsiedlers Einsicht rühmen mußte, der sich gerade diese in jeder Beziehung so begünstigte Stelle zum Aufschlagen seiner luftigen Wohnung gewählt hatte.

Ich stand noch immer und schaute in die Nähe und in die Ferne, und mit jedem Blick wurde meine Bewunderung von Neuem rege; allein auch Gedanken ernsterer Art besuchten mich bald. »Ja,« sagte ich zu mir, »schön ist es hier oben an einem ruhigen Sommertage wie heute, aber wie mag es hier aussehen, wenn der Sturm von da drüben oder links her herüberheult, wenn die düsteren, verderbenschwangeren Wolken die ganze Welt mit ihren Schatten erfüllen und kein Baum, kein Berg, keine

Menschenwohnung meilenweit sichtbar ist? O, und dann die Einsamkeit hier oben, die Abgeschiedenheit von aller Welt, kein Mensch in der Nähe, mit dem man reden, mit dem man sich verbrüdern, mit dem man gemüthlich verkehren kann? O ja, es mußte eine an's Unbegreifliche gränzende Liebhaberei sein, sich freiwillig in solche Oede zu verbannen oder – ein der Welt entstammender ungeheurer Schmerz, der ein warm schlagendes Menschenherz auf alle Hülfen verzichten ließ, die der gesellig gebotene Mensch seinem Nächsten erweisen und von ihm erwarten kann.

Nachdem ich mich längere Zeit meinen Gedanken hierüber hingegeben, wandte ich mich endlich wieder auf den Rückweg nach der Sennhütte und fand Heinrich vor der Thür sitzen und an einem Stück Holz schnitzeln, als erwarte er mich schon und als sei er neugierig, zu erfahren, was ich dort oben gesehen und ausgerichtet habe.

»Nun, Herr Doctor,« rief er mir entgegen, »haben Sie gefunden, was Sie gesucht?«

»Ja, Heinrich, ich habe die Hütte sehr leicht gefunden und sie liegt wahrhaft prachtvoll; von dem Bewohner selbst aber habe ich keine Spur entdeckt.«

Der Senne machte zuerst ein Gesicht, als ob er wisse, daß das diesem Bewohner selbst sehr gleichgültig sein werde, sagte aber dann mit lächelnder Miene:

»Das glaube ich wohl; auch wußte ich vorher, daß er weder heute noch morgen, und vielleicht auch übermorgen noch nicht zu Hause ist.«

»So, das wußtet Ihre? Wohin ist er denn gegangen?«

»Je nun, Herr, das ist eine Frage, die so leicht nicht zu beantworten ist, denn der Herr oben macht oft solche Ausflüge und sagt niemals, wohin er gehen will, noch wo er gewesen ist, wenn ich es nicht später durch irgend eine Bemerkung von ihm erfahre. Heute Morgen in aller Frühe ist er schon nach der Suleck hinübergegangen und ich glaube, er wollte einmal, was er sich schon lange vorgesetzt, den Weg nach Mürren über die Isenfluh versuchen. Es soll da in der letzten Zeit Gemsen gegeben haben, obwohl ich das sehr bezweifle, denn im Sommer kommen die Racker nur selten aus ihren kalten Regionen so tief herab.«

»Wollte er denn etwa eine Gemse schießen,« fragte ich, »und hat er sich die Jagdgerechtigkeit dazu erworben?«

»Nun natürlich, Herr Doctor, ein solcher Herr wird sich doch nicht auf's Wildern einlassen? Ja, er hat seinen Jagdbrief und alles Uebrige, was er hier gebraucht, vollauf.«

»So. Kommt er denn oft mit Euch in Berührung und wer kocht ihm denn sein Mittagsbrod?«

Heinrich lachte mit beiden Backen und zeigte mir dabei sein prachtvolles Gebiß. »Nun,« sagte er, »er ist, wie er sich Alles ist, auch sein eigener Koch. Das versteht er aus dem Grunde und das hat er schon im vorigen Winter bei meinem Herrn bewiesen, der ihm ja auch keine Köchin

oben gelassen hatte, und Peter und Jakob wären wahrhaftig nicht dazu angethan gewesen, ihm eine schmackhafte Speise zu bereiten. – Ob er aber oft mit mir in Berührung kommt, fragen Sie? Oft – nein! Sogar nur selten und meist nur dann, wenn er durch den Jungen, den Christen, eine Bestellung an den Herrn auszurichten hat. Sonst hält er sich allein und die Zeit wird ihm niemals lang, da er immer mit Etwas beschäftigt, und höchstens Abends, wo er meist sehr betrübt ist, kommt er bisweilen in die Sennhütte, weniger um mit mir zu plaudern, denn er ist immer sehr schweigsam, als, wie es mich wenigstens bedünken will, in der Gesellschaft eines Menschen zu sein, wonach er denn doch wohl manchmal ein fühlbares Bedürfniß haben mag.«

Ich war während dieser mir sehr interessanten Mittheilung in ein ernstes Nachdenken versunken, dem ich allmählig, fast ohne es zu wissen, einen hörbaren Ausdruck gab. »Das muß ein seltsamer Mensch sein!« sagte ich still vor mich hin.

»Ja wohl,« antwortete Heinrich schnell, »das ist gewiß, doch ein kluger Mann ist er auch. Er kennt und weiß Alles, worauf auch nur die Rede fallen mag, und unser Land kennt er so gut, wie wir selber kaum. Selbst in der Sprache hat er sich schnell zurecht gefunden und jetzt kamt er sich schon ganz gut Deutsch – Schwyzer und Hochdeutsch – ausdrücken, was er, glaube ich, zum Theil aus seinen Büchern gelernt hat. Sehen Sie, als er im vorigen Winter im Hause unten mit Peter und Jakob lebte, konnte er nur noch sehr wenig Deutsch sprechen – er

ist nämlich ein Amerikaner, Herr, aus Baltimore, so sagte er mir – aber jetzt kann er sich schon gegen Jedermann verständlich machen und alle Tage merkt man, daß es damit besser geht, obgleich er doch, außer mit mir und Christen, mit Niemandem spricht, denn auf seinen Bergtouren kehrt er niemals in Gasthäusern ein und nächtigt nur in Sennhütten auf dem Heu, was er vortrefflich versteht.«

»So. Wißt Ihr vielleicht auch, wie er heißt, Heinrich?«

»O ja, Herr Doctor, das weiß ich, er hat es mir ja selbst gesagt und der Name steht auch in seinen Büchern, von denen er eins einmal mit zu mir brachte. Er heißt *Humfrey Scott*.«

»So, so, Humfrey Scott, ja, das ist ein amerikanischer Name. Also ein tüchtiger Bergsteiger ist er auch?«

»Sehr, Herr, und dauerhaft und gelenkig wie eine Gemse, als ob er in den Bergen geboren wäre. Auch springen und klettern kann er Tag und Nacht und niemals ermüdet er, obgleich ich ihn –« und hier sah sich Heinrich etwas scheu um und fing mit einem Mal vertraulich und dabei etwas leiser zu reden – »obgleich ich ihn bisweilen doch für krank halte.«

»Krank?« fragte ich und fühlte plötzlich eine noch viel größere Theilnahme für den fremden Mann in mir erwachen. »Wie so krank?«

»Nun ja, ehrlich gesprochen,« fuhr Heinrich noch leiser fort und hielt in seiner Arbeit inne, als fühle er sich selbst durch das, was er sprach, bewegt. »Bisweilen kommt es mir so vor, als ob es mit ihm – hier oben im Kopfe nicht

recht richtig wäre, und das sagt Peter da unten auch, der ja den ganzen Winter mit ihm zusammen gelebt hat. – Haben Sie schon mit Peter über ihn gesprochen?« fügte er mit weit geöffneten Augen und etwas lauernd hinzu.

»Nein, mit Peter nicht, aber mit Jakob.«

»Ach, Jakob, der ist dazu viel zu dumm, Herr, der versteht das nicht und ist selbst im Kopfe nicht richtig. Haha!«

Ich weiß nicht, wie es kam, aber es war mir zu Muth, als hätte ich genug über den Fremden gehört und müsse mir das Uebrige auf einen anderen Tag versparen. Es war eine seltsame Theilnahme an diesem Mann mit einem Mal in mir erwacht und das Räthsel, das um ihm ausgebreitet lag, schien mir bedeutend an Umfang und auch an Interesse für mich gewonnen zu haben. Indessen ließ ich den Sennen nichts davon merken, sondern erhob mich rasch, um meinen Rückweg anzutreten. Heinrich begleitete mich eine Strecke und da ihm mein schweigesames Verhalten auffallen mochte, sagte er:

»Sie werden doch von meiner Ausplauderei keinen Gebrauch machen, Herr Doctor? Ihnen aber glaubte ich das schon sagen zu können, zumal Sie ja doch schon von dem Amerikaner gehört hatten.«

»Befürchtet nichts, Heinrich,« erwiderte ich und reichte ihm die Hand, »meiner Verschwiegenheit, wenn sie nöthig ist, seid Ihr sicher. Aber wißt Ihr was? Einen Gruß könnt Ihr dem Einsiedler doch wohl von mir bestellen, wenn Ihr ihm erzählt, daß Besuch hier gewesen ist, und da könnt Ihr ihm auch sagen, daß ich nicht in der

Absicht hierhergekommen sei, um ihn zu stören oder zu belästigen, sondern daß ich auch ein Mensch wäre, der ein Herz für solche Wohnung und eine so große Natur hat, wie sie hier um ihn liegt. Wollt Ihr ihm das sagen?»

Heinrich lächelte etwas ironisch, als ob er vorher wisse, daß dieser Gruß dem Amerikaner sehr gleichgültig sein würde, aber er sagte doch:

»Gewiß will ich das ausrichten, sobald ich ihn sehe. Darf ich ihm denn auch sagen, daß Sie der Doktor sind, der alle Jahre zu Sterchi kommt und in den Bergen herumklettert? Denn er hat gewiß schon vom alten Peter unten von Ihnen sprechen gehört, der ihm im Winter oft alles Mögliche vorgeplaudert hat.«

»Ja, das sagt ihm dreist,« erwiderte ich und, nachdem ich Heinrich noch einmal die Hand gereicht, verließ ich ihn und ging so tief in Träumereien versunken nach Hause, daß ich weder auf meinen Weg, noch auf die schöne Fernsicht und die Hitze achtete, die im Walde herrschte, in den die Mittagssonne gerade auf meinem Rückwege ihre vollste Gluth hineinsandte.

ZWEITES CAPITEL. ICH ERHALTE ANGENEHME GESELLSCHAFT.

Als ich aus dem Walde auf die Hausalp hinausgetreten war und nach dem Hause hinabblickte, ein Blick, der mir von jeher wohlgethan, weil er mir stets das Bild des behaglichsten Friedens und bescheidener Häuslichkeit bot, fand ich die Umgebung des sonst so stillen Hauses ungewöhnlich belebt und sah Sterchi und verschiedene seiner

Dienstleute geschäftig mit einer zahlreichen Menge eben angekommener Gäste verkehren.

Noch etwas tiefer bis zu der Wettertanne hinabsteigend, setzte ich mich auf die Bank daselbst und betrachtete mir nun aus der Ferne die allmählig sich abwickelnden Vorgänge im Hofe und zwischen Haus und Scheune. Es mußten in der That mit einem Mal viele Menschen angekommen sein, denn gesattelte Pferde und Esel standen vor dem Hause oder wurden eben in den Stall geführt, und Träger, ihre Raeffs noch hoch mit Koffern und Reisetaschen bepackt, entluden sich eben mit Hülfe des überall eingreifenden Johanns und des alten Peters ihrer Bürde. Damen und Herren in allen möglichen Costümen, die heißen Stirnen mit ihren Tüchern trocknend, umstanden in einem geräumigen Kreise den eifrig gestikulirenden Wirth und machten ihn, ein Jeder mit der freundlichsten Miene, mit ihren verschiedenen Wünschen bekannt.

Als ich des anfangs mit ruhig schlagendem Herzen ansah, fing dasselbe mit einem Mal heftiger zu pochen an und die Frage wurde in mir laut: »Wie, sollten vielleicht auch meine drei Engländerinnen unter den eben angekommenen Gästen sein?«

Ich nahm rasch mein Glas zur Hand, ohne das ich hier oben nie in's Freie gehe, und forschte unter den Sterchi Umstehenden nach bekannten Gesichtern und Gestalten, aber so scharf ich auch alle musterte, ich bemerkte keine in schwarze Stoffe gekleidete Trauergestalt und eben so wenig waren Ned's und Nelly's dunkle Gesichter unter den ferner und seitwärts Stehenden zu entdecken.

Indessen war ich meiner Sache doch noch nicht ganz gewiß, da sie ja schon vor jenen von mir gesehenen Besuchern in's Haus gegangen sein konnten, und als ich Sterchi mit den ihn Umgebenden im Hause verschwinden sah, beeilte ich mich, auch von meiner Bank hinabzusteigen und durch die hintere, im Hofe gelegene Thür mein Zimmer aufzusuchen, wo ich denn bald Gelegenheit hatte, nähere Kunde über die Gekommenen einzuziehen und zu erfahren, daß die drei Engländerinnen allerdings in diesen Tagen erwartet würden, indeß bis jetzt noch nicht angelangt wären. –

Als ich eine Stunde später in den Speisesaal trat, fand ich den einen langen Tisch vollständig mit Gästen besetzt, unter denen sich theils angemeldete und längere Zeit auf dem Berge verweilende Besucher, theils Touristen befanden, die nur auf einige Stunden die schöne Aussicht und die frische Bergluft genießen wollten. Bekannte aus früheren Zeiten traf ich auch jetzt noch nicht unter ihnen, nur von Beau-Site waren allerdings einige Pensionäre heraufgekommen, die sich bei Sterchi nach mir erkundigten und mir, als wir nach Tisch auf dem herrlich gelegenen Balcon den Kaffee tranken, die freundlichsten Grüße von Vater Ruchti brachten.

Es ist eine sonderbare und doch sehr natürlich zu erklärende Erscheinung, daß man in einem kleineren und auf so abgelegener Höhe versammelten Kreise viel leichter und rascher mit einander bekannt wird, als unten

im Thale in den so glanzvoll eingerichteten Gasthäusern und von Menschen aller Art gefüllten Pensionen, obgleich man gerade meinen sollte, daß unter einer größeren Menge doch wenigstens immer Einige zu finden wären, mit denen man auf der Stelle sympathisiren oder die uns ein größeres Wohlgefallen bereiten könnten. Dies ist aber durchaus nicht der Fall und ich habe es oft erlebt, daß man unter hundert Menschen nicht einen einzigen fand, zu dem man sich besonders hingezogen gefühlt hätte. Kalt und gleichgültig geht man sich in solchen Hotels vorüber, beachtet oft seine nächsten Nachbarn nicht und wundert sich sogar, wenn man einmal von einem Neugierigen genauer angesehen oder gar angeredet wird.

Ganz anders aber und in der That viel gemüthlicher und ungezwungener geht es in einer Pension auf hohem Berge zu. Hier oben lockern sich, ohne daß man etwas dazu thut, die Fesseln der Etikette, unter deren schwerfälligen Formen wir Alle, oft unbewußt, mehr oder minder leiden, ganz von selbst; man giebt sich, wie man ist, Niemand will etwas Besonderes bedeuten und vor den Uebrigen etwas voraushaben; Alle, in der reinen Natur lebend, werden unwillkürlich selbst natürlicher und nie wie hier macht sich das Bedürfniß fühlbar, sich auf den Einen oder Andern zu stützen, mit ihm seine Empfindungen auszutauschen und die Freude, die das ruhig schlagende Herz erfüllt, auch auf Andere ausströmen zu lassen.

Ist es die Abgeschlossenheit von der großstädtischen Welt, in der man hier lebt, ist es die unverfälschte reine

Gottesnatur, die alle Flecken aus unserer Seele wäscht, oder ist es gar die feine Aetherluft, die wir athmen und die unser Blut frischer kreisen läßt, was uns so umgänglich, so heiter, so theilnehmend am Schicksal Anderer macht? Ich weiß es nicht, aber mich will es immer bedünken und ich habe alle Jahre dieselbe Erfahrung von Neuem gemacht, daß die auf einem solchen Berge lebenden Menschen viel gemüthlicher, weniger dünkelfhaft und anspruchsvoll erscheinen und mit einander verkehren, als ich sie auf ebener Erde und in ihren häuslichen Verhältnissen fand. Ja, ich habe Menschen hier oben kennen gelernt, die ich, als ich sie später unten in Amt und Würden sah, kaum wiedererkannte, so rasch hatten sie die auf dem Berge getragene Maske abgestreift oder vielmehr sich unten im Thale die dort übliche vorgelegt, und von diesen wandte ich mich stets wieder rasch ab, weil ich erkannt zu haben glaubte, daß sie Menschen mit doppelten Gesichtern sind und die sind niemals und nirgends meine Freunde gewesen, mochten sie sich sonst so liebenswürdig geberden, wie sie wollten.

Die überwiegende Zahl der an diesem Tage angekommenen Gäste bestand aus Deutschen, meist aus Norddeutschland stammend, welches ja das größte Contigent der Reisenden überhaupt liefert, aber es waren auch einige Schweizer aus Basel und Bern darunter, und diese beiden Städte liebe ich nicht ohne Grund, denn ich habe in ihnen Menschen gefunden, die mir vom ersten Augenblick an, da ich sie kennen lernte, nahe traten und die

mir jedes Jahr, wenn ich sie wieder begrüßte, mit demselben freundlichen Gesicht und demselben wohlwollenden Herzen begegneten, wie das erste Mal.

Auch eine alte Russin mit ihrem kranken Sohn und einer französischen Gesellschafterin befanden sich unter den Neuangekommenen und diese nahmen mich an diesem Tage am meisten in Beschlag, da sie es gerade waren, die aus Beau-Site kamen und, als sie, zufällig meine Tischnachbarn, meinen Namen hörten, die herzlichsten Grüße von unten gegen mich aussprachen. Von den drei Engländerinnen aber, nach denen ich bei ihnen forschte, wußten sie nichts, erzählten jedoch, daß eine zahlreiche Familie in Beau-Site von Thun her erwartet würde, die ebenfalls den Abendberg sich als Sommerquartier erkoren hätte. Das, ja, das konnten meine neuen Freunde aus Margate sein, und daß ich mich darin nicht getäuscht, sollte mich schon der folgende Tag lehren.

Mit Sterchi übrigens über meine heutige Morgenpartie zu plaudern, fand ich keine Gelegenheit; er hatte alle Hände voll zu thun und spielte den aufmerksamen Wirth mit einer Behendigkeit und Willfährigkeit, die ihm rasch alle Herzen gewannen, denn ein Mann, wie er, ist leicht durchschaulich und Jedermann wußte sehr bald, daß er in seinem Hause und in seinen Händen wohl geborgen sei.

Auch für seine Untergebenen begann von diesem Tage an ein mühevolleres Dasein und das bisherige Stilleben hatte auf zwei ganze Monate durchweg aufgehört. Boten auf Boten wurden zu Thale gesandt, um die nöthigen

Lebensmittel alle Tage frisch auf den Berg zu schaffen und die Wünsche der oben Weilenden zu befriedigen. In der Küche brodelte und prasselte das Feuer den ganzen Tag und die romanische Köchin, der Frau Sterchi rüstig zur Seite stand, hatte alle Hände voll mit ihren Braten und Pasteten zu thun, da, wie bekannt, der Appetit der zeitigen Bergbewohner immer der beste und alle Tage im Wachsen begriffen ist. Auch die flinken Kellnerinnen, Anna und Lina, flogen nun treppauf, treppab und wurden ohne Unterlaß bald nach Diesem, bald nach Jenem geschickt, denn von diesem Tage an kamen täglich, außer den im Hause Wartenden, Touristen in großer Anzahl herauf, die sich theils bis zum Mittag bei hastig eingenommenem Frühstück oder ein paar Stunden beim Nachmittagskaffee auf dem Berge aufhielten.

Im Ganzen war es ein überaus lebhaftes und nicht ungefälliges Treiben, wenn man es, davon nicht persönlich beeinflusst, aus der Ferne mit gemüthlichen Blicken betrachtete, aber für den Einzelnen allerdings, der sich hier nur einer selten genossenen und schwer errungenen Ruhe erfreuen will, nicht immer gleich angenehm, da er sich erst wieder in sein friedliches Stilleben zurückversetzen kann, wenn der Abend hereinsinkt und die laut tobenden Touristen Einer nach dem Andern in dem thalwärts führenden Walde verschwinden.

Auch ich gehörte zum Theil zu diesen letzteren Bergbewohnern und freute mich, als die Bänke und Tische um das Haus herum sich gegen Abend leerten, als das ewige Tellergeklapper aufhörte und ich wieder ungestört

und ungefragt den köstlichen Sonnenuntergang genießen konnte, dem ich heute einmal bis zu Ende von den Sieben Tannen aus zuschaute, um dann erst mein Nachtmahl allein einzunehmen und später mit einigen Wenigen vor der Thür zu sitzen und das phantastische Spiel der Wolken, der Schatten und Farben auf dem Spiegel des Briener Sees zu verfolgen, das auch heute wie immer in wechselvoller Gestaltung aller Zuschauer Herzen entzückte.

Erst ganz spät, als ich mich schon zur Ruhe begeben wollte, begegnete mir Sterchi auf der Treppe und da blieb er einen Augenblick stehen, sah mich ironisch lächelnd an und fragte:

»Na, sind Sie heute Morgen wieder auf der Alp gewesen?«

Ich empfand keine Lust, ihm meine Erfahrungen dasselbst schon für jetzt anzuvertrauen und so sagte ich, kurz mit dem Kopfe nickend: »Ja!«

»Und haben Sie gefunden, was Sie suchten?« forschte er weiter.

»Nicht Alles, aber Etwas doch!« erwiderte ich. »Indessen giebt es ja noch andere Tage und die werden mich ja wohl noch das Fehlende finden lassen.«

»Möglich!« entgegnete er mit seiner gewöhnlichen Kürze und so schieden wir und ich hatte abermals einen angenehmen und nicht ganz fruchtlosen Tag auf dem Abendberge zu verzeichnen.

Trotzdem die Luft am Abend, als ich mich zur Ruhe begab, vollkommen klar gewesen war und die Sterne am wolkenlosen Himmel ihre ganze Pracht entfaltet hatten, so war doch am nächsten Morgen, als ich schon vor sechs Uhr an's Fenster trat, zu meiner Verwunderung nichts von der ganzen vor und unter mir liegenden Welt zu sehen und nur der Himmel schimmerte mattblau durch einen leichten Nebelflor auf mich hernieder. Alles Uebrige, das Bödeli, der Brienzer See und die ihn umkränzenden Felsen waren mit schneeweißen, dichten, vom Thuner See und aus dem Saxetenthal heranwirbelnden Wolken verhüllt, die sich unmittelbar vor mir auf den grünen Halden des Abendberges mit einander mischten und da in einem schweigsamen, aber mächtigen Kampf begriffen waren.

Woher stammen diese Wolkenberge, fragt man sich oft, wenn man sie so plötzlich daherflattern sieht, wo ist ihre Quelle, welches ihr Ziel und warum hüllen sie heute die ganze Welt in ihren undurchsichtigen Mantel ein, während morgen keine Spur mehr von ihnen aufzufinden ist? O, die Wolkenquellen im Hochgebirge sind zahllos und oft unergründlich, so sehr sich der Verstand der Gelehrten auch bemüht, sie zu erforschen und auf unabänderliche Naturgesetze zurückzuführen, aber was man allein sicher weiß, ist das, daß sie kommen und da sind, und daß sie gehen und fort sind, und ihr beständiger Wechsel erfreut eben so oft das staunende Auge, wie er den sinnenden Geist mit Fragen ohne Antwort beschäftigt.

Bei solchem Wetter jedoch, wie wir es in diesen Tagen hatten, treiben die Wolken nie lange ihr Spiel, in der Regel schwinden sie bald, von irgend einer Kraft verflüchtigt, und so war es auch heute der Fall. Schon um acht Uhr war der befremdliche Luftkampf ohne sicht- oder hörbare Explosion beendet und die allmächtige Sonne vollbrachte mit ihrem starken Bundesgenossen, dem Winde, das große Werk in aller Stille, denn um die genannte Zeit waren die Wolken eben so plötzlich verschwunden, wie sie gekommen, und die ganze Welt lag wieder in ihrer vollen übersichtlichen Schönheit klar vor meinen Augen.

Bis gegen neun Uhr arbeitete ich im Zimmer, denn ich hatte hier oben immer viele Briefe nach aller Welt Enden zu schreiben; dann aber lockte mich die frisch in mein Fenster strömende Luft und der strahlende Sonnenglanz in's Freie und ich trat, ein Buch unter dem Arm, meinen Weg nach der Steinbruchbank an, um einen Blick in das am Morgen immer so wunderbar schöne Lauterbrunnenthal zu werfen. Indessen gelangt man an einer solchen Stelle nicht leicht zum anhaltenden Lesen. Die Bilder der Außenwelt sind zu lockend und verführerisch und man gewahrt bald da, bald dort irgend einen neuen Reiz, ein neues Gebilde, und so ging es auch mir diesmal und ich gab mich nur zu gern mit ganzer Seele dem vor mir liegenden Schauspiele hin, das durch das summende Gebräuse, welches der in die Lütschine stürzende Saxetenbach verursacht, nur noch romantischer und mächtiger auf die Sinne wirkt.

Als ich am Quellenhause vorbei über den vom Thau noch feuchten Rasen nach dem Platze ging, auf dem ich jetzt saß, war mir Sterchi begegnet und wir hatten uns mit einigen Worten begrüßt.

»Na,« sagte er dabei, mich vom Kopf bis zu den Füßen musternd, »heute haben Sie ja Ihre Bergrüstung nicht angelegt, wollen Sie denn nicht wieder ein Bischen in die Höhe steigen?«

»Nein,« hatte ich erwiedert, »heute nicht, lieber Sterchi, heute ist Ruhetag und morgen vielleicht auch noch, dann aber bin ich völlig ausgeruht und es kann wieder ein neues Unternehmen begonnen werden.«

»Da haben Sie auch Recht, übermüden muß man sich nicht. Klettern Sie also nicht zu viel, hier unten ist es ja auch so schön. Wollen Sie nach den Sieben Tannen hinauf?«

»Nein, ich gehe nur bis zum Steinbruch und da will ich ein Stündchen sitzen und – über mein Schicksal nachdenken,« fügte ich scherzhaft hinzu.

Er verstand den Spaß und nickte lächelnd dabei, dann wandte er sich ab und ich saß bald da, wo ich sitzen wollte. Ich mochte jedoch kaum eine halbe Stunde hier verweilt haben und war wieder auf einige Minuten in mein Buch vertieft, als ich plötzlich hinter mir einen leichten Schritt und gleich darauf auch ein halblautes Gekicher vernahm, das mit einem wohlbekanntem Ton an mein Ohr drang und mich mit einem Schlage meiner Beschäftigung entriß. Ich drehte mich um und sah in der That Ned

hinter mir stehen, der so leise wie möglich herangeschlichen war, um von Sterchi über meinen Sitz aufgeklärt, mich zuerst durch seine Anwesenheit zu überraschen.

Er hatte seine Absicht vollständig erreicht und freute sich auf seine natürliche Weise so laut darüber, daß er mehrere Male fröhlich auflachte und, wie diese jungen Neger in ihrer koboldartigen Lebhaftigkeit es zu thun pflegen, mit seltsamen Sprüngen vor mir auf dem Rasen tanzte.

»Massa Doctor,« rief er in seinem Jedermann zum Lachen reizenden Kauderwelsch, »ja, ja, Ned sein da und Nelly sein auch da und sie freuen sich sehr, endlich einmal auf einen so ungeheuer hohen Berg gestiegen zu sein.«

Ich nickte ihm freundlich zu, fragte aber sogleich: »Wo ist Deine Herrschaft, Ned? Ihr Beide seid doch nicht allein heraufgekommen?«

»O nein, Massa Doctor, wie können Sie sich das denken! Ned und Nelly gehen ohne ihre Herrschaft nie so weit und, sehen Sie da, sie sein schon ganz nahe bei Ihnen und da kommen sie mit dem großen Mann ohne Haar auf dem Kopf heran.«

Ich blickte nach dem Hause hin und da sah ich zu meiner Freude, daß Sterchi die drei Damen, die so eben zu Pferde gekommen waren und zuerst nach mir gefragt hatten, nach meinem Platze führte.

Natürlich eilte ich ihnen mit schnellen Schritten entgegen und bald hatte ich sie erreicht. Voran, neben Sterchi

gehend, schritt Mrs. Duncan mit ihrem langsam majestätischen Gange auf mich zu, hinter ihr die beiden jungen Damen; bald aber, sobald ich ihnen sichtbar wurde, sprang Miß Lucy der Mutter voran, eilte auf mich zu und mir die Hand entgegenstreckend, rief sie laut:

»O lieber Herr Doctor! Da sind wir ja glücklich angelangt, und ach, wie schön, wie wunderbar schön ist es auf Ihrem Berge!«

»Ja,« sagte nun Mrs. Duncan, indem sie mir auch liebevoll lächelnd die Rechte bot, »Lucy hat Recht. Wir sind zwar eben erst angekommen und haben nur noch wenig von den Herrlichkeiten hier oben gesehen, aber was wir sahen, ist gewiß herrlich und eine solche frische Luft habe wohl noch nie eingeathmet.«

Als ich ihren Gruß mit einigen Worten erwiedert und mich nun an Miß Mary Markham wandte, trat auch diese mit langsamer Bewegung an mich heran und streckte mir ihre vom Handschuh entblößte Hand entgegen. Dabei sprach sie kein Wort, als wäre ihre Stimme in der Seele gefesselt, aber der tiefe Blick, den sie in mein Auge that und der feste, fast krampfhaft mich pressende Druck ihrer Hand sagte mir zur Genüge, daß der alte Sturm noch immer in ihrer Brust wühle und daß sie bei Weitem noch nicht die Ruhe gefunden habe, die ich bereits zu meiner größten Freude auf Mrs. Duncan's edlem Gesicht ausgeprägt fand.

Da wir einmal auf dem Wege nach der nächsten schönen Aussicht waren, so führte ich sie alle Drei, nachdem Sterchi uns verlassen, nach der Bank, auf der ich so eben

geessen und beschrieb ihnen nach bestem Wissen Alles, was sie hier vor Augen hatten. Sie schauten schweigend und sichtbar voller Bewunderung vor sich hin und es dauerte lange, ehe ich sie dem schönen Anblick entziehen und einige Schritte höher den Berg hinauf nach der Echobank führen konnte, mit deren Geheimniß ich sie sogleich vertraut machte. Auch hierdurch befriedigt und ihren Empfindungen häufig Ausdruck gebend, folgten sie mir willig noch eine Strecke höher hinauf bis zur ersten Bank auf der Hausalp und von hier aus zeigte ich ihnen das schöne Stück Erde, welches tief unten und rings herum vor ihren staunenden Augen ausgebreitet lag.

Alle waren dabei ganz still geworden, denn so groß und erhaben hatten sie sich hier oben die Welt nicht gedacht. Indessen, ich wollte sie hier nicht zu lange aufhalten und da ich sie in der heißen Sonne, die schattenlos auf uns niederbrannte, nicht sogleich höher steigert lassen mochte, führte ich sie wieder hinab nach einer Laube in der Nähe und unterhalb des Hauses, von der man mit einem Blick beide Seen, den von Thun und den von Brienz überschaut.

Kaum aber hatten wir das Innere der so anmuthig gelegenen Laube betreten, so ließ sich ein dreifacher Ausruf des Entzückens hören, denn auch Miß Mary's stummes Hinstarren ward durch den bezaubernden Anblick gebrochen und sie sagte wiederholt mit tiefem Empfinden:

»Ja wohl, ja wohl, das ist schön, das ist wunderbar schön!«

»O,« rief hier Miß Lucy munter, indem sie sich auf einen Stuhl vor dem Tisch niederließ, von dem aus man den im Sonnenlicht strahlenden Thuner See überblickt, »hier wollen wir oft sitzen, Mary, und arbeiten und unsere Briefe nach der Heimath schreiben, denn einen traulicheren und einladenderen Platz dazu kann es ja auf der ganzen Welt kaum geben.«

»Sie werden noch schönere Plätze da oben finden, Miß Lucy,« sagte ich, »und ich wollte Ihnen nur zuerst die am leichtesten erreichbaren zeigen. Doch nun – haben Sie Ihre Zimmer schon gesehen?«

»Wir sind noch mit keinem Schritt im Hause gewesen,« erwiderte Mrs. Duncan. »Der Wirth kam uns entgegen, als wir anlangten, und führte uns sogleich zu Ihrem Sitz, da wir nach Ihnen fragten. Doch sehne ich mich allerdings etwas nach Ruhe. Der Weg hier herauf ist selbst zu Pferde beschwerlich und ich fühle den Ritt, als ob ich vier Stunden in der Ebene im Sattel gesessen hätte.«

So kehrten wir denn nach dem Hause zurück. An der Thür empfingen uns Sterchi, Ned und Nelly, und letztere knixte so artig gegen mich, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihr mit einem freundlichen Gruße die Hand zu reichen, die sie mit rascher Bewegung ergriff und flüchtig, ehe ich es verhindern konnte, an ihre Lippen drückte. Sonst sprach sie kein Wort und nur ihre funkelnden Augen und das blitzschnell kommende und ihren Mund umspielende Lachen verriethen die Freude des schwarzen Kindes, daß sie ihren alten Bekannten aus Beau-Site,

der ja nun auch der Freund ihrer Herrschaft geworden war, hier oben wiedergefunden hatte.

Als wir die beiden Zimmer der Damen betraten, die auf demselben Corridor, wie das meine, nur wenige Stufen höher lagen und ziemlich behaglich eingerichtet waren, blieben die drei Damen im ersten Augenblick lautlos an den geöffneten Fenstern stehen, und dennoch sprachen ihre Mienen verständlich genug ihre Empfindungen aus. Mrs. Duncan wischte sogar eine rasch heraufquellende Thräne aus dem Auge und erst nach einiger Zeit wandte sie sich zu mir, legte mir ihre Hand vertraulich auf die Schulter und sagte ganz leise und mit wehmüthig zitternder Stimme:

»Ich danke Ihnen!«

»Und ich auch!« fügte nun Miß Lucy viel lauter hinzu, nur Miß Mary blieb auch jetzt wie vorher stumm und starrte wie bewußtlos nach dem Brienzer See hinaus, der sich unter den vollen Strahlen der Morgensonne in seinem reichsten Glanze zeigte.

Ich dagegen, der die halb wehmüthige Stimmung der drei Frauen in eine wo möglich freudige umwandeln wollte und wohl sah, daß ich ihnen helfen müsse, ihrer Rührung Herr zu werden, beschrieb ihnen nun alles Einzelne, was vor ihnen lag, und sie hörten mir schweigend und tief bewegt zu, dann aber ließ ich sie allein und nun wurden Ned und Nelly gerufen, um ihrer Herrschaft behülflich zu sein, sich gemüthlich in den Zimmern einzurichten und die bereits heraufgebrachten Koffer, die

auf dem Corridor standen, eines Theils ihres Inhalts zu entleeren. –

Erst zwei Stunden später sah ich sie bei Tisch wieder und auf meine Veranlassung hatte Sterchi ihnen die Plätze neben mir angewiesen, indessen mußten wir uns mit der noch leeren zweiten langen Tafel begnügen, da die erste gefüllt war, was mit der unsrigen jedoch auch schon am nächsten Tage geschah, da nun allmählig alle Gäste anlangten, die ihre Wohnung auf dem Berge bestellt hatten und unter denen, wie ich hier gleich vorweg bemerken will, Niemand war, den ich genauer kannte oder der mir ein größeres Interesse einzuflößen geeignet gewesen wäre.

An dem besetzten Tische entwickelte sich unter den daran sitzenden fünfundzwanzig Personen, die größtentheils schon am Tage vorher nähere Bekanntschaft mit einander geschlossen, augenblicklich eine lebhaftere Unterhaltung; wir Vier dagegen verhielten uns anfangs ziemlich schweigsam, bis Mrs. Duncan, die zu meiner Rechten saß und durch ein Fenster auf die im glühenden Mittagslicht prangenden Schneeberge sehen konnte, nach längerem Hinstarren darauf zu mir sagte:

»Ja, lieber Herr Doctor, ich glaube, Sie haben uns hier an den richtigen Ort gebracht. Wenn irgend wo, so hoffe ich hier von meinem tiefen Kummer zu genesen und meine Gesundheit wiederzuerlangen, die für meine Kinder ja so nothwendig ist. Aber sagen Sie mir, haben Sie

gethan, was Sie mir am letzten Abend unsers Beisammenseins versprochen, und an Ihren Freund – wegen des betreffenden Falles geschrieben?«

»Ja,« sagte ich, »ich habe es gethan, indessen müssen Sie einige Geduld haben, bis seine Antwort kommt. Er ist verreist und augenblicklich mehr als gewöhnlich beschäftigt, jedoch habe ich ihm Eile anempfohlen und, wie ich ihn kenne, wird er Alles aufbieten, um meine ihm vorgelegten Fragen erschöpfend zu beantworten.«

»Gott gebe, daß es ihm möglich sei,« erwiderte Mrs. Duncan, »und dann will ich mich ja gern zu beruhigen versuchen.«

Miß Mary, die neben ihrer Tante und von mir also am weitesten entfernt saß, während ihre Cousine an meiner Linken Platz genommen, verhielt sich bei Tische hier eben so stumm und theilnahmlos wie unten in Beau-Site, nur flogen ihre funkelnden Blicke bisweilen mit einem forschenden Ausdruck nach mir hin und mir war dabei immer zu Muthe, als wäre sie wohl geneigt, sich in das Gespräch zu mischen oder mir eine Frage vorzulegen; und daß ich mich darin nicht getäuscht, sollte ich sehr bald durch Miß Lucy erfahren, die die Gelegenheit wahrnahm, mit leiser Stimme mir zuzuflüstern, sie habe mir Etwas zu sagen, was mich nur allein angehe und ich möge ihr doch nach Tische, wenn ihre Mutter mit ihrer Cousine auf dem Balcon eine Tasse Kaffee trinke, einige Augenblicke schenken. Die Mutter sei von ihrem Wunsche in Kenntniß gesetzt und werde Miß Mary in ihrer Nähe behalten, wir würden also vollkommen ungestört sein,

wenn ich sie an einen Platz führen könne, wo kein Fremder uns in den Weg träte.

Ich nickte ihr beistimmend zu und verhiess, ganz nach ihrem Wunsch zu verfahren. Sie solle mir nur folgen, fügte ich hinzu, wenn die Tafel aufgehoben sei, und um eine Störung von anderer Seite her solle sie unbesorgt sein.

Sie blickte mich befriedigt an und als wir bald darauf abgesspeist hatten und ihre Mutter, sich auf Miß Mary's Arm stützend, auf den Balcon hinausgetreten war, wo Beide bald unter den anderen Damen Platz nahmen, folgte sie meinem Wink und verließ mit mir den Saal und das Haus, um dem Orte zuzueilen, den ich schon in Gedanken für unsere Unterredung auserwählt hatte.

Es war das die erste Bank im Walde am Wege nach dem Thale hin und nur wenige Schritte von der Scheune entfernt. Sie liegt im tiefsten Waldschatten und lehnt sich an einen hohen mit Tannen bewachsenen Felsrücken, während dicht davor ein jäher Absturz sich öffnet, aus dem ebenfalls alte Tannen emporragen. Auf diese Weise kann man hier von Niemandem belauscht werden, und sollte sich Jemand dem stillen Sitze nähern, mag er nun vom Thale heraufkommen oder den Berg hinabsteigen wollen, so sieht und hört man ihn schon aus der Ferne, um alsbald, wenn es nothwendig sein sollte, im Gespräch zu verstummen.

Es herrscht auf dieser Bank, die seltsamer Weise nur wenig von den den Berg bewohnenden Gästen besucht

wird, die sich weit lieber auf dem freien Bergrücken tummeln, stets eine trauliche und fast geheimnißvolle Stille. Durch nichts wird das Auge und der Sinn von seiner inneren Betrachtung abgeleitet, wenn man nicht eben gedankenlos vor sich hinunter in den baumreichen Abhang starren will; die äußere Welt liegt vollkommen abgeschlossen durch den undurchdringlichen Wald und nur dann und wann hört man aus weiter Ferne das Brausen der über ihre Schleusen stürzenden Aare vom Bödeli herauftönen, ohne auch nur eine Spur von dem Treiben dort unten wahrzunehmen.

Eine Weile saßen wir Beide hier schweigsam neben einander und schauten uns in dem friedlichen Naturtempel um, wobei mir, ich will es ehrlich bekennen, das Herz vor Erwartung schlug, was es wohl sein möge, was Miß Lucy mir hier zu sagen habe.

»Nun,« begann ich endlich die Unterhaltung, »ist dieser Platz Ihnen genehm? Sie sehen, hier hört und stört uns Niemand und Sie können so laut sprechen, wie Sie wollen, da wir auf hundert Schritte weit nach beiden Richtungen blicken und jeden etwa Herankommenden wahrnehmen könne.«

»O,« erwiderte die junge Dame und legte ihre Hand vertraulich auf meinen Arm, »Sie haben Recht, das ist ein köstlicher Platz zum geheimen Reden und hier mag schon mancher Andere seinem Herzen freien Lauf gelassen haben. Das will ich denn auch thun und so beginne ich damit, Ihnen meinen herzlichen Dank zu sagen für alles Das, was Sie bisher an uns gethan. Namentlich

meiner armen Mutter haben Sie unbeschreiblich wohlgethan, schon dadurch, daß Sie so innigen Antheil an ihrem Schicksal nehmen, und Sie werden sich gewiß bereits selbst überzeugt haben, daß sie viel theilnehmender an Allem, viel munterer, ich möchte fast sagen heiterer geworden ist, seitdem sie ihre gequälte Seele – zum Theil wenigstens – vor Ihnen entlastet hat. Dies Glück nun, welches Sie ihr bereitet haben, möchte ich auch einer Anderen zu Theil werden lassen und Sie werden wohl errathen, daß ich meine arme Cousine damit meine, die tiefer denn je in Leid und Trübsal steckt und von uns am meisten einer wohlwollenden Hülfe und eines sie aufrichtenden Trostes bedarf. Und ich eile damit so sehr, es Ihnen hier gleich am ersten Tage zu sagen, weil es mir die höchste Zeit zu sein scheint, sie aus ihrer inneren Versunkenheit emporzureißen und ihrem Schmerze Einhalt zu gebieten. Sie hat, so lange sie darüber nicht sprechen kann, weder Tag noch Nacht Ruhe, sie quält sich mit Selbstvorwürfen der härtesten Art und zehrt sich dabei so auf, daß ich immer befürchte, sie werde unter der Last zusammenbrechen, die sie zu tragen hat. Sie ist eben eine eigenartige und leidenschaftliche Natur und schwer zugänglich für äußeren Trost, und so giebt sie sich ganz und gar ihren Empfindungen hin, die freilich bitter genug sind und sie zu erdrücken drohen, wenn ihr nicht zur rechten Zeit beigesprungen wird. Freilich, sie könnte darin vernünftiger und maßvoller sein, aber das versteht sie eben nicht. Ich sehe es ja auch ein und empfinde es tief mit, was für ein großes Unheil wir erduldet, aber ich

beherrsche mich standhaft und suche den Schmerz in mir zu besiegen. Halten Sie mich also nicht für theilnahmlos, daß ich so über sie spreche. Und wenn eine Schwester den verlorenen Bruder tief betrauern kann, dann thue ich es gewiß. Indessen muß jeder Kummer, also auch die Aeüßerung desselben, seine Gränzen haben und darf nicht in so sichtlich zu Tage tretende Verzweiflung ausarten, wie es bei Mary der Fall ist. Sehen Sie sie nur an, sie ist ja wie versunken in ihren Schmerz und ich empfinde immer einen peinlichen Stich in meiner Seele, wenn ich meine Augen auf sie richte. Bemerken Sie das nicht auch und denken Sie darin wie ich?«

»Ja wohl,« sagte ich voller Theilnahme, »ich habe es vom ersten Tage an bemerkt und denke auch wie Sie darin. Aber warum ist denn gerade sie so über alle Gränzen hinaus betrübt?«

Miß Lucy sah einen Augenblick gedankenvoll vor sich hin und dann sagte sie:

»Das darf ich Ihnen nicht sagen, auch wenn ich es wollte; sie hat mir die strengste Verschwiegenheit darüber anbefohlen. Aber wenn Sie nur die Gelegenheit herbeizuführen wüßten und ihr mit Theilnahme und Herzlichkeit entgegenkämen, so würde sie es Ihnen ohne Zweifel selbst und recht gern gestehen. Denn sehen Sie – so viel darf ich Ihnen verrathen – auch sie hat einmal, Gott weiß, wie es gekommen ist, ein großes Vertrauen zu Ihnen gefaßt, und da sie nicht recht weiß, was die Mutter Ihnen gesagt, die gegen uns über ihre geheime Unterhaltung mit Ihnen geschwiegen hat, so ist sie in Unruhe, daß

auch Sie sie so herzlos beurtheilen, wie sie sich selber beurtheilt.«

»Nein, das thue ich gewiß nicht,« unterbrach ich die eifrig Redende, »aber ich befinde mich hier in einer eigenthümlichen Lage, die ich bei Weitem noch nicht überschauen kann, da Ihre Frau Mutter ihr Vertrauen mir nur bis zu einer gewissen Gränze geschenkt hat. – Miß Mary also hat Vertrauen zu mir?« fügte ich nachdenklich hinzu.

»Ja, ein recht großes sogar, und sie sagte mir neulich, als sie hörte, daß meine Mutter Ihnen ihre Lebensgeschichte erzählt, daß sie wahrhaft nach einer Unterredung mit Ihnen schmachte, einmal, um ihr Herz zu erleichtern, und dann, um sich – von Ihnen ihr Urtheil sprechen zu lassen, das, so glaube ich, gewiß kein grausames sein wird.«

»Nein,« sagte ich mit bestimmtem Ton, »ganz gewiß nicht, obgleich ich keine Ahnung davon habe, warum sie ein Urtheil über sich von mir fordert. Indessen soll es geschehen, wenn sie es verlangt und wenn Sie es wünschen.«

»Ja, ich wünsche es sehr und bitte Sie sogar darum, und noch *die* Bitte füge ich hinzu, daß Sie so bald wie möglich die Gelegenheit herbeiführen, daß sie sich Ihnen mittheilen kann. Sie werden sie sofort dazu bereit finden, sobald sie nur gewiß ist, daß Sie ihr Gehör schenken wollen.«

Ich dachte einen Augenblick nach, dann sagte ich: »Gut, ich will es noch heute thun, wenn Ihnen das recht ist, und die Gelegenheit dazu wird leicht herbeizuführen

sein. Lassen Sie sie also heute Abend, etwa eine Stunde vor Untergang der Sonne mit mir allein, dann will ich sie auf einen Platz führen, der ganz dazu geschaffen ist, das bedrückte Herz eines Menschen zu eröffnen. – Wird Ihre Frau Mutter damit einverstanden sein?« fragte ich noch.

»O, ganz gewiß, meine Mutter hat darin nur einen und denselben Wunsch mit mir und verspricht sich, wie ich, die beste Wirkung von Ihrem Beistande.«

»Nun, so vertrauend bin ich gerade nicht,« versetzte ich, »und ich weiß nicht im Geringsten, ob ich im Stande sein werde, ihr so tief gebeugtes Herz in irgend einer Weise aufzurichten.«

»O doch, ich glaube, ja ich weiß es im Voraus, sobald sie Ihnen nur ihr Leid mitgeteilt haben wird. Schon das wird sie beruhigen, denn bisher hat sie ihr Inneres vor Jedermann verschlossen und *unser* Trost, die wir ja mit ihr ähnlich leiden, ist immer nur ein halber gewesen.«

»So will ich es versuchen,« sagte ich etwas bedrückt, »und sie wenigstens zum Sprechen zu bewegen suchen. Das ist allerdings schon ein großer Trost, ich kenne das. Doch nun hören Sie, wie wir unsere Abendunterhaltung einleiten wollen. Sagen Sie Ihrer Frau Mutter und Miß Mary, daß ich sie einlède, mit mir um sechs Uhr, wenn die größte Hitze vorüber ist, auf den Berg hinter dem Hause zu steigen, was durchaus nicht so beschwerlich ist, wie es anfangs aussieht. Wenn wir dann bei der ersten Hütte angekommen sind, wo eine Bank mit schöner Aussicht steht, so bleiben Sie mit Ihrer Frau Mutter zurück, während ich mit Miß Mary noch höher hinauf steige. Dort

will ich ihr die beste Gelegenheit zum Sprechen bieten, aber für den Erfolg kann ich leider nicht stehen, da ich ja den Umfang und die Art ihres Schmerzes nicht kenne.«

Miß Lucy drückte mir freudig die Hand und schüttelte anmuthig den blonden Lockenkopf. »Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen,« rief sie laut aus, »Sie sind so ungemein gütig gegen uns und ich – ich sehe einen guten Erfolg voraus, verlassen Sie sich darauf.«

Nach diesen Worten standen wir auf und gingen nach dem Hause zurück, um auch auf dem Balcon unsern Kaffee zu trinken. Aber ich war und blieb unwillkürlich sehr still und nachdenklich den ganzen Nachmittag über, denn die mir so plötzlich zugefallene Rolle bedrückte mich, obgleich ich ja Aehnliches schon oft im Leben erfahren hatte und nicht selten der Tröster Leidender gewesen war. In diesem Falle aber, wo noch so viele Nebel das Auge meines Geistes umhüllten, war mir etwas bänglich zu Muthe und so viel Mühe ich mir gab, den Schleier zu durchdringen, der um diese schöne Tochter des Südens ausgebreitet lag, es gelang mir nicht. Jedoch sollte er mir ja nun bald gelüftet werden und so schickte ich mich in Geduld und gegen fünf Uhr verließ ich den Balcon, um eine Stunde mit mir allein zu sein und mich zu dem Bevorstehenden zu sammeln, nachdem mir sämmtliche drei Damen das Versprechen gegeben, Punkt sechs Uhr bereit zu sein, um mit mir die Hausalp zu besteigen und den Sonnenuntergang von ihrer Höhe aus anzusehen.

DRITTES CAPITEL. WAS MIR MEIN NEUES BEICHTKIND ZU
SAGEN HAT.

Die Sonne neigte sich allmählig ihrem Untergange zu und ließ durch die alten düsteren Tannen vor unserem Hause schon hier und da ihre goldenen Streiflichter fallen, als ich zur festgesetzten Stunde vor die Thür trat, um die englischen Damen zu der verabredeten Bergpartie zu erwarten. Sie blieben auch nicht lange aus und langsam machten wir uns auf den Weg, denn ich hatte noch Zeit genug übrig, um auf der Bank unter den Sieben Tannen den Sonnenuntergang abzuwarten, den ich Miß Mary von dort oben her zu zeigen entschlossen war. So wählte ich auch den weitesten, dafür jedoch bequemsten, am Quellenhause und der Echobank vorbeiführenden Weg und auf jeder Bank, an der wir vorüber kamen, ruhten wir einige Augenblicke, um Mrs. Duncan nicht zu sehr anzustrengen, die nach ihrem Morgenritt, wie sie vorgab, noch etwas ermüdet war und sichtbar unter den Strahlen der Sonne litt, die auf uns still Wandernde heiß niederschien und die ganze Hausalp in ihrem schönsten Smaragdkleide erglänzen ließ.

Von den anderen Bewohnern des Hauses war zu dieser Stunde fast Niemand sichtbar, nur ein junges Schweizerpaar aus Bern hatte mit seinen niedlichen Kindern die Bank unter der Wettertanne in Beschlag genommen; die übrigen hatten sich in verschiedenen Richtungen zerstreut und man sah sie in anmuthigen Gruppen meist auf den tiefer gelegenen Abhängen des Abendberges lagern,

um auf bequemere Weise als wir von ihren Ruhestellen aus dem Untergang der Sonne zuzuschauen. Das war mir auch ganz genehm, denn so behielt ich meinen schönen, auf der Höhe gelegenen Platz für mich allein, worauf ich auch schon im Stillen gerechnet. Sollte ich jedoch die von mir gewählte Bank wider Vermuthen besetzt finden, so hatte ich mir vorgenommen, mit Miß Mary noch etwas höher zu steigen, wo gewiß Niemand anzutreffen war; indeß erwies sich diese Sorge bald als überflüssig, denn wir fanden oberhalb des letzten Häuschens Niemand mehr und das obere Plateau der Hausalp gehörte uns für diesmal allein.

Als wir vor dem ersten Häuschen angekommen waren und uns auf die Bank davor niedergelassen, um die herrliche Aussicht zu genießen, sah ich Miß Lucy mit einem fragenden Blick an und sie verstand mich auf der Stelle und sagte rasch:

»Liebe Mama, Du bist erhitzt, ich sehe es, und fühlst Dich noch müde von unserm heutigen Morgenritt. Sollte es also für Dich nicht zu angreifend sein, noch höher zu steigen und würde Dir die Luft dort oben, die, wie der Herr Doctor sagt, immer etwas lebhaft weht, nicht unangenehm werden.«

Miß Mary warf, wie es mir schien, bei diesen Worten einen dankbaren Blick auf ihre Cousine, sprach aber kein Wort; nur Mrs. Duncan, die ja mit ihrer Tochter im Einverständnis war, erwiederte sogleich:

»Ich habe auch schon daran gedacht, lieber hier unten zu bleiben. Klettere Du aber mit Mary und dem Herrn

Doctor höher hinauf, ich will Euer Zurückkommen hier ruhig abwarten.«

»Nein, Mama,« erwiderte Miß Lucy im natürlichsten und ruhigsten Ton, »ich verlasse Dich heute nicht und kann die berühmte Aussicht von den Sieben Tannen aus noch oft genug bewundern. So laß denn Mary mit dem Herrn Doctor allein hinaufsteigen, ich leiste Dir hier Gesellschaft, wo es ja auch so schön ist, und erwarte mit Dir ihre Zurückkunft.«

Hier glaubte ich endlich auch das Wort nehmen zu müssen und sagte nun: »Sehr wohl, meine Damen, aber ich bleibe bis zum völligen Sonnenuntergang oben, denn ich möchte gleich am ersten Tage wenigstens bei Einer von Ihnen mit dem Schönsten, was unser Berg aufzuweisen hat, Ehre einlegen.«

Abermals fiel bei diesen Worten ein flammender und dabei fast bittender Blick Miß Mary's auf ihre Cousine und diese nickte mir sofort freundlich zu und sagte:

»Gehen Sie dreist, wir sitzen hier sehr angenehm, und sollten Sie uns zu lange ausbleiben, so steige ich mit Mama hinab und wir treffen uns dann unten im Hause wieder. Wir warten jedenfalls mit dem Thee auf Sie und Mary und dann wollen wir zusammen den schönen Abend genießen.«

So war denn also der erste Schritt zu unserm kleinen Plane gethan und geglückt und ich, sofort aufstehend, verabschiedete mich von den Zurückbleibenden, indem ich die sich noch immer schweigsam verhaltende Miß Mary freundlich fragte:

»Wollen Sie sich auch gern meiner Führung anvertrauen, Miß? Es kostet nur noch eine kurze Anstrengung, bis wir an unserm heutigen Ziele sind.«

»Ich gehe mit Ihnen,« sagte sie leise. »Lebe wohl, Tante, lebe wohl, Lucy!«

So schritten wir Beide denn langsam und vorsichtig weiter, da der Weg hier etwas steiler und unbequemer wird, und bald hatten wir die oberste Hütte erreicht, wo wir einen Augenblick anhielten, um Athem zu schöpfen und dann im ruhigsten Schritt über das ganze Plateau nach den Sieben Tannen zu wandeln.

Kein Wort ward auf diesem Wege zwischen uns gewechselt. Miß Mary folgte mir ruhig und in sich gekehrt, und als ich endlich meinen Lieblingsplatz erreicht, blieb ich stehen, deutete auf die Bank und sagte so gelassen ich konnte. »Nehmen Sie Platz!«

Indessen sie regte sich nicht. Wie gebannt stand sie an dem Orte, als ob er bezaubernd auf sie gewirkt, bis sie mit einem Mal, wie einem inneren Triebe gehorchend, einige Schritte vorwärts that und dicht an die einfache Brüstung trat, die den einsamen Platz von dem gefährlichen Absturz in die Tiefe trennt.

Und in Wahrheit, der Anblick, den sie heute hier zum ersten Male genoß, mußte überwältigend auf sie wirken, wenigstens verrieth es mir ihre Miene und das starre Staunen, mit dem sie unverwandten Blicks vor sich in die furchtbare Tiefe und die unermessliche Ferne schaute. Sie hatte dabei beide Hände fest auf ihr Herz gedrückt,

das ihr wohl laut pochen mochte, und starrte wie bezaubert vor sich hin, ohne im Stande zu sein, ein einziges Wort zu sprechen. So, ja, so mußte dieser Anblick auf eine empfindungsreiche Seele wirken, denn er war in der That bezaubernd, und jeden Augenblick sprach sich das in der Haltung und Miene des jungen Mädchens deutlicher aus. Den schönen Kopf etwas vorgebeugt, stand sie, mit wogender Brust tief Athem schöpfend, fast unbeweglich neben mir und ihre weit geöffneten Augen sogen mit ganzer Intensität die vor ihr ausgebreitete unendlich schöne Scenerie ein.

Tief unter und vor uns, so daß die Häuser und Hütten, die ihn umkränzen, wie Kartenhäuschen erschienen, lag in heiterster Luft der ganze, so viele Meilen lange Thuner See, aber nicht wie sonst war er in sein indigoblaues Gewand gehüllt, sondern die schon ziemlich tief gesunkene Sonne übergieß ihn vom Anfang bis zum Ende mit goldenem Schimmer und er lag da, nicht wie ein Wasser, sondern wie ein Feuermeer, dessen purpurne Fluthen nur hie und da von den majestätisch niederschauenden Gebirgen dunkler beschattet wurden, und es sah in dem unter uns sich öffnenden Spiegel gerade so aus, als ob die himmelhohen Berge neben uns noch eben so weit in die Tiefe ragten oder hinabstürzten, wie sie sich hoch über dem See bis in die Wolken erhoben, die, glühend wie das Wasser, sich leise in den Lüften wiegten und gleichsam spielend dem schwachen Winde folgten, der mit leisem Säuseln über die große Scenerie dahinglitt.

Erhaben und so klar, wie man ihn nur selten steht, erhob sich dicht in unserer Nähe zur Linken der Wächter des Kanderthals, der in stolzer Pyramide aufstrebende Niesen, und etwas weiter hinaus in derselben Richtung ragte der Wächter des Simmenthals, der Stockhornzahn, wie ein ungeheurer, den Himmel herausfordernder Thurm in die stillen Lüfte. Aber der Himmel darüber und rings umher hatte auch seine gewöhnliche blaue Farbe abgethan; purpurn und goldig glänzend erschien er wie ein zweites, noch gewaltigeres Feuermeer, von dessen blitzendem Mittelpunkt lebhaft funkelnde und weitreichende Strahlen ausgingen, die in der Tiefe eine unzählige Menge überraschender und unendlich reizender Bilder schufen.

So fielen einige dieser Strahlen gerade auf das auf einer Landzunge in den See hinein ragende alte Schloß Spiez mit seinen prachtvollen Parkbäumen und ließen seine Mauern traulich bis zu uns herüber glänzen; ein anderer senkte sich auf die weiße Kirche in Aeschi, ein dritter auf die malerischen Hütten und Häuser auf dem stattlichen Beatenberg, und auch alle die Dörfer und Ortschaften, die rings an den Ufern des Sees herumlagen, erhielten ihr Theil und sahen in diesem Strahl so glücklich, so lachend aus, als habe noch nie eine trübe Wolke sich in ihre Mitte gesenkt und als seien sie nur dazu da, sich in dem Glanz und der Pracht ihres Sees zu spiegeln, nicht aber wie jeder andere Ort auf der Welt, auch die Sorgen und Mühen dieser Welt zu theilen.

Als wir nun aber Beide geraume Zeit in diese goldige Freudenwelt hinabgeschaut, wandte ich mich zu meiner noch immer schweisgsamen Gefährtin um und sagte sanft:

»Setzen wir uns, Miß, wir sehen auch von der Bank aus, was wir sehen wollen und es wird wohl noch fast eine Stunde vergehen, bis die Sonne in die purpurnen Gewässer sinkt.

Sie folgte mir willig, wie ein Kind, das zum Gehorsam erzogen ist, aber, obgleich sie so schweisgsam war, zuckte es, als sie nach der Bank zurückschritt, in ihrem schönen marmorartigen Gesicht fieberhaft, und ich konnte daraus schließen, wie es in ihrem Herzen wühlte. Auch wagte sie noch nicht das Auge zu mir zu erheben, das ganz unter den langen dunklen Wimpern verborgen lag und wie in unsichtbaren Thränen zu schwimmen schien.

Ich saß schon eine Weile neben ihr und beobachtete mit scharfem Blick das Wogen ihrer Seele, das sich auch in dem tiefen und schnellen Athmen ihrer Brust aussprach. Da aber, nachdem sie einen beklommenen Seufzer, den sie vergeblich zu unterdrücken strebte, ausgehaucht, sah ich, daß sich langsam die Lider ihrer Augen erhoben, die sie aber gleich wieder schloß, als sie bemerkte, daß ich voller Aufmerksamkeit und Spannung die Züge ihres Gesichts studirte. Endlich aber glaubte ich, daß es Zeit sei, den Bann zu brechen, der sichtbar erdrückend auf ihr lag, und so sagte ich mit milder und leiser Stimme:

»Ist das nicht schön, Miß Mary?«

Da geschah plötzlich etwas Unerwartetes. Einen Moment lang war es, als ob sie sich von meiner Seite erheben und gegen die Brüstung wieder vorstürzen wolle, aber wie gebrochen sank sie sogleich wieder in ihren Sitz zurück und in ein schmerzliches lautes Schluchzen ausbrechend, das ihr kaum gestattete, die wenigen Worte, die sie hören ließ, zu Ende zu sprechen, sagte sie mit einer Stimme, deren Wohlklang und Wehmuth mir tief in das Herz drang: »Ja, es ist schön, sehr schön, Sir – aber –«

»Was denn? So sprechen Sie doch weiter!« ermuthigte ich sie, als sie mitten im Satze abbrach.

»Ich kann nicht,« rief sie laut aus, »nein, ich kann nicht – jetzt noch nicht – es preßt mir das Herz ab, das zu voll ist – doch haben Sie Geduld, – es wird – es wird bald vorübergehen.«

Ich wartete eine Weile und sah, wie sie hastig ihre Thränen trocknete, dann aber schien sie sich zu ermannen und ihren Entschluß gefaßt zu haben. Doch ging das nicht so rasch vor sich; noch einen Moment kämpfte sie mit sich selber, dann drückte sie das von den Augen genommene feine Tuch in beide Hände zusammen und sah mich, vor Schmerz und Weh schauernd, mit einem herzdurchbohrenden Blick an.

Mich überkam eine Art Grauen vor dieser leidenschaftlichen Natur, die sich bemühte, die Fesseln abzustreifen, die ihre Seele banden, aber ich überwand meine tiefe Bewegung und fuhr, so ruhig ich konnte, im Sprechen fort:

»Sie sagen, es sei schön, Miß, und das ist wahr; allein Sie hatten ein – Aber dabei.«

»Ja, das habe ich,« sagte sie, nun mit allmählig sich entwickelnder Fassung, »und ich will mich bezwingen und Ihnen – nur Ihnen meine Empfindungen aussprechen, die mir nie so klar zum Bewußtsein gekommen sind, wie in diesem für mich so bedeutungsvollen Augenblick. O, Sie haben Recht, schön ist es hier, aber doch sehe ich nicht Alles, was vor mir liegt, oder vielmehr, ich sehe Alles nur halb, meine Augen sind wie von einem Schleier überschattet, und das das innere Weh, das mich meiner Sinne nicht mächtig werden läßt. Ja, so sehe ich schon lange Zeit die Welt vor mir und um mich nur wie in einen Nebel gehüllt; Alles, was anderen Menschen Freude macht, macht mir nur Schmerz, und das ist ein großes Unglück, aber ach! – es muß einmal gesagt sein – mir geschieht damit Recht, denn ich – ich verdiene es nicht besser.«

»Wie? Sie verdienen es nicht besser? Wie soll ich das verstehen?«

»Wie ich es sage, es ist die lautere Wahrheit.«

»Doch wohl nicht so ganz, Miß. Es spricht sich das leichter aus, als es bewiesen ist, und Sie können sich darin möglicher Weise einer Selbsttäuschung, einer Art Einbildung hingeben, die Ihnen Ihr Wesen und Sein in einem unrichtigen Lichte erscheinen läßt.«

Sie erhob abwehrend die Hand gegen mich und rief fast heftig: »Nichts von unrichtigem Licht, von Einbildung oder Selbsttäuschung, nein, nur die lauterste Wahrheit! Ach, Herr Doctor, wir sind einmal allein und werden

von Niemandem gestört – lassen Sie uns also ehrlich mit einander verfahren. Ich wenigstens will ganz ehrlich sein und so mögen Sie es auch sein. Sagen Sie mir also zuerst offen: meine Tante hat Ihnen unser Unglück erzählt, nicht wahr?«

»Ja, im Allgemeinen wenigstens, insofern es sich auf den traurigen Todesfall ihres Sohnes bezieht.«

Sie sah mich durchdringend an, als prüfe sie, ob ich die Wahrheit spräche, fuhr dann aber sogleich fort:

»Also von seinem sonstigen Unglück, ich meine das ihres Sohnes, hat sie Ihnen nichts gesagt?«

»Nein!« sagte ich fest und ganz der Wahrheit gemäß.

»Gut,« fuhr sie fort und schlug wieder die in Schmerz schwimmenden Augen nieder, »so seien Sie ganz ehrlich und sagen Sie mir Wort für Wort, was sie Ihnen von mir gesagt hat. Das *muß* ich zunächst wissen.«

»Von Ihnen? O, da hat sie nur das Beste gesagt und sie hat sogar mit großer Zärtlichkeit und Liebe von Ihnen gesprochen.«

»Mit großer Liebe? O, wie kann sie das, das ist ja nicht möglich!«

»Warum denn nicht?«

»Weil ich es nicht werth bin, weil ich – mit einem Wort gesagt – sie und ihre ganze Familie unglücklich gemacht habe.«

Ich starrte die mit einer gewissen Hast und Heftigkeit Sprechende verwundert an und begriff sie kaum, denn davon hatte Mrs. Duncan mich ja nicht das Geringste merken lassen. »Davon weiß ich gar nichts,« sagte ich

endlich, »und Sie sagen mir damit etwas ganz Neues. Aber wie ist das möglich?«

»O, o, möglich! Es ist nur zu wahr. Aber nun, Herr Doctor, da wir so weit sind, will ich noch weiter gehen und Ihnen einmal mein Herz erschließen, wonach ich ein unabweisliches Bedürfniß fühle, und so will ich Ihnen denn auch *mein* Schicksal und mein Unglück in allgemeinen Umrissen vertrauen, wie meine Tante es mit dem ihrigen gethan.«

Sie schwieg und senkte den Kopf. Aber plötzlich erhob sie ihn wieder und fragte mit fast leidenschaftlicher Hefigkeit: »Wollen Sie es hören?«

»Ja,« sagte ruhig, »reden Sie!«

»Gut. So hören Sie und dann verurtheilen Sie mich und bewundern Sie den Edelmuth meiner Tante gegen mich. Denn ich – ich, Herr Doctor, habe in dem Sohn meiner Tante – den Geliebten meiner Seele verloren. Das ist traurig, nicht wahr? O, warten Sie, es wird noch viel trauriger, denn ich – habe ihn auch verrathen, obgleich es, das darf ich von mir behaupten, nicht mit bösem Willen und in böser Absicht geschah, sondern weil ich allein den schrecklichen Eingebungen meiner Leidenschaft folgte. Ich liebte ihn, wie ein Weib einen Mann nur lieben kann, heiß, mit ganzer Seele, aber ich wollte auch, daß er mich eben so heiß und mit ganzer Seele wieder liebte. Und da er mir das nicht zeigte, wollte ich ihn dazu zwingen und forderte das Schicksal heraus. O, und was war die Folge davon? Ich – ja, ich Unglückselige, bejammern Sie mich! – ich machte ihn dadurch – zum Verbrecher.«

»Zum Verbrecher!« rief ich ganz verwirrt. »Wie so denn? Wie soll ich das verstehen?«

»Ja, zum Verbrecher, denn Harry Duncan ist vor den Augen der ganzen Welt – nur vor den meinen nicht, die ich ihn dazu gemacht – als ein Verbrecher aus dieser Welt gegangen. Hat Ihnen meine Tante das nicht gesagt? Ich frage Sie noch einmal.«

»Nein,« sagte ich, immer mehr erstarrend, »davon hat sie mir kein Wort gesagt.«

»O mein Gott!« schrie sie fast auf, »wir edel ist diese Frau doch! Nun denn,« fuhr sie mit größerem Bedacht und langsamer sprechend fort, »wenn sie Ihnen darüber nichts gesagt hat, so darf ich es auch nicht thun und es ist auch nicht nöthig, daß Sie es wissen, wenn Sie nur wissen, wie schlecht, wie gewissenlos ich im Vergleich mit ihr gehandelt und wie schlecht und gewissenlos ich also war. Ach, ich nahm damals einen ganz falschen Standpunkt in der Welt ein, ohne es zu ahnen, noch weniger es selbst zu wissen, denn ich habe ja immer nur nach meiner augenblicklichen Eingebug gehandelt und nie mit redlichem Nachdenken die Welt und die Menschen betrachtet, bis es zu spät war und ich einsah, welche Fehler ich begangen. Aber von einer kindlichen Eitelkeit durchdrungen und von Selbstgefälligkeit strotzend, nur an mein Wohlbehagen, nie an das wirkliche Glück Anderer denkend, betrachtete ich mich als den Mittelpunkt der Welt, den Niemand in's Schwanken bringen konnte, wenn er nur nicht selbst in seinem Dünkel und seinem Hochmuth wankte.

»An allen diesen meinen Gebrechen aber, lieber Herr Doctor, war meine mangelhafte Erziehung und mein steter Verkehr mit oberflächlichen und gleich mir mit äußeren Glücksgaben bedachten Menschen schuld. Von Kindheit an durch übermäßige Liebe meiner Verwandten verwöhnt, von Jedermann verzärtelt und verhätschelt und von vielen schönen und vornehmen Männern als die einzige Erbin eines fürstlichen Vermögens umworben, eitel auf meine körperlichen Vorzüge, wie nur ein junges Mädchen es sein kann, und nur die augenblickliche Befriedigung meiner Wünsche im Auge habend, bekam ich schon in frühster Jugend ganz falsche Eindrücke von der Bedeutung der mich umgebenden Welt und meiner eigenen Person. Erst als ich Harry Duncan in Margate kennen lernte und in die Hände seiner Mutter kam, erhielt ich einen besseren Begriff von den Menschen überhaupt und von meiner Stellung in der Welt, ohne daß das Gift, welches ich bisher eingesogen, so schnell aus meinem Innern auszurotten gewesen wäre. Allerdings wurde nun zum ersten Mal, durch das gute Beispiel der Familie meiner Tante geweckt, mein Nachdenken rege und ich beschloß, weiser, also auch besser zu werden. Namentlich war dies der Fall, als ich allmählig mit gränzenloser Freude erkannte, daß auch Harry mir mit jedem Tag näher trat, der vom ersten Augenblick an, wo ich ihn sah, einen tiefen, ja einen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht hatte. Indessen es gewährte mir doch noch Vergnügen, mich außerdem von anderen jungen Männern umgaukelt zu

sehen und es reizte mich immer noch ungemein, von Allen für schön und begehrenswerth gehalten zu werden und ich gab mir alle Mühe, alle Tage noch mehr Herzen für mich zu gewinnen, obgleich ich in meiner Tante Familie schon reich genug daran war.

»Im Ganzen aber ging ich von dem Augenblick an, wo ich Harry kennen lernte, innerlich in mich und nur äußerlich noch verlieh ich mir den Schein, als hätte ich mich in nichts geändert und wäre noch ohne Unterlaß den Vergnügungen der Welt und den Einwirkungen der mich umgebenden Schmeichler ergeben.

»Allmählig und immer mehr und mehr aber wirkte Harry Duncan's ernstes, gediegenes und dem oberflächlichen Schein abgeneigtes Wesen auf mich ein, meine Achtung für ihn nahm einen immer größeren Umfang und eine tiefere Färbung an und plötzlich stellte sich die Liebe zu ihm ein, eine um so heißere, leidenschaftlichere Liebe, je ferner er sich von mir hielt und je weniger er es wagte, seine eigene Liebe zu mir durch Worte zu erkennen zu geben.

»Oft sah ich, wie schwer er mit sich kämpfte und sich innerlich aufzehrte, daß ich ihm nicht näher kam, aber ich war der durchaus falschen Ansicht, Jedermann, den ich wahrhaft liebte, müsse wissen, woran er mit mir sei, und ich vergaß dabei, in meinen alten Fehler verfallend, nur zu oft, den Schein zu meiden, daß ich leichtsinnig und unbeständig sei und so wurde ich von ihm nur zu leicht verkannt und führte eigentlich mit meiner eigenen Hand mein Unglück herbei.

»Wie sehr Harry durch diese meine scheinbare Unbeständigkeit und Leichtfertigkeit litt, sah ich wohl, aber ich kam ihm darum mit keinem Schritt entgegen, und das verdroß ihn wieder und machte ihn nur noch zaghafter gegen mich und er hielt sich stets in angemessener Ferne von mir.

»Das reizte meine Eitelkeit von Neuem, ich schien ihm zu zürnen, während ich doch innerlich für ihn glühte, und es verursachte mir in meiner beständig aufgeregten Gemüthsstimmung einen kleinen Reiz, auch ihn aufzuregen, sein Blut, das ich für kalt, und sein Herz, das ich für starr hielt, in Wallung zu bringen, so daß es ihn antriebe, mir seine Neigung ehrlich zu bekennen, was mich augenblicklich ganz für ihn und für ihn allein gewonnen hätte.

»Zu diesem Behufe beschloß ich endlich ein Mittel anzuwenden, das ich in meiner Verblendung für das stärkste und wirksamste Reizmittel hielt, ihn zum Geständniß zu zwingen, aber ach! dieses Mittel war das allerschlimmste, welches ich anwenden konnte, denn es paßte für den zartfühlenden und gewissenhaften Harry nicht.

»Mit einem Wort, ich suchte das Gefühl der Eifersucht in ihm zu erregen und ich erregte es auch wirklich, aber es brachte die verkehrte Wirkung hervor: es reizte ihn nicht zum Geständniß seiner Liebe, sondern zum Zorn, er wurde so eifersüchtig, daß er – ein Verbrecher wurde, ein Verbrecher durch mich, denn – doch halt, weiter kann und darf ich ja vor Ihnen nicht reden. Und so schied

er von mir und – starb, wie Sie es gehört, vielleicht zur rechten Zeit für ihn selber – für mich aber zum ewigen und unauslöschlichen Vorwurf.«

Sie schwieg und ich fühlte mich außer Stande, das Wort zu ergreifen oder irgend eine Frage zu thun, deren Beantwortung mir eine größere Aufklärung gegeben hatte, als ich sie eben vernommen. Denn ich sah an der wogenden Brust, an den flammenden Blicken des schönen Mädchens, daß es in ihr noch immer wie in einem Vulkan gährte und kochte und ihr Bericht über ihre Irrthümer und deren Folgen schien mir noch so verworren, daß ich mehr an den inneren traurigen Zustand ihrer gequälten Seele als an Außendinge dachte. Endlich aber glaubte ich doch ein Wort sprechen zu müssen, um sie wieder zum Reden zu bringen, und so sagte ich nur:

»Nun? Und was weiter? Sie sind mit Ihren Bekenntnissen noch nicht zu Ende gekommen.«

»Ja,« fuhr sie in höchster Erregung wieder fort, »mit meinen Bekenntnissen bin ich zu Ende und mir bleibt nur noch übrig, Ihnen eine Bitte auszusprechen, um deren Gewährung ich fußfällig flehen würde, wenn Sie so hart und grausam wären, sie mir zu versagen.«

»Was ist das für eine Bitte?« fragte ich, da sie wieder schwieg.

Sie sah mich mit einem Blick an, wie ihn noch keine Frau auf mich gerichtet, so rührend, so reuevoll, so meine ganze Seele erschütternd war er. »Ich will Sie nur bitten,« fuhr sie fort, die gefalteten Hände angstvoll gegen mich erhebend und die Augen voller Thränen starr auf mich

richtend, »mir zu rathen, was ich thun soll, um wieder zur inneren Ruhe zu kommen, um mich ganz von meinem tiefen Fall zu erheben und das Leben wieder als ein schätzenswerthes Gut betrachten zu können. Denn seit jenem Tage, wo ich Harry zum letzten Mal sah, ist die ganze Welt für mich todt, öde und leer; ich sehe und höre nicht, was um mich her vorgeht, ich taste nur wie eine Blinde und Taube herum und mir ist Tag und Nacht mit allen Erscheinungen der Außenwelt gleichgültig geworden. Keines Menschen Thun und Lassen reizt mich zum geringsten Mitgefühl, die Empfindung für alles Schöne und Gute ist in mir erstorben und nur, wenn ich von meinem theuren, theuren Harry – o, wo liegt er begraben! – reden und mich als seine Verderberin anklagen kann, wird es wieder warm in mir, und ich fühle, daß ich noch lebe und daß ich noch ein Mensch unter Menschen bin.«

Sie schwieg abermals und ich wußte immer noch nicht, womit ich sie trösten sollte, trösten könnte, bis ich fast mechanisch sagte:

»So reden Sie doch recht oft von ihm, auch gegen mich, und ich will gern Ihre Klagen anhören, so wenig ich Ihnen auch zu helfen vermag.«

Sie blickte bei diesen Worten fast freudig auf und rückte ganz in meine Nähe, so daß ihre Kleider die meinigen berührten und ich ihren heißen Athem an meiner Wange fühlte. »O,« rief sie mit einem Mal, »Sie sind so gütig gegen uns, meine Tante hat es auch schon an sich empfunden, und Lucy ist Ihnen von Anfang an ergeben gewesen. Und nun wollen Sie auch mir Ihren Beistand schenken,

selbst nachdem ich Ihnen enthüllt, wie schlecht, wie eng-herzig, wie gewissenlos ich war?«

Ich schüttelte leise den Kopf. »Das sind Sie nicht gewesen,« erwiderte ich, »Sie haben sich nur in den Mitteln vergriffen, bei einem so schwer zu behandelnden Mann, wie Harry Duncan es war, Ihren Zweck zu erreichen. Das ist, nach Ihrem eigenen Geständniß, welches ich für ehrlich halte, Ihre hauptsächliche Schuld, wie ich es wenigstens betrachte. Also reden Sie dreist, so oft Sie wollen, von Ihrem Schmerz und ich glaube mit Ihnen, daß Sie gerade darin den heilsamsten Balsam für die Wunde Ihres Herzens finden werden.«

»Ja, ja, ja, das glaube ich nicht nur, das fühle ich in mir schon jetzt!« rief sie aus. »Aber ach, ich kann nur von Harry mit Ihnen reden, wenn ich mit Ihnen allein bin, da ich seine Mutter und Schwester nicht wieder aufregen darf, die schon oft genug an ihn denken und mit ihrem eigenen Schmerz hinreichend zu thun haben.«

»Nun gut,« fuhr ich fort, »dann wollen wir öfter allein auf die Berge steigen und Sie sollen mir dabei von Harry erzählen und mit der Zeit alle Einzelheiten Ihres Schicksals berichten, die ich jetzt nur in allgemeinen Umrissen von Ihnen erfahren habe. Ich wiederhole es: ich will gern ein aufmerksamer Zuhörer Ihrer vertraulichen Mittheilungen sein und vielleicht – vielleicht kommt dann die Ruhe über Sie, nach der Sie mit so begreiflicher Sehnsucht verlangen.«

Sie antwortete mir nicht und starrte nur, wie in Anschauen versunken, mit wehmüthigem Blick vor sich hin,

und als ich diesem Blicke folgte, sah ich sogleich, was sie bewegte. Die Sonne, ein ungeheurer Gluthball, hatte soeben die Wellen des Thuner Sees erreicht und übergoß die ganze vor und unter uns liegende Welt mit ihren intensivsten purpurnen und goldenen Farben. Alles ringsum, Himmel und Erde, Gebirge und See war oder erschien wie ein riesiges, unabsehliches, unfäßbares Feuermeer. Der Reflex dieses goldenen Meeres aber ergoß sich auch über uns, die uns umgebenden Bäume und unsern hohen Sitz und die dunkle Gestalt neben mir war wie von Goldfäden umwoben und das bleiche, von Schmerz zerissene Gesicht von einer rosigen Gluth überhaucht, die ihm eine unbeschreibliche Schönheit verlieh, und mich zwang, bald das erhabene Schauspiel vor mir, bald die unglückliche Geliebte des verstorbenen Sohnes der Mrs. Duncan zu betrachten.

Aber sie gewahrte davon nichts und schaute nur gleichsam trunken und von dem unbeschreiblichen Anblick hingerissen, träumerisch vor sich hin.

»Sie sinkt,« sagte ich da leise, »jetzt ist der rechte Augenblick gekommen!«

»Sie stirbt!« rief sie aufschluchzend aus und hob wie um Hülfe flehend, unwillkürlich die Arme gegen den strahlenden Himmel empor.

»Nein,« sagte ich ernst und laut, »sie stirbt nicht, Miß Mary, sie geht nur zur Ruhe, und morgen wird sie eben so strahlend und frisch wieder an jenem Himmelsrande über dem Brienzer See aufsteigen und die Schönheiten der Welt mit ihrem vollen Licht erleuchten. – Lassen Sie

sich das ein Beispiel sein!« fügte ich nachdrücklich hinzu. »Auch Ihre Sonne ist eine Zeitlang untergegangen, aber nur zur Ruhe, will ich hoffen.«

»Nein, nein,« rief sie und umklammerte krampfhaft meine Hand – »mir geht sie niemals wieder auf!«

Ich sah sie fest und vertrauensvoll an, indem ich leise den Kopf schüttelte. »Miß Mary,« sagte ich dann ernst, »sprechen Sie nicht so, Sie können nicht so denken; vielmehr muß Ihr Herz, Ihr Geist, Ihre Seele Ihnen sagen, daß keines Menschen Elend und Unglück, und sei es noch so groß, auf dieser Erde ein ewiges, das heißt, ein immer dauerndes ist, so lange dieser Mensch athmet und lebt und also auch neue Freuden von Außen zu erwarten hat. Viele, Unzählige sind so geprüft worden wie Sie und sind doch wieder heiter und glücklich geworden, ja glücklich, ich wiederhole es, und Sie können es auch noch werden, wenn Sie Vertrauen zu sich, zu Gott haben, und Vertrauen zu sich ist schon Vertrauen zu Gott, wie Vertrauen zu Gott auch Vertrauen zu sich ist, die wir ja nur ein kleiner Theil des großen Gottes sind. Haben Sie das nicht?«

»Ja,« sagte sie leise und wie im Gebete die Hände faltend, »mein Vertrauen zu Gott habe ich noch.«

»Nun, was dann für Noth!« rief ich frisch aufathmend aus. »O liebes Kind, Sie sind noch so jung und kräftig und haben aller Voraussicht nach noch ein langes und ereignißreiches Leben vor sich. Und wollen Sie einmal Jemanden sehen, der auch schwer geprüft ward und einst im Leben sehr unglücklich war und nicht glaubte, daß

die Sonne des Glücks ihm je wieder aufgehen könne so sehen Sie mich an.«

»Sie!« rief sie lebhaft und mit sichtbarem Erstaunen aus, »waren Sie auch so unglücklich wie ich?«

»Nicht gerade so wie Sie, aber in meiner Art war ich es auch vollkommen und glaubte mich für ewig dem Schmerze verfallen. Damals aber sagte mir ein weiser und erfahrener Mann, dem ich noch heute namenlos dankbar dafür bin: Habe Muth und Vertrauen, junger Mann! Noch lange bevor Deine Haare ergrauen und Dein Herz langsamer schlägt, werden Deine Schmerzen wie die Wolken da oben am Himmel verschwunden und Du wirst wieder mit der Welt ausgesöhnt und glücklich sein. – Und nun sehen Sie her: meine Haare fangen eben an, sich in die Farbe des Alters zu kleiden, aber die Zeit ist schon lange gekommen, wo ich mein Jugendunglück überwand und ein neues Glück schon auf Erden kennen lernte.«

Sie sah mich bei diesen Worten prüfend an, aber sie mußte in meinen Augen wohl die Bestätigung Dessen lesen, was ich gesagt, und indem sie meine Hand in ihre beiden Hände preßte, sagte sie frisch aufathmend:

»Also wirklich? Sie sind einst auch so kummer- und leidvoll gewesen wie ich?«

»Ganz ähnlich wenigstens,« erwiderte ich, still mit dem Kopfe nickend.

»O mein Gott,« rief sie, »ich wußte es, daß es doch noch einen Tröster auf Erden für mich giebt und Sie – haben mir so eben unendlich wohlgethan. Ich danke Ihnen,

o wie sehr! Und nun verspreche ich Ihnen: ich will auch an Ihnen ein Beispiel nehmen und mich bemühen, meinen furchtbaren Schmerz zu überwinden. Nur noch Eins sagen Sie mir: Verachten Sie mich nicht, daß ich schon in so frühem Alter so blind und engherzig, so eitel und eingebildet auf meine äußeren Gaben war?«

»Verachten? Ich – Sie! Wie käme ich dazu? Ich gehöre nicht zu den Menschen, die so leicht einen Stein gegen ihre Nebenmenschen aufheben, im Gegentheile ich kann nur tiefes Mitleid und herzliche Theilnahme mit Ihnen und für Sie empfinden. Sie irrten menschlich, wie schon so Viele geirrt, aber jetzt, wenn mich nicht Alles täuscht, sind Sie mit neuem Vertrauen zu Gott, zu den Menschen und sich auf den richtigen Weg gerathen.«

Ihr Kopf sank, wie von einer unwiderstehlichen Gewalt dahin gezogen, langsam auf meine Schulter und sie weinte leise vor sich hin. Das schien mir die endliche Krise ihres Leids und ein Zeichen zu sein, daß sie ihren Schmerz zu überwinden beginne. Lange lag sie so und ich störte sie nicht. Endlich aber erhob sie den Kopf wieder und sah mich mit einem Blick an, der mir in die Seele drang, so süß, so lieblich und freundlich war er, und zum ersten Mal, so lange ich sie kannte, sah ich sie lächeln und nun erkannte ich, daß ich mich nicht geirrt und daß sie wirklich auf den richtigen Weg zur besseren Erkenntniß des Lebens und ihres Schicksals gerathen sei.

»Ja, ich danke Ihnen,« wiederholte sie gleich darauf und mit einem Ton der Stimme, der viel weicher und

herzlicher als früher klang, »o, mir hat es mein Herz gesagt, daß ich Vertrauen zu Ihnen haben könne und solle, denn so sanft, so versöhnend und verheißend hat noch Niemand zu mir gesprochen, und ich bin jetzt gewiß, mir in Ihnen – einen Freund, einen wahren Freund erworben zu haben. Und nun sagen Sie mir: habe ich das?«

»Ja,« sagte ich fest und mit sicherem Blick, »Sie haben es und da nehmen Sie meine Hand und erfahren Sie auch durch ihren Druck, daß Sie sich nicht in mir getäuscht. Nun kommen Sie immer zu mir, so lange wir beisammen sind, wenn Sie wieder in Ihre Betrübniß verfallen sollten, und ich will Sie aufzurichten versuchen mit meinen besten Kräften und von ganzem Herzen gern.«

Als ich dies gesprochen, stand sie rasch auf, sah mich noch einmal freundlich lächelnd an und sagte mit schnellem Entschluß:

»Kommen Sie! Die Sonne ist in die Wellen dort versunken, aber Sie haben mir ja gesagt, sie werde auch für mich einst wieder ausgehen, und nun ist mein erstes Bekenntniß zu Ende und ich habe bereits einen Tröster und einen Trost gefunden. Auch ist es darüber spät geworden; meine Tante und Lucy werden uns gewiß schon lange erwarten. Sie sollen mich finden, wie ich in diesem Augenblick bin, noch ehe der süße Rausch verfliegt, den ich aus Ihren Worten getrunken habe.«

»Lassen Sie es keinen Rausch sein,« sagte ich, indem ich mich auch von der Bank erhob, »sondern eine wahrhafte und dauernde Stärkung, und damit wollen wir Beide vor der Hand zufrieden sein. Kommen Sie!«

Sie nickte mir beifällig zu und dann sich vertraulich auf meinen Arm stützend, den ich ihr bot, schritt sie langsam über den weichen Rasen mit mir dahin. Als wir uns aber der obersten Hütte näherten, sahen wir Mrs. Duncan und Miß Lucy auf der Bank davor sitzen, die uns langsam nachgekommen waren und ohne daß wir sie hinter uns bemerkt, auch dem Sonnenuntergange zugeschaut hatten. Als Miß Mary aber ihrer ansichtig wurde, ließ sie meinen Arm los, flog wie ein Pfeil auf die sich Erhebenden zu und umschlang mit ihren Armen heftig die alte Dame und fing abermals laut zu schluchzen an.

Ich stand bald neben ihnen und sah mit beifälliger Miene diesem neuen Schauspiel zu, welches nur die natürliche Folge des eben beendeten war. Dabei aber blickte mir Miß Lucy forschend in's Gesicht, als ob sie eine stumme Frage gegen mich ausspreche.

Ich nickte lächelnd und sagte leise zu ihr: »Es ist gelungen!«

Miß Mary's gutes Ohr aber hatte diese Worte doch gehört. »Ja,« rief sie und schloß nun auch Miß Lucy in ihre Arme, »es ist gelungen, meine Hoffnung ist nicht getäuscht, ich habe Trost und damit Muth zum Leben gefunden, und von jetzt an – ich verspreche es Euch – sollt Ihr mich wieder, wenn nicht heiter, doch wenigstens gebessert und ergebungsvoll meinem künftigen Schicksal entgegen gehen sehen.«

Mrs. Duncan reichte mir schweigend und dankbar die Hand und trocknete sich dabei die Thränen ab, die ihr in die Augen gekommen; dann aber schritten wir langsam

und friedlich den Abhang hinunter und wenn auch im Augenblick kein Wort mehr über das Vorliegende gesprochen wurde, so wußten doch Alle, daß eine schwere Krise in Miß Mary Markham's Leben überwunden sei und daß sie das Vertrauen zu Gott und damit zu den Menschen und sich selbst wiedergefunden habe.

VIERTES CAPITEL. DAS GEWITTER AUF DER ALP.

Der nächste Morgen zeigte einmal wieder, wie launenhaft die in den höheren Regionen hausenden Berggeister sind, denn wie der vergangene Tag mit einem Nebelchaos begonnen hatte, so schien heute die ganze Natur schon von Tagesanbruch an in ihr helleuchtendstes Gewand gehüllt und kein Wölkchen war am Himmel sichtbar, das auch nur einen leisen Schatten über den Spiegel des blauen Sees zu unsern Füßen geworfen hätte. Das gewahrte ich schon, als ich die Augen aufschlug und sie von meinem Bette aus in's Freie schweifen ließ, und darum konnte ich auch nicht lange in träger Ruhe verharren und rasch raffte ich mich auf, um mich anzukleiden und meine Fenster zu öffnen, was jeden Morgen mein erstes Beginnen war. Aber da strömte mir eine so frische und erquickende Luft entgegen, wie ich sie noch nie eingeathmet zu haben glaubte, und mich erfaßte plötzlich ein ungestümer Drang, so schnell wie möglich hinaus zu eilen und einmal die ersten Stunden des Tages unter Gottes freiem Himmel zuzubringen.

So ließ ich denn heute meine Arbeit im Stich, vertröstete meine Freunde im Stillen auf eine baldige Beantwortung ihrer Briefe, und, ohne mein Frühstück zu verlangen, schritt ich flugs die Hausalp hinauf, um mich auf der Bank unter der Wettertanne niederzulassen und von hier aus das Leben im Hause unter meinen Füßen erwachen zu sehen.

Von den Gästen war noch Niemand sichtbar; auch von den Knechten bemerkte ich keinen, mochten sie nun noch höher auf dem Berge oder irgend wo im unteren Walde oder in der Scheune ihre Arbeit verrichten. Kaum aber saß ich so einsam auf meinem friedlichen Platz, so fiel mir der vorige Tag mit allen seinen Erlebnissen ein, und die Nachwirkungen alles Dessen, was ich von Miß Mary gehört und gesehen, beschäftigten mich so lebhaft, daß ich mich bald wieder mit dem traurigen Schicksal ihrer Familie eng verwoben fühlte, die mir seit gestern noch viel näher als früher getreten war.

»Was für ein Verbrechen mag dieser unglückliche Mann, der seiner Familie so früh und jäh entrissen wurde, wohl begangen haben?« fragte ich mich wiederholt. Allein ich fand keine mir genügende Antwort darauf, und da ich es für unzart hielt, noch lebhafter danach bei seinen Verwandten zu forschen, und es schließlich nicht liebe, mich lange mit Dingen zu beschäftigen, die ich doch nicht durch eigenes Nachdenken ergründen kann, so gab ich der Zukunft und dem Vertrauen Mrs. Duncan's oder Miß Mary's anheim, mir die gewünschte Aufklärung darüber zu gewähren.

Glücklicher Weise zog mich auch wieder die herrliche Außenwelt von meinen trüben Gedanken ab und bald hatte ich sie nach allen Richtungen erforscht und in der wechselnden Beleuchtung, in der seltsamen Vertheilung von Schatten und Licht die lohnendste Unterhaltung gefunden.

Endlich jedoch war es mir auffallend, daß unten Alles so lange still blieb; sämmtliche Gäste schienen noch zu schlummern oder wenigstens in ihren Zimmern zu weilen, nur Sterchi war bereits auf den Beinen und ich sah ihn geschäftig zwischen Haus und Scheune hin- und hergehen, um überall nach dem Rechten zu sehen. Uebrigens hatte er mich weder bemerkt, als ich das Haus verließ, noch sah er mich jetzt, sonst hätte er mir gewiß einen Gruß heraufgewinkt; und so saß ich von Niemandem beobachtet ganz still auf meiner Bank, betrachtete durch mein Glas Nähe und Ferne und hörte dabei mit Wohlgefallen die Glocken von Unterseen und Gsteig heraufklingen, die irgend eine Feierlichkeit im Thale einzuläuten schienen. Zuletzt blieben meine Blicke auf dem Briener See haften, der, da die Sonne noch nicht so hoch gestiegen, bis jetzt im tiefen Schatten der Berge lag und den schon der erste Dampfer von Interlaken her nach dem Gießbach steuernd, durchpflügte.

»O,« sagte ich zu mir, »nun beginnt das Leben da unten schon und hier oben pflegt noch Alles der Ruhe. Welcher

Staub mag da unten unter den Rädern der zahllosen Wagen aufwirbeln und welche Hitze mag die armen Reisenden plagen! Hier oben aber, welche friedliche Stille umgiebt mich, welche erquickliche Frische erfüllt die Luft, und welche reiche Beute hat hier das Auge, das da unten immer nur eine enge Begränzung findet und nirgends so in die Weite schweifen kann, wie hier!«

In diesem Augenblick, als ich sinnend, betrachtend und genießend träumerisch vor mich hinblickte, war es mir, als ob ich hinter und über mir den wohlbekanntesten Ton eines auf einen Stein gestoßenen Alpstocks vernähme. Ich schaute mich um und nach einigen Augenblicken bemerkte ich, daß ich mich nicht getäuscht, denn eben sah ich den Sennjungen Christen mit seiner schweren Butte auf dem Rücken und einem Korbe am Arm, in denen er die im Hause gebrauchte Milch und Butter von der Alp herunterbrachte, aus dem Walde treten. Hätte er nun im weiteren Fortschreiten den gewöhnlichen von dort herabführenden Weg verfolgt, so wäre er an meiner Bank vorübergekommen, hätte mich also gesehen und wahrscheinlich mir dann keine Gelegenheit zu der Beobachtung geboten, die ich alsbald machen sollte; aber Christen, ein ächter und sprungfertiger Schweizerbub, haßte die weiten Umwege und pflegte sich auf jede mögliche Weise seinen beschwerlichen Gang abzukürzen. So wählte er auch diesmal den kürzesten Weg, ob er steil war oder nicht, und im Klettern geübt wie eine Katze, setzte er seine scharfen Nägelschuhe fest mit den Harken in den weichen Rasen und, seinen Bergstock mit beiden

Händen auf der linken Seite hart gegen den Grasboden stemmend, glitt er mehr als er ging, mit krummen Knien die glatte Halde hinab, und so langte er in wenigen Minuten vor dem Hause an, wozu ein gewöhnlicher Erdemensch wenigstens eine Viertelstunde gebraucht hätte.

Sterchi, der zufällig vor der Küchenthür seines Hauses stand, schien ihn auch schon bemerkt zu haben und sah dem munteren Burschen vergnüglich zu, als er so behende den steilen Abhang hinunterglitt; mich dagegen mußte er noch nicht wahrgenommen haben, denn sonst hätte er gewiß nicht zugegeben, was Christen sogleich that. Kaum nämlich in die Nähe seines Herrn gelangt, zog er eine kleine Ledertasche, die ihm an einem Riemen um den Hals hing, von hinten nach vorn, öffnete sie und nahm einen Brief heraus, den er sofort seinem Herrn gab.

Alles das sah ich ganz deutlich durch mein Glas und nun, da meine Aufmerksamkeit einmal erweckt war, verfolgte ich jede Bewegung der Beiden, so lange ihr Thun mir zugänglich blieb.

»Woher in aller Welt,« fragte ich mich, »kann Christen seinem Herrn einen Brief bringen? Zwischen welchen Personen kann dieser Junge, der nur von der Alp zum Hause und vom Hause zur Alp geht, Postbote sein? Ha, nur zwischen dem Wirth vom Hotel Bellevue und dem Einsiedler auf der Alp, der also sicherlich in seine sommerliche Behausung zurückgekehrt ist. – Nun, wenn das so ist und ich zweifle keinen Augenblick daran, dann will ich hier oben abwarten, was jetzt geschieht,« dachte ich

weiter, und da ich wußte, daß der Junge immer nur eine Viertelstunde im Hause verweilte, um seine Milch abzugeben und dann, die Butte voll Brod gepackt, wieder nach der Alp zurückzukehren, so machte ich mich bereit, ihm auf dem Wege dahin zu begegnen und zu versuchen, ob ich bei ihm meiner Forschbegier vielleicht ein Genüge thun könne.

So verließ ich also vorsichtig meinen bisherigen Beobachtungsposten, sobald ich alles unten vor dem Hause Vorgehende mit angesehen, und wählte mir schon in Gedanken eine Stelle im Walde aus, wo ich Christen treffen mußte, da bis dahin kein Ausweichen auf einem anderen Wege möglich war.

Uebrigens war Sterchi mit der Lesung seines Briefes, den er vor der Thür stehend geöffnet, bald zu Stande gekommen und unverweilt folgte er dem Jungen in's Hinterhaus, welches die Wirthschafts- und Vorrathsräume enthielt und wo in einer geräumigen Halle auch stets das ankommende oder abgehende Gepäck geordnet und nachgesehen wurde.

Ich erhob mich also, von Niemandem beobachtet, von meinem Sitz und schritt gemächlich die ganze Hausalp hinauf und dem Walde zu, durch welchen der Weg nach der oberen Alp führte und den Christen in der Regel einschlug, obgleich noch ein zweiter hoch über dem Kamm des Berges dahin führte, der aber nur seltener betreten wurde, da er, namentlich mit schwerer Last, viel mühsamer zu gehen war als der andere. Ich war fest überzeugt, der Junge würde, als des Einsiedlers Bote, bald wieder

zurückkehren, um ihm den so nothwendigen Proviant zuzutragen, den er ohne Zweifel von Sterchi so eben in der Vorrathskammer empfing.

Als ich den Wald erreicht hatte und die ersten steilen Abhänge emporgeklommen war, ließ ich mich an einer schattigen Stelle des Weges auf dem knorrigen Wurzelstock einer uralten Tanne nieder, der wie ein natürliches Sopha gebildet war und sogar eine, freilich etwas harte Rückenlehne aufweisen konnte. Hier wartete ich geduldig die Rückkehr des Sennjungen ab und um mir die Zeit zu verkürzen, zündete ich mir eine Cigarre an, trotzdem ich mein erstes Frühstück noch nicht eingenommen hatte, nach dem ich bereits einiges Begehrt zu empfinden begann. Auch war meine Cigarre noch nicht zur Hälfte ausgebrannt, da hörte ich unterhalb meines Sitzes den Erwarteten schon daherkommen; er brauchte ämsig seinen Stock und noch ehe er ganz an mich heran war, hörte ich das Keuchen seiner Brust, worauf ich auf eine schwere Last auf seinem Rücken und also auf eine volle Butte schloß.

So war es denn auch. Als er an mich herankam, blickte er etwas verwundert auf; da er mich aber sofort erkannte, obgleich ich ihn dieses Jahr noch nicht gesehen und gesprochen hatte, lehnte er sich gemüthlich an einen Baum, lächelte mich an und bot mir auf das Freundlichste seinen Morgengruß.

»Guten Morgen, Christen,« sagte ich munter, »na, Du bist ja schon wieder früh auf dem Wege. Wie geht es Dir?«

»Es geht mir gut, Herr!« antwortete er und lehnte sich, seinen Stock schräg vor sich gegen den Boden stemmend, so bequem wie möglich darauf. »Und Sie selber?«

»Mir geht es auch gut, Christen, und es hat mir leid gethan, daß ich Dich neulich nicht auf der Alp getroffen habe, als ich bei Heinrich war. Aber sag', willst Du schon wieder hinauf, da Du doch so eben erst herabgekommen bist? Und Du trägst ja so schwer heute? Ist die ganze Butte voll Brod, die Du auf Deinem Rücken hast?«

Christen lächelte verschmitzt. »O nein,« sagte er, »Brod ist freilich eine gute Portion dabei, für drei Personen, Herr, aber ich habe auch noch Anderes hinter mir in der Butte und hier im Korbe.« Und dabei hob er den Korb, welchen er in der linken Hand hielt, vorsichtig in die Höhe und setzte ihn dann einen Augenblick auf die Erde.

Ich warf etwas neugierig geworden und so schlug ich den Deckel des Korbes zurück und blickte hinein. Es lagen ein paar leckere geräucherte Würste darin, der ganze übrige Raum aber war mit frischen Eiern gefüllt.

»O,« sagte ich, »das ist ja eine seltene Labe für Euch! Willst Du mit dem Heinrich denn diese Menge Eier ganz allein verzehren?«

Christen lachte in seiner ungenirten Bergmanier laut und fröhlich auf. »Ach nein, Herr,« sagte er, »der Heinrich und ich gewiß nicht, aber der Herr in dem Hause, welches Sie neulich besuchten, wie mir Heinrich gesagt, braucht sie für sich und der soll auch den Schinken, die Lichte und das Uebrige haben, was hier Alles in der Butte verpackt ist.«

»Aha!« sagte ich. »Also der Herr ist von seiner Reise wieder zurückgekehrt?«

»Ja, Herr, und nun wird er wohl so bald nicht wieder weggehen, denn er ist recht müde und erschöpft von den Bergen nach Hause gekommen.«

Ich war mit dieser Antwort, so wie mit meinen neuen Entdeckungen zufrieden und da ich den Jungen nicht weiter ausforschen wollte, so gab ich ihm ein kleines Silberstück zum Dank und ließ ihn seine schwere Last weiter den Berg hinaufschleppen. Ich aber war in ein neues Sinnen verfallen, aus dem endlich der Entschluß hervorging, recht bald die Alp noch einmal zu besuchen, und so kehrte ich, den Kopf voller seltsames Gedanken, langsam nach dem Hause zurück um endlich mein wohlverdientes Frühstück einzunehmen.



Als ich in das Haus treten wollte, kam Sterchi gerade daraus hervor und als ich ihm nun einen guten Morgen bot und dabei sagte, daß ich einmal im Saale frühstücken wolle, nickte er, sprach aber außer seinem Gegengruß kein Wort und er kam mir dabei etwas scheu und zurückhaltend vor, wie er auch den ganzen Tag über blieb, als ob er sich Gewalt anthun müsse, mir irgend etwas von Bedeutung zu verschweigen. Es lag dies gar nicht in seiner Art; er war von jeher so treuherzig und mittheilsam

gegen mich gewesen, daß ich ihn gar nicht hätte begreifen können, wenn ich mir nicht gesagt, daß sein Benehmen ganz allein aus dem Umstande hervorging, daß er genöthigt war, mir seine nähere Bekanntschaft mit dem Einsiedler auf seiner Alp zu verbergen, nach dem ich ihn schon einmal gefragt und über den er mir in keinerlei Weise Rede stehen wollte. Daß nun der Brief, den er heute Morgen erhalten, sich auf diesen Mann bezog, unterlag bei mir keinem Zweifel mehr, und das erklärte mir hinreichend sein eigenthümliches Verhalten gegen mich. Ich dagegen wollte ihn deswegen nicht wieder in Verlegenheit setzen und beschloß, das Gespräch nicht mehr auf den Einsiedler zu bringen. Daß einmal die Zeit kommen würde, wo er mit mir über ihn sprechen würde, sah ich voraus und das wollte ich ruhig abwarten, bis ich die persönliche Bekanntschaft mit dem Manne selbst gemacht hatte, wozu ich nach allem über ihn Gehörten nun fest entschlossen war. Wie dieselbe erfolgen sollte, konnte ich freilich noch nicht ergründen, denn mich Jemandem aufzudrängen, der so sichtbar von aller Welt sich zurückzog und dazu wohl seine Gründe haben mußte, lag nicht in meiner Natur und ich rechnete dabei nur auf günstige Zwischenfälle, die ich allein dadurch herbeiführen konnte, daß ich mich öfter nach der Alp begab, um vielleicht irgend wo ganz zufällig dem stillen Bergbewohner zu begegnen.

Zu diesem Zweck hatte ich ganz im Stillen schon den nächsten Morgen zu einem abermaligen Besuch der Alp

festgesetzt, und wie dieser Besuch ausfiel und was er in seinem Gefolge hatte, wird der Leser sehr bald erfahren.

Als ich nun in den großen Speisesaal trat, fand ich, die drei Engländerinnen ausgenommen, bereits die ganze Pension darin versammelt, und da auch beim Frühstück Jeder auf dem Platze zu sitzen pflegte, den er bei der Mittagsmahlzeit einnahm, kam ich allein an den leeren Tisch, hörte aber von hier aus die lebhaftere Unterhaltung der munteren Gäste an, deren Appetit über Nacht wieder ein ganz bedeutender geworden war und die sich ihren Kaffee oder ihre Chokolade mit sichtbarem Wohlbehagen schmecken ließen.

Als ich die mich bedienende Anna nach den Engländerinnen fragte, sagte sie mir, daß sie in ihrem Zimmer frühstückten, zu dem sie selbst keinen Zutritt habe, da alles den Damen Nothwendige von ihrer Negerin besorgt würde. Sie habe aber von außen gesehen, daß sie am offenen Fenster säßen und sich von dort aus mit Behagen dem Genuß der schönen Aussicht hingäben.

Da ich viel später als die anderen Gäste zum Frühstück gekommen war, so ging deren Mahl auch früher zu Ende als das meinige, und so blieb ich, nachdem sie sich zerstreut und in's Freie begeben, allein im Saal zurück. Sterchi ging einige Mal durch denselben hin und her, aber auch jetzt kam er nicht zu mir heran, wie er wohl sonst that, wenn er mich allein fand, nur kehrte er sich einmal von der Thür aus nach mir um und da er mein freundliches Kopfnicken wahrnahm, lächelte er und schüttelte dabei scheinbar unwillkürlich den Kopf, was gerade so

aussah, als wollte er sagen: »Nehmen Sie es nicht übel, daß ich mich so seltsam gegen Sie benehme, aber ich darf Ihnen nicht sagen, was Sie so gern wissen möchten.«

Nach dem Frühstück begab ich mich in mein Zimmer, um zu schreiben und zu lesen; um elf Uhr aber schlug ich meine Bücher zu und ging wieder vor die Thür, wo auch so eben die englische Familie erschien und mich freundlich begrüßte. Mrs. Duncan erwies sich überaus herzlich gegen mich und schien ganz glücklich über die aufgeklärte Stimmung ihrer Nichte zu sein. Diese reichte mir mit einem mir verständlichen Blick die Hand und nickte mir mit wahrhaft rührender Freundlichkeit zu. Miß Lucy war heiter und fast zum Scherz aufgelegt und sagte mir, daß die Mama und sie Alle sich ungemein wohl hier oben befänden und daß sie sich alle Tage mehr zum Dank gegen mich verpflichtet fühlten, daß ich sie gerade an diesen Ort geführt. Namentlich die staublose und reine Luft wirke sehr günstig und wohlthuend auf sie ein und wenn es auch in der Sonne heiß sei, so kühle doch der Wind bedeutend ab und im Schatten befinde man sich außerordentlich behaglich.

In der That waren dieser und der folgende Tag die heißesten Tage, die ich noch je auf der Höhe des Abendberges erlebt und da der Luftzug sich nur an einigen Stellen etwas fühlbar machte, im Ganzen aber und an besonders geschützten Orten eine völlige Windstille herrschte, so war es sogar unangenehm heiß, obgleich wir immer noch sechs oder acht Grad Hitze weniger als die Thalbewohner zählen mochten.

Da die Damen unter diesen Umständen nicht die Hausalp besteigen wollten, so schlug ich ihnen vor, sich auf die Echobank zu setzen, wo es am Morgen immer am kühnsten ist, weil die umgebenden Bäume und Felsen sie vollständig beschatten. Sie folgten mir willig dahin und bald saßen wir gemüthlich beisammen und plauderten über Allerlei, wobei ich ihnen auch mittheilte, daß ich am nächsten Morgen schon früh einen Berggang zu unternehmen vorhabe.

»Bleiben Sie lange aus?« fragte da Miß Mary mit einem forschenden Blick, indem sie sich mit einer ungewöhnlichen Lebhaftigkeit zu mir hinwandte.

»Nein,« sagte ich, »bis Mittag bin ich unter allen Umständen zurück.«

»Können wir Sie nicht begleiten?« nahm nun Miß Lucy das Wort. »Wir, das heißt Mary und ich, steigen gern und Sie werden finden, daß wir keine verzärtelten Stadtdamen sind.«

»Das weiß ich schon,« erwiderte ich nach einigem Besinnen, »aber mitnehmen möchte ich Sie morgen doch noch nicht. Wenigstens möchte ich nicht dazu rathen; es ist eine Versuchsexcursion, die ich vorhabe, und ich kann Ihnen keinen bestimmten Genuß versprechen. Finde ich jedoch, was ich suche, so sollen Sie mich ein anderes Mal begleiten und dann will ich Ihre Kraft und Ausdauer im Klettern prüfen.«

»O, so bleibt doch hier unten,« sagte nun die Mutter, die an einer feinen Handarbeit nähte, während die beiden jungen Mädchen Bücher in der Hand hielten, um bei

Gelegenheit zu lesen, wozu sie indeß heute nicht kamen, »Ihr könnt Euch ja auch hier Bewegung genug machen, und da ich nicht mit Euch in die Berge klettern kann und die übrige Gesellschaft nicht kenne, so würde ich hier ganz verlassen sein.«

Miß Mary schmiegte sich bei diesen Worten innig an die neben ihr sitzende alte Dame an und streichelte ihr die Hand. Es war dies die erste Zärtlichkeitsäußerung, die ich sie in meiner Gegenwart gegen irgend ein Glied ihrer Familie ausführen sah, und auch das überzeugte mich mehr und mehr, daß die Nachwirkung unseres gestrigen Gesprächs eine heilsame für sie gewesen sei.

»So mag es dabei sein Bewenden haben,« nahm ich nach einiger Zeit das Wort, »und Sie bleiben morgen zu Hause; ich will Sie dafür, da ich für diesen Tag nichts Ernstliches vorhabe, am Nachmittag auf einen sehr schönen Platz führen, den Sie auch noch nicht kennen. Auch Sie, Mrs. Duncan, können daran Theil nehmen und wenn wir auch etwas dabei steigen müssen, so ist der Weg doch nicht allzu schwierig und noch weniger bedenklich.«

»Wo liegt dieser Platz?« fragte Miß Lucy.

»Im Walde hinter uns, am Abhang des Abendberges nach dem Saxetenthal hin, und da sollen Sie einmal einen Blick in eine wahrhafte Bergidylle thun.«

»Das ist herrlich,« rief Miß Lucy wieder, »und ich freue mich sehr darauf. Ich klettere gar zu gern in den Bergen herum und sogar eine größere Anstrengung scheue ich nicht.«

»Ich auch nicht,« sagte nun Miß Mary, »aber werden wir denn auch am Abend wieder zurück sein, so daß wir zur rechten Zeit noch nach den Sieben Tannen emporsteigen können, um den Sonnenuntergang von dort oben nicht zu verfehlen?«

Ich sah nach dem Himmel empor, der mir schon jetzt nicht ganz geheuer vorkam, sich allmählig mit grauen Wolken umzogen hatte und einige tiefere Schatten auf den bisher so klaren Spiegel des Briener Sees fallen ließ.

»Der Sonnenuntergang wird heute nicht so schön wie gestern sein,« sagte ich, nachdem ich meine Prüfung beendet hatte.

»Nein, ganz gewiß nicht,« flüsterte Miß Mary leise vor sich hin.

»Und bei der ungewöhnlichen Hitze,« fuhr ich fort, »wäre es nicht unmöglich, daß wir bald ein Gewitter bekommen, und das würde ein großer Genuß für Sie sein, denn ein Donnerwetter in solchen Bergen ist meist etwas Großartiges und Ungewöhnliches.«

»Ich glaube es,« bemerkte Miß Mary, »namentlich das Echo des Donners muß eine erhabene Wirkung hervorbringen. Aber wenn Sie ein solches Unwetter befürchten, dann sollten Sie doch morgen nicht eine so weite Tour unternehmen.«

»O, bis morgen wird sich das Wetter noch halten, liebe Miß,« entgegnete ich, »und überdies fürchte ich ein gewöhnliches Gewitter nicht, das ich schon oft hier erlebt.«

So plauderten wir noch eine Weile fort und erst als die Sonne gegen Mittag, wenn sie einmal aus den Wolken trat, drückend heiß wurde und der Schatten von der Echobank verschwand, verließen wir unsern Platz und kehrten in das Haus zurück, das nun in seinen kühleren Zimmern einen angenehmeren Aufenthalt darbot.

Am Nachmittag führte ich die Damen bei immer noch günstigem Wetter in der That nach dem Walde oberhalb des Steinbruchs und nach der zum Saxetenthal geneigten Bergseite hin und sie hatten Alle eine große Freude an dem stillen Dörfchen da unten, an den grünen es umgebenden Matten und den malerischen Formen des vielzackigen Bellenhöchst und der steil aufstrebenden Suleck. Auch das wilde Rauschen des Saxetenbachs entzückte sie und wenig nur sprachen wir, indem Alle dem Schauen in die Ferne hingegeben waren und nicht genug die Eindrücke aufnehmen konnten, die ihnen die reizende Scenerie bot.

Erst gegen sieben Uhr am Abend verließen wir auch diesen Platz, um uns auf Miß Mary's wiederholten Wunsch nach den Sieben Tannen zu begeben, aber schon hier begegneten wir einem Wechsel in den Erscheinungen der Natur, denn während der Himmel über dem jenseitigen Thal noch ziemlich klar vor uns gelegen, sahen wir von hier aus, nach Westen hin, eine trübe Wolkenbank vor uns lagern, die auch den schönen Thuner See düster beschattete und die Sonne nicht wieder zum Vorschein kommen ließ.

Miß Mary betrat die ihr in einer so schweren Stunde bekannt und dadurch unvergeßlich gewordene Stelle mit einer für mich leicht erkennbaren Vorliebe, aber je näher sie ihr kam, um so stiller wurde sie wieder und als sie, nachdem wir oben angekommen, hart bis an die Brüstung herantrat und in den Abgrund nach dem See hinabsah, seufzte sie leise auf und sagte zu mir, der ich mich an ihre Seite gestellt:

»Sie haben Recht gehabt: von dem Sonnenuntergang bekommen wir heute nichts zu sehen, und das ist natürlich. Wie nur wenige Menschen ein so großes Unglück erleben, wie ich es erlebt, so begegnet ein solches Glück, wie es mir gestern hier zu Theil ward, dem armen Menschen nicht alle Tage.«

Ich nickte ihr zu, aber antwortete nichts, und bald darauf saßen wir Alle auf der einen Bank dicht beisammen und schauten schweigend in den Seekessel hinein, der immer düsterer, grauer und schauriger ward. Unheimliche Schatten fielen von allen Seiten und namentlich vom Beatenberge auf ihn herein; das sonst so köstlich grünblaue Wasser hatte ein tintenfarbiges Aussehen angenommen und der Niesen und der Stockhornzahn hatten ihre Häupter in tiefe Wolken gehüllt, als wollten sie das Unheil nicht sehen, was sich allmählig und langsam, aber sicher und gewiß in den Lüften entspann.

Als Mrs. Duncan einige Worte über diese rasche Aenderung fallen ließ, sagte Miß Lucy, die überhaupt immer alles Vorliegende und die Ihrigen Bekümmernde zum Besten zu wenden versuchte, mit einiger Hast:

»Ja, der Wechsel ist so rasch gekommen und macht sich bis in das innerste Herz fühlbar, aber doch ist es auch so schön, und in Wahrheit, hier haben wir jeden Tag zehnmal eine andere Scenerie.«

»Sagen Sie, alle fünf Minuten,« entgegnete ich, »denn wenn Sie genau auf das Spiel der Farben und der Beleuchtung achten, werden Sie jeden Augenblick Licht und Schatten anders vertheilt finden, also auch ein anderes Bild vor sich haben.«

»Welche Bilder lieben Sie mehr, die reich an Schatten oder an Licht sind?« fragte plötzlich Miß Mary, als ob sie vor sich allein hinspräche und doch hatte sie die Frage an mich gerichtet.

Ich sah sie scharf an, um auf den eigentlichen Grund ihrer Frage zu kommen. »Ich will es versuchen, Ihnen meine Meinung darüber klar zu machen,« erwiderte ich. »Wenn ich das Antlitz eines Menschen auch als ein Bild betrachten darf, und das ist es doch gewiß, so liebe ich jederzeit mehr ein solches, auf dem ein freundliches Lächeln mit dem Ausdruck wohlthuender innerer Freude, also Licht liegt. Der Schatten, wenn er zur rechten Zeit sich auf eine Stelle niederläßt, kann zwar auch seine Schönheit haben, und manches Gesicht sieht ja erst recht bedeutend aus, wenn es ernst blickt, aber im Ganzen« – und hier lächelte ich sie ermunternd an – »ist mir ein lichtvolles Gesicht lieber und das möchte ich auch von den Naturbildern gelten lassen.«

»Ich liebe die Schattenbilder mehr,« sagte Miß Lucy rasch.

»Damit beweisen Sie wieder, daß Gegensätze sich oft berühren,« versetzte ich.

»Wieso?« fragte sie mit einem Blick, der mir schon bewies, daß sie mich verstanden habe.

»Weil Sie von Natur heiter sind, mehr Licht als Schatten in sich tragen und also Alles um sich her lieber auch im Licht und in Heiterkeit strahlend sehen müßten.«

»Sie haben Recht,« sagte Mrs. Duncan, umfaßte ihre schöne Tochter und küßte sie herzlich. »Lucy ist ein Lichtkind, das ist gewiß, und ich danke meinem Gott dafür. Aber – kommen Sie lieber hinunter, der längere Anblick des grauen Sees da unten und der unheimlichen Berge da drüben beängstigt mich, jetzt ist gewiß zu viel Schatten darüber ausgestreut.«

Wir erhoben uns sofort, gingen langsam den Berg hinab und kamen gerade zur Theezeit im Hause an. Nach Tische aber, als der Himmel sich wieder lichter gefärbt hatte und die Luft unbeschreiblich erquickend von den Gletschern herüberströmte, bestiegen wir die Hausalp noch einmal bis zur untersten Bank, die dem Hause gerade gegenüber liegt. Und da hatten wir wieder einen neuen und ungeahnten Genuß.

Die großen bunten Fenster des Damensalons, der dicht unter dieser Bank im Hinterhause, der ehemaligen Kapelle, liegt, waren geöffnet und in dem bereits erleuchteten Raum bewegten sich menschliche Gestalten hin und her. Zwei junge Schweizerinnen sangen ein Duett und ein junger Mann spielte mit großer Fertigkeit die Geige. Weit

über uns hinauf schwohlen die sanften und doch kräftigen Töne in der stillen Abendluft und wenn sie einmal schwiegen, jodelte einer der im Hofe versammelten und aufmerksam zuhörenden Knechte aus voller Brust und so melodiös und kunstfertig, daß die Abwechselung eine durchaus anmuthige und wünschenswerthe war.

Wir hörten lange schweigend zu und eben so Ned und Nelly, die sich uns leise nachgeschlichen und behutsam hinter unserer Bank aufgestellt hatten, und als einmal eine längere Pause zwischen den Musikstücken eintrat, sagte Mrs. Duncan mit tiefer Empfindung:

»Wie wunderbar schön klingt die Musik in so großartiger Umgebung, nicht wahr? Mich haben selten menschliche Töne so ergriffen, wie diese junge Schweizerinnen sie hören ließen und auch der Jodler da unten hat mir ungemein wohlgethan.«

»Ach,« sagte ich, »sie sangen und jodelten alle Drei Lieder, die aus einer Schweizerseele hervorgegangen und für das Gefühl eines Schweizers geschaffen sind. Und solche Heimathsklänge haben immer, wenn sie an dem Orte ertönen, wo und wofür sie entsprungen und den sie verherrlichen, etwas Ergreifendes, weil sie uns unmittelbar in die Heimath des Sängers und Dichters versetzen. Sie sollten einmal eine Neapolitanerin oder Russin ihre Heimathsklänge an Ort und Stelle anstimmen hören, da würden Sie von ähnlichen Empfindungen ergriffen werden.«

»Da haben Sie wieder Recht,« nahm Miß Mary mit ernstem Tone das Wort, »und Sie erinnern mich damit

lebhaft an Mexiko, wo ich in meinem vierzehnten Jahre, als ich mit meinem Vater zum längeren Besuch dort war, mexikanische Weisen anstimmen hörte. Damals und dort bewegten sie mich tief, aber hier – möchte ich sie doch lieber nicht hören.«

»Das ist natürlich,« sagte ich. »Dort waren Sie in Mexiko und empfanden Ihre Umgebung und deren Treiben und Sein; hier sind Sie in der Schweiz, mitten in der großen Alpenwelt, und da empfinden Sie zumeist das schweizerische Wirken und Sein und wollen nichts Anderes in sich aufnehmen.«

»Ja,« sagte Mrs. Duncan rasch, »das ist gewiß wahr und das wollen wir festhalten, Ihr Mädchen. Wir sind in der Schweiz und die wollen wir wo möglich noch recht lange und nach besten Kräften genießen.«

»Wo möglich!« wiederholte Miß Mary gedankenvoll.

»Mama,« rief Miß Lucy, besorgt, daß die Stimmung ihrer Cousine wieder in eine weniger gefaßte umschlagen könne, plötzlich aus, »Mama, wird es nicht mit einem Male hier oben sehr kühl? Mir ist, als stiegen aus dem Rasen um uns her fühlbare Dünste auf, und so wollen wir lieber in die Zimmer gehen, und uns auf einen neuen schönen Tag freuen.«

Mutter und Coufine befolgten ihren Wink sogleich und wir gingen zusammen nach dem Hause hinab, wobei ich Mrs. Duncan vorsichtig am Arm geleitete, während Ned sich jählings vor uns den steilen Rasenabhang hinab kollern ließ und Nelly voller Angst laut schreiend hinter ihm her lief. Auf dem Corridor, wo unsere Wege sich trennten,

sagten wir uns gute Nacht und die Damen wünschten mir von Herzen einen heiteren Tag zu meiner schon früh beginnenden Excursion.

Bevor ich zu Bett ging, begab ich mich noch einmal in den Salon, um Sterchi zu treffen und Einiges mit ihm zu verabreden.

»Lieber Sterchi,« sagte ich zu ihm, als ich ihn gefunden, »ich möchte morgen nicht gern die Zeit verschlafen und lassen Sie mich durch Johann um fünf Uhr wecken.«

»Wo wollen Sie denn hin?« fragte er mit schlauem Lächeln.

Ich lächelte wieder und sagte: »Ich will die Rotheck besteigen und um zur Tafel wieder hier zu sein, will ich früh fort.«

»So, so!« sagte er langsam und nachdenklich. »Na, ja, das Wecken soll schon besorgt werden und ich wünsche Ihnen eine recht glückliche Reise.«

»Uebrigens bedarf ich keines Frühstücks,« fuhr ich fort. »Eine Flasche Wein habe ich oben und da wird mir ein Glas und ein Stück Brod den kräftigsten Morgenimbiß liefern!«

»Nein,« sagte Sterchi, sein kahles Haupt ernst schüttelnd, »das gebe ich nicht zu. Sie sollen Ihr Frühstück pünktlich um halb sechs Uhr haben, dafür werde ich sorgen. Ohne Kaffee, das weiß ich aus Erfahrung, ist man ein schlechter oder nur halber Steiger und wer weiß, was Ihnen unterwegs begegnet. Ich traue diesmal dem Wetter nicht, also sehen Sie sich vor.«

»O, ich traue ihm auch nicht, aber der Kaffee schützt mich wahrhaftig dagegen nicht. Doch, wie Sie wollen, ich nehme ihn mit Dank an und nun gute Nacht!«

Sterchi erwies sich wie immer pünktlich. Um fünf Uhr kam Johann zum Wecken, traf mich aber schon auf den Beinen und am Fenster das Wetter musternd. Um halb sechs Uhr brachte mir Anna den Kaffee und ich verzehrte ihn rasch, um mich nach meines Wirthes Meinung zum *ganzen* Steiger zu machen. Dann machte ich mich zum Abmarsch fertig und zog nur meine festen Bergschuhe, die Ledergamaschen und meinen leichtesten Bergrock an, da der Tag wieder sehr heiß zu werden versprach, nahm Fernglas und Stock und trat in bester Laune und gespannt auf das Neue, was ich erleben würde, meinen Morgengang an.

Der Himmel war um diese Zeit im Osten ziemlich klar, obgleich die Sonne hinter einem leichten Nebelflor verborgen blieb. In den Lüften regte sich nicht der leiseste Wind, die Blätter an den Kirschbäumen vor dem Hause hingen träg und wie erschlaft an ihren Stielen und kein Laut war ringsum zu hören als nur das Brausen der in Interlaken über die Schleusen fallenden Aare und das Rauschen der Lütschine und des Saxetenbachs zu meiner Rechten.

Langsam begann ich die Hausalp zu besteigen und sah mich wieder um, als ich auf dem schräg über die oberste

Matte führenden Wege dem Walde zu schritt. Eigentlich Bedenkliches bemerkte ich auch von hier aus nicht, nur war es auffallend schwül und ich fühlte mich schon jetzt sehr erhitzt, was mir sonst nicht so leicht begegnete; zumal war kein Thau in der Nacht gefallen, der sonst jeden Morgen in der Regel jedes Rasenhälmdchen mit glitzernen Diamanten bestreute, was auf solchen Höhen immer zu beachten ist und nicht viel Gutes verspricht.

Das gefiel mir nun nicht und noch weniger behagte mir das Aussehen des Briener Sees, den ich von meinem Standpunkte aus ganz überschauen konnte. Er lag zwar friedlich und still, wie bei gutem Wetter, aber wie eine bleifarbige todtte Masse da und die Lütschine rauschte ganz eigenthümlich dumpf herauf, als wäre die Luft zu dick, um ihren sonst helleren Schall ungehindert bis zu mir gelangen zu lassen. Die bedrohlichen Wolken vom vorigen Abend waren an dem ganzen Horizont, so weit ich ihn hier übersehen konnte, verschwunden aber freilich, nach Westen hin, woher meist das Unwetter kam, konnte ich nicht schauen, da der Berg und der Wald mir die Aussicht dahin verdeckten.

So schritt ich denn unbesorgt weiter, mir wiederholt sagend, daß ich ja umkehren könne, wenn sich irgend etwas Bedrohliches zeigen sollte, aber daß ich das doch nicht so leicht thun würde, wußte ich aus langer Erfahrung, denn wer einmal in die Berge steigt, kehrt nur im schlimmsten Falle um, denn es ist Einem bei einer bestimmt in's Auge gefaßten Tour immer zu Muthe, als ob

eine innere geheime und unbezwingliche Gewalt die Füße in die Höhe und Ferne zöge.

Um halb sieben Uhr hatte ich nach einem kurzen Aufenthalt auf der ersten Höhe den Eingang zum Walde erreicht und so langsam ich auch bisher gegangen war, so mußte ich doch von jetzt an, wo das beschwerlichere Steigen auf dem steilen Bergpfade begann, noch viel langsamer vorschreiten, wenn ich mich nicht übermäßig erhitzen wollte, wovon ich niemals ein Freund gewesen bin. Im Walde selbst war es seltsam düster und unheimlich, die Sonne wollte aus dem leichten Gewölk, das sie umgab, noch immer nicht hervorkommen, ja, dasselbe schien sich allmählig noch mehr zu verdichten, als ob es aus irgend einer Schlucht reichlichen Succurs erhalten hätte, wie das so oft in diesen unergründlichen Bergregionen geschah.

Kaum aber hatte ich einige Schritte in den Wald hinein gethan, so blieb ich plötzlich schon wieder stehen, denn ich hatte einen seltsamen Ton vernommen, der mir von der linken Seite, also von den Schneebergen her zu kommen schien, die noch leidlich klar waren, aber in ihrer todten kreideartigen Färbung beinahe abschreckend und gespenstisch zu mir herüber leuchteten. Ja, was war das für ein Ton, den ich, so lange ich diesen Sommer in den Bergen lebte, noch nicht vernommen hatte? Es konnte nichts Anderes als der donnernde und im Echo sich zehnmal wiederholende Hall einer fallenden Staublawine sein, die bei der herrschenden Hitze, die auch dort

oben wirksam sein mußte, sich von irgend einem Gipfel losgebrochen und eine massenhafte Abrutschung des durch die Wärme gelockerten Firns verursacht hatte.

Ich stand also still und lauschte aufmerksam nach der betreffenden Seite hin, und in der That, ich hatte mich nicht geirrt, denn dem ersten krachenden Donner und seinem Echo folgte ein zweiter und dritter und dann war wieder Alles still, jedoch in einer so unheimlichen Weise, daß Jemand, der dergleichen noch nicht erlebt, gewiß darüber unruhig, wenn nicht besorgt geworden wäre.

Auch mich beunruhigte die zunehmende Dürsterkeit des Weges etwas und ich überlegte eine Weile, ob es doch nicht gerathener sei, umzukehren und einen besseren Tag abzuwarten, allein der Drang, vorwärts zu kommen, stachelte mich immer von Neuem zum Fortschritt an und so stieg ich überaus langsam, gleichsam bei jedem Schritt bedächtig überlegend, die steile Höhe weiter empor.

Da aber nahm mein Schwanken mit einem Mal ein rasches Ende und ich fühlte mich zu unverzagtem Ausharren ermuthigt; denn plötzlich, es war eben eine Viertelstunde vor sieben Uhr, brach die Sonne aus den Wolken und übergieß einige Augenblicke lang das eben sichtbar gewordene Lütschinenthal mit den dahinter vorragenden Eisbergen und die mir gerade gegenüber liegende Suleck und das Saxetenthal zu ihren Füßen mit ihrem herrlichsten Glanz.

Indessen dauerte meine Freude, die mich darüber laut aufjauchzen machte, nicht lange, denn dieser Glanz verschwand eben so plötzlich wieder, wie er gekommen war und ließ die darauf folgende Dunkelheit nur um so auffälliger erscheinen.

Inner langsam jedoch, die Blicke bald rechts in den hohen Bergwald hinauf, bald links über das grüne Thal hinabwerfend, schritt ich höher und höher, aber mir wurde das Steigen heute merkwürdig schwer und wiederholt folgte ich meiner Neigung, mich einige Minuten lang, zuerst auf mein allbekanntes Tannensopha, und an einer höher gelegenen Stelle auf irgend einen Stein am Rande des Weges zu setzen.

Plötzlich aber, als ich eben wieder einige Minuten gesessen, war es mir, als ob ein dumpfes Grollen, von ganz anderer Art als vorher, sich in meiner unmittelbaren Nähe über mir zur Rechten hören ließe. Ich stand wieder still und lauschte. Es wiederholte sich sehr schnell, und nein! das war keine Lawine, die von den Bergen fiel, das war das Donnern der aneinander stoßenden Wolken am Himmel, wenn der Blitz durch sie fährt.

»Wie?« fragte ich mich, also wirklich ein Gewitter, und schon so bald?« Immerhin möglich bei der entsetzlichen Schwüle, und es schien vom Thuner See herzukommen, dessen Horizont ich ja auf dem ganzen Wege nicht beobachten konnte, da der hohe Bergwald ihn mir vollkommen verdeckte.

Mir war dies neue Ereigniß nicht gerade angenehm; mein Weg war jedenfalls noch weit, mochte ich nun zu

der Alp hinaufsteigen oder nach Hause zurückkehren wollen. Indessen die erstere war für heute mein einmal in's Auge gefaßtes Ziel und das hielt ich fest, und nun begann ich so rasch zu schreiten, wie es unter den vorhandenen Umständen möglich war.

Allein, das so geheimnißvoll herangezogene Gewitter war viel rascher als ich. Im Hochgebirge bricht es oft plötzlich hervor, wo man es gar nicht vermuthet, und in dem einen Thale bleibt die Luft ganz ruhig und sogar sonnig, während im nahe daranstoßenden schon die Elemente wild mit einander toben. Ich wußte das sehr wohl und auch die Heftigkeit dieser localen Gewitter war mir bekannt, allein ich wußte auch, daß sie oft eben so schnell weichen, wie sie kommen, und darauf baute ich auch diesmal.

So schritt ich denn so rasch wie möglich fort und bemühte mich, nur erst aus dem dichtesten Walde herauszukommen, dessen düsteres Aussehen mir nachgerade unheimlich genug geworden war. Denn während des Gewitters ist man nicht gern mitten im hohen Walde, namentlich, wenn es so ganz in der Nähe tobt. Schon wollte ich erleichtert aufathmen, als es einen Augenblick etwas heller um mich zu werden schien, und ich hielt abermals im Gehen inne und blickte hoffnungsvoll nach dem Himmel über mir, von dem ich gerade jetzt, mitten zwischen zwei hohen Felsen- und Baumwänden gehend, nur einen schmalen Streifen wahrnehmen konnte. Allein da sah ich nicht viel Tröstliches, denn an jenem Himmelsstreifen

zog eben, dicht über mir, eine rabenschwarze Wolke vorüber und um mich her war es plötzlich so dunkel geworden, als ob mit einem Schlage die Nacht hereingebrochen wäre.

Um dieser unheilschwangeren Wolke und ihrem Guß, der nun bald erfolgen mußte, auszuweichen, beeilte ich mich nach Kräften, vorwärts zu kommen, und bald auch wurde der Baumwuchs um mich her dünner und dünner und ich sah, daß ich aus dem mächtigen Walde in eine freiere Baumgasse gelangte, die mir schon weitere Blicke in das Saxetenthal hinein gestattete, aber in diesem Thale wogten Nebel und Wolken schwarz und wild durcheinander und im Nu war jede Spur der gegenüberliegenden Berge verschwunden.

Mit einem Mal sauste ein jäher Windstoß daher, so daß die dicken Baumstämme sich rings umher bogen und ein furchtbares Rauschen, Knistern und Knacken in ihren Aesten und Zweigen hören ließen. Mit ihm fast zugleich fuhr in nächster Nähe von mir ein mich blendender Blitzstrahl hernieder, dem ein entsetzlicher Donnerschlag auf dem Fuße folgte. Das Gewitter stand also unmittelbar über mir und ich war völlig schutzlos seinem dämonischen Walten preisgegeben. Gleich darauf fing auch der Regen, erst in großen, mit Hagel verbundenen Tropfen zu fallen an, dann aber prasselte er in einem unaufhalt-samen Gusse nieder, der einem Wolkenbruch glich und mich in wenigen Minuten in einer bachartigen Wasser-rinne waten ließ.

Ich sah mich um, ob nicht irgend wo eine Unterkunft möglich, aber nirgends war eine Hütte sichtbar, als tief unten am Abhang des Saxetenthals, und so tief die jähe schlüpfrige Halde hinabzusteigen, hatte ich weder Muth noch Lust.

In zwei Minuten war ich bis auf die Haut durchnäßt. Das war nun gerade nicht angenehm, aber was sollte ich dagegen thun? Mich unter einen dichten Baum stellen, deren genug um mich standen, das war nicht rathsam, denn dazu war mir das Gewitter zu nahe und die Blitze fuhren bald links bald rechts neben mir auf den Boden nieder. Nein, das durfte ich nicht wagen, und so blieb mir nichts übrig, als vorwärts und der Alp entgegenzueilen, wo ich gewiß war, Feuer und Wärme zu finden, um meine Kleider und mich nach Bedürfniß zu trocknen.

In diesem mir höchst peinlichen Moment sollte ich plötzlich neuen Muth und Trost aus dem noch peinlicheren Zustande eines anderen Menschen schöpfen. Denn eben hatte ich meinen Sinn auf die rettende Alp gerichtet, da kam Christen, der Sennbub, den Weg vor mir daher herabgestolpert. Der arme Junge sah entsetzlich mitgenommen aus und ich konnte daraus entnehmen, daß es auch mit mir nicht viel anders bestellt sein möge, und noch dazu trug er seine schwere mit Milch gefüllte Butte auf dem Rücken, um zu Sterchi hinab zu gehen, wo man ihn gerade zu dieser Zeit schon mit Sehnsucht erwarten mochte.

Ich begrüßte ihn mit kurzem Zuruf, als er an mir vorübereilte und er lachte mich dabei vergnügt wie ein kleiner Erdgeist an, der an dergleichen Ungemach vollkommen gewöhnt und dagegen abgehärtet ist. Dabei deutete er mit beiden Armen aufwärts, als wolle er mich aufmerksam machen, daß das Gewitter gerade über uns sei, und dann war er hinter mir verschwunden und ich sah ihn erst nach einigen Tagen auf der Alp ganz fröhlich und munter wieder.

»Nun,« sagte ich zu mir, als Christen nicht mehr sichtbar, »was der Junge kann, muß ich auch können! und so eilte ich nur um so rascher vorwärts, um aus dem furchtbaren Regenguß zu kommen, der mir mit jedem Augenblick heftiger und kälter zu werden schien.

Zuletzt lief ich so schnell ich konnte, nicht darauf achtend, daß ich oft bis über die Waden in Schlamm und Morast versank, denn nun war ich endlich auf den moorreichen Wiesengrund der Alp hinausgetreten, der hinter dem Walde begann und wo zugleich das beschwerliche Steigen aufhörte. Aber meine vortrefflichen Bergschuhe und Ledergamaschen hielten wacker Stand und ich kam nun ziemlich rasch vorwärts, bis ich endlich um eine Ecke bog und zwischen dem Nebel und Regen hindurch die heute so lebhaft ersehnte gastliche Hütte hoch auf ihrem grünen Felsenvorsprunge liegen sah.

Aber sie lag noch immer fern genug von mir und nur meine Augen konnten sich einstweilen an ihr ein Genüge thun, denn ich hatte unter den heutigen Verhältnissen wenigstens noch eine Viertelstunde bis dahin zu gehen,

da ich bei dem völlig überschwemmten Wege nicht immer die gerade Richtung einhalten konnte und bisweilen an den glatten Rasenhängen wieder mühselig in die Höhe klettern mußte. Hier, wo schon in trockenen Tagen der Weg stets schlammig und morastig ist, hatten sich heute förmliche Regenbäche und Teiche gebildet, die sich nun in gurgelnden Tönen die sanft geneigte Fläche hinunterwälzten, denn der Regen goß ohne Unterlaß vom Himmel nieder, als ob sich alle seine Schleusen heute zu meinen Ungunsten geöffnet hätten.

Dabei wehte mich auf dieser zu jeder Zeit luftigen Höhe ein fast eisiger Windhauch an, indessen stemmte sich die innere Hitze, an der ich bis kurz vorher gelitten, noch eine Weile dagegen und ich dachte auch gar nicht an mein Befinden, sondern strebte nur vorwärts, so rasch es ging, um bald möglichst unter Dach und Fach zu gelangen.

Nur dann und wann sah ich von der Stelle, wohin ich meinen Fuß setzte, nach dem Himmel empor, gleichsam prüfend, ob er seinen Groll noch nicht bald erschöpft habe. Das Gewitter war freilich mit Windeseile über mich fort und nach Südosten gezogen, aber die düsteren Wolken mit ihrer freigebigen Spende waren geblieben, sie verfinsterten den ganzen Horizont und senkten sich bisweilen so tief auf die Alp hinab, daß sie wie huschende Gespenster an mir vorüberflogen und mir sogar minutenlang den Anblick der vor mir liegenden Sennhütte entzogen.

Zuletzt mehr springend und laufend als bedächtigt gehend, bald durch das über mich hinspritzende Wasser watend, bald einen kleinen Abhang jählings hinabrutschend, wenn mein Fuß trotz aller Vorsicht von dem überaus glatten Rasen abglitt, kam ich doch nur langsam vorwärts. Meine Augen waren in steter Abwechslung bald auf den Boden, bald auf die allmählig näher tretende Hütte gerichtet, die freilich oft genug hinter den sie bergenden und an mir vorübersausenden Wolken verschwand, aber endlich hatte ich den letzten Rasenabhang davor erreicht und, mit tausend Freuden auf sie zustürzend, hätte ich beinahe ein Triumphgeschrei ausgestoßen, wenn mir der schon lange zu kurz gewordene Athem nicht die Kraft dazu versagt hätte.

Endlich war ich nur noch wenige Schritte davon entfernt. Mit der letzten Anstrengung der mir fast den Dienst versagenden Kräfte klomm ich den kleinen Abhang, auf dem sie stand, empor und da hielt ich die Klinke ihrer Thür in der Hand, Ich öffnete sie mit fast fieberhafter Hast und einen Augenblick später stand ich darin, in Heinrichs Boudoir, und pries mich glücklich, daß ich wenigstens so weit gekommen und nun vor der Hand geborgen war.

FÜNFTES CAPITEL. MR. HUMFREY SCOTT, DER AMERIKANISCHE EINSIEDLER.

Bei dem ersten Schritt, den ich in dies immer etwas dumpfige Gemach hinein that, sah ich so viel wie gar

nichts, denn ein entsetzlicher und fast undurchdringlicher Qualm erfüllte es ganz und gar. Die Thür nach der Küche hin stand weit auf und der Rauch vom Feuer des Käseherdes war von dort her durch das ganze Haus gezogen, selbst in den fester geschlossenen Kuhstall, indem die vor dem Gewitter eilig dahin geflüchteten Kühe von Zeit zu Zeit ein furchtbares Gebrüll ausstießen und, in unruhiger Hast sich hin und her bewegend, unaufhörlich die um ihre Nacken hängenden Glocken ertönen ließen, was in der dichten Atmosphäre seltsam dumpf und schaurig klang. Der heftige Wind, der seit Ausbruch des Gewitters hier auf der ganz ungeschützten Alp wehte und der in anhaltendem Guß herabstürzende Regen hatten den vom Heerde in den Kamin aufsteigenden Rauch nicht in's Freie gelassen, sondern ihn wieder in die Küche zurückgepreßt, und so suchte er sich Raum, wo er ihn fand und wirbelte auch mir, als ich durch die Thür trat, mit erstickend heißer Luft entgegen.

Indessen ich war hier doch endlich geborgen und wenigstens gegen den furchtbaren Regenguß geschützt. Das war mein erster Gedanke, als ich in die Küche trat, dann aber, als ich nur einen hastigen Blick über meine nächste Umgebung geworfen, brachen sogleich andere Gedanken über mich herein und ich wurde von einem eben so großen Erstaunen ergriffen, wie die Personen darin, vor deren weitaufgerissene Augen ich so hastig und unvermuthet als Flüchtling trat.

Zunächst sah ich nur Heinrich aus dem Element des Rauches vor mir auftauchen, der eben so triefte wie ich,

da er auch erst vor wenigen Minuten von der Alp hereingetreten war, von der er die Kühe in den Stall getrieben; sodann aber gewahrte ich noch eine zweite und mir unbekannt Person, die auf einem niedrigen Schemel am Feuer saß und mich mit einem Blick so voller Verwunderung, Staunen und Neugier betrachtete, wie mich wohl noch Niemand hetrachtet hatte, und auf deren Zügen zum Greifen deutlich die Frage ausgeprägt lag: »Ist es denn möglich? Kann bei solchem Wetter wirklich ein vernünftiger Mensch in diese Einöde kommen?«

Ich sah mir die seltsame Erscheinung, die nun allmählig klarer aus dem Rauch hervortrat, je mehr meine Augen sich an denselben gewöhnten, mit zunehmendem Erstauen an und in der That, Alles, was ich an ihm wahrnahm, war ganz geeignet, meine Aufmerksamkeit zu verschärfen und meinen Kopf mit seltsamen Gedanken zu füllen. Der Fremde, obwohl er in seiner sitzenden Stellung, die er keinen Augenblick aufgab, nicht nach seiner ganzen Länge geschätzt werden konnte, war sichtlich ein großer und kräftig gebauter Mann, dessen Alter ich nicht sogleich zu bestimmen wagte. Er zeigte sich mir in einer Tracht, wie ich sie in den Schweizerbergen noch nie gesehen, wie sie aber für den beständigen Aufenthalt im Freien und behufs steter Bewegung auf so hohen Bergen nicht zweckmäßiger gedacht werden konnte. Seine breite Brust war nämlich mit einem Büffelwamms von joppenartigem Schnitt bekleidet, das bis an den nervigen Hals zugeknöpft war, der völlig entblößt getragen

wurde und nur einen kleinen Streifen eines bunten wollenen Hemdes sichtbar werden ließ. Um den schlanken Leib war ein schwarzlederner, vorn schildartig gestalteter Gürtel geschnallt, in dem ein kurzes Jagdmesser in lederner Scheide steckte. Seine Schenkel umfaßten oben etwas eng anliegende, über dem Knie weiter werdende Beinkleider von schwarzem Hirschleder, die, ähnlich wie bei den Schotten und Tyrolern, wenn sie in den Bergen leben, das Knie sichtbar werden ließen. Die kleinen Füße steckten in ungemein festen und mit spitzen Nägeln beschlagenen Bergschuhen, die oberhalb des Knöchelgelenks in fest anliegende Ledergamaschen von schwarzer Farbe übergingen und beinahe bis zum Knie hinaufreichten. Sein Hut, der neben ihm auf einem zweiten Schemel lag, war nach Art der Tyrolerhüte mit einem starken Gamsbart und der anmuthig gestalteten Feder aus einem Adlerfittig verziert. Daneben an der Küchenwand lagen, zum Beweise, daß der Fremde kein gewöhnlicher Bergbewohner, sondern ein Gentleman sei, ein Paar nasse Handschuhe von braunem Gamsleder auf dem Boden, und in der Ecke lehnte ein kurzer Doppelstutzen und sein schwerer Alpstock mit hörnernem Knopf, und vor diesem lag eine große Jagdtasche, aus deren Oeffnung der blutende Kopf eines vor kurzer Zeit erst geschossenen Raubvogels hervorsah.

Wenn nun schon die eben beschriebene ungewöhnliche Kleidung dieses Mannes auffallend und interessant genug war, so boten mir sein Kopf und sein Gesicht noch viel mehr Anhaltspunkte zu einer genaueren Betrachtung

dar und, wenn ich auch nicht gleich im ersten Augenblick jeden einzelnen Zug derselben prüfen konnte, so will ich doch hier gleich den Eindruck schildern, den dieser ausdrucksvolle Kopf und dies seltsame Gesicht an diesem Tage auf mich machten.

Der Kopf dieses Mannes war mit starken braunen und fast bis auf die Schultern fallenden, hier aber mit einer Scheere glatt abgeschnittenen Haaren bedeckt und sein Gesicht, aus dem nur eine hohe Stirn hervorleuchtete, in deren Mitte eine tiefe Falte eingegraben war, umrahmte ein ungewöhnlich starker Vollbart, der ihm mit seinen dünnen Enden bis mitten auf die Brust reichte und dem Gesicht in der verworrenen Verfassung, in der er sich augenblicklich befand, etwas Wildes oder wenigstens Naturwüchsiges verlieh, als ob lange Zeit hindurch keine große Sorgfalt auf die Verschönerung desselben verwendet worden wäre. Das Gesicht selbst aber, so weit es nicht in dem dichten Barte verschwand, war bleich, und zwar so krankhaft bleich, daß der erste Eindruck, den es auf mich machte, trotz der natürlich stolzen Haltung des Kopfes, mich fast zum Mitleid bewegte. Hiermit stimmte auch ganz und gar der Ausdruck seiner einzelnen Züge überein, denn selten in meinem Leben hatte ich ein so unendlich trauriges und von Tiefsinn verdunkeltes Gesicht gesehen wie dies, und es erinnerte mich auf der Stelle nur zu sehr an die Station der Melancholiker meiner heimathlichen Irrenanstalt. Ja, die tiefste Melancholie war in jedem dieser edlen und reinen Züge ausgeprägt und aus dem großen dunkelblauen Auge, das gleichsam

suchend, irrend nach mir herüber spähte, sprach eine so tiefe verhaltene Wehmuth, ein so klar zum Ausdruck kommender seelischer Schmerz, daß mich fast ein Gefühl der Rührung überkam und der Gedanke mich beschlich, daß ich es hier mit einem der menschlichen Hülfe überaus Bedürftigen zu thun habe.

Außer dieser Wehmuth und diesem Schmerz lag aber noch etwas Anderes in dem Blick, mit dem diese sonderbar starrenden Augen mich betrachteten, nämlich eine Art Besorgniß und Scheu, als sie so plötzlich einen fremden Menschen vor sich sahen, und wie ein rascher schreckartiger Blitz flog dieser Blick über meine ganze Gestalt und mein Gesicht, als ob er prüfen wolle, wer ich sei und was ich hier in seiner Nähe in diesem abgelegenen Erdenwinkel zu suchen habe.

Dieser erste schreckhafte Aufblick ging jedoch schnell vorüber und es blieb nur eine zunehmende Verwunderung in seinen Mienen zurück, die erst schwand, nachdem er mich sprechen gehört und von Heinrich vernommen, wer ich sei, und nachdem ich dann selbst einige Worte mit ihm gewechselt hatte.

So machte das ganze Wesen dieses Mannes auf mich zuerst den Eindruck – und diesen behielt ich auch nach näherer Prüfung in der Folge bei – als ob das innere Licht dieses Menschen erloschen oder wenigstens dem Erlöschen nahe sei und als ob er nur noch vegetativ und mechanisch den äußeren Anreizen des Lebens folge. Irgend etwas schwer Krankhaftes war gewiß in ihm vorhanden und nach Allem, was ich an diesem ersten Tage an ihm

sah, kam es mir vor, als ob nicht nur sein Körper unter den ihn niederdrückenden Einflüssen allmählig erliegen werde, sondern auch sein Geist schon schwer unter denselben gelitten habe.

Doch ich kehre zunächst zu dem Augenblick meines Eintritts in die Hütte und zu dem ersten Staunen zurück, welches meine unerwartete Erscheinung auf die beiden darin sitzenden Männer ausübte. Der Fremde, der für mich zwar noch keinen Namen hatte, den ich aber doch schon nach den mir zu Theil gewordenen Schilderungen zu kennen glaubte, starrte mich unverwandt und augenscheinlich etwas mißtrauisch an und blieb unbeweglich auf seinem Schemel am Heerdfeuer sitzen. Um so lebhafter aber sprang mir Heinrich, der Senne, entgegen.

»Herr Gott!« rief er laut aus, »Sie kommen bei diesem Wetter nach der Alp, Herr Doctor?«

»Ja Heinrich,« erwiderte ich, meinen kurzen Athem allmählig zur Ruhe kommen lassend, »ich wollte eigentlich nach der Rotheck und als ich von Hause fortging, ließ das Wetter sich leidlich an. Unterwegs aber bin ich vom Gewitter überrascht und da habe ich mich beeilt, wenigstens in den Schutz Eurer Hütte zu gelangen.«

»Ah! Das begreift sich. Aber wie naß Sie sind! Sie tiefen ja förmlich und wie erhitzt sehen Sie aus! O mein Gott, wenn Herr Sterchi das sähe! – Kommen Sie her, setzen Sie sich auf diesen Schemel dicht an's Feuer, das wärmt, und dann trinken Sie rasch ein Glas heißer Milch, denn ein anderes Labsal habe ich nicht.«

»Ich bedarf dessen nicht,« erwiderte ich, »nur trocknen möchte ich mich allerdings, aber – der Rauch – der Rauch – o, er erstickt mich fast!«

Der Fremde sah mich, als ich diese Worte hastig sprach, nicht an, hielt seine Blicke vielmehr mit einem melancholischen Sinnen und, wie mir vorkam, mit sich selbst zu Rathe gehend, auf's Feuer gerichtet, bis Heinrich sich an ihn wandte und sagte:

»Das ist der Herr, Herr Scott, der neulich Ihr Haus suchte, wie ich Ihnen erzählte, und sich darüber so gefreut hat.«

Erst bei diesen Worten erhob der Fremde wieder den Kopf gegen mich und sah mich mit seinen großen blauen Augen zaghaft forschend an, als ob er mich fragen wolle, wie ich dazu komme, sein Haus zu suchen?

Nach Heinrichs sehr natürlich sich abwickelnder Vorstellung glaubte ich nun aber auch das Wort an ihn richten zu müssen, und zwar drückte ich mich in deutscher Sprache aus, aber ich sprach mit einem mir selbst verdächtig vorkommenden Lächeln, da ich mir wohl bewußt war, daß ich nicht die vollkommene Wahrheit kund gab.

»Ja, es geschah ganz zufällig, daß ich auf die Höhe dort kam,« sagte ich. »Ich wollte Alpenrosen pflücken und einmal die Aussicht von der höchsten Kuppe des Abendberges genießen.«

»O, Sir,« erwiderte er sogleich im reinsten Englisch, »sprechen Sie vielleicht Englisch? Ich verstehe zwar das Deutsche schon so ziemlich, aber ich spreche es nur mit großer Mühe.«

Auf der Stelle antwortete ich in englischer Sprache: »Gewiß spreche ich Ihre Sprache und wenn es Ihnen lieber ist, unterhalten wir uns darin.«

Seine trübe Miene erheiterte sich etwas, als er dies hörte, aber sie nahm bald wieder eine mißtrauische Färbung an und gleichsam mit schüchternem Lauschen sah er forschend nach mir hin, als er die Frage laut werden ließ:

»Hat Ihnen etwa Jemand meine Wohnung verrathen?«

»Niemand,« sagte ich ruhig, »ich bin ganz von selbst darauf gekommen. Ich bin eben ein eifriger Bergwanderer und Naturfreund und da ich hier überall bekannt bin, und fast alle Jahre hierher komme, so fällt mir jede Neuerung in den Baulichkeiten und überhaupt in der Ansiedlung der einsam gelegenen Berge auf.«

Er nickte und ich glaubte zu bemerken, daß er meinen Worten Glauben beimesse, dann aber blickte er von Neuem auf und sagte mit etwas gespannter Miene:

»Heinrich nannte Sie vorher: Herr Doctor! Sind Sie etwa ein Arzt?«

»Ja,« erwiderte ich, »ich bin es, obgleich ich mich augenblicklich nur als Reisender und als der Luftkur bedürftig hier aufhalte.«

»Ah, das ist mir nicht ganz unangenehm,« fuhr er etwas lebhafter fort und aus seinen Augen leuchtete mir zum ersten Mal ein blitzartig kommender und eben so rasch verschwindender Freudenstrahl entgegen. »Und Sie sind ein Deutscher, nicht wahr? Wenigstens muß ich das aus Ihren ersten Worten entnehmen. Nun, so will ich

mich Ihnen vorstellen, damit wir Beide wissen, wer wir sind. Ich heiße Humfrey Scott.«

Ich nannte ihm nun auch meinen Namen und fügte, da ich ihm nicht verrathen wollte, daß ich seine Nationalität bereits kenne, die Frage hinzu: »Sie sind ein Brite, nicht wahr?«

»Nein, Sir, ein Amerikaner,« erwiderte er mit einiger Hast, wobei sein bleiches Gesicht, als geschehe es aus einem ihm angeborenen Stolz, auf einen Moment leicht erröthete, »aber in England bin ich natürlich auch schon gewesen. Indessen thut das ja nichts zur Sache. – Wir machen übrigens unsere Bekanntschaft an einem seltsamen Orte und nicht gerade unter sehr angenehmen Verhältnissen. Und da Sie doch einmal von der Existenz meiner Hütte wissen, sie sogar schon gesehen haben, so mache ich Ihnen den Vorschlag, mich dahin zu begleiten und es sich bei mir etwas bequemer zu machen, als es hier möglich ist. Auch sollen Sie andere Kleider haben, denn Sie können keinen trocknen Faden an sich aufweisen. Und das ist in dieser so windigen Region fatal. Indessen –« und hier nahm sein Gesicht wieder den vorigen Ausdruck einer aus Mißtrauen und Zaghaftigkeit zusammengesetzten Empfindung an – »kann dies nur unter *einer* Bedingung geschehen.«

»Welche ist das?« fragte ich voller Theilnahme denn bei jedem Wort, welches er auf so eigenthümlich sanfte und freundliche Weise zu mir sprach, war sie mehr und mehr in mir erwacht.

»Sie sollen mir als redlicher Mann das Versprechen gehen,« fuhr er langsam und bedächtig redend fort, »daß Sie Niemandem Ihre Bekanntschaft mit mir verrathen, Niemandem meine Wohnung enthüllen, überhaupt mit Niemandem von mir reden, wozu ich meine ganz besonderen Gründe habe. – Können und wollen Sie das?«

»Ja,« sagte ich, obgleich nicht ohne einige stille Verwunderung über dies auch gegen mich eingehaltene geheimnißvolle Wesen, »das kann und will ich – hier haben Sie meine Hand darauf.«

Er streckte mir etwas zögernd und gleichsam vorsichtig seine leicht gebräunte, aber feine Hand entgegen und berührte dann die meine mit nur leisem, kaum fühlbarem Druck, worauf er sie sogleich wieder zurückzog. –

Heinrich war während dieser Unterhaltung, die er doch nicht verstand, vor die Thür der Hütte getreten, wahrscheinlich um nach dem Wetter auszuschaun. Eben nun kam er wieder herein und berichtete, daß der Regen bedeutend nachgelassen habe, nur von den Höhen fluthe und riesele das Wasser in Strömen und Bächen nieder.

Mr. Scott hörte nur oberflächlich nach ihm hin, dann stand er von seinem Sitze auf, von dem er sich bisher nicht geregt, und sagte:

»Kommen Sie rasch. Der Rauch hier ist in Wahrheit unerträglich und das bischen Nässe mehr oder weniger auf dem Wege zu meiner Hütte wird Ihnen nicht schaden und Sie nicht nasser machen, als Sie sind. Mir thut sie bei meiner wasserdichten Kleidung ohnehin nichts. Farewell, Heinrich! Auf Wiedersehen!«

Ohne meine Antwort abzuwarten, warf er sich die schwere Jagdtasche wie ein Spielwerk um, hing den Stützen über die linke Schulter und ergriff seinen Bergstock, nachdem er die Handschuhe vom Boden aufgehoben und in eine Tasche seiner Büffeljoppe gesteckt hatte. Dann deutete er, wie ein vornehmer Herr, der hier zu Hause ist und mir doch aus Höflichkeit den Vortritt lassen will, mit der Hand nach der Thür.

Ich heftete bei allen diesen Bewegungen mit einer gewissen Verwunderung meine Blicke auf den seltsamen Mann, denn nun gewahrte ich erst, wie groß und wohlgewachsen er war und wie er selbst in seiner rauhen Bergkleidung stattlich und gentlemenmäßig aussah. Indessen hielt ich mich jetzt nicht mehr lange bei meiner Betrachtung auf, sondern sagte Heinrich auch rasch Lebewohl und so traten wir den kurzen Weg nach der heimlichen Niederlassung an, vor der ich schon vor einigen Tagen kopfschüttelnd gestanden, ohne den gewünschten Einlaß in dieselbe gefunden zu haben.

Als wir aus der überaus heißen Sennhütte in's Freie traten, durchschauerte mich zuerst der noch immer heftig wehende Wind, der mir eine wahre Eiseskälte herbeizutragen schien; aber der Regen hatte bedeutend nachgelassen und sprühte nur noch in leichten und bisweilen ganz aufgehörenden Tropfen nieder. Ueber dem mit den Augen noch unergründlichen Saxetenthal jagten sich die Wolken in unbändiger Hast und mit einem fast sausen- den Geräusch; von den gegenüberliegenden Bergen sah

man gar nichts, das ganze Thal war mit einem undurchdringlichen Nebelwall ausgefüllt, aber das Gewitter war längst vorübergezogen und der Himmel über uns begann sich bereits stellenweise zu lichten, wenigstens war das düstere Gewölk von vorher ganz davon verschwunden und an einer Stelle sogar, gerade über der Kappe des Abendberges, trat der blaue Aether schon wieder in einem hoffnungsvollen Streifen hervor. Von der vor uns liegenden Höhe aber rieselte das Wasser in hörbarem Geplätscher herab und auch aus der Ferne ließ sich wieder dann und wann der Fall einer Lawine hören, die im langsam rollenden, durch die dicke Luft gedämpften Echo an allen Ecken und Kanten der zahllosen Berge widerhallte.

Von der Thür der Sennhütte aus hatte Mr. Scott das Führeramts übernommen, als wolle er mich auf dem kürzesten Wege zu seinem Asyle geleiten, ohne daß er ein einziges Wort darüber gesprochen hätte. Er schritt mir mit kräftigen und ungemein elastischen Schritten voran, so daß ich ihm mit meiner geringeren und bereits angegriffenen Kraft kaum so rasch zu folgen vermochte.

Gesprochen wurde dabei kein Wort; mein Führer schien sich nur sichtbar zu beeilen, mich in sein bequemes Haus zu bringen, nachdem er einmal dazu entschlossen war, und ich, außerordentlich neugierig, dasselbe auch im Innern zu sehen, fühlte keine Neigung, in irgend ein Gespräch zu gerathen, zumal ich vollauf mit dem meinen Athem wieder in Anspruch nehmenden Steigen zu thun hatte. Bald waren wir auch auf dem schon früher von mir beschriebenen Fußwege zu den Bäumen gelangt, die

sich bis zu dem mit Alpenrosen und bestandenen Plateau hinaufzogen, auf welchem im dunklen Tannengehege die einsame Blockhütte stand.

Endlich hatten wir das Plateau erreicht und mir schlug das Herz freudig auf, als ich nun endlich wirklich eine behagliche Ruhestätte vor mir sah. Ich fühlte mich etwas angegriffen; das rasche Laufen vorher, der mich durchnässende Regen, das um mich her und über mir tobende Ungewitter, das in solchen Bergen immer etwas dämonisch Feindseliges auf seinen Schwingen trägt; hatten meine Kräfte mitgenommen und nie wie diesmal hatte mein trockener Gaumen so nach einem Labsal gelehzt, da ich ja keine Zeit dazu gehabt hatte, die mir von Heinrich in Aussicht gestellte Milch anzunehmen.

Als wir dicht vor der Blockhütte angelangt, deren Fensterläden heute geöffnet waren, blieb Mr. Scott vor der verschlossenen Thür stehen und drehte sich nach mir um. Ich war noch wenigstens zwanzig Schritte hinter ihm und keuchte nur mit laut athmender Brust heran, da mir das Gehen in den nassen Kleidern und das schnelle Steigen den letzten Bergabsatz herauf überaus schwer geworden war.

»Da sind wir,« sagte er, als ich herangekommen, »und ich glaube, es ist Zeit, daß Sie Ihre nassen Kleider abwerfen, es marschirt sich schlecht darin. Nun, das soll bald geschehen sein und glücklicher Weise habe ich Alles, was Sie bedürfen, zur Hand. Kommen Sie, ich heiße Sie zwar nicht von Herzen willkommen, denn das wäre in meiner Lage zu viel gesagt, aber ich freue mich doch, daß ich

einmal den Wirth spielen kann, obgleich ich wahrhaftig nicht darauf vorbereitet war.«

Er hatte bei diesen Worten schon einen Schlüssel aus seiner Gürteltasche gezogen und damit die Thür aufgeschlossen. Er trat mir auch jetzt voran und zwar in den Mittelraum des Hauses, eine Art Flur, der, etwa in der Mitte seiner Länge, durch einen aus schwerem grauen Drillich bestehenden Vorhang in zwei Abtheilungen geschieden war. Mit rascher Hand schob Mr. Scott diesen Vorhang, der an metallenen, auf einer glatten Stange laufenden Ringen befestigt war, zurück, wodurch ich einen Blick in den hinteren Theil des Flures gewann, der zu einem Küchenraum diente. Der Flur mochte etwa acht Fuß breit sein, ging aber der Länge nach durch die ganze Tiefe des Hauses, die etwa fünfzehn Fuß betragen mochte, das, wie ich später genauer erkannte, mit seinem hinteren Theile fest in den künstlich ausgebrochenen Felsen hineingebaut war und an seinem Ende, innerhalb der Küche, einen kleinen sehr kühlen Keller enthielt, in dem des Einsiedlers Speise- und Getränkvorräthe lagerten. In der Küche, an der hintersten Wand, stand ein kleiner eiserner Kochheerd und auf ihm glimmte leise ein Reisigkohlenfeuer, während daneben an festen, in die Holzwand getriebenen Nägeln kupferne Kesselchen und Gefäße aller Art hingen, die erkennen ließen, daß Mr. Scott es auch verstand, im Fall der Noth der Kochkunst obzuliegen, wie er ja auch, wenigstens nach Jakobs Meinung, alles Uebrige verstehen sollte.

In der einen Ecke der Küche lag trockenes Holz und Reisig in großer Menge aufgeschichtet und der Hausherr warf, sobald er sich dem Heerde genähert und ohne noch ein Wort zu sprechen, einige Stücke davon auf den glimmenden Heerd, so daß bald ein lebhaft brennendes Knisterfeuer entstand, dessen Rauch durch einen Kamin in die freie Luft abzog, ohne wie in der Sennhütte Augen und Lunge mit seinem brenzlichen Qualm zu belästigen.

Als Mr. Scott dies vollbracht, kam er zu mir zurück, der ich noch immer in der vorderen Abtheilung des Flures stand, und schloß mit demselben Schlüssel, womit er die jetzt wieder zugezogene Außenthür geöffnet, die Thür zur linken Hand des Flures auf.

Er gab mir nur einen kurzen Wink mit der Hand und wir traten in einen gemüthlichen Raum, den ich sogleich als das Schlafcabinet meines Wirthes erkannte. Das Ganze war höchst einfach eingerichtet, aber sehr sauber gehalten und man bemerkte auf den ersten Blick, daß hier nur für das unbedingt Nothwendige gesorgt war. Die Wände des Gemachs, vor dessen Fenster nur ein schlichter verschließbarer Vorhang von grünem Baumwollstoff hing, bestanden, wie das ganze übrige Haus, aus Tannenholz, was seine natürliche Farbe behalten hatte und jetzt noch ziemlich neu aussah. Die Bretter dieser Wände waren auf eigenthümliche Art fest zusammengefügt und zwischen ihnen und der äußeren Balkenwand waren sie mit Moos ausgepolstert, wie ich später erfuhr, und so um so mehr der Feuchtigkeit und den Einflüssen des kalten Windes zu widerstehen.

Verzierungen gab es an diesen Wänden nicht, nur über der Thür und dem Fenster waren einige Schnitzereien, auch aus Tannenholz gefertigt, angebracht. Alles aber, was der Bewohner zu seiner Bequemlichkeit gebrauchte, lag und stand sichtbar zur Hand. An einem durch einen Vorhang von Zitz verschließbaren Riegel hingen mehrere Röcke und Beinkleider von verschiedenen Stoffen, und in einem kommodenartigen Kasten, dessen Schubladen Mr. Scott sofort öffnete, lag wohlgeordnet allerlei feine und grobe Wäsche. An der eigenthümlichen Zusammenfaltung der Hemden und Strümpfe erkannte ich auf den ersten Blick, daß die Wäscherin Sterchi's sie besorgt, und schon der Gedanke an reine und trockene Wäsche durchschauerte mich mit einem Wonnegefühl ohne Gleichen, der ich anfang, mich in meinen schweren nassen Kleidern namenlos unbehaglich zu fühlen.

Das Bett endlich, einfach wie alle Möbel aus leichtem Tannenholz gezimmert, nahm die hintere Hauswand ein und darüber war eine dichte rothe Woldecke ausgebreitet, wie ich sie schon oft in Ruchti's und Sterchi's Pension in eigenem Gebrauch gehabt. Dem Riegel mit den Kleidern gegenüber stand unter einem sehr einfach in Tannenholz gefaßten Spiegel ein Tisch, mit Toilettensilien versehen, und daneben in einem Wandschrank, der etwas geöffnet war und mich so einen Blick in sein Inneres thun ließ, nahm ich Kleidungsstücke wahr, die Mr. Scott wahrscheinlich früher getragen, bevor er sich in das Lederwamms des Bergeinsiedlers geworfen hatte. Der ganze Fußboden aber, vom Fenster bis an das Bett

hin, war mit einer dicken Matte aus Kokosnußfasern belegt, was dem kleinen Gemach ein überaus behagliches Ansehen verlieh.

Mr. Scott, den ich bei Allem, was er mit so natürlicher Gelassenheit und doch mit sichtbarem Eifer that, unausgesetzt scharf beobachtete, holte ein Hemd und die andere nöthige Wäsche aus dem Kommodenkasten hervor und legte sie auf einen Stuhl, deren ich nur zwei im Zimmer bemerkte. Sodann nahm er einen Schlafrock von grauem Wollstoff vom Riegel und ein Paar fast neue Beinkleider aus dem Wandschrank, warf Beides über das Bett und sagte nun in seiner ruhigen bedachtsamen Weise zu mir:

»Da haben Sie, was Sie für den Augenblick gebrauchen. Es wird Ihnen zwar nicht genau passen, da Sie einen Kopf kleiner und nicht so breit in den Schultern sind wie ich, aber in unserer Lage kommt ja nichts darauf an. Für's Erste müssen Sie nur trocken werden, Nun kleiden Sie sich hier an und wenn Sie fertig sind, kommen Sie in mein Wohnzimmer auf der anderen Seite des Flurs, wo ich Sie erwarten und Ihnen ein Frühstück vorsetzen werde, so gut ich es gerade habe. Ich selbst brauche mich nicht umzukleiden, mein festes Wamms und meine hirschledernen Steighosen haben mich genügend geschützt und ich bin auch noch vor dem Ausbruch des Regens unter Dach gelangt. Da haben Sie auch frisches Wasser und Seife und hier ist ein Handtuch. Machen Sie es sich also bequem, so gut es geht.«

Ich, bisher völlig wortlos und nur mit meinen Augen alles Thun des so freundlich gegen mich verfahrenen Mannes verfolgend, der doch selbst gewiß in anderer Weise der Theilnahme der Menschen bedurfte, dankte ihm jetzt herzlich, aber er erwiderte nichts darauf und nickte nur mit dem Kopf. Dann, noch einmal sich im Zimmer umblickend, ob mir auch nichts fehle, verließ er mich.

Man kann sich denken, daß ich mit meiner mir so nothwendig gewordenen Toilette nicht säumte. In zehn Minuten hatte ich mich gewaschen und in die mir so freundlich dargebotenen Kleider geworfen, die mir allerdings etwas weit waren, aber ihren Zweck vollkommen erfüllten. Während ich mich aber umkleidete, hörte ich meinen Wirth in der Küche nebenan hantiren und glaubte die Vorkehrungen, die er abermals für mich traf, zu errathen. Ich hatte mich darin auch nicht geirrt, denn als ich später in die Küche trat, sah ich, daß eine Leine quer vor dem Feuer von einer Wand zur andern ausgespannt war, und da ich ohne weitere Erklärung sofort begriff, wozu diese Leine dienen sollte, hing ich meine nassen Kleider darauf, um sie zu trocknen. Nur meine Bergschuhe hatte ich ohne die Gamaschen wieder angezogen, denn sie hatten sich wasserdicht erwiesen, so daß ich nicht einmal die Strümpfe zu wechseln brauchte.

Als ich dies aber gethan, begab ich mich an die Thür des dem Schlafcabinet gegenüberliegenden Zimmers und klopfte leise an, worauf sogleich ein Hereinruf erfolgte,

und ich trat nun in das eigentliche Wohngemach meines sonderbaren Wirths.

Dies Gemach nun war gerade so groß, hoch und breit wie das Schlafzimmer, nur sah es bei Weitem wohnlicher und fast gemüthlich aus, wozu gewiß der Umstand beitrug, daß es weit reichlicher mit freilich sehr einfachen Möbeln ausgestattet war als jenes. Die Wände bestanden wie drüben aus glatt gehobelten Tannenbrettern, eben so die Decke, und auf dem Fußboden lag auch hier ein ähnlicher Teppich wie drüben ausgebreitet. Am Fenster stand ein einfacher Arbeitstisch, mit Zeichnungen, Papier und Schreibgeräth versehen. Ein zweiter, etwas größerer vier-eckiger Tisch stand vor einem langen Ruhebett, welches die Mitte der hinteren Wand einnahm und mehr zum Liegen als zum Sitzen eingerichtet schien. Es war das einzige Möbel im Hause, welches ein Polster und einen farbigen Ueberzug aufweisen konnte, und dieser bestand aus amerikanischem braunen Ledertuch. Die Stühle, ich zählte auch hier nur zwei, waren augenblicklich an den Tisch vor das Sopha gerückt, Schränke nirgends vorhanden, und, wie ich später erkannte, auch nicht nöthig, da in sämtlichen Wänden dergleichen Behältnisse eingelassen waren, wie man es so oft in den hölzernen Schweizerhäusern sieht. An Zierrathen war auch hier kein Ueberfluß zu bemerken, nur das zum alltäglichen Gebrauch Nothwendigste war vorhanden. Indessen konnte man Einiges doch als zufällige Zierrath gelten lassen. Auf kunstlosen Holzconsolen, wahrscheinlich von des Bewohners

eigener Hand geschnitzt, zeigten sich einige ausgestopfte Thiere, so ein paar Gabelweihen, zwei blauschwarze Raben, ein wilder Falke und endlich ein mächtiger Fuchs mit sehr schönem Balg und Schweif, die Mr. Scott auf seinen Berggängen wahrscheinlich selbst geschossen und hier aufgestellt hatte.

In dem einen Wandschrank standen, wie ich noch an diesem Morgen erkundete, ein Dutzend Bücher, die zur Zeit die einzige Lectüre des von der Welt so abgeschieden lebenden Einsiedlers bilden mochten, und daneben eine kleine Staffelei von sehr primitiver Form, zum Zeichnen oder Malen eingerichtet. Am Fuße derselben lehnte eine große, wahrscheinlich mit Skizzen gefüllte Pappmappe, deren Inhalt ich erst später kennen lernte und woraus ich entnahm, daß Mr. Scott ein tüchtiger Zeichner war und seinen einsamen Aufenthalt in Sterchi's Hause den langen Winter über sehr wohl zu nutzen verstanden hatte.

An dem Tisch vor dem Sopha nun saß mein Wirth auf einem Stuhl, vor sich ein großes, blechernes Gefäß, unter dem eine Spiritusflamme brannte. Daneben stand eine Flasche Rum, die kaum angebrochen war und mich erkennen ließ, daß ich demnächst einen wärmenden Grog zu erwarten habe. Außerdem nahm ich auf dem Tisch noch zwei Teller, einen eben erst angeschnittenen Schinken, frische, der Sennhütte entstammende Butter, Brod und daneben ein Körbchen mit Eiern wahr, die Christen am vorigen Tage wohlbehalten nach der Höhe geschafft hatte.

Als Mr. Scott mich in seinem langen Schlafrock, der mir bis auf die Schuhe hinabreichte, in sein Zimmer treten sah, überflog im ersten Augenblick ein harmloses Lächeln seine bleichen Züge, aber er wurde sogleich wieder ernst und sagte, gewissermaßen zur Entschuldigung dieses Lächelns:

»Es ist immer ein eigenthümlicher Anblick, wenn man eine andere Person in seinen eigenen Kleidern sich vor Augen treten sieht. Es macht fast denselben Eindruck, wie ein Bild in einem die Züge schlecht zurückwerfenden Spiegel, das man im ersten Augenblick nicht erkennt, und man fragt sich unwillkürlich: Sehe ich wirklich so aus?«

»Nein,« sagte ich, nun auch lachend und mit dem Kopfe beifällig nickend, »so, wie ich heute und jetzt aussehe, sehen Sie ganz gewiß niemals aus, aber Ihre Gastlichkeit hat mir ungemein wohlgethan und ich danke Ihnen herzlich dafür.«

Er nickte stumm und erst nach einer Weile sagte er, mit der rechten Hand auf den Tisch deutend:

»Das ist Alles, was ich Ihnen heute als Wirth vorsetzen kann, und nun wollen wir essen, obwohl es noch etwas früh am Tage ist. Ich selbst halte keine bestimmte Zeit zu meinen Mahlzeiten ein; ich esse, wenn ich hungrig, und trinke, wenn ich durstig und gerade zu Hause bin. Mein Magen hat sich also daran gewöhnen müssen, sich oft mit Fasten zu begnügen und – er muß es dabei bewenden lassen und sich, wie mein ganzer übriger Körper, in die Umstände fügen. Ach ja! – Doch nun,« fuhr er nach

einem stillen Seufzer fort, der mir mehr als seine Worte enthüllte, »langen Sie zu!«

Ich that es gern und ohne Zögern, denn mein Appetit hatte sich nach dem beschwerlichen Marsche schon sehr bemerklich gemacht; während ich mich aber bediente, was mein Wirth denn auch für sich that, sagte er, nicht ohne eine auffällige Spannung in seinen Mienen.

»Noch Eins, Herr Doctor, ehe wir weiter reden. Lassen Sie uns zuerst eine für mich sehr nothwendige Verabredung treffen. Sie wohnen bei Sterchi, nicht wahr?«

»Ja, seit einigen Tagen, und ich denke noch etwa vier Wochen bei ihm zuzubringen.«

»Das ist mir lieb, aber sprechen Sie ehrlich: Hat er Ihnen bereits etwas von mir gesagt?«

»Kein Wort, Mr. Scott,« erwiderte ich, »und selbst auf meine Frage nach Ihnen hat er mich gebeten, daß ich ihn mit ähnlichen Fragen verschonen möchte.«

»Ah, das ist mir lieb. Aber wie kamen Sie auf die Frage nach mir? Sie wußten also von meinem Hiersein und der neuerbauten Hütte, bevor Sie auf dem Berge wohnen? Können Sie mir darüber keine bestimmte Auskunft geben?«

»Ja,« sagte ich, jetzt zur vollen Kundgebung der Wahrheit entschlossen, da mir diesem sich so einfach darstellenden Manne gegenüber dies der beste Weg zu sein schien, um zu seinem Vertrauen zu gelangen, »ich wußte von Ihnen, aber nur das Allgemeinste und habe es durch einen reinen Zufall erfahren. Ein Bekannter, dem ich in

Interlaken begegnete, erzählte mir, daß auf dem Abendberg ein Neubau ausgeführt und von einem ihm persönlich unbekanntem Manne bewohnt sei. Da fragte ich denn natürlich Sterchi danach, als ich bei ihm eintraf, aber er erwiderte mir mit seinem ernstesten Gesicht, daß er davon nicht sprechen werde und daß ich ihn weiter nicht mit Fragen darüber behelligen möge.«

Mr. Scott nickte befriedigt, während er langsam etwas aß. »Gut,« sagte er mit immer gleich traurig bleibender Miene und einem so weichen Stimmton, daß schon darin allein sich eine wehmüthige Milde, seltsam mit Resignation vermischt, aussprach, »das ist recht von Sterchi und das habe ich auch von ihm erwartet. Es braucht Niemand von meiner Existenz hier oben zu wissen, eben so wenig, wie ich von der Anderer etwas hören will. Daß ich einmal von irgend Jemandem ausfindig gemacht werden könnte, darauf war ich freilich lange vorbereitet, aber – ich möchte wenigstens, so lange es geht, hier ein vollständiger Eremit sein, denn dies Alleinsein befriedigt mich vor der Hand. – Aber freilich,« fuhr er nach kurzem Sinnen und einem abermaligen leichten Aufseufzen fort, »ich bin immer ein Mensch und mit menschlichen Eigenschaften und Bedürfnissen ausgestattet, und da ich mit Niemandem, wenigstens mit keinem gebildeten Menschen in Berührung komme, habe ich bisweilen das Verlangen, ja, warum sollte ich es verschweigen, die Sehnsucht, mit einem solchen zu reden, und so bin ich zufrieden, daß Sie mein Unterkommen entdeckt haben, da ich zugleich

überzeugt bin, daß Sie als ehrlicher Mann Ihr Wort halten und mit Niemandem – Niemandem,« wiederholte er mit lebhaft aufblitzenden Augen – »von mir reden und auf meine einsame Wohnung hindeuten werden. Wenn Ihnen das seltsam vorkommt, so kann ich nichts dagegen haben, aber urtheilen Sie nicht voreilig darüber, es macht sich in den Verhältnissen, in denen ich mich befinde, durchaus nothwendig und ich kann es vor der Hand nicht ändern.«

Ich nickte ihm beifällig zu, sprach aber kein Wort, da ich an seinen lebhafter gewordenen Mienen zu bemerken glaubte, daß er noch weiter sprechen wolle, und ich weiß nicht, wie es kam, ich wurde bei jedem Worte dieser rührenden und gleichsam durch unsichtbare Thränen verschleierten Stimme begieriger, immer noch mehr von ihm zu hören. Er fuhr auch sogleich zu reden fort, und es schien mir, als ob eben dieses Sprechen mit einem gebildeten Menschen, was ihm so selten begegnete, eine wahre Wohlthat für ihn sei.

»Vor allen Dingen aber,« sagte er, indem er zu essen aufhörte und nachdenklich vor sich nieder sah, »freue ich mich doppelt der Begegnung mit Ihnen, weil – Sie ein Arzt sind. Mich verfolgt nämlich seit einigen Wochen ein kleines Leiden, das mich bisweilen sogar ernstlich plagt und von dem Sie mich Vielleicht durch einen guten Rath befreien können.«

Ich sah ihn bei diesen Worten, die er nur zögernd und mit einer gewissen Zurückhaltung vorbrachte, fest

an und durchforschte noch einmal genau sein von einem tiefen geistigen Leid durchfurchtes Gesicht, dem ohne Zweifel auch eine leibliche Kränklichkeit beigemischt war, wengleich der melancholische Ausdruck, den ich im Anfang unserer Begegnung vorherrschend fand, im Laufe des geführten Gesprächs sichtlich milder geworden oder zurückgetreten war.

»Diesen Rath will ich Ihnen sehr gern geben,« erwiderte ich, »und ich habe sogar auf den ersten Blick erkannt, daß Sie leidend, also krank sind.«

Er sah mich wieder fragend, fast erstaunt und abermals etwas mißtrauisch an. »Also das haben Sie auf den ersten Blick erkannt?« fragte er.

»Ja, und das darf Sie nicht Wunder nehmen. Ich habe mich viel im Leben mit Kranken aller Art beschäftigt und da ist mein Blick etwas scharf geworden und so leicht entgeht mir ein menschliches Leid nicht, selbst wenn es mir absichtlich verborgen würde. Ich sehe eben oft mehr, als man mich sehen lassen will.«

Ich schwieg, um die Wirkung dieser in dem vorliegenden Fall etwas kühnen Rede abzuwarten. Sie wurde auch auf der Stelle offenbar, denn eine Art unwillkürlicher Besorgniß machte sich in den Mienen des jungen Mannes bemerkbar und seine bleichen Züge überflog eine leichte Röthe, die aber gleich wieder verschwand.

»Ach ja,« sagte er dann mit niedergesenktem Blick, »Sie haben bei mir wahrscheinlich ganz recht gesehen, ich leide oft – und oft sehr, aber mein augenblickliches leibliches Leiden Ihnen zu enthüllen, bin ich sehr gern

bereit, wenn Sie es hören wollen, ja ich hatte sogar schon lange ein Bedürfnis danach, das ich bisher nur auf keine Weise in meiner isolirten Lage befriedigen konnte.«

»Worin besteht denn dieses Leiden?« fragte ich, nun mit meinem Krankenexamen beginnend.

Er beschrieb mir seinen Zustand sehr genau und nicht etwa wie ein hypochondrischer Patient mit allen möglichen Umschweifen und nebensächlichen Beimischungen, sondern er nannte Alles kurz beim rechten Namen und gab mir so in kurzer Zeit ein ziemlich treues Bild von dem ihn plagenden Uebel. Ich durchschaute bald Alles und sein Zustand war mir sehr erklärlich, wenn ich seinen langen Aufenthalt in der feinen scharfen Bergluft, an die er, ein ehemaliger Bewohner der Ebene, gewiß nicht gewöhnt war, und seine gewiß sehr unregelmäßige Lebensweise in's Auge faßte. Hatte er mir doch selbst gesagt, daß er keine bestimmte Speisezeit habe, und der Umstand, daß er hier meist nur von kalten und solchen Speisen lebte, die dem in ruhigen häuslichen Verhältnissen Verkehrenden nur als nebensächliche Nahrungsmittel gelten, bot Anhaltspunkte genug, um mich erkennen zu lassen, daß eine fehlerhafte Diät die Hauptursache seines vorübergehenden körperlichen Uebelbefindens sei.

Wir sprachen eine ganze Weile darüber und ich fragte ihn nach allen Richtungen aus, und Alles, was ich erfuhr, bestärkte mich mehr und mehr darin, daß meine erste Annahme eine richtige gewesen sei. Natürlich ging ich hierbei auf das Leiden, welches außer seinem leiblichen Uebel auf seinen Zügen ausgeprägt lag, nicht ein, das

durfte und wollte ich jetzt noch nicht, denn dazu mußte ich erst näher mit ihm bekannt sein. Indessen sprach ich ihm den besten Trost ein und sagte endlich:

»Wenn das, was Sie mir eben gesagt haben, Ihr ganzes Leiden ist, Mr. Scott, dann kann ich Ihnen mit ziemlicher Sicherheit vollkommene und baldige Hülfe versprechen, wenn Sie sich nur einigermaßen meinen Anordnungen fügen. Zu diesem Behufe sollen Sie zuerst eine Arznei von mir haben, deren Gebrauch durchaus nothwendig ist. Ich werde noch heute Nachmittag einen Boten von Sterchi aus nach der Apotheke in Interlaken senden und das von mir verordnete Mittel heraufbringen lassen und Sie sollen es nebst der Gebrauchsanweisung alsbald von mir erhalten.«

Er nickte mir freundlich zu und versprach, sich allen meinen Anordnungen nach besten Kräften zu unterwerfen.

Unterdessen war das Wasser in dem blechernen Gefäß schon lange in's Kochen gerathen und Mr. Scott hatte mir ein Glas Grog gemischt, wozu er mir Zucker reichte, den er, in einem Topfe enthalten, aus einem Wandschrank holte, während er selbst das Getränk ohne Zucker genoß. Als er mir aber das Glas hingereicht – er selbst trank es aus einer Tasse, da er wahrscheinlich kein zweites Glas besaß – that er einige frische Eier, die ihm Christen erst am vorigen Tage gebracht, in das siedende Wasser, und als sie hinreichend gesotten waren, verspeisten wir sie mit Behagen, wenigstens ich, da mein Appetit noch immer nicht ganz gestillt war und ich es doch nicht

für schicklich hielt, den Speisevorräthen des Einsiedlers über Gebühr zuzusprechen, deren Herbeischaffung mit so großer Mühe verbunden war.

»Ach,« sagte Mr. Scott plötzlich, da ich nur langsam von dem heißen Grog nippte, »Sie trinken vielleicht lieber ein Glas Burgunder! Davon habe ich auch noch eine Flasche; Sterchi versorgt mich fleißig damit, und er ist so kühl wie bei ihm, da mein kleiner Keller sich in der Felstemperatur mit dem seinen dreist messen kann.«

»Ich glaube es wohl,« erwiderte ich, »aber lassen wir es heute bei dem Grog bewenden; ein andermal trinken wir vielleicht zusammen ein Glas Wein, wenn Sie mir erlauben, daß ich Sie wieder besuche.«

Er sah mich mit einem Mal groß an, als ich diese Worte sprach, und dann flog ein flüchtiger Freudenstrahl über sein bleiches Gesicht. »Wenn Sie das nicht selbst gesagt hätten,« sagte er, »so würde ich Sie noch besonders darum gebeten haben. Ja, ich hoffe, daß wir uns jetzt recht oft sehen, da Sie noch Wochenlang bei Sterchi wohnen und nur zu Ihrer Erholung auf dem schönen Berge verweilen. Anfangs war mir die Begegnung mit Ihnen, ich gestehe es ein, nicht ganz angenehm, doch jetzt – ja, zumal Sie mein Arzt sein wollen – bin ich vollkommen damit einverstanden und ich bitte also, wiederholen Sie Ihren Besuch so oft wie möglich.« –

Wir plauderten darauf, länger als wir selber wußten, und noch am Tische sitzend, nachdem wir schon lange zu speisen aufgehört, über die Schönheit und Abgeschlossenheit der Gegend, worin mein Wirth wohnte, ohne im Geringsten noch einmal auf seine Verhältnisse zurückzukommen, was er selbst mit großer Geschicklichkeit zu vermeiden verstand, während ich es meinerseits nicht für gerathen hielt, ihn absichtlich darauf zurückzuführen, und je länger wir so über allerlei Dinge von allgemeinem Interesse uns unterhielten, um so mehr schien der melancholische Trübsinn aus der Miene meines neuen Patienten zu verschwinden, der sein ganzes Aussehen vorher so verdüstert und entstellt hatte. Uebrigens zeigte er sich mit den Verhältnissen und Oertlichkeiten der umliegenden Berge ungemein vertraut; er besaß Kenntniß von allen kleinen Ortschaften und Niederlassungen und wußte sogar die Namen vieler Leute, mit denen er auf seinen häufigen Berggängen irgend einmal oberflächlich in Berührung gekommen war. Da er in dieser Beziehung in mir einen ähnlich Erfahrenen und mit gleicher Liebe an den Erscheinungen der Natur hängenden Mann erkannte, der sich von ihm in der Unterhaltung nur dadurch unterschied, daß er viel lebhafter war und sprach, als er selber, so schien ihm dieselbe von Stunde zu Stunde mehr zu behagen und wenn er sich auch nicht mit deutlichen Worten darüber ausließ, so erkannte ich es doch aus der größeren Wärme seines Ausdrucks und dem lebendiger werdenden Blick seines erloschenen Auges, das

sich immer freier aus dem trüben Wolkenschleier herausarbeitete, in dem ich es so tief versunken und gleichsam verödet gefunden hatte. Ja, zuletzt drückte er mir sogar unwillkürlich eine gewisse Behaglichkeit aus, daß seine bisherige fast absolute Einsamkeit einmal von außen her unterbrochen war und ließ mich dadurch mehr und mehr erkennen, daß er nicht aus alleiniger Liebe zur Einsamkeit diesen stillen und abgelegenen Ort gewählt, sondern daß ihn bei Weitem wichtigere Beweggründe dazu veranlaßt hatten, die er jedoch nicht im Mindesten auch nur aus der Ferne andeutete.

Jedoch will ich diese lange Unterhaltung zwischen uns hier nicht genauer mittheilen und nachher nur noch Einiges anführen, was mir von besonderem Interesse zu sein schien, als ich es aus meines Wirthes Munde vernahm. Auch hätte er wer weiß wie lange mit mir in seinem kleinen Stübchen gesessen und meinen Mittheilungen ein offenes Ohr geliehen, wenn ich ihn nicht auf die Vorgänge im Freien aufmerksam gemacht und schließlich aufgefordert hätte, das allmählig warm gewordene Zimmer zu verlassen, um einmal wieder frische Luft zu schöpfen. Er ging sogleich auf meinen Wunsch ein, erhob sich und wandte sich zur Thür; bevor wir aber in's Freie traten, schürten wir das Feuer auf dem Heerde von Neuem an und sahen nach meinen Kleidern, die wir auf die andere Seite hingen, wobei wir fanden, daß sie bereits hübsch getrocknet waren. Aber Mr. Scott rieth mir, noch längere Zeit mit dem Anlegen derselben zu warten und ihm lieber noch meine Gesellschaft zu schenken, die ihm jetzt

eben so zu behagen schien, wie mir das Studium behagte, dem ich nun schon seit mehreren Stunden an diesem seltsamen Manne mit eifrigem Bemühen obgelegen hatte.

Als wir vor die Thür traten, wehte uns eine köstlich duftende und überaus frische Luft entgegen. Der heftige Wind hatte sich schon lange gelegt und nur in kurzen, flüchtigen Stößen zog bisweilen ein lebhafterer Hauch von Osten heran, der die nassen Wege ungemein rasch trocknete und in den um das Häuschen stehenden Tannen ein melodisches Rauschen hören ließ. Der Regen hatte auch schon seit Stunden gänzlich aufgehört, die düsteren Wolken am Himmel waren längst verflogen und nur im tiefsten Thale unter uns huschten noch die Nebel nach dem Schwalmeren empor, dessen unterste Cascade, durch ungeheure Wasserzuflüsse gespeist, dämonisch laut bis in die weite Ferne donnerte. An dem blauen Himmelszelt aber war die freundliche Sonne wieder zum Vorschein gekommen und goß ein so klar perlendes Licht über das Plateau vor unsern Augen aus, daß die Alpenrosen um uns her fast zu glühen und die Rasenhänge des nach dem Thale abfallenden Berges in goldenem und smaragdenem Schimmer zu funkeln schienen.

Wir standen eine Weile vor der Thür und betrachteten mit schweigendem Staunen die vor uns ausgebreitete prachtvolle Scenerie, aber dabei verlor ich doch nicht ganz die Zeit aus dem Auge, denn der Morgen war mir wie im Fluge verstrichen und kaum konnte ich es begreifen, als ich wieder einmal nach der Uhr sah und fand,

daß der Mittag schon lange herangekommen und jetzt sogar schon seit einer Stunde vorüber sei.

Als Mr. Scott bemerkte, daß ich so oft nach der Uhr sah, zog er auch die seine hervor, die er an einer festen silbernen Kette unter seinem Wamms trug und deren Gehäuse gleichfalls aus Silber bestand, und fragte mich, welche Zeit es wohl jetzt in Interlaken sei?

»Es ist ein Viertel nach ein Uhr, sagte ich, »und zu meinem Mittagsmahl bei Sterchi komme ich diesmal zu spät, indessen werde ich es auch nicht vermissen, da ich ja bei Ihnen so reichlich gespeist.«

Mr. Scott schien die letzteren Worte zu überhörem denn er sagte nur: »Ein Viertel nach Eins? Nun, dann geht ja meine Uhr noch so ziemlich richtig, obgleich ich sie lange nicht mit den Uhren da unten verglichen habe. Jedoch, mich drängt die Zeit auch nicht, ich lebe ohne Rechnung in den Tag hinein und eigentlich bin ich immer froh, wenn ich die Sonne wieder sinken sehe und mich bald zur Ruhe legen kann.«

»Schlafen Sie denn gut?« fragte ich ihn.

Er sah mich mit einem unendlich betrübten Ausdruck der Miene an, der plötzlich wieder wie eine Wolke über sein Gesicht flog, und sagte dumpf:

»Danach fragen Sie mich nicht. Nein, ich schlafe schlecht und immer nur kurze Zeit, denn mich wecken nur zu häufig unheimliche Gespenster und verscheuchen mir den Schlaf.«

Ich sah ihn bei diesen Worten, die mich wieder auf einen ganz besonderen Gedanken brachten, scharf an,

aber er vermied meinen Blick und bald darauf stieg er mit mir zu der Quelle hinab, um in einem ledernen Becher, den er in der Tasche trug, einen frischen Trunk zu schöpfen, indem er dabei bemerkte, daß er immer Durst auf Wasser habe und um so mehr, je unwohler er sich fühle.

Ich begriff das und tröstete ihn damit, daß ich auf die Arznei hinwies, die ich ihm verordnen und die seinen unnatürlichen Durst in etwas löschen würde, da sie alle übrigen Functionen seines angegriffenen Körpers zu regeln geeignet sei. Bald darauf aber begaben wir uns wieder in die Küche, um meine Kleider zu untersuchen, und fanden, daß sie so ziemlich trocken waren.

Als ich sie von der Leine nahm, um in das Schlafzimmer meines Wirths zu gehen, wo ich sie wieder anlegen wollte, sagte er zu mir:

»Ja, wenn Sie doch fort wollen, so glaube ich jetzt auch, daß Sie sie, ohne Schaden zu nehmen, anziehen können, aber das Hemd wechseln Sie lieber nicht. Ich schicke Ihnen das Ihre morgen mit dem Sennjungen hinunter und Sie können das meinige gleich der Wäscherin Sterchi's übergeben. So sparen wir Beide eine Mühe dadurch. Nachher aber werde ich Sie, wenn Sie nichts dawider haben, eine Strecke begleiten und auf einem möglichst trockenem Wege nach dem Walde bringen, wo ich Sie dann Ihrem eigenen Schicksal überlassen will.«

Ich stand mit den Kleidern über dem Arm vor ihm in der Küche still und sah ihn dabei forschend an. »Sie sollten sich auch einmal unten nach meinem Schicksal erkundigen,« sagte ich freundlich, »und mir Ihren Besuch bei Stachi schenken, damit ich Ihre mir bewiesene Gastfreundschaft doch einigermaßen erwidern kann.«

Bei diesen so wohlgemeinten Worten fuhr er wie von einer Schlange gebissen zurück und sah mich mit einem Blick an, der offenbar einen fest in ihm sitzenden und an ihm klebenden Wahn verrieth, und sagte sogleich mit einer gewissen Hast, die er den ganzen Morgen noch nicht an den Tag gelegt, wobei er zusammenschauderte, als ob ein heftiger Schreck seine Glieder durchführe:

»Ich Sie besuchen? Bei Sterchi? jetzt, wo so viele Leute unten sind? Ich bitte Sie, das erwähnen Sie gegen mich nicht wieder, denn das würde gegen die Hauptregel meiner jetzigen Existenz verstoßen: unbehelligt von aller Welt mir selbst zu leben. Nein, Gott bewahre mich vor solchem Besuch, und wenn ich wüßte, daß ich durch Sie mit anderen Menschen in Berührung käme, würde ich lieber wünschen, Sie nicht kennen gelernt zu haben, was mir jetzt doch so angenehm ist.«

Ich beruhigte ihn mit einigen freundlichen Worten, konnte aber doch nicht unterlassen, ihm zu bemerken, daß ich ihn nicht für so menschscheu gehalten, da er sich ja gegen mich so hülfreich und wohlwollend erwiesen habe.

»Menschscheu!« sagte er sinnend und immer noch auf demselben Fleck stehen bleibend, und wieder flog

ein Schatten tiefster Traurigkeit über sein edles Gesicht. »Ja, das bin ich doch geworden und ich habe wohl Ursache dazu, und daß ich Ihnen das sagen kann, darüber wundere ich mich selber, denn ich hätte es in meinem dumpfen Gemüthszustande heute Morgen nicht für möglich gehalten, mit irgend Jemandem so zu reden, wie ich den ganzen Tag mit Ihnen geredet. Allein, auch dafür finde ich einen Grund auf – und lassen Sie sich das immerhin von mir gefallen, obgleich ich wahrhaftig kein Mensch bin, der den Leuten Schmeicheleien in's Gesicht sagt – im Ganzen weiß ich nicht, wie ich dazugekommen bin, daß ich so gesprächig und zuthulich war, vielleicht aber, und das ist es, was ich Ihnen sagen wollte, vielleicht ist Ihr Gesicht und Ihre Stimme daran schuld, die etwas ungemein Sympathisches mit meinen Gefühlen haben.«

»Das zu hören, ist mir sehr angenehm,« sagte ich, bereits die Thür zum Schlafzimmer öffnend, »und will hoffen, daß Sie bei näherer Bekanntschaft mit mir Ihr Vertrauen zu mir wachsen fühlen, das ich unter keinen Umständen zu täuschen geneigt bin.«

Er nickte mir zu, sprach aber kein Wort mehr, ich begab mich nun daran, meine in der That trocken gewordenen, aber ganz aus der Façon gerathenen Kleider anzuziehen. Als ich damit fertig war und meinen Bergstock wieder zur Hand genommen, trat ich vor die Thür und traf Mr. Scott, mit dem Stutzen der geleerten Jagdtasche ausgerüstet, schon davor stehen und auf mich warten.

Wir schritten langsam auf dem schmalen Fußwege durch die Tannen nach der Sennhütte hinunter, die wieder leer stand, denn weder Heinrich noch Christen, noch die Kühe waren darin. So bat ich denn Mr. Scott, Heinrich von mir zu grüßen, und dann schritten wir weiter fort, um uns vollends auf den Rückweg nach Sterchi's Hause zu begeben.

Als wir die Sennhütte im Rücken gelassen, führte mich Mr. Scott auf einem mir noch unbekanntem Fußpfade oberhalb des morastigen Weges der freien Alp nach dem Eingang des Waldes hin. Dieser Pfad war freilich weder kürzer noch leichter zu begehen, namentlich bei dem heute so überaus schlüpfrigen Rasen, aber er war doch im Ganzen viel trockener als der untere und brachte uns wenigstens eben so rasch zum Ziel. Das Wetter blieb während des ganzen Marsches gleich gut und hell und die leicht bewegte Luft war nach dem Gewitter so köstlich rein und frisch, daß man mit jedem Athemzuge neue Kraft und Lebenslust einzuziehen glaubte.

So waren wir nach einer halben Stunde bedächtigen Gehens allmählig nach dem Walde hinuntergekommen und kaum hatten wir seinen Eingang erreicht, so fing Mr. Scott immer langsamer und langsamer vor sich her zu gehen an, als scheue er sich, auf einem Wege weiter vorzuschreiten, der zu Zeiten häufiger von Menschen begangen wird und auf dem sich heute möglicher Weise auch irgend ein Tourist einfinden konnte, was ich für meine Person in Anbetracht des schlechten Weges nicht glaubte. Um ihm darin, wenn er solche Voraussetzung

hegte, zu Hülfe zu kommen, fing ich an, vom Wetter zu sprechen und äußerte die Ansicht, daß die untere Hausalp sehr schlüpfrig sein und daß heute sicherlich Niemand dieselbe und noch weniger den in einen kleinen Bach verwandelten Waldweg betreten werde.

Er horchte, als ich dies vorbrachte, hoch auf und ich schien in der That das Rechte getroffen zu haben; so schritt er denn wieder etwas schneller vor, obgleich ich ihn durchaus nicht zur Eile nöthigen wollte, da ich nicht ungern noch länger in seiner Gesellschaft verweilen mochte.

Plötzlich aber und nachdem er eine Weile beharrlich geschwiegen, wandte er sich nach mir um und sagte:

»Da Sie so gütig sein wollen mir die besprochene Arznei zu verordnen und dieselbe noch heute aus Interlaken holen lassen wollen, so erlauben Sie mir vielleicht auch die Frage, wann ich sie erhalten kann?«

Ich blieb stehen und sah nach der Uhr. »Es ist jetzt zwei Uhr vorbei,« sagte ich darauf, nachdem ich im Stillen gerechnet, »und um drei Uhr werde ich unten sein und mich umgekleidet haben. Um vier Uhr erst geht der letzte Bote vom Berge nach Interlaken und Abends um Sieben oder Acht kann ich die Arznei schon in Händen haben. Nun, dann ist keine Zeit mehr vorhanden, sie Ihnen noch heute zu senden, aber ich werde Sie, wenn Sie es erlauben, morgen früh wieder besuchen und sie Ihnen selbst überbringen.«

Er erröthete bei diesen Worten leicht und war über meinen Vorschlag sichtbar erfreut. »Nein,« sagte er gleich

darauf, »das kann ich nicht verlangen und verlange es auch nicht. Meinetwegen sollen Sie nicht so oft einen so weiten und beschwerlichen Weg zurücklegen. Sie könnten einmal wieder von einem Unwetter überrascht werden und mich dann nicht zu Hause finden, um Ihnen mit trockenen Kleidern auszuhelfen.«

»O, das Wetter hält sich jetzt mehrere Tage gut,« erwiderte ich, »und für mich ist der Weg nach der oberen Alp nicht zu weit. Ich muß meiner eigenen Gesundheit wegen täglich tüchtig gehen und daß ich hier immer steigen und klettern muß und nicht auf ebener Erde wandeln kann, habe ich gewußt, schon ehe ich auf den Berg kam. Sie wissen ja, ich bin ein alljährlich wiederkehrender Gast in Interlaken und auf dem Abendberg.«

Er nickte befriedigt und abermals zeigte sich ein kurzer Freudenstrahl auf seinem Gesicht, das in der letzten halben Stunde sich wieder mehr und mehr verdüstert hatte. Während wir nun langsam weiter schritten, sprach ich noch mehr über meine Liebhaberei für die Schweiz und namentlich über meine Vorliebe für die Pension Beau-Site und den Abendberg, und als ich damit zu Ende war, sagte er:

»Das kann ich mir denken und der Abendberg hat in der That für einen Reisenden, wenn er ihn erst genau kennen gelernt, mancherlei Anziehungskraft, und Sterchi ist Ihnen gewiß ein aufmerksamer Wirth. Indessen in Bezug auf Ihren Besuch morgen habe ich einen andern Vorschlag zu machen. Kennen Sie vielleicht den Weg oberhalb des Bergkammes, der von Ihrem Hause über die

Kuppe des Abendberges nach der Rotheck und also auch nach der Sennhütte und zu meiner Wohnung führt?«

»Ja, den kenne ich und bin ihn schon zwei- oder dreimal in früheren Jahren gewandert, wenn es nicht zu heiß zum Klettern war.«

»So. Nun, dann werden Sie auch die merkwürdige alte Schirmtanne kennen, deren Mutterstamm sich in vier kleinere Stämme spaltet?«

»Gewiß kenne ich sie und ich habe schon einmal zwischen ihren Stämmen gesessen und mich von dort aus der schönen Aussicht nach dem Thuner See gefreut.«

»Gut, so suchen Sie sie auch morgen mir zu Liebe wieder auf; ich werde Ihnen bis dahin entgegenkommen und Sie haben dann höchstens den halben Weg nach meiner Wohnung zurückzulegen. Ich wähle diesen Baum aber gerade deshalb zu unserm Rendezvous, weil Fremde, die ihn nicht kennen, den Weg dahin fast niemals betreten, und nur Einheimische, wie Christen und Heinrich, wählen ihn bisweilen, wenn sie nichts zu tragen haben und den nassen Weg über die Alp vermeiden wollen. So brauche ich also keine Begegnung auf diesem Wege zu befürchten. Stimmen Sie nun in meinen Vorschlag ein?«

Ich brauchte ihn mir nicht weiter zu überlegen und gab meine Einstimmung sofort zu erkennen, was Mr. Scott sehr angenehm zu sein schien. »Gut,« sagte er, »um welche Zeit wollen wir uns bei dem Baume treffen?«

»Wann ist es Ihnen genehm?« fragte ich.

»O, mir ist jede Stunde recht, ich habe nichts zu versäumen und möchte vor allen Dingen meine Aznei bald haben.«

»Ja, das ist wahr. So will ich um sechs Uhr unten fortgehen, dann bin ich schon vor sieben Uhr bei der Schirmtanne.

Er zog seine Uhr hervor und stellte sie genau nach der meinen; dann aber bemerkte ich an seinem Benehmen, daß der Augenblick der Trennung zwischen uns gekommen war.

Er blieb vor mir stehen und sah mir mit einer wehmüthigen Rührung in's Gesicht, die mir verrieth, daß das Zusammentreffen mit mir ihm nicht gleichgültig gewesen sei. Sein Auge haftete längere Zeit auf mir und schien sich nur mit einiger Mühe von dem Anblick eines Menschen loszureißen, der so zufällig seinen Weg gekreuzt und, eben so zufällig ein Arzt, ihm mit seiner Hülfe in viel kürzerer Zeit näher getreten war, als es anderen Menschen möglich gewesen wäre.

Er sprach dies auch sogleich selbst aus, indem er sagte: »Herr Doctor, ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß ich mich Ihrer unverhofft gemachten Bekanntschaft freue. Mag mich deshalb keine Reue heimsuchen, wie ich sie schon oft empfunden, wenn fremde Menschen in meinen Weg getreten sind und mich von dem Ziele abgeleitet haben, das ich mir vorgezeichnet hatte. Nein, von Ihnen befürchte ich das nicht, Sie hat kein persönlicher Beweggrund zu mir geführt, nicht wahr?«

»Nein,« sagte ich mit der freundlichsten Miene, »es war nur ein bloßer Zufall, der mich mit Ihnen bekannt machte und einen persönlichen Grund gab es nicht, der mich veranlaßt hätte, Sie aufzusuchen, wenn es nicht der Wunsch war, einen Mann kennen zu lernen, der sich auf einem der schönsten Punkte dieses Berges so einsiedlerisch niedergelassen hat.«

Bei diesen Worten reichte ich ihm mit einem herzlichen Blick meine Hand hin, um Abschied von ihm zu nehmen, allein er zögerte wieder eine Weile, wie das erste Mal, mir die seine zu reichen. Er schien dabei einen stillen Kampf mit sich selbst zu bestehen, plötzlich aber hatte er ihn bestanden und so sagte er, schnell meine Hand ergreifend und eine Weile festhaltend:

»Ja, ich kann sie Ihnen mit gutem Gewissen geben und Sie reichen sie wahrhaftig keinem Unwürdigen, obgleich ich sehr – sehr unglücklich bin. Da haben Sie sie und nun halten Sie Ihr Versprechen und reden Sie mit Niemandem von mir.«

Er preßte dabei meine Hand mit festem Druck und ich fühlte wohl, daß der Anreiz dazu ihm aus tiefster Seele kam; dann aber lüftete er einen Augenblick seinen Hut, was ich auch that, und wandte sich rasch zur Rückkehr, als fürchte er noch immer, es könne hier plötzlich irgend eine andere Erscheinung auftauchen, die Ihm nicht so angenehm wie die meine wäre.

Ich stand hinter ihm still und blickte ihm eine Weile nach. Ich glaubte, er würde sich noch einmal nach mir

umwenden, aber er that es nicht und bald war er mit seinen elastischen, ihn schnell fördernden Schritten hinter den Bäumen verschwunden, und ich hörte nur noch eine Zeit lang die eiserne Spitze seines Alpstocks hart auf die Steine des Weges stoßen.

SECHSTES CAPITEL. DIE NEUGIERDE DER PENSIONÄRE ERWACHT.

Ich befand mich in einer mir nicht gewöhnlichen Gemüthsbewegung, als der seltsame Mann mich verließ und ich ihn so allmählig hinter den Bäumen verschwinden und seiner abgelegenen Einsiedelei sich wieder zuwenden sah, das gestand ich mir ehrlich ein, als ich nun langsam meinen Weg nach meiner Behausung fortsetzte. Die geistige Spannung, die mich bei seinem ersten Anblick ergriffen und die allmählig mehr und mehr zugenommen, je länger ich mit ihm zusammen gewesen, ihn so still und bedächtig hatte handeln sehen und so scheu und zurückhaltend hatte reden hören, war einer ernsten Betrachtung über die ganze räthselhafte Erscheinung gewichen, die mich jedoch zu keinem erwünschten Ziele führte. Nein, ich mochte so viel über ihn denken und grübeln, wie ich wollte, ich blieb mir selbst völlig im Unklaren über ihn, und nichts wollte so recht Stand halten, was ich mir selbst über ihn vorzureden versuchte. So viel war indessen gewiß: ich hatte es hier nicht blos mit einem Sonderling, wie ich zuerst gedacht, der sich aus

purere Liebhaberei für die Berge und aus Naturschwärmeri diese Einöde zum Wohnsitz erkoren, sondern abermals mit einem Unglücklichen zu thun, deren es auf der weiten Welt ja so unzählige giebt und deren Grundleid oft nur schwer zu entziffern ist. Habe ich aber in meiner Weise einmal erst erkannt, daß ich einen wirklichen Unglücklichen vor mir habe, wie es ja hier ohne Zweifel der Fall, so regt sich auch sogleich das Interesse für ihn in mir, und wie man einen Glücklichen höchstens beneiden kann, ohne zur Vermehrung seines Glücks beitragen zu können, so erwacht dem Unglücklichen gegenüber auf der Stelle die Begier, ihm irgend wie zu helfen und den Versuch zu machen, handelnd in sein Schicksal mit einzugreifen und das Schmerzliche von ihm abzuwenden oder es wenigstens zu erleichtern, unter dessen schauriger Last man ihn so schwer dahin keuchen sieht.

Aber was für ein Unglück konnte es in diesem Fall sein, fragte ich mich, das diesen anscheinend sonst so thatkräftigen Mann schon in so früher Jugend verfolgte und in dieser Einöde sich selbst eine Art freiwilliger Verbannung auferlegen ließ? Denn jung war er gewiß noch, er konnte nach meiner Schätzung kaum dreißig Jahre zählen, obgleich das menschliche Antlitz, das die unverlöschlichen Spuren inneren Unheils trägt, wie es hier der Fall, sich nur schwer in Bezug auf das Alter bestimmen läßt. Ja, was für ein Unglück kann hier vorliegen, wiederholte ich mir, und wie ist es möglich, dasselbe zu ergründen, um es ihm auch tragen zu helfen? Ich dachte längere Zeit darüber nach, ohne irgend Etwas zu finden, was hier

die Veranlassung zu solcher Isolirung von der menschlichen Gesellschaft geboten haben konnte, denn wie viele Quellen des Unheils giebt es nicht in dem proteusartigen menschlichen Leben, die Trübsinn, Schwermuth, Melancholie und leibliche Krankheiten erzeugen? Und daß dies Alles hier vorlag, darüber konnte ich nicht mehr im Zweifel sein.

So ging ich dennoch eine Reihe von Möglichkeiten mit mir durch, ohne auf eine zu gerathen, die mir auch nur einigen Anhalt für die Richtigkeit meiner Vermuthung geboten hätte. »War er vielleicht ein politisch Compromittirter,« fragte ich mich zuerst, »der vor seinen Verfolgern zu fliehen Ursache hatte? Er, ein Amerikaner, politisch compromittirt und deshalb flüchtig? Nein, das war wohl nicht anzunehmen. Amerika ist ja die Freistatt für alle in Europa verfolgten Freiheitsschwärmer, und er, ein Amerikaner, sollte außerhalb seines politisch so elastisch fühlenden und handelnden Volkes eine Zufluchtsstätte suchen müssen?« Nein, das konnte in der That nicht sein und das gab ich bald auf und wandte mich zu einer anderen Hypothese.

»Hatte er vielleicht,« fragte ich mich weiter, irgend eine Schuld auf sich geladen, die das Auge der Welt zu scheuen, die ihn aus der menschlichen Gesellschaft verbannt und in diese Einöde getrieben hat? Das wäre allerdings möglich und doch glaube ich es nicht. – Warum glaubst Du das nicht,« fragte ich mich, und da mußte ich mir freilich erwiedern, daß ich für dieses Nichtglauben keinen vollgültigen Beweis, sondern nur ein Gefühl

oder, wenn es hoch kam, eine moralische Ueberzeugung hatte, die allein aus meiner Menschenkenntniß und meiner praktischen Beurtheilung menschlicher Physiognomien, also mit einem Wort aus meiner Begabung als Arzt entsprang. Wenigstens sah mir dieser Mann nicht wie ein von einer tiefen Schuld Bedrückter aus, dafür sprach nichts in mir gegen ihn und ich hätte eine Wette eingehen können, daß dies nicht der Fall, so fest war ich im Anfang meines Nachdenkens davon überzeugt. Im Anfang – ja freilich, aber zuletzt gewann die Ansicht, daß er irgend etwas Böses begangen haben könne, daß man ihm wenigstens etwas dergleichen zumuthe, doch wieder einige Geltung, und zwar durch seine eigenen Worte, denn er hatte, als er mir endlich nach längerem Zögern die Hand reichte, die Worte gebraucht: »Ich kann Ihnen mit gutem Gewissen die Hand geben und Sie reichen sie wahrhaftig keinem Unwürdigen!« Hätte er das zu sagen gebraucht oder wäre er nur dazu im Stande gewesen, wenn sein Ruf von keiner Seite her angetastet war? »Doch nein,« wiederholte ich mir, »ihn bedrängt auch kein böser Leumund, ich kann mir nicht denken, was für einen Fehltritt er begangen haben könnte, denn zu einem schlechten gemeinen Streich, der allein das Licht der Welt zu scheuen hat, ist dieser Mann nicht fähig oder ich müßte es verlernt haben, in dem Auge und den Mienen eines Menschen wie in einem offenen Buche zu lesen.«

»Was bleibt aber nun noch übrig,« schloß ich die mir von meiner Theilnahme für Mr. Scottt dictirten Fragen, »als ein unverschuldetes Unglück, das ihn so sichtbar zu

Boden drückt? Ja, das kann und wird es sein, und so viel ist sicher und gewiß: was ihn auch pressen, niederbeugen und so trost- und hoffnungslos, so menschen-scheu machen mag ein geistig Beladener, ein im Gemüth fast Erdrückter ist er unter allen Umständen, und wenn hier nicht irgend wie und bald eine helfende Hand eingreift und ihn durch Zuspruch oder thätlichen Beistand auf den rechten Weg zurückbringt, so ist nicht abzusehen, wohin der ihn bereits umspinnende Tiefsinn führen und welchem rettungslosen Unheil seine Melancholie verfallen kann.«

Daß ich aber diese helfende Hand bei ihm sein wollte, wenn mir die Gelegenheit dazu geboten würde, das brauchte ich mir nicht besonders vorzunehmen, das stand schon von selbst in mir fest, denn auf ähnlichen Bahnen war ich ja schon oft im Leben gewandelt, ich hatte schon oft irrende Geister von dem Abgrunde zurückgezogen, in den sie zu fallen verurtheilt schienen, und daß ich auch diesmal dazu bei der Hand sein würde, das betrachtete ich nach meiner Ansicht vom menschlichen Leben und Wirken und nach der mir für meinen Beruf gestellten Aufgabe als eine ausgemachte Sache.

Es kam hier also blos auf die Gelegenheit an, ihm nützlich zu werden, und die wollte ich jeden Tag näher und näher herbeizuführen suchen, so oft ich mit ihm zusammentraf und daß dies jetzt oft geschehen würde, wußte ich ebenfalls, wenn ich auch nicht den ganzen Tag bei und mit ihm verweilen wollte und konnte, da ich mich ja

auch meinen eigenen Interessen und denen anderer Personen zu widmen hatte, die mir in den letzten Wochen so nahe getreten waren.

Indessen, so viel bekenne ich ehrlich: einigermaßen traten selbst Mrs. Duncan und Miß Lucy und Mary Markham vor der neuen Bekanntschaft des Einsiedlers zurück, obgleich ich ihnen gewiß eine große Stelle in meinem Herzen eingeräumt. Aber bei Mr. Scott schien mir weit mehr Eile nöthig zu sein, er befand sich offenbar in einer viel traurigeren Lage als Miß Mary, die doch noch ihre Verwandten um sich hatte und mitten in der sie tröstenden und an ihr theilnehmenden Welt lebte. Auch hatte sie sich ja jetzt schon in ihr Unglück gefunden, dasselbe war abgelaufen und nicht mehr zu ändern, und wenn es mir nur gelang, durch meinen Freund den Ort ausfindig zu machen, wo Harry Duncan's Gebeine schlummerten, dann hatte ich ja Alles geleistet, was ich seiner Geliebten gegenüber leisten konnte.

In viel qualvollerer Lage dagegen erschien mir Mr. Scott. Er litt körperlich und geistig, es waren, ich läugnete mir das nicht, gewiß oft Momente bei ihm vorhanden, in denen er der Verzweiflung nahe war, und was einem Menschen in solcher Situation begegnen kann, wenn er ohne äußeren Beistand sich selbst überlassen bleibt, davon hatte meine Erfahrung Beispiele genug aufzuweisen.

»Also vorwärts!« sagte ich ermuthigend zu mir. »Dringe durch die künstliche oder natürliche Rinde seines Wesens in sein Herz, und gelingt es Dir erst, die Quelle des sein Inneres verhüllenden Schattens zu entdecken, dann

wird es ja wohl möglich sein, auch irgend wo eine Lichtquelle aufzufinden, die jenen Schatten vertreiben oder weniger bedrohlich erscheinen lassen hilft.«

Mit solchen Gedanken beschäftigt, trat ich endlich aus dem nach der oberen Alp führenden Bergwalde auf die freie Hausalp hinaus, und als ich noch einige Schritte vorwärts gethan, sah ich mein trauliches Bergasyl wieder dicht unter mir liegen. Ich blieb einen Augenblick stehen und schaute mit klopfendem Herzen nieder. Es lag mit seiner Umgebung wieder im vollsten Sonnenglanz da, und daß das Wetter so prachtvoll wie in den letzten Tagen geworden, darauf achtete ich erst jetzt, denn ich war auf dem ganzen Wege vorher so in Gedanken verloren gewesen, daß mir alle äußeren Vorgänge in der Natur entgangen waren. Alles vor und unter mir leuchtete in freudiger, hoffnungsvoller Frische. Ein unbeschreiblich wohlthuender Frieden, weit, weit von dem öden Berge, den ich eben verlassen, verschieden, lag auf der ganzen Niederlassung ausgebreitet und das schöne Bödeli darunter mit seinen Palästen und Hütten, seinen Städten und Dörfern, seinen himmelhohen Bergen und seinem blauen See sah so einladend aus, winkte so verlockend zu mir herauf, daß mir ganz heimathlich zu Muthe ward und ich mich herzlich freute, wieder unter befreundeten Menschen zu sein.

Einen solchen Frieden, eine solche Beruhigung und Freude empfindet man immer, wenn man aus unbewohnten und schwer zugänglichen Einöden der Berge, mögen sie auch noch so schön sein, wieder in bewohntere

Gegenden hinabsteigt und die rothen Dächer mit ihren glänzenden Fenstern vor das Auge treten sieht. Schon der Gedanke, daß die dort wohnenden Menschen wirken und arbeiten, daß sie schaffen und weben und dabei die wenn auch kargen Gaben des Himmels genießen, ist ein fühlbarer Segen für das menschliche Herz, das nicht ohne Umgang mit seinen Nächsten leben mag und kann, wenn es nicht verdorren und verschrumpfen will, und darum mußte ja wohl eine solche Einsamkeit, wie sie den armen Einsiedler da oben umgab, auf sein bedrücktes Herz tiefer und gefahrdrohender einwirken, als der Schmerz hier unten auf die Menschenherzen wirkt, und darum, ja darum schon mußte ich immer wieder an ihn zurückdenken und mir die bei ihm gestellte Aufgabe mit neuer Entschlossenheit zu Gemüthe führen.

Als ich so nach dem Hause hinunterschaute und meine Augen nach allen Richtungen über die im Sonnenlicht leuchtende Hausalp flogen, gewahrte ich Niemanden auf derselben, und das war mir gerade nicht unangenehm. Sah ich doch in meinem jetzigen Zustande etwas hart vom Wetter mitgenommen aus und meinen Schuhen und Gamaschen merkte man nur zu deutlich an, daß mein Weg mich durch Dick und Dünn geführt. Auch pflegte die Hausalp um diese Zeit nicht bestiegen zu werden, zumal wenn sie noch so naß und schlüpfrig wie heute war. Es ging stark gegen drei Uhr. Um diese Stunde hatte man längst abgespeist, die Gäste saßen entweder in ihren Zimmern und pflegten der Ruhe, oder einige von

ihnen tranken ihren Kaffee auf dem schönen Balcon jenseits des Hauses und beschauten sich mit Hülfe ihrer Gläser die leuchtende Ferne, die ja jeden Augenblick einen neuen Reiz, eine neue Unterhaltung gewährt.

So schlich ich denn ganz leise nach dem Hause hinab, vermied den am schlüpfrigsten sich darstellenden Hauptweg, der an der Steinbruchbank vorüber nach dem Hause führt, und glitt mehr als ich ging, gerade auf den Rasen hinab, um am Cisternenbrunnen vorbei hastig in das Haus zu schlüpfen und so unbemerkt mittelst der Hintertreppe mein Zimmer zu erreichen.

Aber da hatte mich schließlich doch dicht vor dem Hause ein menschliches Auge erspäht, denn eben als ich in die Thür treten wollte, kam eilfertig, wie eine junge Ziege, Ned, der Neger, gesprungen, und als er in meiner Nähe war, stieß er sogleich einen lauten Freudenschrei aus.

»O Jesses, Massa,« rief er in seinem Negerkauderwelsch, »wie erhitzt und schmutzig Sie aussehen! O und Sie sein endlich wirklich wieder da? Wo sein Sie denn so lange gewesen und haben nicht einmal etwas zu essen gekriegt? O Jesses, Jesses, wie haben sich Alle um Sie geängstigt, die Herrschaften und die Leute, und Massa sollten doch nicht immer so allein auf die hohen Berge gehen!«

Ich lachte ihn herzlich an und bewies ihm dadurch am deutlichsten, daß ich nicht den geringsten Schaden genommen, und dann fragte ich ihn, nachdem ich ihm einen guten Tag geboten:

»Wo sind Deine Herrschaften jetzt, Ned, und befinden sie sich ganz wohl?«

»O, sehr wohl, Massa Doctor! Missus Duncan halten auf ihrem Zimmer Mittagsruhe und meine jungen Damen sitzen da hinten auf der Bank bei den Steinen und erwarten Sie jeden Augenblick zurückkehren zu sehen. Sollen Ned zu ihnen laufen und sagen, daß Massa Decier wieder da sein?«

»Nein, Ned,« entgegnete ich, »sage es ihnen noch nicht. »Ich muß mich erst waschen und umkleiden, denn so, wie ich jetzt aussehe, kann ich Niemandem vor Augen treten.«

»Ah, das sein wahr; Massa Doctor sehen ungeheuer trübselig und schmutzig aus, und so werden ich erst vorher fragen, wenn Ned die jungen Damen benachrichtigen sollen.«

Nach diesen Worten verließ ich ihn, stieg rasch die Treppe hinauf und erreichte unbemerkt mein Zimmer, wo ich zuerst leise die offenstehenden Fenster schloß, meine zerknitterten und beschmutzten Kleider abwarf und eine gründliche Reinigung meines äußeren Menschen vornahm.

Kaum aber war ich damit zu Stande gekommen und eben im Begriff, andere Kleider anzulegen, so hörte ich Jemanden mit festem Schritt die knarrende Treppe heraufsteigen und alsbald klopfte eine Hand bescheiden an meine Thür. Auf meinen Hereinruf trat Sterchi bei mir ein, der soeben von Ned meine Rückkehr erfahren hatte und sich nun nach meinem Ergehen erkundigen wollte.

Er stand mit seinem schlaun Lächeln auf dem behäbigen Gesicht eine Weile sprachlos da und warf nur einen kritischen Blick auf meine über einen Stuhl geworfenen Bergkleider und die Schuhe darunter, die ›bespritzt mit jedes Bodens Unterschied‹, wie Shakespeare sagt, genügend darthaten, was für Irrfahrten ich an diesem Morgen zu bestehen gehabt. Dann erst wandte er sich zu mir und sagte kopfschüttelnd:

»Na, es ist nur gut, daß Sie mit heiler Haut wieder da sind, Herr Doctor. Das war ein hübsches Gewitter heute Morgen unmittelbar nach Ihrem Abmarsch und Sie haben den Regenguß jedenfalls über sich ergehen lassen müssen, nicht wahr?«

»Ja wohl,« entgegnete ich lächelnd, »das ist mir nicht erspart werden, indessen ist es mir immer noch leidlich genug ergangen und Sie sehen mich wenigstens ganz munter und vergnügt wieder.«

»Ja, das sehe ich zu meiner Freude, aber andere Leute haben sich recht um Sie geängstigt, und man gab sich schon allerlei Befürchtungen hin, daß Ihnen ein Unglück begegnet und ich hatte alle Welt zu trösten. Namentlich die drei Engländerinnen waren ganz außer sich und auch von den Anderen wußte Niemand, wo Sie geblieben waren und während des entsetzlichen Gewitters und Regens ein Unterkommen gefunden hatten.«

»O, da hätten Sie sie doch eines Besseren belehren sollen,« erwiderte ich, »Sie wußten doch gewiß, daß mir so leicht nichts Unheilvolles begegnet und daß ich nicht

mehr so tollkühn wie junge Leute bin und so leicht in eine Lawine hineinlaufe, wenn überhaupt eine solche auf meinem Wege denkbar gewesen wäre.«

»Oho, Herr Doctor,« sagte nun Sterchi ganz ernst, »an eine Lawine habe ich auch nicht gedacht, aber bei solchem Unwetter, wie wir es heute Morgen hatten, bringen auch andere Dinge außer den Lawinen in den Bergen Unheil und ich habe mich wahrhaftig selbst etwas um Sie besorgt gefühlt. Aber wo sind Sie denn eigentlich gewesen?« fuhr er mit erneutem schlaun Lächeln fort, so daß ich auf der Stelle errieth, daß er bereits vermuthete, wo ich gewesen.

»Ich bin, nachdem ich gründlich durchnäßt und vom Hagel arg mitgenommen war, endlich doch unter Dach und Fach gerathen!« sagte ich absichtlich kurz und bündig

»Ah, dann sind Sie wohl auf der Alp in meiner Sennhütte gewesen?«

Ich sah ihn fest an, denn ich war begierig, zu erforschen, wie er sich auf meine nächste Antwort verhalten würde.

»Ja,« sagte ich, »in Ihrer Sennhütte bin ich allerdings auch gewesen und kann Ihnen berichten, daß all Ihr Hab und Gut dort oben in bester Verfassung ist, obgleich einige Unruhe unter dem Vieh herrschte, als es endlich wohlbehalten im Stall geborgen war.«

»Das kann ich mir denken; aber gut, ich danke Ihnen für den Bericht,« versetzte er und schien zu weiteren Fragen nicht mehr aufgelegt, da er wohl merken mochte,

daß ich Dem, was er eigentlich wissen wollte, beharrlich auswich, obgleich ich nur den richtigen Moment abwartete, ihm mein ganzes Geheimniß auf einen Schlag zu offenbaren. »Indessen,« fuhr er doch sogleich fort, »werden Sie wohl etwas hungrig sein und ich habe dafür gesorgt, daß Sie zu jeder Stunde Ihr Essen finden. Es erwartet Sie also und Sie brauchen nur in den Speisesaal hinabzusteigen, um Ihren Appetit zu befriedigen.«

Da war denn der richtige Moment für mich gekommen und ich sagte rasch: »O, mit meinem Appetit steht es nicht so schlimm, lieber Sterchi. Ich habe zu gut gefrühstückt und mich obenein ganz trocken gekleidet.«

Er sah mich eine Weile starr an, dann fragte er mit einer sichtbaren Verwunderung auf seinen sprechenden Zügen: »In der Sennhütte?«

»Nein,« sagte ich so ruhig wie möglich, »noch etwas höher hinauf und in einem viel comfortabler eingerichteten Hause, und da habe ich gefunden, daß Ihr Schinken und Ihre Eier dort oben eben so gut schmecken, wie hier unten.

»Ah!« machte der Wirth und riß seine blauen Augen dabei weit auf. Dann fuhr er still vor sich lächelnd fort: »Ob ich es mir nicht gedacht habe?« Aber weiter sagte er nichts und ich sah wieder, wie gewissenhaft er sein dem Amerikaner gegebenes Versprechen, gegen Jedermann über ihn zu schweigen, auch jetzt noch hielt.

Hiermit schien von Sterchi's Seite wenigstens unser Gespräch über den beregten Punkt zu Ende zu sein und er wollte sich eben, sichtbar in Gedanken verloren, zur

Thür wenden, als ich noch einmal zu sprechen begann und sagte:

»Warten Sie noch einen Augenblick, lieber Sterchi, ich habe Ihnen noch eine Bitte auszusprechen. Geht Johann oder sonst Jemand noch heute nach Interlaken hinab?«

»Ja wohl, um vier Uhr, Herr Doctor. Soll er Ihnen etwas besorgen?«

»Ja. Ich habe zwei Recepte zu schreiben und er soll mir die Arznei mit aus der Apotheke heraufbringen, doch muß ich sie unter allen Umständen noch heute haben.«

»Arznei?« fragte Sterchi mit unwillkürlichem Staunen. »Für Wen denn, wenn ich fragen darf?«

»Warten Sie nur einen Augenblick,« sagte ich ruhig, setzte mich sogleich an meinen Schreibtisch und schrieb die beiden Recepte, die ich schon lange im Kopfe hatte. Als ich aber damit fertig war, reichte ich sie ihm hin und sagte:

»Da, lesen Sie, für Wen ich diese Arzneien verschrieben habe. Wissen Sie, was das *Pro me* hier heißt?«

»Nein, das weiß ich nicht, denn so gelehrt bin ich nicht.«

»Nun denn, *Pro me* heißt: für mich selbst.«

Er sah mich wieder groß an und schüttelte den Kopf. »O,« sagte er, »Sie sind doch wahrhaftig kein Patient? Denn wer bei solchem Wetter solche Touren unternehmen kann, wie Sie, dem ist eine Flasche Burgunder gewiß die allerbeste Arznei.«

»Mag sein, aber nun fragen Sie nicht weiter, lieber Freund; Sie sehen, ich habe meine Geheimnisse so gut wie Sie.«

»Ah!« machte er wieder und nickte mir mit einer verständnißvollen Miene zu. »Wenn das ist, dann bescheide ich mich. Sie haben Recht. Sein Wort muß man unter allen Umständen halten und das thun wir ja Beide.«

Nach diesen Worten schritt er ruhig zur Thür hinaus und nahm die beiden Recepte mit sich hinweg, an deren pünktlicher Besorgung mir so viel gelegen war.

Jetzt, da ich vollständig angekleidet war, hielt ich mich nicht mehr lange im Zimmer auf und begab mich in den Speisesaal hinab, und als ich von demselben aus rasch einen Blick nach dem Balcon hinauf warf, sah ich, daß er zufällig leer war und daß ich also zu meiner Freude von der ersten Neugierde der Damen nichts zu befürchten haben würde.

Kaum aber saß ich auf meinem Platz und hatte eben mit Behagen die mir von Anna vorgesezte heiße Bouillon verzehrt, so steckte Ned schon wieder seinen schwarzen Wollkopf durch die leise geöffnete Thür, nickte mir in seiner vertraulichen Weise zu und sagte:

»Gesegnete Mahlzeit, Massa Doctor! Dürfen Ned nun Missus Duncan und den jungen Damen sagen, daß Sie da sein?«

»Ja, jetzt kannst Du es thun,« sagte ich lächelnd, und weiter konnte ich nichts sprechen, denn er stürmte mit Windeseile fort, um endlich die Kunde zu verbreiten, daß ich wieder im Hause angelangt sei und bei Tische sitze.

Ich sollte auch nicht lange auf das Erscheinen meiner jungen Freundinnen warten, denen bald auch Mrs. Duncan folgte. Sie kamen hastig die Treppe herauf und traten mit lebhaft gerötheten Gesichtern und neugierig leuchtenden Augen in den Speisesaal. Ich erhob mich und ging ihnen entgegen, um ihnen die Hand zu reichen, da sie die ihrigen mir schon von Weitem entgegenstreckten.

»Gott sei Dank,« rief Miß Lucy zuerst, »daß wir Sie gesund wiedersehen! O, wir haben uns so sehr um Sie geängstigt, da wir ja wußten, daß Sie einen so weiten Weg vor sich hatten.«

»Setzen Sie sich und essen Sie weiter,« sagte Miß Mary freundlich; »stören wollen wir Sie nicht, wir setzen uns zu Ihnen.«

Ich nahm meinen Platz wieder ein und sie setzten sich Beide mir gegenüber, als Mrs. Duncan eintrat und die ersten Fragen sich wiederholten. Bald indessen hatten sich alle Drei von meinem Wohlbefinden überzeugt und die Unterhaltung floß nun etwas ruhiger als im Anfang dahin.

Am wenigsten von ihnen sprach wieder Miß Mary und ich konnte nicht umhin, zu bemerken, daß sie mit großer Theilnahme an meinen Mienen hing und mein Gesicht schärfer denn je durchforschte. So sagte sie denn auch endlich nachdem sie mich lange genug betrachtet:

»O, wie erhitzt Sie aussehen! Sie haben sich gewiß sehr angestrengt, Herr Doctor?«

»Nicht so sehr, wie es scheint; aber erhitzt bin ich freilich und das ist kein Wunder, denn der Weg war weit und

auch etwas beschwerlich bei dem entsetzlichen Wind und Regen.«

»Das kann man sich denken,« nahm Miß Lucy lebhaft das Wort auf. »Aber ist es denn auf der Alphütte so sehr hübsch, daß Sie so oft dahin gehen? Können wir Sie nicht auch einmal dahin begleiten?«

»O ja,« sagte ich nach einigem Nachdenken, »nur ist es, wie gesagt, ein weiter und dabei beschwerlicher, an manchen Stellen sogar unsauberer Weg. Wenn es oben wieder trocken geworden ist, können Sie vielleicht mit mir einmal die Alp besuchen – falls Sie eben gut klettern können.«

»O, wenn Sie den Weg nicht scheuen,« fuhr Miß Lucy wieder fort, »so thun wir es auch nicht. Für die Mama dürfte es freilich nicht gerathen sein. Aber es muß dort oben doch sehr schön sein, wir haben schon so viel darüber sprechen gehört und Sie würden den Ort nicht so häufig besuchen, wenn er nichts Angenehmes böte.«

»Ja,« sagte ich nun ruhig, während ich die mir gebrachten Speisen langsam verzehrte, »schön ist es dort oben, aber unendlich öde und still. Mich zieht es immer mit einer geheimnißvollen Macht hinauf, wenn ich hier bin, und so werden Sie mich oft, recht oft Morgens auf dem Wege dahin finden.«

»O,« rief Miß Mary mit einiger Hast, »wenn Sie immer so weit umherschwärmen, dann haben wir ja fast gar nichts von Ihnen.«

Ich nickte der so freundlich Redenden herzlich zu und dann sagte ich: »Nur Morgens, wie ich eben bemerkt,

führe ich meine einsamen Bergtouren aus, Miß Mary, dafür verspreche ich Ihnen aber, Nachmittags und Abends immer hier unten zu bleiben. Sie werden also unter meinen häufigen Abwesenheiten nicht zu leiden haben, zumal Sie bei Weitem nicht so früh aufstehen wie ich. Spätestens um zwölf Uhr Mittags bin ich immer wieder hier, denn hoffentlich wird es nicht alle Tage ein Gewitter geben, das mich so lange in der Alphütte zurückhält, wie heute.«

»O, wo überraschte Sie denn das Gewitter,« fragte Mrs. Duncan, »und wie kamen Sie bei dem entsetzlichen Regen und Hagel nach der Hütte, die doch anderthalb Stunden entfernt sein soll?«

Ich erzählte ihnen nun der Reihenfolge nach Alles, was mir begegnet und wie ich mich dabei verhalten, und beantwortete dabei die vielen dazwischen geworfenen Fragen nach besten Kräften und so genau, wie es ging. Als ich aber erwähnte, wie durchnäßt ich endlich nach der Alphütte gekommen, fragte mich Mrs. Duncan, die eigentlich die Neugierigste von Allen war, während Miß Mary mich am meisten beobachtete und sich am stillsten verhielt:

»Aber mein Gott, wo haben Sie denn Ihre Kleider getrocknet? Sie konnten sich doch unmöglich in denselben so lange oben aufhalten?«

Ich sah, daß ich vor scharf aufmerkenden Inquirenten saß und daß man auf jedes meiner Worte mit einer ungeweinen Aufmerksamkeit achtete; so mußte ich meine Zuflucht in meiner Phantasie suchen und sagte, daß ich

mich der nassen Kleider in der Sennhütte entledigt, sie am Feuer getrocknet und mich unterdessen in des Sennens Winterpelz gehüllt hätte.

Mrs. Duncan und ihre Tochter schienen damit zufrieden zu sein, nicht in demselben Grade aber Miß Mary, wie es mir schien, denn sie schwieg jetzt und hörte fast nur oberflächlich unserer weiteren Unterhaltung zu, die dadurch plötzlich unterbrochen wurde, daß sich auch andere Gäste aus der Pension im Speisesaale einfanden, die mir nun ebenfalls ihre Theilnahme an meinem Mißgeschick bezeugten und ähnliche Fragen über meine Erlebnisse an mich richteten, wie ich sie eben aus dem Munde der Engländerinnen vernommen hatte.

Ich war dieser Unterhaltung endlich müde geworden und da ich auch mein Mahl verzehrt, erhob ich mich und begab mich in's Freie, wo ich Miß Mary Markham, die mit ihren Verwandten schon früher den Speisesaal verlassen, meiner wartend fand.

»Zum Steigen,« sagte sie zu mir, als sie sich sofort zu mir gesellte, »werden Sie wohl heute keine Lust mehr haben und der Weg nach den Sieben Tannen hinauf scheint mir auch noch sehr schlüpfrig zu sein. Wenn es Ihnen daher genehm ist, wollen wir nach der Steinbruchbank gehen und da möchte ich mir unterwegs noch einige Fragen erlauben, die ich vorher, als Sie aßen und so in Anspruch genommen wurden, nicht laut werden lassen konnte.«

Ich zeigte mich bereit, ihr nach der bezeichneten Bank zu folgen, als auch Mrs. Duncan und Miß Lucy wieder

erschieden und, als sie hörten, wohin wir gehen wollten, sich uns auf der Stelle anschlossen

»Geht nur voran,« sagte Miß Mary da zu ihnen, »ich komme mit dem Herrn Doctor langsam hinter Euch her. Ihr habt vorher so viel mit ihm gesprochen, daß Ihr mir jetzt auch einmal einige Freiheit darin gestatten könnt.« Und dabei gab sie ihrer Cousine einen Wink und blieb standhaft an meiner Seite stehen.

Miß Lucy nickte ihr während zu und schritt mit ihrer Mutter langsam nach dem Steinbruch hin. Miß Mary ließ sie eine Weile vorangehen, dann setzte sie sich noch langsamer mit mir in Bewegung, und als die beiden Damen außer Hörweite von uns waren, wandte sie sich vertrauensvoll zu mir und sagte mit einem ihrer mich immer ergreifenden warmen Seelenblicke:

»So, jetzt bin ich endlich mit Ihnen allein, was ich mir schon lange gewünscht, und jetzt wollen wir eine Unterhaltung pflegen, wie sie nur stattfinden kann, wenn die gute Tante nicht zugegen ist.«

Ich sah sie etwas erstaunt an, denn sie sprach wieder sehr ernst und fast mit einem so traurigen Gesicht, wie sie es früher gezeigt, aber nach unserer vertraulichen Unterhaltung auf der Bank bei den Sieben Tannen abgelegt hatte. Ich wartete einige Augenblicke, bis sie zu sprechen fortfuhr, da ich mir nicht erklären konnte, was sie mir zu sagen habe, aber erst nach einer Weile wandte sie sich zu mir und indem sie ihren Arm fest in den meinen legte, als

ob sie mich dadurch aufmerksamer auf ihre Fragen machen und an ihre Seite fesseln wolle, sagte sie mit etwas leiser und leicht bebender Stimme:

»Ich weiß nicht, wie es kommt, Herr Doctor, aber ich, die ich seit meinem Unglück gewohnt bin, alle Menschen, die mir nahe stehen, in ihrem Thun und Lassen im Stillen zu beobachten, finde Sie mit einem Mal etwas gegen sonst verändert.«

Sie sprach das mit einer so liebevollen Miene und wandte ihren graziösen Körper dabei so anmuthig zu mir hin, daß ich nicht umhin konnte, voll Bewunderung auf ihr schönes und doch meist so trauriges Gesicht hinzublicken, und doch hatte sie mich eigentlich mit diesen kurzen Worten in einige Verlegenheit gesetzt, die sich, wie ich selbst fühlte, auf meinem Gesicht bemerklich zu machen begann. So suchte ich dieselbe denn nach besten Kräften zu unterdrücken und sagte mit freundlicher Miene, indem ich Miß Mary so unbefangen wie möglich ansah:

»Wie meinen Sie das? Inwiefern könnte ich mich im Geringsten gegen Sie verändert haben?«

»O, ich will nicht gerade sagen, daß Sie sich gegen mich anders betragen als früher,« erwiderte sie mit leichtem Erröthen, »aber im Allgemeinen fühle ich doch diese Veränderung heraus. Und das ist mir gerade heute Mittag am meisten aufgefallen. Sie sehen nicht nur etwas angegriffen, sondern auch ungewöhnlich nachdenklich aus, als ob Sie im Innern mit sich selbst über wichtige Dinge zu Rathe gingen. – Ja, so ist es,« fuhr sie lebhafter

fort, als ich in der That etwas betroffen vor mich niederschaute, »und Sie müssen mir diese Offenheit nicht übel deuten. Aber ein bedrücktes Herz, wie das meine, das von Jedermann, der ihm nahe getreten und ein so edler Freund ist, wie Sie es in so kurzer Zeit geworden sind, in jedem Augenblick einen neuen Trost erwartet, glaubt nur zu leicht in jedem Blick etwas Bedeutsames zu finden, und wenn es vergebens auf etwas Gutes und Heilsames hofft, so befürchtet es nur zu leicht etwas Bängliches zu hören, und es schöpft vielleicht ohne Grund den Verdacht, daß etwas Unheilvolles in der Luft schwebt, worauf ich – und hierbei seufzte sie schwer auf – »allerdings seit lange vorbereitet bin oder es wenigstens zu sein glaube. So beziehe ich denn auch diese Ihre nachdenkliche Stimmung auf mich und ich denke mir, daß Ihnen irgend etwas bekannt geworden ist, was unsere Verhältnisse betrifft und ein neues Licht auf das uns umschwebende Dunkel wirft. – Haben Sie also vielleicht« – und hier stockte sie etwas und ihr Athem ging mit einem Mal kürzer – »eine Nachricht über Harry Duncan erhalten? Es kann ja sehr leicht eine Antwort auf Ihren Brief von Ihrem Freunde eingetroffen sein, die Ihnen die erbetene Aufklärung gegeben hat.«

Bei diesen Worten athmete ich etwas erleichtert auf. Sie hatte mein nachdenkliches Wesen, das in der That vorhanden war und das sie, eine so feine Beobachterin, ganz richtig bemerkt, nur auf sich und ihre Verhältnisse bezogen und damit hatte es ja jetzt nicht das Geringste

zu thun. So sagte ich denn auch rasch und mit einer Sicherheit, die ihr den Beweis liefern mußte, daß ich die Wahrheit sprach:

»Nein, Miß Mary, meines Freundes Antwort auf meinen Brief, die ich allerdings nun täglich erwarten kann, ist noch nicht eingetroffen, und Sie können überzeugt sein, daß ich keinen Augenblick anstehen werde, Ihnen mitzuthemen, was diese Antwort bringt, falls sie erst in meine Hände gelangt ist. Wenn Sie mich aber wirklich etwas nachdenklich finden – und ich läugne durchaus nicht, daß ich es bin – so werden Sie auch am besten wissen, daß ich hinreichenden Grund dazu habe. Haben Sie mir nicht selbst Stoff genug dazu geboten? Ist Ihr Schicksal nicht des ernstesten Nachdenkens und der herzlichsten Erwägung werth?«

»Ah,« sagte sie und lächelte mich verständlich und mit einer rührenden Freundlichkeit an, »wenn es das ist, was Sie nachdenklich macht, dann will ich nicht weiter forschen, Sie haben Recht und ich danke Ihnen herzlich, daß Sie auch an mich denken, wenn ich gerade der Meinung war, daß Sie an etwas Anderes dachten. Also Sie haben noch keine Antwort auf Ihren Brief erhalten?«

»Nein, aber ich erwarte sie, wie gesagt, jetzt jeden Tag.«

»O, wenn sie doch bald kommen wollte! Freilich, sie bringt, sie kann ja nur eine traurige Botschaft bringen und ich sollte eigentlich davor bangen, aber ich möchte doch endlich eine Gewißheit haben, denn gerade diese

lang hinausgezogene Ungewißheit reibt mich viel schneller auf, als es die trübste Aufklärung vermöchte. Doch – ich bitte Sie – verrathen Sie nachher gegen meine Tante nichts von unserm Gespräch; sie giebt sich, ich weiß es, alle Mühe, ihr Leid zu vergessen und heiter zu sein, und ich darf sie am wenigsten in diesem Vorsatz stören, ja, ich danke Gott, daß sie so weit ist und will ja gern mein Leid allein tragen. Wenn ich nur dann und wann mit Ihnen im Vertrauen reden kann, bin ich schon zufrieden; und Sie haben mir ja zugesagt, daß Ihre Ohren meiner Klage immer offen stehen sollen.«

»Ja,« sagte ich, so herzlich ich konnte, »das habe ich gethan und werde es halten. Sprechen Sie also, so oft Sie wollen, über Ihr Leid und seien Sie versichert, daß Sie, sobald ich etwas Bestimmtes in Bezug auf Ihre Angelegenheiten erfahre, die Erste sein sollen, die davon Kunde erhält.«

»Ich danke Ihnen. Nicht wahr, morgen Vormittag bleiben Sie zu Hause? Ich möchte einmal wieder gern mit Ihnen oben bei den Sieben Tannen plaudern, und da meine Tante jetzt nicht mehr so zeitig aufsteht, können wir vielleicht einmal ganz früh am Morgen hinaufsteigen. Den Sonnenuntergang mag ich von dort oben nicht mehr sehen, er hat mich neulich zu traurig gemacht, um so mehr sehne ich mich aber, an derselben Stelle im freundlichen Morgensonnenschein zu sitzen.«

Ich schwieg und sann hin und her, was für eine Ausflucht ich jetzt erdenken sollte, da ich doch unmöglich

morgen mit ihr nach den Sieben Tannen hinaufsteigen konnte.

»Nun,« fuhr sie fort, »Sie besinnen sich ja so lange? Wollen Sie nicht mit mir eine Stunde oben auf der reizenden Bank zubringen?«

Ich nahm mich zusammen und ließ sie sogleich vernehmen, was ich mir ausgedacht. »Da Sie so liebevoll zu mir sprechen,« sagte ich, »so will ich Ihnen ehrlich gestehen, daß ich gesonnen war, morgen früh wieder eine kleine Excursion zu unternehmen, die so ziemlich dasselbe Ziel vor sich hat, welches ich heute verfolgte.«

Sie schaute mit großer Verwunderung zu mir auf und versetzte: »Schon wieder? Aber sind Sie denn gar nicht ermüdet und wollen Sie sich schon wieder allein in die Berge wagen, die so verrätherisch und tückisch sind?«

»O, ich bin ja gar nicht ermüdet, wenn ich Ihnen auch so erscheine. Aber – ich will Ihnen die Erklärung über meine Excursion morgen geben. Ich – habe heute etwas auf dem Wege hierher verloren, was ich – unter allen Umständen gern wiederfinden möchte.«

»O! Doch nichts von Bedeutung?« fragte sie rasch.

»Nein, nein, beunruhigen Sie sich nicht. Es ist für Sie so unbedeutend, daß ich gar keinen Namen dafür habe, und nur allein für mich hat es einigen Werth.«

In diesem Augenblick kamen uns Mrs. Duncan und Miß Lucy wieder entgegen, denen unser Ausbleiben etwas zu lange dauern mochte, und so brachen wir unser Gespräch ab, was mir ganz angenehm war, da die neue

Gesellschaft mich aus der Verlegenheit zog, in die ich wider Erwarten gerathen war.

Wir blieben über eine Stunde auf der schönen Bank am Steinbruch sitzen und freuten uns der herrlichen Aussicht und des ungetrübten Wetters, aber es wurde gegen Abend etwas kühl und als ich den Damen vorschlug, nach Hause zurückzukehren, folgten sie mir willig. Unterwegs richtete ich die Frage an Mrs. Duncan, ob sie sich wohl entschließen könne, diesen Abend in den Salon zu kommen und aus der Nähe die Musik zu hören, welche die jungen Schweizerinnen jedenfalls wieder hören lassen würden.

»Nein,« sagte sie nach längerem Besinnen, »dazu kann ich mich noch nicht entschließen, lieber Herr Doctor. Noch bin ich nicht so weit mit mir im Reinen, daß ich die Gesellschaft harmloser und heiterer Menschen aufsuchen könnte, und wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen, so spazieren Sie mit uns am Abend hier draußen umher und da können wir wieder wie gestern den Gesang aus der Ferne hören.«

So geschah es denn auch. Obgleich es am Abend noch frischer und kühler geworden war, begaben wir uns doch, mit warmen Kleidungsstücken hinreichend versehen, nach genossenem Thee in's Freie und hörten die Musik mit an, die aus dem Salon sich wieder vernehmen ließ. Aber seltsam, heute wirkte diese Musik ganz anders auf mich als am vorigen Tage und beinahe hätte sie mich eben so traurig, wie die Damen an meiner Seite gemacht. Ich war mit meinen Gedanken weit von dieser

Stelle entfernt und mußte wider Willen damit bei dem armen Manne da oben weilen, der jetzt so still und einsam in seiner abgelegenen Hütte saß und Niemand um sich hatte, dem er sein Herz hätte erschließen können. Dieser Gedanke erfüllte mich mit einem selten bei mir einkehrenden Trübsinn und ließ mein Herz voller Mitleid sich auf den Einsamen richten, der eben so wie die Frauen hier neben mir des menschlichen Beistandes bedürftig war. Ja, und zu diesem Mitleid gesellte sich eine mehr und mehr wachsende Neugierde, etwas Näheres über sein mir noch ganz dunkles Schicksal zu erfahren. Er war einmal mein Patient geworden und ich war durch meinen Beruf und lange Gewöhnung so geartet, daß ich Antheil an dem Geschick Derer nahm, denen ich meinen Beistand zugewandt. So richteten sich denn jetzt unwillkürlich alle meine Gedanken auf ihn und ich war fest entschlossen, das nächste Zusammentreffen mit ihm zu benutzen, um dringender zu forschen, als das erste Mal, was ihn eigentlich zum Einsiedler auf dem Abendberge gemacht und, sollte mir das auch noch nicht gelingen, wenigstens tiefer in sein Herz zu schauen und sein Vertrauen zu erringen, was mir nicht ganz unmöglich schien, wenn ich auch einsah, daß es schwierig sein würde, einen Mann zu offener Mittheilung zu vermögen, der sich bis jetzt so beharrlich von allen übrigen Menschen abgesondert und Niemandem Gelegenheit geboten hatte, klar in seine Verhältnisse zu schauen.

Mit solchen Gedanken den ganzen Abend beschäftigt, war ich ordentlich froh, als die Damen die Neigung verriethen, sich zur Ruhe zu begeben und ich folgte ihnen ohne Widerspruch, nachdem ich noch einmal das Gespräch darauf gebracht, daß ich am nächsten Morgen wieder einige Stunden in den Bergen zubringen würde, wogegen sie auch nichts einzuwenden hatten, da ich versprach, lange vor Tisch wieder in Sterchi's Hause zu sein.

Als ich mein Zimmer betrat, folgte mir der kleine Johann fast auf dem Fuße und brachte mir die Arzneien, die er aus der Apotheke heraufgeholt. Ich freute mich ordentlich, als ich sie ihm nun aus der Hand nehmen und auf meinen Tisch setzen konnte, dann aber gab ich ihm meine Bergkleider und Schuhe mit und empfahl ihm, einige Sorgfalt darauf zu verwenden und sie mir noch heute Abend vor die Thür meines Zimmers zu legen, da ich sie morgen zeitig gebrauchen wolle.

»Ja Herr,« sagte er mit seinem gewöhnlichen freundlichen Kopfnicken, »Sie sollen sie haben. Um welche Zeit wünschen Sie Ihr Frühstück?«

»Um halb sechs Uhr, aber keinen Augenblick später, Johann.«

Er nickte wieder und verließ mich; ich aber warf mich mit Freuden in mein weiches Bett, denn ich fühlte mich doch etwas ermüdet und in meinen Gliedern lag es wie eine bleierne Last, was ich erst recht empfand als ich mich wohlgemuth ausstrecken und behaglich dehnen konnte. Nur noch einen Blick hatte ich vorher aus dem

Fenster in's Freie geworfen und die Hoffnung daraus geschöpft, daß ich morgen einen guten Tag haben würde. Die Luft war kühl und frisch und die Sterne funkelten klar am Himmel. Von der Aare aber summte das alte Wiegenlied auf meine Höhe herauf und die Lichter in Interlaken glänzten so freundlich wie je, als gäbe es da unten nichts als Frieden und Freudigkeit, wovon wir hier oben doch zum Theil noch ziemlich weit entfernt waren.

SIEBENTES CAPITEL. DAS RENDEZVOUS BEI DER SCHIRMTANNE.

Um fünf Uhr am nächsten Morgen war ich schon wieder auf den Beinen und fühlte mich nach ruhigem Schlaf vollständig gestärkt und wieder so frisch wie je. Auch das Wetter konnte nicht günstiger sein, als ich es bei der ersten Ausschau danach fand. Die Sonne war glanzvoll und von allem Gewölk frei über den Bergen von Brienz aufgegangen, nur der schöne See zu meinen Füßen lag unter einer leichten Nebelhülle, die jedoch nach einer halben Stunde sich zu verflüchtigen und in mattblauen Dunst aufzulösen begann. Auch an den Bergabhängen der Faulhornkette und des Hardergebirges wogten leicht geballte schneeweiße Nebelwellen, aber ein frischer Wind wirbelte sie schon lustig vor sich her und gegen sechs Uhr lag Alles vor mir klar und durchsichtig da und der Spiegel des Sees warf wieder treulich die schönen Bilder zurück, die ihn so anmuthig wie erhaben umkränzen.

Schon vollständig zum Ausgange gerüstet, stand ich am Fenster und schaute in die glanzvolle Ferne, als Sterchi selbst mir mein Frühstück brachte, was er nur in Ausnahmefällen that und wodurch er mir verrieth, daß er mit mir etwas zu sprechen habe oder etwas zu erkunden gekommen sei. Als er das Kaffeebrett auf den dazu bestimmten Tisch gesetzt, blieb er stehen und betrachtete mich vom Kopf bis zu Fuß, ohne zuerst ein Wort zu sprechen. Als er mich aber in Bergschuhen und Gamaschen fand, die wieder ganz manierlich aus Johannis Händen hervorgegangen waren, lächelte er etwas ironisch und sagte in seiner bescheidenen Weise:

»Wollen Sie schon wieder steigen, Herr Doctor?«

»Ja,« erwiderte ich nickend, »das will ich.«

»Wohin denn für heute, wenn ich fragen darf?«

»Ah! Sie sind also neugierig,« sagte ich lachend. »Nun, ich verdenke Ihnen das nicht, bin ich es doch auch schon gegen Sie gewesen. Aber ich will – aus Gründen – diesmal weniger discret sein als Sie und Ihre Wißbegierde möglichst befriedigen. So wissen Sie denn, daß ich – Jemandem das Versprechen gegeben habe, ihn an einem bestimmten Orte und zu einer bestimmten Zeit zu treffen, und ich will dies Versprechen nun eben so treulich halten, wie Sie das Ihre.«

»Aha! Das ist etwas Anderes,« erwiderte Sterchi mit ernsterer Miene, »und ich bescheide mich; mehr will ich wahrhaftig nicht wissen. – Aber,« fuhr er nach kurzem Besinnen fort, »wenn die Sache so steht, dann thun Sie mir vielleicht einen Gefallen?«

»Gern. Was soll ich thun?«

»Sagen Sie diesem Ihrem Jemand, daß auch bis heute noch kein Brief für ihn eingetroffen sei. Wollen Sie das?«

Ich mußte unwillkürlich lachen. Wir spielten Beide unsere Rollen in der geheimnißvollen Comödie ganz gut. Da aber wurde ich plötzlich und wie durch innere Eingebung wieder ernst und sagte:

»Ich will es wohl, lieber Sterchi, aber warum tap-pen wir denn noch immer Beide im Dunkeln? Wenn Sie nun, was doch möglich ist, einen anderen Jemand meinten als ich, dann könnte es ein unliebsames Qui-proquo geben und Niemand hätte den Vortheil davon, den Sie so freundlich mit der Ausrichtung Ihres Auftrages bezwecken.«

»Da haben Sie Recht,« sagte nun Sterchi auch sehr ernst, »aber ich – ich bin eben durch mein Versprechen gebunden, mich nicht näher über den Betreffenden auszusprechen. Wenn Sie es nun nicht so sind wie ich, was ich beinahe vermuthete, so nennen Sie mir doch Ihren Jemand und dann werden wir ja gleich im Klaren sein.«

»Da haben Sie auch Recht,« entgegnete ich. »Nun denn, nein, gegen Sie bin ich nicht gebunden, den Namen zu verschweigen, da Sie ihn ja schon wissen, und so sage ich Ihnen, daß mein Jemand, den ich irgend wo treffen will, sich – Humfrey Scott nennt.«

»Ah!« machte Sterchi mit völlig ausgeklärtem Gesicht. »Das stimmt, und nun weiß ich ein für alle Mal Bescheid. Doch, da wir so weit mit einander sind, so sagen Sie mir vielleicht noch mehr.« Und da ich zustimmend nickte,

fuhr er mit sichtbarem Interesse fort: »Kennen Sie diesen Mann, wie es mir bisweilen scheint, schon länger oder wissen Sie überhaupt etwas Näheres über ihn?«

Ich schüttelte den Kopf und erwiderte rasch: »Nein, lieber Sterchi, ich kenne ihn erst seit dem gestrigen Gewittertage, wo er mich so freundlich bei sich aufnahm, mich mit trockenen Kleidern versorgte und bewirthete, wofür ich ihm gerade in seiner eigenthümlichen Situation dankbar sein muß. In allem Uebrigen aber ist er mir bis jetzt ein Räthsel geblieben, das aufzuklären ich noch nicht in der Lage gewesen bin, obgleich ich mir alle Mühe geben werde, dahin zu gelangen.«

»Aha!« sagte Sterchi, nun immer vertraulicher werdend. »Daß Sie das in die Hand genommen, ist mir lieb und nun werden wir Beide ja wohl bald etwas klarer in das Verhältniß blicken. Mir ist der Mann, das gestehe ich Ihnen jetzt ein, schon lange ein Räthsel gewesen, und ich gäbe etwas darum, wenn ich mehr über ihn erfahren könnte, als ich bis jetzt weiß. Er thut mir nämlich, trotzdem er mir oft gesagt, daß er sich in meinem Hause den Winter über und auf der Alp ganz glücklich gefühlt, doch oft recht leid und ich kann nicht begreifen, was ihn auf den Gedanken gebracht, sich in eine solche unwirthliche Einsamkeit zu begeben.«

Ich war bei diesen Worten in ein tiefes Sinnen versunken. »So,« sagte ich mir, »Du bist also nicht der Einzige, der über diesen Mann im Unklaren ist. Nun, so wollen wir sehen, wem die erste Aufklärung über ihn zu Theil

wird und von welcher Seite das Licht kommt, das uns das ganze Räthsel löst.«

Etwas Aehnliches erwiederte ich Sterchi, während ich mich an den Genuß meines Kaffees begab, aber der meist so schweigsame Mann hatte heute genug mit mir geplaudert und verließ mich. Als ich bald darauf mein Frühstück verzehrt, hing ich mir mein Fernglas um, nahm meinen Bergstock und trat meinen Morgenspaziergang an, denn eben zeigte meine Uhr auf Sechs und die dazu festgesetzte Zeit war also gekommen.

Als ich vor das Haus trat, sah ich weder auf dem Hofe noch auf der unteren Hausalp einen der Gäste, nur die Knechte mähten unterhalb der Wettertanne das duftige Berggras und die schönen bunten Blumen ab, nachdem sie in den vergangenen Tagen schon auf der oberen Hälfte der Hausalp ihre Arbeit zu Ende gebracht. Im Vorübergehen Einen nach dem Andern begrüßend und Jakob ein neues Packet Tabak zusteckend, welches ich zu dem Zweck mitgenommen, gelangte ich unbehelligt nach den Sieben Tannen und hier erst ruhte ich mich ein Weilchen, um einen Blick über das schlummernde Interlaken und den anmuthig im leichten Winde wogenden Thuner See zu werfen. Als ich aber hier nach der Uhr sah, fand ich, daß es bereits fünfzehn Minuten über Sechs war und so kam ich ja zur rechten Zeit an dem bestimmten Punkte an, da ich nach meiner Berechnung von hier aus höchstens zwanzig bis fünfundzwanzig Minuten bis zu der Schirmtanne auf dem Plateau zu steigen hatte. Allein in Etwas hatte ich mich bei meiner Berechnung doch

getäuscht. Der Weg über den obersten Absatz der Hausalp ging steiler hinan, als ich dachte und es von unten aussah, und mir kam hier kein ausgegrabener und betretener Weg zu Hülfe. Im Gegentheil, ich mußte in gewaltiger Steigung die ungemein glatte Grashalde erklimmen und das ist immer ein sauer Stück Arbeit, namentlich wenn ihre Fläche, wie hier geschehen, erst kurz vorher von den Sensen rasirt ist. So brachte ich etwas länger, als ich vorausgesetzt, auf diesem Wege zu, erhitzte mich gegen meinen Wunsch dabei wieder sehr und war herzlich froh, als ich, auf dem obersten Rande der Hausalp angekommen, die ersten Bäume erreichte, zwischen denen ich nun wieder leichter auf steinigem Boden ganz nach der Kuppe emporklettern konnte.

Im Ganzen war ich nur selten hier oben gewesen und der Ort, wo der Fußsteig durch die Tannen begann, war mir, wie ich jetzt sah, nicht mehr fest in der Erinnerung geblieben. Allein nach einigem Suchen fand ich ihn dennoch auf und nun hatte ich in wenigen Minuten die Kuppe erreicht und schritt auf dem kaum bemerkbaren Pfade meinem Ziele zu, das ich nun nicht mehr verfehlen konnte.

Vom Saxetenthal sah ich auf diesem meinem heutigen Wege natürlich nichts, dafür aber behielt ich immer den Thuner See, in den sich der Abendberg hier in schwindelndem Absturz senkt, dicht neben mir zur Rechten, und der mit weißer Nebelkappe versehene Niesen belehrte mich, daß ich fortan auf dem richtigen Wege sei. Wunderbar frisch und erquickend war auch hier oben die Luft

und der Wald zeigte sich weit mehr belebt, als auf der gegenüberliegenden, viel düstereren Seite nach dem Saxenthal. Große Raubvögel, in Schaaren über den See kommend und gehend, schwebten mit weit ausgebreiteten Schwingen über mir und krächzten ihr rauhes Morgenlied, was allen kleinen Creaturen wie eine Herausforderung oder ein Fehderuf klang, in die schweigende Luft. Dann und wann ließ auch ein einsamer Finkenhahn seine melodiöse Stimme erschallen, sonst aber störte die tiefe Ruhe hier oben nichts, wenn nicht von Zeit zu Zeit, von den Flügeln des Windes heraufgetragen, das Gebell eines Hundes in den Dörfern am Rande des Sees und das dumpfe Schaufeln eines eben von Neuhaus abgehenden Dampfers sich vernehmen ließ.

Ich schritt langsam voran, um mich von meiner Erhitzung beim Steigen allmähig abzukühlen, und das gelang mir auch, zumal ich ja noch Zeit genug bis um sieben Uhr vor mir hatte. Als ich aber etwa fünfzehn Minuten den Fußsteig verfolgt, wurden die Zwischenräume zwischen den alten Tannen weiter und weiter, bis sie endlich ganz aufhörten und das grasbewachsene Plateau dicht vor mir lag, auf dem nach der Seite der oberen Alp hin und etwas näher den dasselbe einschließenden Bäumen zu, woher Mr. Scott kommen mußte, die alte Schirmtanne stand, die ich nun schon auf einem kleinen Hügel vor mir hoch emporragen sah.

Altersgrau, verwettert und durch tausend Stürme geschüttelt, steht dieser gewaltige, alle seine Nachbarn weit

überragende Baum ganz einsam auf seiner grünen Platte, aber trotzig, fest und kühn beut er seinen riesigen Körper allen über ihn hinwegenden Fährnissen der Elemente dar. Unten hat sein Stamm wohl sechs Fuß im Durchmesser, beinahe drei Fuß über der Erde aber spaltet sich derselbe in vier einzelne, auseinanderstrebende mächtige Stämme, die als selbstständige Bäume sich in die Lüfte erheben und erst in der Höhe ihre Aeste in ein Ganzes wieder zusammenfließen lassen. Von diesen Aesten nun breiten sich kleinere Zweige in anmuthiger, regenschirmartiger Stellung nach allen Seiten hin aus, und von ihnen hängen in schöngeschwungener Rundung elegant tief die schwarzgrünen Nadeln herab, im ganzen Kreise ringsum mit ihrer in Eins verschmolzenen Krone einen tiefen Schatten auf den Rasen werfend, in dem es sich bei draußen brennender Sonnengluth immer angenehm und behaglich ruhen läßt.

Wenn nun schon Jemand in der Nähe der Tanne sich aufhielt oder in ihrem Schatten saß und nach dem Walde hinblickte, aus dem ich kam, so mußte er mich schon von Weitem bemerken, denn der große Baum beherrscht ja in seiner isolirten Lage auf freiem Raum die ganze Runde und von ihm aus gewahrt man jeden Nahenden, so daß man also auch, wenn man ihm auszuweichen die Neigung haben sollte, leicht in die nahegelegene Waldung entschlüpfen kann.

Ich schritt bereits eine Weile über die Lichtung dem einsamen Baume zu, als ich hinter dem dicken Stamm desselben Jemanden sich vom Boden erheben sah, auf

dem er bis jetzt gesessen, und unmittelbar darauf trat die Gestalt hervor und kam mir entgegen. Es war der von mir Erwartete, in seiner gewöhnlichen Kleidung von Leder, den Stutzen über der einen und die Jagdtasche über der anderen Schulter tragend, während er sich mit der rechten Hand auf seinen langen und schweren Alpstock stützte.

Sobald ich ihn sah und erkannte, ging ich ihm mit eiligeren Schritten entgegen, begrüßte ihn mit freudiger Miene und reichte ihm wie einem alten Bekannten vertraulich die Hand hin. Er lächelte mich dabei auch an, aber es war ein schmerzliches, beinahe mit Mühe herbeigerufenes Lächeln, und als ich seine einzelnen Züge nun genauer betrachtete, konnte ich nicht umhin, die Bemerkung zu machen, daß mir sein Gesicht heute noch viel wehmüthiger, fast klagereicher erschien als am vorigen Tage, und daß er seine hohe Gestalt nur mit angestrenzter Willenskraft, nicht aber in natürlicher Frische und Elasticität aufrecht trage.

»Ah,« sagte er, noch vor mir das Wort ergreifend, da mein genaues Studium seiner Erscheinung mich im ersten Augenblick die Anrede vergessen ließ, »Sie besitzen also auch die Tugend der Pünktlichkeit? Das ist mir lieb, obgleich ich Zeit genug hatte, auf Sie zu warten, wenn Sie auch später gekommen wären; allein Sie wissen ja, die Uhr des Herzens läuft oft viel schneller als die, die man in der Westentasche trägt, und so habe ich mich recht sehr gefreut, als ich Sie dort aus dem Walde hervortreten sah.«

Ich drückte ihm noch einmal die Hand und nachdem ich ihn herzlich begrüßt, sagte ich: »Auch mich freut es sehr, daß ich Ihnen so willkommen bin; verlassen Sie sich aber ferner stets auf mein Versprechen; ich bin pünktlich und gewissenhaft in jeder Beziehung, und das will ich Ihnen auch dadurch beweisen, daß ich Ihnen sogleich die beiden Arzneien überliefere, die ich für Sie habe holen lassen.«

Dabei nahm ich aus meiner Tasche, die vorsichtig eingewickelten Arzneien, eine Flasche und eine Schachtel mit Pillen, und überreichte sie ihm. Er nahm sie dankend hin und steckte die Schachtel in seine Jagdtasche, während er die Flasche neben sich auf den Rasen legte, da wir jetzt auf dem Stamme der Tanne, Jeder zwischen zwei besonderen Nebenstämmen dicht neben einander saßen, welchen Platz wir uns auf der Stelle auserwählt hatten. Unmittelbar darauf aber fuhr ich zu reden fort und sagte:

»Bevor wir auf andere Dinge kommen, Mr. Scott, muß ich Ihnen meine Gewissenhaftigkeit auch in einem anderen Punkte beweisen. Es betrifft Sterchi, was ich Ihnen sagen will. Er hat aus meinen Mittheilungen und wahrscheinlich auch durch eine sehr natürliche Combination errathen, wo ich gestern gewesen bin, wer mich trocken gekleidet und mit einem Frühstück bedacht hat. Als ich ihm, da er mich seine Ansicht der Sache ziemlich deutlich erkennen ließ, eingestand, daß ich bei Ihnen gewesen, sprach er kein Wort mehr über Sie und Sie können daraus mit Recht auf seine fernere Verschwiegenheit schließen. Nur bat er mich heute Morgen, als er abermals errieth,

daß ich Sie treffen würde und ich ihm auch das eingestand, Ihnen zu sagen daß der von Ihnen erwartete Brief noch immer nicht angekommen sei.«

Mr. Scott blickte, während ich sprach, still zu Boden, indem er sich damit unterhielt, die Spitze seines Alpstocks tief in den weichen Rasen zu stoßen; als ich aber mit Reden fertig war, nickte er kaum bemerkbar und sagte, leise dabei aufseufzend:

»Ich danke Ihnen und ich habe auch nichts dagegen, daß Sie mit Sterchi über mich sprechen, da Sie ja nun Beide von meiner Anwesenheit auf dem Abendberg unterrichtet sind. Was aber den erwähnten Brief betrifft, nach dem ich mich allerdings unbeschreiblich sehne, so habe ich kaum erwartet, daß er schon jetzt eintreffen wird. So rasch wie unsere Wünsche und Hoffnungen eilen, schreiten die Dinge im Leben nicht vor, und man muß sich in dieser Beziehung unter allen Umständen in die unermüdlichste Geduld fügen lernen. – Doch nun zu Ihnen. Für diese Arzneien danke ich Ihnen recht sehr, Ich bedarf ihrer mehr, als ich verrathen mag. Darf ich vielleicht gleich etwas davon nehmen, damit die Wirkung um so rascher erfolgt?«

»Gewiß!« sagte ich und schrieb ihm noch einmal vor, wie er sie gebrauchen und dabei leben, überhaupt wie er sich verhalten solle, wenn die Flasche geleert sei und er nun seine Zuflucht zu den Pillen nehmen müsse.

Er öffnete die Flasche fast mit zitternder Hast und trank sogleich einige Schluck davon. Dann, als er sie wieder verschlossen und vorsichtig in seine Jagdtasche gesteckt, sagte er:

»Es ist sonderbar, wie der Mensch oft an kleinen Dingen hängt und sich von ihnen eine große Wirkung verspricht. Von dieser kleinen Flasche mit der unscheinbaren Flüssigkeit zum Beispiel verspreche ich mir viel, zumal sie mir ein so freundlicher Mann gereicht, dem das menschliche Wohlwollen deutlich auf die Stirn geprägt ist.«

»Bitte,« sagte ich, meine rechte Hand um den uns trennenden Baumstamm herum auf seine Schulter legend, »ich that hierbei nur meine Schuldigkeit und erfüllte auch hier meinen, mir durch des Schicksals Willen zuertheilten Beruf. Es soll mich aber freuen, wenn die Arznei ihre Wirkung thut, und jedenfalls wird sie das.«

Er antwortete hierauf nichts, sondern nickte nur still mit dem Kopf, wobei sein Gesicht mir überaus trübselig vorkam, als ob er heute noch schmerzlicheren Empfindungen nachhänge als gestern. Um ihn auf andere Gedanken zu bringen, that ich eine Frage, die mich schon gestern Abend und heute auf dem ganzen Wege beschäftigt, aber ich ahnte nicht, daß ich seiner Traurigkeit damit nur eine neue Nahrung bieten würde.

»Wie haben Sie Ihren gestrigen Abend verbracht?« sagte ich also.

Er schwieg noch immer und senkte den Kopf noch mehr zu Boden, als wolle er die Tiefe des Loches ergründen, das er mit seinem Stock in den Rasen gegraben. Dann seufzte er schwer auf und sagte so leise, als ob er zu sich allein spräche:

»Danach sollten Sie mich eigentlich nicht fragen, denn das reißt meine alte Wunde von Neuem auf. Doch will ich nicht unhöflich sein, da Sie mir so viel Aufmerksamkeit und Freundlichkeit erweisen. Im Ganzen habe ich den gestrigen Abend wie alle übrigen verbracht. So lange das Licht hell am Himmel steht und noch lange nachher, bis die Dämmerung sich in Nacht verwandelt, gehe ich von Berg zu Berg, von Thal zu Thal und suche – die Geheimnisse der Vorsehung zu ergründen, die auch diese Berge und Täler geschaffen hat. Wenn es aber Nacht und die äußere Welt so trübe und undurchsichtig geworden ist, wie meine innere Welt, dann eile ich hastig nach Hause und habe nicht eher Ruhe, als bis ich hinter meiner stillen Lampe sitze und irgend Etwas thue und treibe, was zu thun und zu treiben ich im Stande bin. Denn ernstlich zu arbeiten, wie andere Menschen, die eine Pflicht zu erfüllen haben, die sich damit selbst ein Genüge thun und sich und Andere dadurch zu fördern suchen, das vermag ich nicht, – nein, nein, zürnen Sie mir nicht darüber oder denken Sie deswegen nicht schlecht von mir, nein, das kann ich nicht, wenn ich es auch wollte – o wie oft wollte ich es schon! – aber dazu nagt der Wurm in mir zu laut und läßt mich nicht zur Besinnung, zur Ruhe, zur Freude

an der Arbeit kommen, und ha – ja! käme ich ganz zur Besinnung – o mein Gott!«

Er schwieg plötzlich, ließ seinen Stock zur Erde fallen und bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen, wobei er seinen Oberkörper weit vorwärts neigte, so daß sein Kopf beinahe auf den emporgezogenen Knien lag.

Ich schaute ihn lange mit der innigsten Theilnahme an und war in Zweifel mit mir, was ich auf einen solchen Ausbruch innersten Schmerzes, den ich nicht vorhergesehen, antworten sollte. Eben aber wollte ich einige Worte sprechen, als er seine Rede wieder aufnahm und, indem er sich aufrichtete und sein bleiches Gesicht nach mir hinwandte, sagte:

»Doch halt! – Ich will nicht ungerecht sein und Sie sollen mich nicht für einen Undankbaren halten, Sie haben mich gefragt, wie ich meinen *gestrigen* Abend verbracht? Nun ja, der war allerdings etwas anders als sonst und wenigstens *ein* Gedanke dabei hat mich befriedigt.«

»Darf ich diesen Gedanken vielleicht erfahren?« fragte ich, als er mich bedeutsam anblickte und dabei schwieg.

Er nickte wieder und dabei flog ein melancholisches Lächeln über sein kummervolles Gesicht, während seine schönen, doch jetzt so umflorten Augen fest auf meinem Gesicht wurzelten. Dann sagte er kurz, aber mit bedeutungsvollem Nachdruck:

»Ich habe gestern an Sie gedacht.«

»An mich? Wie so? Und wie konnten Sie durch diesen Gedanken befriedigt sein?«

»O, nicht vollkommen befriedigt, das dürfen Sie nicht denken, so rasch reißt man sich nicht von seinen peinvollen Erinnerungen los, aber angenehm war mir dieser Gedanke doch.«

Er dachte wieder einige Augenblicke nach, als ob er mit sich zu Rathe ginge, ob er in dem angeschlagenen Tone weiter mit mir reden sollte, dann fuhr er fort:

»Doch, warum soll ich Ihnen darüber meine Gedanken nicht enthüllen? Ich finde keinen Grund dafür auf und ich thue es sogar gern. Ja, *der* Gedanke war angenehmer, als ich lange einen gehabt. Denken Sie doch nur, welchen Genuß es mir bereiten muß, einmal nach langer Zeit wieder mit einem gebildeten, einem empfindungs- und gedankenreichen Menschen zu reden, mich ihm mitzutheilen, so weit ich es kann und mich dadurch wieder, wenigstens mittelbar, im Zusammenhange mit den Menschen überhaupt zu fühlen. Begreifen Sie nicht, welcher ein Trost, welcher ein Labsal unter Umständen darin liegen kann?«

»O ja,« sagte ich, »das begreife ich wohl, aber dann liegt es ja in Ihrer Hand, diesen Trost, dieses Labsal öfter zu genießen. Kehren Sie doch wieder unter diese Menschen zurück – kommen Sie mit mir hinab oder besuchen Sie mich wenigstens dann und wann –«

»Still!« rief er laut und hob dabei fast gebieterisch die Hand gegen mich auf. »Davon kein Wort! Und niemals sprechen Sie wieder ein ähnliches zu mir. Denn was Sie da eben von mir verlangen, thue ich nicht und kann ich nicht thun, weil es – mir ganz unmöglich ist. Vielmehr

begnüge ich mich, Sie von Zeit zu Zeit bei mir zu sehen oder mit Ihnen irgend wo, wie heute, zusammenzutreffen. Das ist für mich auch schon viel werth und darauf und darüber – habe ich mich eben gestern Abend gefreut. Nun wissen Sie es und Sie erfahren daraus, daß ich einmal einen guten Abend gehabt – bis auf mein leibliches Uebel, welches mich schon so lange plagt und quält und mir gewissermaßen den letzten Rest von Licht nimmt, der mir noch aus irgend einer Wolkenlücke her in die Seele fällt, ein Uebel, das ja aber nun hoffentlich bald durch Ihre Hülfe verschwinden wird.«

»Ja, das wird es,« sagte ich tröstend, »ich bin dessen gewiß, nur müssen Sie nicht in Stunden erwarten, was erst in Tagen möglich wird. – Und was dann Ihr anderes Leid betrifft – mag es nun in der Seele, im Herzen oder sonst wo haften – so wird auch das mit der Zeit verschwinden, wenn Sie nur das rechte Vertrauen zu sich und anderen Menschen haben.«

Mr. Scott schüttelte wehmüthig den Kopf und blickte wieder trübsinnig vor sich hin. »Mit der Zeit, ja,« sagte er endlich, »da verschwindet am Ende Alles – ich auch und auch Sie und alle übrigen jetzt lebenden Menschen. Und das rechte Vertrauen? O, o, o! Wer hätte es nicht gehabt! Ich gewiß! Aber wie ist es mir gelohnt worden! Was habe ich damit erreicht? Ja, Sir, alles das, was Sie jetzt an mir und um mich sehen, und das ist – bei Gott! nicht viel. Doch, ich verstehe, wie Sie es meinen, Sie meinen es gut mit mir und wollen mich trösten, aber leider wissen

Sie nicht, wie das Wort lauten muß, das mich einigermaßen trösten könnte, und so wird Ihnen Ihre gute Absicht bei mir auch nicht gelingen, nein, ganz gewiß nicht. Mein Leid sitzt zu tief und unerreichbar für die Hand und den guten Willen der Menschen, und nur durch herzliche Theilnahme können Sie mir eine momentane Erleichterung verschaffen, aber mich gründlich heilen, nein, nein, das vermag Niemand!«

»Wer weiß es!« sagte ich nachdenklich vor mich hin, indem ich mich im Stillen in das Schicksal dieses jungen Mannes vertiefte, das mich mit jeder Stunde mehr interessirte und das ich mit Aufwendung meiner ganzen Phantasie nicht zu ergründen vermochte. »Ja, wer weiß es!« fuhr ich ermuthigender fort, wenn auch das, was ich nun sagen wollte, mir selbst nicht ganz stichhaltig zu sein schien. »Meiner Meinung nach giebt es, fast ohne Ausnahme, für jedes menschliche Leid, wenn nicht eine Hülfe, doch gewiß einen Trost.«

»So hört man oft sagen, aber auf mich paßt das nicht,« erwiederte er. »Ich bin eben eine Ausnahme – in Bezug auf die Intensität und den Umfang meines Leidens, und ähnlich wie ich hat wohl selten Jemand gelitten, indem ich Alles, was ich mein nannte, was ich mir ein Menschenleben lang errungen, mit tausend Mühen und Selbstaufopferungen erkämpft, auf einen Schlag verlor und keine – keine Aussicht habe, auch nur einen Theil davon wieder zu erlangen, da ich eben nicht mehr zur menschlichen Gesellschaft gehöre und von ihr – ausgestoßen bin.«

Diese Worte wurden mit einem so bitteren Ernst und einer so unbeschreiblichen Traurigkeit gesprochen, daß schon der Ton der Stimme mich erschüttert haben würde, wenn es der für mich fast unfaßliche Inhalt nicht noch mehr gethan hätte. Mir bebte das Herz vor Mitgefühl und ich war nicht nur begierig, die Tiefe dieses Unheils zu erfahren, sondern mich peinigte fast ein undefinirbarer Drang, mich auf die Seite des Unglücklichen zu stellen und mit ihm gemeinsam gegen den ihn bedrängenden Feind anzukämpfen. Endlich aber konnte ich die Antwort, die mir schon lange auf der Zunge schwebte, nicht mehr zurückhalten, und so sagte ich mit nachdrucksvollem Ton und unwillkürlich lebhafter aufwallender Wärme:

»Nun, da bin ich doch begierig die Tiefe und den Umfang dieses Ihres seltsamen Leidens zu erfahren! Wenn Sie doch Vertrauen zu mir fassen wollten und könnten nicht gerade heute, in diesem Augenblick doch vielleicht ein andermal. Sie dürfen zu jeder Zeit, nicht allein meiner herzlichen Theilnahme, sondern auch meines besten Willens, Ihnen auf irgend eine Weise nützlich zu werden, gewiß sein. Und damit Sie davon um so überzeugter sind, will ich Ihnen mittheilen, daß ich schon oft Unglückliche ähnlicher Art wie Sie vor mir gehabt und ihnen Aehnliches gesagt habe, wie ich Ihnen eben sage. Oft ist es mir auch gelungen, ihnen Hülfe zu bringen, aber um es zu können, mußten sie mir vertrauen. Und das thaten sie und sie haben die Frucht davon erfahren.«

Mr. Humfrey Scott seufzte bei diesen Worten schwer auf und starrte düster vor sich hin, ohne irgend einen vor ihm liegenden Gegenstand bestimmt in's Auge zu fassen. Ich kannte diesen starren, auf jede Hülfe resignirenden und völlig trostlosen, weil hoffnungslosen Blick schon aus langer Erfahrung. Leute von der Färbung meines jetzigen Patienten – denn das war er ohne allen Zweifel in leiblicher und geistiger Beziehung – sehen eben nichts auf der Welt als ihr ihnen inwohnendes Leid vor sich. Alles, was außer ihnen liegt und sich nicht auf dies Leid bezieht, existirt für sie nicht. Sie betrachten sich eben als Ausnahme von den allgemein menschlichen Regeln und glauben, daß nur sie allein dazu auserlesen seien, so Schmerzliches, so Peinvolles, so Grausames zu dulden. Und hier ist der Gränzpunkt, wo das wirkliche Leid in ein eingebildetes übergeht; hier hört die Wirklichkeit auf und beginnt die Phantasmagorie, das Hirngespinnst, hier also auch hat die gesunde Vernunft ein Ende und der Wahn nimmt seinen schaurigen Anfang. Ja, in einen solchen Wahn war auch der arme Mr. Scott in meinen Augen verfallen, und ihn wenigstens diesem Wahne zu entreißen, sollte meine Aufgabe sein, wenn ich ihm auch natürlich nicht das, was er verloren, wiedergeben, ihn also nicht aus den Banden und Schmerzen seines Unglücks befreien konnte.

Ich wollte eben in dieser Richtung hin einige Worte sprechen, als Mr. Scott aus eigenem Antriebe aus seinem dumpfen Brüten auffuhr und mit viel milderer Stimme als vorher und nur noch von einer mir erkennbaren Scheu zurückgehalten, sagte:

»Unmöglich ist es nicht, Herr Doctor, daß auch ich einmal dieses Vertrauen zu Ihnen gewinne, daß ich Ihnen also einmal mein Schicksal mit dürren Worten erzähle. Auf jeden Fall würde es mich schon erleichtern, wenn ich mein Leid vor Jemandem aussprechen könnte, denn seit mehr als einem Jahr habe ich von Angesicht zu Angesicht mit Niemandem über mich selbst und meine Verhältnisse gesprochen und meine Seele drängt und sehnt sich von Tag zu Tage mehr danach. *Einen* Freund habe ich allerdings auf der Welt, der mich durch und durch kennt und mir auch bisweilen seinen Trost brieflich sendet, aber, es ist seltsam: schreiben, selbst schreiben und ihm also mittheilen, wie es mir geht, in welcher trostlosen Lage ich mich befinde, das kann ich nicht, ich kann mich also auch gegen ihn, den mir einzig Befreundeten und mich Verstehenden, nicht aussprechen. Mag das nun eine richtige oder falsche Scham darüber sein, daß ich mich selbst in die Lage gebracht, in der Sie mich hier gefunden, aber ich schäme mich in der That, diesem fernem Freunde einzugestehen, daß ich auch jetzt in meiner Einsamkeit, wo ich Trost und Erlösung von meinem Leid gesucht und anfangs auch gefunden, mich nach wie vor unglücklich fühle. Ach, er thut gewiß Alles, was in seinen Kräften steht, um mir zu nützen, zu helfen, allein

auf den Grund meines Uebels, das jetzt meist in meiner gebrochenen, zersprungenen Seele beruht, zu dringen und zugleich körperlich wie geistig mein Arzt zu sein, wie Sie es vielleicht viel mehr sein können, wenn Sie erst Alles wissen, das vermag er nicht, denn dazu hat er nicht das richtige Zeug. Doch – ich bin in meiner inneren Verworrenheit, die Sie entschuldigen müssen, ganz von Dem abgekommen, was ich Ihnen sagen wollte. Es betraf ja mein Vertrauen zu Ihnen. Ja, ich wollte sagen: vielleicht schenke ich Ihnen dies Vertrauen – jetzt aber kann ich es noch nicht über mich gewinnen, den oberflächlichen Verband von meiner Wunde zu nehmen und Ihnen die heillose Verwüstung darunter zu zeigen. Sollte aber einmal der Moment bei mir eintreten, daß ich mein Weh nicht länger in mir bewahren kann und daß ich fühle, daß der Zeitpunkt gekommen, wo ich mir eine Menschenbrust auswählen muß, die mich versteht, begreift, wie ich bin, dann, verlassen Sie sich darauf, sollen Sie davon benachrichtigt werden. Ich komme entweder selbst, sei es Tag oder Nacht, nach dem Hause hinunter und lasse Sie zu mir herausschreien oder ich sende Ihnen durch Heinrich oder Christen eine Botschaft, die Sie zu mir bescheidet. – Kommen Sie dann?«

Er sah mich bei diesen Worten mit einem mich eigentümlich ergreifenden und beinahe flehenden Blick an. Sein blaues, immer wie von einem inneren Nebelflor verschleiertes Auge schwamm in einem feuchten Schimmer und ich sah, wie namenlos schmerzlich die Seele dieses Mannes in diesem Augenblick bewegt war.

»Natürlich komme ich,« sagte ich und streckte meine Hand nach der seinen aus, die er mir um den Baumstamm herum, der uns trennte, entgegenhielt. »Rufen Sie mich, holen Sie mich, wann Sie wollen – Sie sollen mich zu jeder Stunde bereit finden, nicht nur für Ihr körperliches, sondern auch für Ihr geistiges Weh, für Ihre Seele Ihr Arzt zu sein.«

Er warf mir einen wehmüthig dankenden Blick zu, sprach aber kein Wort mehr. Dagegen stand er von seinem Sitze auf, warf Büchse und Jagdtasche wieder über die Schultern und schickte sich augenscheinlich zum Aufbruch an.

»Wollen Sie gehen?« fragte ich, so ruhig ich konnte, denn das eben geführte Gespräch hatte mich tief erschüttert.

»Ja, ich habe hier lange genug gesessen und die Nähe der Sieben Tannen dort unten macht mich etwas unruhig. Es könnte einmal Jemand von den Gästen des Hauses Lust bekommen, von dort aus die grüne Matte heraufzusteigen und dem Fußpfad zu folgen, und dann würde es, wenn er mich sähe, nur Anlaß zu neuen Fragen und Vermuthungen geben, die ich auf jeden Fall vermeiden will. – Aber wie, begleiten Sie mich nicht nach meiner Hütte und wollen Sie nicht wieder wie gestern bei mir frühstücken? Meine Vorräthe sind noch lange nicht erschöpft und Christen kann mir jeden Tag das etwa Nothwendige von Sterchi besorgen.«

»Nein,« sagte ich, entschieden entschlossen, seine Einladung für heute abzulehnen, »ich gehe heute nicht mit

Ihnen, Sie aber können mich eine Strecke nach dem Wege auf jener Seite begleiten, da ich die glatte Grashalde nicht wieder hinabsteigen mag.«

So schlugen wir denn den Weg in südlicher Richtung ein, kletterten zwischen den Tannen einen jähren Abhang hinab und erreichten nach einer Viertelstunde den gewöhnlichen nach der Alp führenden Weg. Als wir nun denselben abwärts schritten, wobei Mr. Scott bei jedem Schritt mehr zu zögern schien, sagte ich:

»Erlauben Sie mir noch eine Frage. Genießen Sie nie etwas Anderes, als ich es gestern sah? Essen Sie keine warmen Speisen, zum Beispiel keine kräftige Suppe?«

»Selten und nur dann, wenn ich ein Bedürfnis danach habe, was freilich nicht oft der Fall, und dann bereite ich mir meine Speisen selber. O,« und er lächelte bitter dabei, »das Leben hat mich viel gelehrt, Herr Doctor, und so bin ich auch mein eigener Koch geworden. Uebrigens ist es mir im Ganzen einerlei, was ich esse, es schmeckt mir Alles gleich gut oder schlecht, wie Sie wollen. Meine Gedanken, das wissen Sie ja jetzt, sind vielmehr auf ganz andere Dinge gerichtet.«

Er war dabei wieder stehen geblieben und ich merkte ihm deutlich an, daß es ihm offenbar schwer wurde, mir weiter nach dem Hause hin zu folgen.

»Wollen Sie mich nicht noch eine Strecke nach dem Ausgange des Waldes zurückbegleiten?« fragte ich ihn.

Er zuckte unwillkürlich und wie ein nervös höchst aufgeregter Mensch zusammen. Aber er antwortete nicht auf

meine Frage, sondern sagte nur: »Wie viel Gäste sind jetzt bei Sterchi?«

Ich nannte ihm die Zahl, so genau ich sie selbst wußte.

»Was für Leute sind es?«

Ich beschrieb sie im Allgemeinen und sagte, daß Schweizer, Deutsche und auch eine englische Familie mit ihrer Dienerschaft unten wohnten.

Er zuckte plötzlich abermals und noch viel heftiger als vorher zusammen und sagte rasch und entschieden:

»Nein, heute gehe ich nicht weiter mit; in den Wald unten wage ich mich überhaupt nicht bei Tage und ich möchte mit Niemandem darin zusammentreffen. Heute aber, wo das Wetter so schön ist, könnte leicht Jemand auf den Gedanken fallen, einmal nach der Alp zu gehen. Und so lassen Sie mich denn ziehen, mein Weg liegt dort hinauf und der Ihrige dort. – Doch noch Eins. Treffen wir uns morgen wieder bei der Schirmtanne?«

»Nein,« sagte ich, »bei der Schirmtanne nicht, vielmehr denke ich Sie morgen in Ihrer Behausung aufzusuchen, wenn es Ihnen genehm ist. Vergessen Sie nicht, daß Sie jetzt mein Patient sind und daß ich Sie, wenn ich Ihnen helfen soll, alle Tage beobachten und studiren muß. Also erwarten Sie mich etwa nach sieben Uhr Morgens in Ihrem Hause.«

»O, das wird mir eine rechte Freude sein,« sagte er mit plötzlich in seinem ganzen Wesen widerstrahlender Wärme, »aber die Mühe, der Sie sich unterziehen –«

»Kein Wort darüber, Mr. Scott,« unterbrach ich ihn. »Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich mich blos darum

auf dem Berge aufhalte, um die frische Bergluft zu genießen und mir tüchtige Bewegung zu machen. Ob ich also links oder rechts gehe, ist mir ganz einerlei.«

Bei diesen Worten reichte ich ihm die Hand und er drückte sie mir noch viel herzlicher und länger als gestern. Offenbar schied er ungern von mir, als ob er fühle, daß ich durch eine seltsame Fügung der Umstände das einzige Mitglied zwischen ihm und der Welt geworden wäre, die zu meiden er zwar Ursache haben mochte, der aber so consequent den Rücken zu kehren ich nur für eine krankhafte und übertriebene Eigenheit seines gestörten inneren Lebens halten mußte.

Als er mich verlassen hatte und langsamer als gestern, und, wie mir schien, mit weniger elastischen Schritten den vor ihm liegenden Berg erstieg, wandte auch ich mich zur Rückkehr um und, wie man sich denken kann, schritt ich, in ernste Gedanken versenkt, meinen Weg hinab. Obgleich ich noch nicht ganz auf den Grund der Seele dieses sonderbaren Mannes geschaut hatte, so wußte ich doch jetzt, daß mir das bald gelingen würde, denn es gährte bereits in ihm der Drang, sich mir mitzutheilen, das hatte ich aus seinem ganzen Benehmen heute Morgen wohl herausgelesen. Nun also consequent vorwärts zu dringen und ihm darin entgegenzukommen, war mein fester Vorsatz, nur war ich noch über die Mittel im Zweifel, die mich zu dem von mir ersehnten Ziele führen könnten. Indessen hoffte ich, daß mir auch hierin irgend ein Zufall behülflich sein würde und so fügte ich mich in Geduld, da es ja nicht in meiner Macht stand,

den Ausbruch des Vulkans in ihm zu beschleunigen, den ich bereits in innerem Kochen und Glühen begriffen sah.

ACHTES CAPITEL. NED ALS SÄUGLING UND
GEISTERSEHER.

Als ich aus dem Walde oberhalb der Hausalp hervortrat und so weit vorgeschritten war, daß ich den obersten Rasenabhang überblicken konnte, wurde ich durch einen ganz eigenen äußeren Vorgang von meinen ernstesten Gedanken abgezogen. Irgend etwas Lebendiges, wie ein kolossales Stachelschwein zusammengerollt, kugelte sich behaglich die von der Sonne hell beschienene Rasenfläche hinab, aber ich konnte anfangs nicht unterscheiden, wer und was es eigentlich war. Bei genauerem und längerem Hinblick jedoch glaubte ich endlich die sich so amüsirende Person zu erkennen und siehe da, ich hatte mich nicht getäuscht, denn eben richtete sich, unten am Fuße des ersten Absatzes angekommen, die Gestalt auf ihre Füße und kehrte mir ihr ebenholzschwarzes Gesicht zu, um sich das besondere Vergnügen zu machen, den Rasenabhang von Neuem zu erklettern und sich wiederum ohne Mühe hinabkugeln zu lassen.

Bisher hatte mich der muntere Ned, denn er war es ja, noch nicht bemerkt, wie es schien, und um ihn auf mich aufmerksam zu machen, ließ ich einen lauten Jauchzer erschallen, wie er ihn schon öfter hier oben gehört. Auf der Stelle spitzte der Neger die Ohren, hob seinen krauswolligen Kopf in die Höhe und sah nach mir hin, wobei

sein glotzendes Gesicht einen Ausdruck so starrer Verwunderung annahm, als ob er einen Geist aus den Bergen zu sich niedersteigen sähe.

»Ned,« rief ich nun, während ich ihm, den Rasen hinabgleitend, allmählig näher kam, »Du hier? Was machst Du denn da für Capriolen! Du wirst Dir das Genick brechen, wenn Du so tollkühn den Berg hinunter kugelst.«

»O nein, Massa Doctor,« erwiderte er, die Hände in seine keuchenden Seiten stemmend und mich mit weit aufgesperrtem Munde anlachend, »Ned haben ein sehr festes Genick und brechen sich nicht so leicht einen Knochen. Außerdem haben er so gar wenig zu thun und wollten sich deshalb nur einmal ein kleines Vergnügen machen. Das sein ein ganz hübscher Berg und fein glatt wie eine Rutschbahn, und wenn Ned eine Kugel wären, so er ganz leicht bis zum Hause hinunter rollen könnten.«

»So,« erwiderte ich, »hast Du mich vielleicht hier erwartet, da Du Dir gerade vor dem Eingang in den Wald dies Vergnügen verschafftest?«

»O nein, Massa Doctor, ich Sie hier nicht erwarten konnten, da Sie ja heute Morgen da oben auf der anderen Seite in den Wald gegangen sein, wie Sie sonst immer hier hinauf steigen.«

»Ah, das hast Du also gesehen?« fragte ich weiter.

»Ja wohl,« sagte er. »Ned haben seine Augen überall und da er nichts, nichts auf der Welt zu thun, so sehen er auch, wohin Massa Doctor jeden Morgen gehen, und heute gingen er ihm eine Strecke nach, aber nur bis an

die ersten Bäume, denn in den Wald wagen er sich nicht gern, da es darin viel zu finster und wenig geheuer sein.«

»So, so,« erwiderte ich und schritt dem ersten Häuschen auf der Hausalp zu, um den nach der Tiefe führenden Weg wiederzugewinnen, »nun komm mit mir hinunter, wir wollen einmal sehen, wo die Damen sind.«

»O, das können Ned Massa Doctor schon hier sagen,« erwiderte der Schwarze mit freundlichem Grinsen, »und Massa brauchen nicht so weit hinabzusteigen. Missus Duncan sitzen auf der Bank bei den Bäumen da drüben, und Miß Lucy und meine schöne Miß sitzen bei ihnen.«

»So laß uns hinübergehen,« entgegnete ich und änderte die Richtung meines Weges, indem ich quer über den Rasen den Sieben Tannen zuing. Ned folgte mir still, blieb aber oft stehen und sah sich mehrmals nach irgend einem Gegenstande um.

»Was suchst Du denn?« fragte ich ihn, indem ich ebenfalls stehen blieb und wieder den Rasen hinauf blickte, auf dem so eben einige der Ziegen weideten, die unten im Hause gehalten werden, um den Gästen die Milch zu liefern, die Viele so überaus gern auf dieser Höhe trinken und als Heilmittel gegen Brustbeschwerden benutzen.

»O,« sagte Ned mit einem komischen Blinzeln seiner hin- und herrollenden Augen und indem sie sich, wie von einer magnetischen Kraft angezogen, wieder nach den Ziegen wendeten, »sehen Sie doch diese hübschen Thierchen, Massa Doctor! Sein sie nicht allerliebste, wie sie klettern und springen und Meck-Meck machen? Nelly meinen, es seien Gemsen, aber Ned haben Massa Sterki

gefragt und der sagen, es seien keine Gemen, sondern Ziegen – sein es nicht so?«

»Ja, so ist es, Ned. Gemen leben viel höher auf den Bergen hinan und lassen sich niemals von den Menschen greifen und melken.«

»O, dann sein mir die Ziegen lieber!« lachte Ned, während er mir langsam nach den Sieben Tannen hin folgte, aber dabei immer noch dann und wann einen verstohlenen Blick nach den Ziegen warf, was ich mir an diesem Tage noch nicht zu deuten vermochte.

Uebrigens hatte er in Bezug auf seine Herrschaft Recht gehabt, denn als ich über das kleine Plateau von der obersten Hütte nach den Sieben Tannen schritt, vor denen Sterchi in den letzten Tagen in der That eine kleine niedliche Hütte, mit Tannenreisern bedeckt, zum Schutz gegen den etwaigen Wind für die Damen hatte errichten lassen, fand ich Mrs. Duncan und die beiden Misses darin auf der Bank sitzen. Augenblicklich gab sich eine große Freude bei allen Dreien kund, als sie mich sahen, und sie lobten mich, daß ich heute so früh von meiner Bergtour zurückgekehrt sei.

Mrs. Duncan befand sich heute zum ersten Mal auf dieser Stelle in voller Ruhe und bei so herrlichem Wetter, und die köstliche Fernsicht hatte ganz wunderbar auf ihr Aussehen und ihre Stimmung gewirkt. Auch Miß Mary schien sichtbar heiterer als sonst zu sein, aber wie

gewöhnlich hingen ihre schönen Augen mit einem forschenden Blick an meinem Gesicht, als wollten sie wieder etwas darauf lesen, was ich doch selbst nicht kannte oder in mir trug.

Von meiner Kletterpartie etwas ermüdet, setzte ich mich zu ihnen und wir plauderten eine Weile über Allerlei, indessen blieben wir nicht lange allein auf dem schönen Platz. Mehrere der im Hause wohnenden Gäste kamen auch herauf und gesellten sich zu uns, und da ich von ihnen angeredet wurde und wußte, daß sie etwas Englisch sprachen, stellte ich sie den englischen Damen vor, so weit sie denselben noch nicht bekannt waren. Es entspann sich nun eine gemeinsame kurze Unterhaltung, die sich auf die vorliegende Scenerie bezog, die aber rasch ihr Ende nahm, als ich zufällig von Jemandem gefragt wurde, ob ich mitten im Walde gefrühstückt habe.

»Nein,« erwiderte ich, »aber Sie erinnern mich zur rechten Zeit, daß ich noch halb nüchtern bin und schon um halb sechs Uhr meinen Kaffee verzehrt habe. So will ich denn hinabsteigen und sehen, ob Sterchi etwas Reelleres in seiner Küche hat.

Ich stand dabei auf und schickte mich an, die Damen zu verlassen. Auf der Stelle aber erhob sich Miß Mary und sagte:

»Ich begleite Sie, Herr Doctor. Die Tante scheint noch Lust zu haben, hier sitzen zu bleiben, und Lucy leistet ihr Gesellschaft. Ich aber habe Ihnen eine Frage vorzulegen. So kommen Sie!«

Ich verließ mit ihr die kleine Gesellschaft und schritt an ihrer Seite langsam von den Sieben Tannen fort, indem ich mich im Stillen fragte, was sie wohl wieder von mir wissen wolle? Ich sollte nicht lange darauf warten, denn kaum waren wir außer Hörweite ist, der hinter uns Sitzenden gelangt, so wandte sie sich theilnehmend zu mir und sagte, indem sie vertraulich ihren Arm in den meinen legte:

»Haben Sie etwa gefunden, was Sie im Walde gesucht?«

Ich wußte nicht gleich, was diese Frage bedeuten sollte, als sie fortfuhr: »Sie sagten mir ja, daß Sie gestern auf Ihrem Wege etwas verloren hätten.«

»Ach so,« erwiderte ich, mich schnell fassend und griff schon in meine Tasche, um meine grünseidene Börse hervorzuziehen und sie ihr hinzuhalten. »Da sehen Sie, da ist der Ausreißer, und ich habe sie in der That auf dem Wege im oberen Walde wiedergefunden.«

»Ah,« sagte sie freundlich, »es war also wirklich Ihre Börse, ich dachte es mir wohl. Nun freue ich mich mit Ihnen und denke mir im Stillen, daß es recht hübsch wäre, wenn man Alles so leicht wiederfinden könnte, was man einmal auf der Welt verloren hat.«

Ich wollte die heute so heiter scheinende Miß nicht wieder in ihren früheren Ernst und ihre Traurigkeit zurückfallen lassen und so suchte ich ihre Aufmerksamkeit auf etwas Anderes zu lenken, während wir unterwegs waren, was mir auch so ziemlich gelang.

Bald darauf traten wir in den Speisesaal, wohin meine Begleiterin mir ohne Aufforderung von meiner Seite folgte, und Anna brachte mir schnell mein gewöhnliches Frühstück und eine Flasche Burgunder, die ich begehrt. Miß Mary setzte sich mir gegenüber und so konnte Sterchi, der aus und ein ging, mich nicht fragen, ob ich seinen Auftrag in Betreff des nicht angekommenen Briefes ausgerichtet, wozu er mir, nach seiner Miene zu schließen, große Lust zu haben schien. Indessen gab ich ihm bei Gelegenheit einen verständlichen Wink und nickte ihm bejahend zu. Er verstand mich sogleich, sprach aber kein Wort und ließ mich nun mit Miß Mary allein.

»Sie sollten auch ein Glas Wein trinken,« sagte ich zu ihr, als ich mir das erste Glas eingoß. »Sie sehen so blaß aus und ein wenig Feuergeist würde Ihren angegriffenen Nerven sehr wohlthätig sein.

»Ach,« sagte sie mit ihren schönen, sammetartigen Augen liebevoll und doch so unendlich traurig in mein Gesicht blickend, »mein Geist ist feurig genug und wenn ihm auch jetzt seine Schwingen beschnitten sind und er nur leise flattern kann, so flattert er doch oft genug in der Weite herum, um bald wieder ermüdet und ermattet in sein enges Verhältnis zurückzukehren. Jedoch will ich Ihrem freundlichen Angebot nicht aus dem Wege gehen. Ja, geben Sie mir ein Glas Wein, dann theilt sich der in der Flasche eingekerkerte feurige Geist uns Beiden mit und wird um so rascher frei.«

»Ja,« sagte ich, ganz erfreut, daß das schöne Mädchen einmal zu einem kleinen Scherz aufgelegt war, was ich

noch nie an ihr erlebt, »das soll geschehen!« und sogleich holte ich ihr selbst ein Glas aus dem nahestehenden Schrank und goß es ihr mit dem feurigen Wein voll. Kaum aber hatte sie davon genippt und mir freundlich zugetrunken, so ging abermals die Thür auf und Mrs. Duncan und ihre Tochter erschienen auf der Schwelle, sichtlich erstaunt, uns Beide am Tische und hinter einer Flasche Wein sitzen zu sehen.

»Nun, das muß ich sagen,« rief Miß Lucy fröhlich aus, »Mary sitzt bei Ihnen und trinkt mit Ihnen Wein? O, Sie haben es in kurzer Zeit weit mit ihr gebracht und zu solchem Thun konnte sie nie durch uns veranlaßt werden.«

»Ich verstehe die Menschen zu behandeln, Miß Lucy,« erwiderte ich, »wie sie behandelt werden müssen, und darum müssen Sie und Ihre Frau Mutter auch ein Glas Wein mit uns trinken, damit Sie uns in unserer guten Laune nicht stören und Theil an der Wirkung des Feuergeistes nehmen, dem wir uns jetzt ergeben haben.«

So holte ich denn wieder zwei Gläser; wir tranken zum ersten Mal zu Vieren und hatten einmal eine heitere Stunde, was bei den armen Frauen ja eine so große Seltenheit war.

Und es ist eine merkwürdige Erscheinung im Leben, das, wenn einmal in der Unterhaltung zwischen zusammenlebenden und durch besondere Umstände verbundenen Menschen eine Strömung nach irgend einer Seite hin angeregt und eingeschlagen ist, diese dann in der Regel beibehalten wird. Der Mensch scheint darin eben so dem herrschenden Geiste zu folgen, wie die Wolke dem sie

treibenden Winde, und dahin zu gehen, wohin der Athem Gottes ihn treibt. So war es auch heute bei uns der Fall. Wir hatten ohne Zweifel alle Vier Manches auf dem Herzen, was wir einander nicht verriethen, mancher ernste Gedanke bewegte unsere Seele, aber wir waren einmal in eine heitere Strömung gerathen und diese hielt den ganzen Tag vor, und als wir uns am Abend trennten, um unsere Zimmer aufzusuchen, las ich auf allen Gesichtern, daß sie mit ihrem heutigen Tage zufrieden seien.

Daß ich mein Mr. Scott gegebenes Versprechen, ihn am nächsten Morgen in aller Frühe zu besuchen, nicht vergaß, bedarf wohl kaum einer Erwähnung. Nein, dieser Besuch schien mir jetzt sogar eine unerläßliche Pflicht geworden zu sein, und ich fing allmählig an, mich als eine dem so einsam lebenden Manne nothwendig gewordene Person zu betrachten, und da ich ihn einmal in ärztliche Behandlung genommen, wollte ich doch wenigstens den Triumph genießen, meinem Patienten in irgend etwas genützt zu haben, was ja so oft der größte und einzige Triumph eines seinem Beruf mit ganzer Seele ergebenen Arztes ist.

Den mir näher stehenden Damen hatte ich bereits am Abend vorher mitgetheilt, daß ich meinen gewöhnlichen Morgenausflug unternehmen, und da sie wußten, daß ich vor Tisch wieder zurück sein würde, so fanden sie in meiner häufigen Abwesenheit vom Hause nichts Besonderes

mehr, noch weniger beklagten sie sich, wie im Anfang, daß ich sie so oft allein ließe, und so war ich auch von dieser Seite her in keinerlei Weise in meinem stillen, für mich selbst und Andere mit so tiefem Geheimniß umgebenen Wirken behindert.

Was endlich Sterchi betrifft, so schien er es jetzt sogar sehr natürlich zu finden, daß ich jeden Morgen um halb sechs Uhr mein Frühstück beehrte, und pünktlich wie immer brachte Anna es auf mein Zimmer. Sterchi dagegen ließ sich vor meinem Abgange nie mehr blicken; er wollte es vielleicht absichtlich vermeiden, mit mir über meine so beharrlich fortgesetzten Besuche auf der Alp zu reden, da er als kluger Mann und unbefangener Naturmensch wohl einsehen mochte, daß mein Verhältniß mit Mr. Scott zu irgend einem besonderen Zweck in der Entwicklung begriffen war, und mich darin ohne Noth zu stören, hätte er, so weit ich ihn kannte, unter keinen Umständen sich gestattet. Auch als ich gegen Mittag zurückkam, an diesem und den nächsten Tagen, sprach er nie mehr mit mir über den Bewohner seiner Alp, nur wollte es mich oft bedünken, daß er mich im Stillen beobachtete, als wolle er aus meinem Gesicht, meiner Miene zu schließen versuchen, ob mir denn noch nichts Näheres bekannt, noch nichts Entscheidendes geschehen sei, aber leider konnte ihm mein Gesicht wohl eine Woche lang nichts dergleichen verrathen, da mir, selbst von keiner Seite her irgend ein Aufschluß zu Theil geworden war.

Als ich nun an dem bezeichneten Morgen bei gutem, obwohl etwas heißem Wetter meinen Weg antrat, begleiteten mich unterwegs, wie das so oft geschieht und eben so oft trügerisch ist, die heitersten Gedanken. Die verhältnißmäßig günstige Stimmung, in der ich jetzt Mrs. Duncan's Familie wußte, die ergebungsvolle Fassung, die ich endlich in Miß Mary's Gemüth eingekehrt sah, glaubte ich nun auch bald in die stille Behausung oben auf der Alp einkehren zu sehen, und das machte mich froh hoffnungs- und vertrauensvoll – und doch, wie weit war ich in dieser Beziehung noch von meinem Ziele entfernt!

Als ich etwa um halb acht Uhr die von Alpenrosen strotzende Alm oberhalb der Sennhütte Sterchi's erreichte, sah ich schon von Weitem beide Fenster des kleinen Hauses zwischen den Tannen offen stehen, in die nun die herrliche, von den Eisbergen herüber strömende Luft zugleich mit dem Licht und der Wärme der Sonne ihren Einzug hielt. Mr. Scott saß am Tisch vor dem Fenster in seinem Wohnstübchen und zeichnete; neben ihm aber lag, die Mündung nach mir hingewandt und den Kolben in den Bereich seiner Hand gerückt, seine Doppelbüchse auf dem Fensterbrett, und es sah gerade so aus, als ob er auf diese Weise in jedem Augenblick bereit sein wolle, auf den ersten besten Störenfried, der sein Terrain beträte, Feuer zu geben.

Allein dies war doch nicht ganz der Fall, denn alsbald hörte ich, daß er einem raubgierigen Fuchse auflauere, der sich gestern Abend seiner Küche genähert habe und

einen großen Vogel gewittert haben müsse, den er einige Stunden zuvor geschossen hatte. An diesem Tage nun ließ sich der vierbeinige Störenfried nicht blicken, obgleich Mr. Scott die Eingeweide und das Fleisch des bereits zum Ausstopfen vorbereiteten Thieres als Lockspeise in die Nähe der Thür gelegt; als ich aber um zweitfolgenden wiederkam, fand ich den großen Fuchs schon in der Küche todt auf dem Boden liegen, wo er noch an diesem Tage seines schönen Pelzes entkleidet werden sollte.

Dieser Pelz, wie ich beiläufig erwähnen will, liegt jetzt, während ich dies schreibe, zu meinen Füßen, da Mr. Scott mir denselben damals auf meine Bitte zusagte und in späterer Zeit ihn mir zum Andenken an jene Tage freundlichst übersandt hat.

Doch, kehre ich zu jenem Morgen zurück, wo ich meinen Patienten an seinem Arbeitstisch mit einer Zeichnung beschäftigt fand. Er begrüßte mich in seiner gewöhnlichen Weise und ließ sein bleiches, schwermuthsvolles Gesicht längere Zeit auf dem meinen haften, als suche er in meinen Augen eine Hülfe, die ich ihm doch leider noch nicht gewähren konnte. Meine Blicke aber fielen alsbald auf seine Arbeit und da mußte sich laut meine Bewunderung äußern, denn das kleine Aquarellbild, welches er eben vollendete, war in seiner Art ein wahres Meisterstück. Es stellte den ganzen von seinem Hause aus sichtbaren Gebirgszug, vom Faulhorn und dem Well- und Wetterhorn zur Linken beginnend bis zum Schwalmeren zur Rechten dar und war so übersichtlich entworfen und so ächt künstlerisch ausgeführt, daß ich wiederholt meinen

Beifall aussprach, den Mr. Scott jedoch nur schweigend und mit wehmüthigem Lächeln hinnahm.

Weit weniger als mit seiner Arbeit war ich mit dem Zustand meines Patienten zufrieden. Tiefe, unheilvolle Melancholie lag wie immer auf seinem alle Tage magerer werdenden Gesicht, der schmerzliche Zug um seinen Mund war ausgeprägter denn je, und in seinen umflorten Augen dämmerte es wie eine Nacht voll Gram und Kummer, die kein Licht von außen und von innen zu erleuchten vermochte.

Natürlich erkundigte ich mich sogleich nach seinem Befinden und er gab mir mit matter Stimme die gewünschte Auskunft. Fühlbar gewirkt hatte die von mir verordnete Arznei allerdings, aber eine eigentliche Besserung des Gesamtbefindens – was ich auch kaum so rasch gehofft – hatte sie nicht hervorgebracht. Im Ganzen war es derselbe Zustand wie vorher, nur in Kleinigkeiten zeigte sich eine kaum merkliche Erleichterung. Wir sprachen lange darüber hin und her, ich rieth ihm zur consequenten Fortsetzung derselben Mittel und versprach ihm am nächsten Morgen, und diesmal wieder nach der Schirmtanne, die neue Arznei zu bringen.

Als wir nun das leibliche Befinden meines Patienten abgehandelt, glaubte ich, würde er, was so natürlich erschien, auf die Zunahme seiner geistigen Bedrücktheit übergehen, aber darin hatte ich mich vollständig geirrt. Mir schien Mr. Scott heute sogar viel verschlossener und weit weniger zum Reden aufgelegt als sonst zu sein. Auch lud er mich nicht ein, noch länger bei ihm zu bleiben

und mit ihm zu frühstücken, wie er es am Tage vorher gethan, sondern als er bemerkte, daß ich nach Hut und Stock griff, erhob er sich sogleich und sagte, daß er mich eine Strecke begleiten wolle, wenn ich den Weg über die Kuppe des Abendberges fort an der Schirmtanne vorüber zu nehmen geneigt sei.

Natürlich willfahrte ich ihm darin und wir legten den schwierigen Pfad fast schweigend zurück, denn auch beim Gehen sprach Mr. Scott sehr wenig, und ich gab mich meinen Gedanken hin, indem ich mir wiederholt die Frage vorlegte, warum er heute so still und verschlossen sei. Endlich aber glaubte ich die Quelle davon erkundet zu haben und darin wenigstens irrte ich mich diesmal nicht, wie ich jedoch erst viel später erfuhr. Der innere Kampf in dem gequälten Menschen, ob er sich mir mittheilen solle oder nicht, war bereits ausgebrochen und er war nur noch nicht einig mit sich, ob er mit dieser Mittheilung schon jetzt beginnen oder damit noch länger warten solle.

Als ich dieses innere Schwanken, welches sich oft fast handgreiflich auf seinem Gesicht und in seinen zweifelhaft nach mir hinblickenden Augen aussprach, erkannte, enthielt ich mich aller Anreizung, ihn mittheilsamer gegen mich zu machen; ich ließ ihn ruhig seinen Kampf in sich selbst ausfechten, wohl wissend, daß der Sieg sich endlich auf meine Seite neigen würde, da ja der trostlose Zustand, in dem sich der arme Mensch befand, auf die Dauer für ihn selbst unerträglich werden mußte. Auch durfte und wollte ich mich seinem Vertrauen nicht

aufdrängen; daß ich herzlichen Antheil an seinem Leid nahm, wußte er zur Genüge und konnte es jeden Augenblick in meinen Mienen lesen, und eben so, daß ich gern die Erzählung seines Schicksals aus seinem Munde vernehmen würde. So mußte ich ihn denn gewähren und von selbst zu dem Entschluß gelangen lassen, daß das rückhaltlose Sprechen zwischen uns endlich unvermeidlich und unumgänglich geworden sei.

Bei der Schirmtanne trennten wir uns für diesmal, denn er war durch kein Zureden von meiner Seite zu bewegen, heute nur noch einen Schritt weiter zu gehen. Unsere nächste Zusammenkunft war auf den andern Morgen wieder um sieben Uhr festgesetzt und – sie fand auch statt. Von nun an trafen wir alle Tage zusammen, einmal auf der Alp, dann bei der Schirmtanne, wohl eine Woche lang, aber einen eigentlichen Fortschritt in der Erkenntniß seines Trübsinns und überhaupt des Seelenzustandes meines Patienten hatte ich in dieser Zeit zu machen keine Gelegenheit. Nur erkannte ich aus verschiedenen seiner Aeüßerungen mehr und mehr, daß seine Melancholie weniger ein ihm angeborenes oder ererbtes Uebel sei, was ich bisweilen gedacht und wie es in der angelsächsischen Race, zu der Mr. Scott doch offenbar gehörte, so oft als Spleen oder bis zum Selbstmorde sich steigende Schwermuth vorkommt, sondern daß es meist und fast allein auf höchst traurigen äußeren Lebenserfahrungen basire, die ihn wie ein über ihn verhängtes Schicksal betroffen und ihn von der Höhe des seelischen Gleichgewichts in die

bodenlose Tiefe des Wahns und der Melancholie hinabgeworfen hatten.

Eine von mir so warm gewünschte und gehoffte vorteilhafte Einwirkung durch meinen Umgang erkannte ich also eigentlich bei ihm nicht, so scharf und unausgesetzt ich ihn auch zu diesem Zweck beobachtete. Zwar konnte er, so lange ich bei ihm war, bisweilen wohl etwas heiterer und gesprächiger sein, sobald ich aber wieder von ihm Abschied nahm, fiel der alte Schleier tiefster Trauer und Gedrücktheit über ihn, und so fand ich auch, wenn ich ihn am nächsten Tage wiedersah, daß er während der Zeit unserer Trennung in die starren Fesseln des Trübsinns ganz und gar zurückgefallen sei. Sein mir unbekannter Schmerz mußte also ohne Unterlaß an ihm nagen und ihm Tag und Nacht keine Ruhe lassen, und das mußte natürlich auch auf sein leibliches Befinden zurückwirken, mit dem ich im Laufe der nächsten Woche durchaus nicht zufrieden sein konnte. Im Gegentheil, es beunruhigte mich sogar sehr, denn ich nahm von Tage zu Tage mehr eine sichtbare Erschlaffung in allen seinen Bewegungen wahr. Wir machten oft zusammen weite Wanderungen, ja bestiegen sogar eines Tages die Rotheck und freuten uns der herrlichen Aussicht von ihrem mit Alpenrosen dicht bewachsenen Gipfel, allein diese sonst von ihm so geliebten Wanderungen wurden dem Kranken mit jedem Tage beschwerlicher. Sein früher so elastischer Schritt war einem müden, schleppenden Gange gewichen, als ob der letzte Rest seiner ihm zu Gebote stehenden Widerstandskraft gegen ein hartes Geschick

aufgezehrt sei. Der Druck seiner mir dargereichten Hand war nicht mehr so fest und kräftig wie in den ersten Tagen, und die Haut derselben fühlte sich heiß und trocken an. Bleich war sein Antlitz zwar immer gewesen, jetzt aber hatte es eine aschgraue, gelbliche und mich sehr besorgt machende Färbung angenommen. Auch sein Auge erlosch allmählig mehr und mehr; der schöne Glanz, der in den ersten Tagen meiner Bekanntschaft mit ihm noch bisweilen wie ein Licht aus weiter Ferne darin aufgeblitzt, war verschwunden und der Schleier, der sich meist darüber gelagert, senkte sich alle Tage fester und dunkler darüber hin und mir kam es, wenn er sein Auge auf irgend einen vor ihm liegenden Gegenstand richtete, oft so vor, als ob er ihn gar nicht oder in zu weiter Ferne sähe, oder als ob sein Geist durchaus nicht bei der Sache wäre, die wir besprachen.

Ich selber, wenn ich ihn nach meinem Besuche verlassen hatte, kehrte jetzt alle Tage verdüsterter und fast bangend von der Alp oder der Schirmtanne nach meinem Hause zurück; mir graute davor, mir im Geiste auszumalen, wie sich das Geschick dieses so schwer bedrückten Menschen gestalten würde, wenn ich den Berg in einigen Wochen verlassen hätte. Wer würde ihm dann zur Seite stehen, fragte ich mich, wer ihm aus freien Stücken helfen, da er ja jede Hülfe, sogar auch die meinige, consequent von der Hand wies?

»O,« sagte ich mehrmals zu mir, »es ist ein seltsamer und mich nicht gerade erhebender Zufall, der mich mit

diesem Amerikaner hier auf dem Berge zusammengeführt hat und es wird diesmal eine trübe Erinnerung an meine mir sonst so liebe Sommerfrische in mir zurückbleiben. Und wie merkwürdig ist es, daß mir in diesem Jahr ein doppeltes Unheil in den Weg geworfen wird, denn mit jenen Engländerinnen sehe ich in Betreff unseres Forschens nach ihrem verlorenen Verwandten auch kein gutes Ende voraus, Seltsam, höchst seltsam! Mr. Scott, gequält und verfolgt von einem Unglück, das ich noch gar nicht durchschaue, wie sehr ist er mir doch an's Herz gewachsen! Und diese Frauen, deren trauriges Schicksal mir schon etwas übersichtlicher vorliegt, wie lieb sind auch sie mir geworden und doch wie niederdrückend wirken beide Parteien auf mich ein!«

Ja, in eine so sonderbare Lage kann nur ein Arzt gerathen, der in die Tiefe der Seelen der Menschen schaut, aber daß mir Solches auf dieser meiner Erholungsreise begegnete, wurde mir mit jedem Tage ein qualvollerer Gedanke, zumal ich einen Tag nach dem andern schwinden sah, ohne daß mir der geringste Aufschluß über das Schicksal beider Parteien zu Theil geworden wäre.

Es waren endlich zwölf Tage seit meiner ersten Bekanntschaft mit Mr. Scott verflossen und ich war ungefähr auf dem Punkt meiner Gedanken und Empfindungen angelangt, den ich so eben zu bezeichnen versucht. Die

Pensionaire im Hotel Bellevue auf dem Abendberge lebten im Allgemeinen glücklich und zufrieden und genossen in voller Herzensfreude die schönsten Stunden des Tages im Freien, und am Abend, wenn die Frische der Luft sie in die Zimmer trieb, vergnügten sie sich im Salon mit Musik, Spiel und Tanz, und Mrs. Duncan hatte sich sogar auch endlich bereit erklärt, eine Stunde mit im Salon zuzubringen und der Musik zuzuhören, nachdem sie mit den jungen Schweizerinnen, die so hübsche Stimmen hatten, allmählig näher bekannt geworden war.

Ich dagegen war weder Mr. Scott näher getreten, noch hatte mir Miß Mary ihr vollstes Vertrauen geschenkt, auf das sie mich noch immer vergeblich hoffen ließ, und da auch keine Antwort auf meinen Brief von meinem Freunde gekommen war, die ich zuletzt mit brennender Sehnsucht erwartete, so lebte ich eigentlich in beständiger innerer Unruhe und Spannung, denn mit jedem verrinnenden Tage sah ich irgend woher einem Aufschluß, einer Aufklärung entgegen, und von keiner Seite her schienen sie kommen zu wollen.

So war ich eines Tages wieder bei Mr. Scott in seiner Alphütte gewesen und hatte auch bei ihm gefrühstückt, während er selbst fast nichts genoß und augenscheinlich immer schwächer und hinfälliger geworden war. Mein Zureden und mein lebhafter Wunsch, ihn in eine andere Stimmung zu versetzen, hatten an diesem Tage eben so wenig wie früher gefruchtet, ja, er hatte sich fast ganz schweigsam verhalten und mit trübem Blick vor sich hingestarrt, und als ich mich gegen Mittag von ihm trennte,

blieb er zurück, ohne mich weiter als bis an die nächsten Bäume zu begleiten, und ich ging mit betrübtem Herzen fort und seufzte auch einmal über mich, daß ich in meinem menschenfreundlichen Bestreben auch nicht um eine Spanne weiter zum Ziele vorgerückt war.

Den Nachmittag dieses Tages hatte ich allein in meinem Zimmer zugebracht, da ich nothwendige Briefe schreiben mußte, und so waren die drei Engländerinnen diesmal ohne mich ausgegangen, der ich sonst fast beständig den Tag über in ihrer Begleitung mich befand. Sie mochten auf irgend einer Bank auf der Hausaln oder im Walde sitzen und Kränze und Bouquets flechten, was sie jetzt alle Tage thaten und womit sie unsern Speisetisch und unsere Zimmer schmückten, da sie eine große Kunstfertigkeit entwickelten, die herrlichen bunten Alpenblumen in anmuthigster Form zu vereinen.

Gegen Abend endlich verließ ich mein Zimmer, um Mrs. Duncan und ihre Familie aufzusuchen, aber ich fand sie nicht, so viel ich auch umherlaufen und laut nach ihnen rufen mochte. Endlich, des vergeblichen Suchens müde, kehrte ich nach Hause zurück, da ich ja wußte, daß sie sich nun auch bald daselbst einfinden würden.

Es dämmerte bereits, als ich aus dem Bergwalde auf der Seite des Saxetenthals oberhalb der Steinbruchbank hinabstieg und träumerisch über die prachtvolle Scenerie hinblickte, die vor und unter mir lag. Langsam ging ich auf dem Wege am Quellhause vorbei nach der Pension, als ich unter dem Balcon derselben viele Menschen versammelt sah, die sich um Sterchi geschaart hatten, der

lebhaft mit ihnen sprach und mit der Hand wiederholt nach der Hausalp hinauf deutete.

Etwas eiliger schreitend, fragte ich mich, was das zu bedeuten habe, als mir plötzlich Miß Lucy hastig entgegen gelaufen kam, denn eben hatte Sterchi's scharf umherblickendes Auge mich auf dem Wege daherwandeln gesehen und die ihn Umringenden auf mich aufmerksam gemacht.

»Was giebt es?« rief ich Miß Lucy von Weitem zu, da ich aus ihrer Hast und ihren Mienen zu entnehmen glaubte, daß irgend etwas von Wichtigkeit vorgefallen sein müsse.

»O Herr Doctor,« sagte sie eilig und fast außer Athem, »haben Sie doch die Güte und kommen Sie in's Haus.«

»Ist ein Unglück geschehen?« fragte ich rasch, denn auf den Bergen muß man alle Tage auf dergleichen gefaßt sein, da es der Gelegenheiten, die einem Menschen Unheil bereiten können, hier so viele giebt.

»Nein,« erwiderte sie, als sie mich erreicht, »ein Unglück ist es gerade nicht, aber unser Ned ist plötzlich sehr krank geworden und wir wissen gar nicht, was wir mit ihm anfangen, wie wir ihn beruhigen sollen, da er sich ganz seltsam geberdet.«

»Was ist denn mit ihm geschehen?« fragte ich Sterchi, der mir nun auch entgegen kam und den noch immer viele Personen der Pension umgaben.

Sterchi trat mit Allen ganz dicht an mich heran und erzählte nun Folgendes. Ned sei allein die Hausalp hinaufgeklettert, um sich, wie schon so oft, das Vergnügen zu

machen, den grünen Abhang hinunterzukollern. Er habe ihn zwar nicht sein Kunststück ausführen sehen und ihn überhaupt bald aus dem Auge verloren, da er im Hause zu thun gehabt. Plötzlich sei Ned wie wahnsinnig laufend vom Berge herabgekommen und habe mit angstverzerrtem Gesicht nach der Höhe geblickt. Er habe dabei kein Wort hervorbringen können und an allen Gliedern gebebt, und aus seinen weitgeöffneten Augen habe fast nur das Weiße unheimlich hervorgeblitzt. Er schein etwas Ungewöhnliches erlebt zu haben, aber er habe den Grund seines Entsetzens gar nicht kund gegeben, sondern sei in sein Zimmer gestürzt, wo er sich sogleich auf sein Bett geworfen und wie ein Kind zu schluchzen und zu schreien begonnen habe. Jetzt liege er noch eben so da und obgleich Miß Markham und seine Schwester Nelly bei ihm wären und ihn zu beruhigen versuchten, habe ihre Bemühung um ihn bisher doch noch keinen Erfolg gehabt.

»Kommen Sie,« sagte ich nun zu Miß Lucy, »wir wollen sogleich zu ihm gehen und da werden wir ja erfahren, was vorgefallen ist.«

Wir stiegen Beide rasch die Treppen hinauf. Ned war in einem Bodenkämmerchen unter dem Dach einquartiert und genoß hier alle Bequemlichkeiten, die auf dem Berge zu finden waren. Als wir in das kleine Gemach traten, sahen wir Nelly schluchzend am Kopfende des Bettes stehen, mit ihren beiden Händen den Kopf Ned's umfassend, während Miß Mary vor dem Bette auf einem Stuhle saß,

eine seiner Hände hielt und ihm mit freundlichen Worten Trost zuzusprechen versuchte.

Ned selbst lag mit schlotternden Gliedern, angstvoll keuchend und dann und wann laut aufschreiend auf seinem Lager lang ausgestreckt und daß seine junge Herrin mit ihrem Trost bis jetzt keinen Eingang bei ihm gefunden, sah ich auf der Stelle. Seine weitgeöffneten Augen stierten unaufhörlich um sich her, als suche er in allen Ecken irgend Etwas, was ihn beunruhigte und zu neuem Schmerzensausbruch anstachelte. Oft war so in seinem unheimlich hin- und herrollenden Auge nur das perlmutterartige Weiß seines Augapfels zu sehen und ein ängstlicher Beobachter hätte aus dem sich darbietenden Anblick auf etwas ganz Entsetzliches schließen müssen.

Kaum aber hatte er mich in's Auge gefaßt, so wandte er sich lebhaft zu mir hin und schrie laut auf, indem er mir seine linke Hand entgegenstreckte:

»O Massa Doctor, Massa Doctor! Gott sei gedanken, daß Sie hier sein. Nun lassen Miß Mary mich allein und auch Nelly sollen hinausgehen, ich haben ganz allein mit Massa Doctor zu reden und nur er können mir helfen, wenn mir noch zu helfen sein.«

»Was ist Dir denn, Ned?« fragte ich theilnehmend, indem ich mich an die Stelle der sich erhebenden Miß Mary setzte und eine seiner Hände faßte, um nach seinem Puls zu fühlen. Die Hand war eiskalt, der Puls schlug aber doch heftig und voll und ich sah jetzt, daß über die ganz aschgrau gewordene Stirn des Schwarzen kalte Schweißtropfen herabrieselten.

»Ach Gott, Massa,« sagte nun Ned, zwar schon beruhigter, aber doch noch immer angstvoll genug, »lassen Sie erst Miß Mary und Nelly hinausgehen; erst dann, erst dann können ich sagen, was mir sein.«

Auf einen bedeutsamen Wink von mir verließen nun Miß Mary und Nelly das Zimmer und ich war nun, was Ned so sehr zu wünschen schien, mit ihm allein.

»Nun, Ned,« sagte ich, der mir beim ersten Anblick im Froststadium eines kalten Fiebers zu liegen schien, »nun sind wir allein und jetzt sprich, was ist Dir begegnet und wovon fühlst Du Dich so unwohl?«

»Ach Gott,« stammelte der Neger mit verzweifelungsvollem Ausblick in mein zu ihm niedergebeugtes Gesicht, »mir sein sehr viel begegnet und Ned sein ein armer, geschlagener Mensch – er müssen sterben und können nie wieder gesund werden.«

»Oho! Warum mußst Du denn sterben und wie kannst Du nur glauben, daß Du nie wieder gesund wirst, da Du es doch bis vor Kurzem warst?«

»Ja, das sein eben jetzt etwas ganz Anderes, Massa Doctor, denn – denn,« und hier nahm sein von Angst entstelltes Gesicht den Ausdruck völliger Verzweiflung und des größten Seelenschmerzes an und er hauchte die folgenden Worte nur in kaum verständlichen Lauten hervor – »denn Ned – haben – einen Geist gesehen und wer einen Geist sehen, der – müssen sterben und können nie wieder gesund werden.«

»Einen Geist?« fragte ich, innerlich lächelnd, obgleich ich mir alle Mühe gab, ernst zu bleiben. »Wo hast Du denn einen Geist gesehen?«

»Da oben auf dem Berge – über dem obersten Häuschen – da – da!«

»Aber wie ist denn das gekommen? Erzähle mir doch.«

»Ja, sehr gern, wenn mir Massa Doctor versprechen, daß er es Niemandem sagen wollen, am wenigsten der armen Missus und Miß Mary, die sehr traurig sein und sich sehr fürchten würden.«

Ich blickte etwas erstaunt auf, aber versprach ihm zu schweigen, wenn es nöthig wäre, und nun begann er seine Erzählung, die ich nur kurz mit seinen eigenen Worten wiederzugeben versuche, obgleich er sie mir viel ausführlicher vortrug.

»Sehen Sie, Massa Doctor,« begann er, »Ned waren auf der grünen Wiese da oben und kollerten sich wieder den Berg hinunter, was er so gern thut. Da sehen er eine Ziege in das kleine Haus gehen, dessen Stall offen stehen. O, es waren eine sehr hübsche Ziege, so schwarz wie Ned und Nelly selber, und zwischen den Beinen hatten sie eine Eudotter, so dick, daß sie kaum gehen können und dabei machten sie immer Mecki Mecki, als lockten sie mich zu sich heran. Ned aber, Massa Doctor, müssen wissen, trinken sehr gern Ziegenmilch, und da gingen ich ihr nach und hielten sie fest und legten mich unter das dicke Eudotter und sogen kräftig, wie ich nur können. Als ich aber so liegen und trinken, da hören ich plötzlich ein Gepolter über mir und vor der Thür des Häuschens, und wie

ich vor Angst die Augen aufschlugen und dahin richteten, ob nicht etwa Jemanden kämen und sähen was ich machten, da – da, Massa Doctor, sehen ich – einen Geist stehen – der heftig den Boden stampfen und nach mir herunter schauen – und o! er sahen so blaß und elendiglich aus – und es waren so grausig anzusehen – wie er den langen Bart gegen Ned kehrten, daß ich – daß ich vor Schrecken halb todt waren und die Ziege laufen ließen, die ihm – dem Geist – entgegensprangen.«

»So,« sagte ich, einigermaßen verwundert und doch schon errathend, daß der vermeintliche Geist kein Anderer als einer der Knechte Sterchi's gewesen, der Ned bei seinem heimlichen Thun überrascht hatte, »wo hat der Geist denn gestanden, Ned? Du kannst nachher mit mir den Berg hinaufgehen und mir den Ort genauer bezeichnen und mir Alles beschreiben.«

»Ich – ich hinaufgehen?« rief Ned angstvoll aus, »Gott bewahren mich davor, daß Ned jemals wieder auf den Berg vor dem Wald gehen – nein, das thun er ganz gewiß nicht wieder.«

»Auch nicht mit mir?« fragte ich.

»Auch mit Massa Doctor nicht, nein, nein, lieber wollen Ned sterben –«

»O lieber Ned,« sagte ich nun sehr ernst, »so laß mich nun auch einmal ein vernünftiges Wort mit Dir sprechen. Sieh, mein Sohn, es giebt ja keinen Geist, so wenig wie ein Gespenst, das man mit Augen wahrnehmen könnte. Du hast Dich also geirrt und irgend einen Knecht aus dem

Hause, vielleicht den Jakob, der einen so struppigen Bart und ein blasses, mageres Gesicht hat, dafür gehalten.«

Ned lächelte fast verächtlich, sah mich kopfschüttelnd an und schnippte mit den Fingern in die Luft. »O nein,« sagte er, »o nein, Massa Doctor, es geben wohl Geister und das wollen Ned Ihnen beweisen. Denn – denn, ich haben einen gesehen – mit diesen meinen eigenen Augen – und daß es ein Geist waren, das wissen ich nur zu gewiß. Jakob kennen ich sehr gut und die anderen auch – aber die waren es nicht, sondern es waren ein wirklicher Geist. Ach Gott, Massa Doctor,« und hier fing er bitterlich zu weinen an, »ich merken schon, daß ich mir Ihnen nicht klar machen können, was ich gesehen – denn warum? – eben weil ich es nicht können. Aber, Massa Doctor, um Gotteswillen ich Sie bitten, nicht Missus Duncan und Miß Mary sagen, was ich gesehen, nein, um Gotteswillen nicht, denn sie darüber sehr traurig sein, noch viel trauriger, als jetzt und das ganze letzte Jahr. Und auch Nelly nicht sagen, Massa, gar nicht sagen. Sie haben auch Furcht vor Geistern wie ich, und können die ganze Nacht nicht schlafen, wenn sie davon hören.«

Jetzt fing mich der arme Bursche, der so sorgsam zu Gunsten seiner Angehörigen sprach, zu dauern an. Offenbar war eine fixe Idee in sein schwaches Gehirn gedrungen; er war bei seinem kleinen Diebstahl von irgend Jemandem überrascht worden, und das hatte Gewissensbisse in ihm hervorgerufen und so war die innere Revolution in ihm entstanden, die ihn fast in Fieber versetzte und sich so auffällig geberden ließ. So suchte ich ihn

denn nach Kräften zu beruhigen, und auch Ned bestätigte mir wieder, daß nach abgelegter Beichte das Beichtkind immer beruhigter wird, denn er legte sich endlich in seinem Bett zurecht, sein Zähneklappen und sein innerer Frost hörte auf und er sah mich wieder wie gewöhnlich, nur mit aufmerksamen Blicken an.

»Sonst ist Dir kein Unheil begegnet und Du befindest Dich leiblich ganz wohl?« fragte ich nur noch.

Er nickte und sagte: »Ja, Massa, weiter sein mir nichts begegnet, aber ich habe einen starken Durst.«

Ich stand auf, zog die Schelle und als Anna die Treppe heraufkam, ging ich ihr entgegen und bestellte ein großes Glas Grog, und bis es gebracht wurde, blieb ich bei meinem schwarzen Geisterseher und tröstete ihn mit liebevollen Worten, die in der That auch eine gute Wirkung hervorbrachten. Er trank das Glas Grog in meiner Gegenwart mit einer wahren Gier leer und dann legte er sich zum Schlafen zurecht. So verließ ich ihn denn und stieg die Treppe hinab. Auf dem Corridor aber begegnete mir Mrs. Duncan, die sich eben in den Speisesaal begeben wollte.

Als sie mich kommen sah, blieb sie stehen und erwartete mich. »Nun, Herr Doctor,« sagte sie theilnehmend, »was ist denn mit dem Ned? Ist er wirklich ernstlich krank?«

Ich schüttelte den Kopf und lächelte. »Erlauben Sie mir zuerst eine Frage,« sagte ich. »Ist Ned leicht zur Furcht geneigt und dabei abergläubisch?«

»O, über die Maßen, Herr Doctor, und seine Schwester Nelly auch. So fürchtete er sich zum Beispiel vor Gespenstern wie ein Kind und würde, glaube ich, in der Nacht nicht vom Hause hier bis zur Scheune allein gehen.«

»Ah,« erwiderte ich, »dann ist mir Alles erklärt und nun will ich Ihnen über seinen Zustand genauen Bericht erstatten. Im Ganzen ist der Vorfall sehr lächerlich und Ned's ganze Krankheit ist nur die Folge seines erwachten Gewissens.« Und nun erzählte ich Mrs. Duncan die Geschichte mit der Ziege und was sich daran knüpfte.

Sie lachte herzlich darüber und sagte: »O, natürlich, er ist bei seiner heimlichen Milchnahrung überrascht worden und das ist ihm in die Glieder geschlagen. Der Narr! Warum hat er mir denn nicht gesagt, daß er so gern Ziegenmilch trinkt, die können wir ihm ja von unserm Wirth jeden Morgen und jeden Abend geben lassen. Aber er soll es sich nicht wieder einfallen lassen, sich an fremdem Gut zu greifen, mag es nun eine hübsche schwarze Ziege oder ein anderer Gegenstand sein! Ich werde Mary, die den größten Einfluß auf ihn hat, darüber meine Meinung zu erkennen geben.«

»Gut,« sagte ich lachend, »aber Sie dürfen ihm nicht verrathen, daß ich Ihnen seine Geschichte erzählt. Er hat mich darum gebeten und ich habe es ihm zugesagt.«

»Nein, nein, darüber seien Sie unbesorgt. Und nun kommen Sie, wir wollen jetzt unsern Thee in Ruhe verzehren.«

Ich begleitete sie in den Speisesaal; als wir aber unser Abendbrod verzehrt, ging ich noch einmal nach der

Scheune hinüber, um bei den Leuten Sterchi's einige Kundschaft einzuziehen. Daß Ned Jemanden gesehen, der ihm als ein Geist erschienen, war gewiß und ich glaubte fest, daß es Jakob oder ein anderer Knecht gewesen sei. Allein keiner von ihnen, als ich sie jetzt befragte, wollte zu der bezeichneten Zeit an dem von Ned beschriebenen Orte gewesen sein. Daß aber ein Gespenst auf dem Berge umgehen solle, wie sie schon gehört, hatte sie doch etwas in Aufregung gebracht, denn auch die Leute ihrer Art, die auf den Bergen wohnen, sind leicht zum Aberglauben und Wundererscheinungen zu erleben geneigt, und den ganzen Abend, so lange sie vor der Thür der Scheune auf der Bank saßen, wurden nur selbst erlebte oder von Anderen vernommene Gespenstergeschichten erzählt.

Mir selbst blieb die ganze Sache vor der Hand etwas unklar, bis sie sich erst in späterer Zeit sehr natürlich löste und da wurde es mir denn evident bewiesen, daß Ned zwar ein einfältiger beschränkter Mensch sei, aber dabei ein so redliches und treues Herz habe, wie nur je ein Diener es für seine geliebte Herrschaft gehabt hat. Denn ganz umsonst hatte er mich nicht gebeten, den von ihm gesehenen Geist nicht gegen Mrs. Duncan und Miß Mary zu verrathen und wenn er mir Alles gesagt hätte, was er sich bei der Erblickung dieses Geistes gedacht, würde ich viel früher auf die richtige Spur und die Lösung aller mich umhüllenden Räthsel gerathen sein.

Doch, ich will meiner Erzählung nicht vorgreifen und lieber zur Entwicklung der mich umgebenden Verhältnisse schreiten, die sich von jetzt an ohne mein Hinzuthun viel rascher entfalteten, als ich es erwartet hatte oder überhaupt vermuthen konnte.

NEUNTES CAPITEL. DER FÖHNSTURM.

Bis zu dem Tage, an welchem die eben berichtete kleine Episode mit Ned vorfiel, war das Wetter auf dem Berge im Ganzen vortrefflich gewesen. Wir hatten nur einmal ein starkes Gewitter mit einem bald vorübergehenden Weststurm und heftigen Regen und Hagelschlag gehabt, und zwar an jenem Tage, wo ich in Sterchi's Sennhütte die Bekanntschaft Mr. Scott's gemacht. Sonst hatte die Sonne jeden Tag klar am Himmel gestanden, die Luft war Morgens und Abends frisch und Mittags erträglich warm gewesen und nur in den letzten Tagen hatte die Hitze wieder bedeutend zugenommen und sich am letzten Tage sogar drückend und für die hohe Lage des Orts ungewöhnlich erwiesen. Ich war über dies anhaltende gute Wetter ungemein erfreut, denn wenn man innerlich bedrückt und voller Spannung irgend einem gehofften Ereigniß entgegensieht, erträgt man das Alles bei Weitem leichter, wenn die äußere Natur wenigstens Unterhaltung und Genuß bietet, und das ist an einem so abgelegenen Orte, wie ich ihn bewohnte, fast unumgänglich nothwendig, denn bei trübem, kaltem und regnerischem Wetter kann der Aufenthalt daselbst leicht unleidlich werden.

Indessen die Freude über so günstige Witterungsverhältnisse sollte auch einmal bei uns ein Ende nehmen und noch dazu viel rascher, als wir es Alle erwarten konnten.

Schon am nächsten Morgen, als ich bald nach fünf Uhr erwachte, warf die bereits seit einer Stunde aufgegangene Sonne nicht wie sonst ihr freundliches Licht in mein Zimmer, sondern es machte sich eine seltsame Beleuchtung der Gegenstände um mich her bemerkbar. Als ich mich verwundert nach dem Fenster umschaute, ward ich draußen desselben Phaenomens gewahr. Es sah gerade so aus, als ob die Sonne wohl scheinen möchte, aber nicht könnte und von irgend einer unsichtbaren Macht daran verhindert würde, und doch war, so weit ich es wahrnehmen konnte, keine Wolke am Himmel zu sehen, die den Horizont mit ihren Schatten verdunkelt hätte.

Als ich bald darauf aufgestanden war und mein Fenster geöffnet hatte, quoll mir eine seltsame Schwüle entgegen, und als ich nach dem Rasen davor hinunterblickte, sah ich Sterchi vor dem Hause unter einem Kirschbaum stehen und bedenklich nach den Schneebergen, also nach Süden hinblicken.

»Guten Morgen!« rief ich hinunter. »Was giebt es denn da drüben und wonach schauen Sie so erwartungsvoll aus?«

Er nickte mir zu, kam sogleich näher zu mir heran und sagte mit leiserer Stimme, um die etwa noch schlafenden Gäste nicht in ihrem Schlummer zu stören:

»Sehen Sie doch nur dahin!« Und dabei zeigte er mit der rechten Hand nach den Eisbergen, die allerdings einen ganz ungewöhnlichen und fast unheimlichen Anblick boten. Kaum aber hatte ich einen Blick darauf geworfen, so eilte ich, um mir genauere Auskunft zu holen, zu meinem Wirthe hinab und in zwei Minuten schon stand ich neben ihm.

Da gewahrte ich denn freilich, daß die ganze Welt heute ganz anders aussah als sonst, aber die auffallendste Veränderung war doch in den Schneebergen selbst und ihrer näheren Umgebung wahrzunehmen. Die sonst so durchsichtige Luft, so daß man selbst kleine Gegenstände meilenweit ohne Glas erkennen konnte, war heute so dick und undurchsichtig, daß man nur die allgemeinen Umrisse der gegenüberliegenden Berge zu unterscheiden vermochte, und dabei hatte sie eine ganz eigenthümliche Färbung angenommen. Noch intensiver lag diese Färbung auf dem Schreckhorn, dem Eiger, dem Mönch, der Jungfrau und ihren nach Grindelwald und dem Trümmletenthal hinabzüngelnden Gletschern; ihr sonst so reines schneeweißes Kleid war wie mit Schwefelpulver oder gelblichem Sande bestreut, was ihnen ein ungemein düsteres, unheimliches und fast grauenerregendes Ansehen verlieh,

»Was ist das?« fragte ich Sterchi mit verwundertem Aufschauen, denn dergleichen hatte ich hier noch nie wahrgenommen. »Das habe ich ja noch nie gesehen.«

»Ich auch nur selten,« erwiderte er mit etwas verfinsteter Miene; »und wenn Sie da nach Norden und Westen hinüberblicken, werden Sie die Luft weit weniger dick und gelb finden; es kommt also aus Süden, was wir erwarten müssen.«

»Was müssen wir denn erwarten?« fragte ich, mich unwillkürlich etwas beängstigt fühlend, wie es auch der heute so bedächtige Sterchi zu sein schien.

»Ein großes Unwetter,« erwiderte er, »wie wir es hier lange nicht gehabt, und ohne Zweifel kommt es von Süden und es wird also einen Föhnsturm geben. Fühlen Sie doch die schreckliche Schwüle, man athmet ja ganz beklommen und mir ist schon gestern Abend zu Muthe gewesen, als ob ein unbekannter Druck mir die Brust zusammenpreßte. Ja, ich fühle den Föhn immer vorher und mir liegt es dann in allen Gliedern wie Blei, obgleich ich nicht weiß und zu begreifen vermag, wie das Ungethüm seine Krallen so weit vorausstrecken kann. – Nun, heute dürfen Sie nicht nach der Alp,« fuhr er mit großem Ernst fort, »man kann nicht wissen und kein Mensch kann es berechnen, wann das Unheil losgeht. Träfe ein Föhnsturm Sie unterwegs, so wären Sie verloren.«

»Oho!« sagte ich etwas ungläubig, »ist es denn so arg?«

»Das muß man erlebt haben, lieber Herr Doctor, um es zu glauben. Des Menschen Kraft ist dagegen gerade so wie ein Staubatom gegen einen Elephanten, ein Schneeball gegen ein stürzendes Schneefeld, und Niemand kann sich dagegen schützen, wenn er im Freien ist, da eben nichts auf der Welt Schutz gewährt, als etwa ein festes

Haus. Doch – wissen Sie was? Da Sie heute Morgen doch nicht nach der Alp gehen können, wollen wir einmal nach den Sieben Tannen hinaufsteigen, dazu haben wir Zeit genug und von dort oben und unterwegs haben wir die beste Uebersicht nach allen Himmelsrichtungen hin.«

Ich war leicht dazu entschlossen, seinem Wunsche zu folgen, wenn es auch zumeist in der Hoffnung geschah, von oben aus zu erkennen, daß es doch noch für mich möglich sei, nach der Alp zu kommen, und so stiegen wir auf dem kürzesten Wege vom Cisternenbrunnen die Hausalp hinauf, ohne uns unterwegs aufzuhalten, bis wir an die erste Hütte gelangt waren. Von hier aus, von wo man die große Riesenkette der Berner Alpen am besten überschauen konnte, sahen wir Alles, was wir unten im Einzelnen und undeutlich gesehen, im Ganzen und Großen und obendrein bedeutend klarer. Die gelbe Färbung, die wir schon unten wahrgenommen, umschlang das ganze Gebirge und ließ es viel weniger mannigfaltig, aber dagegen viel grausiger erscheinen. Und wenn mein Auge mich nicht täuschte, da ich leider mein gutes Glas nicht zur Hand hatte, so schien es mir, als ob auf den Gletschern, namentlich der Jungfrau und des Eigers, etwas Lebendiges, Bewegliches wäre, wie wenn es dort stäubte oder ein Wirbelwind den losen Firn aufrührte, so daß es sich wie ein Schneegestöber ausnahm, das nicht aus den Wolken, sondern aus den Gründen des ewigen Eises von unten käme. Ich machte Sterchi auf diese Erscheinung aufmerksam, der sie nicht gerade bestätigte, aber auch nichts dawider einzuwenden vermochte.

Wir hielten uns indessen nicht lange auf unserm jetzigen Standort auf, obgleich mir die Zeit pfeilgeschwind zu verfließen schien, da mir meine Uhr zeigte, daß es schon auf Sieben ging, sondern wir stiegen noch höher bis zu den Sieben Tannen hinauf, um auch über den Thuner See einen forschenden Blick zu werfen. Hier aber war Alles noch in ziemlicher Ruhe, die Luft durchaus nicht so trüb, wie gegen Süden hin, aber da die Sonnenstrahlen auch hier fehlten, war nichts klar, und der Niesen und der Stockhornzahn hatten sich bereits, als wollten sie das nahende Unheil nicht sehen, mit schweren Nebelkappen bedeckt, die mit jeder Minute an Umfang zu wachsen und sich zu verdichten schienen.

»Ja,« sagte Sterchi, nachdem er lange über den See hingeblickt, »hier sieht es auch nicht besonders gut aus, aber das was wir vor uns haben, kann nicht die Wirkung des im Süden sich zusammenziehenden Unwetters sein. Wenn man hier steht, möchte man viel lieber an eine sich allmählig nähernde Bise glauben, die auch nicht gerade etwas Angenehmes ist, wenn sie alle ihre Windschläuche öffnet und sich wie ein tobender Weltgott geberdet. Haha! Es wäre nicht das erste Mal, daß Föhn und Bise sich mit einander verfeindet und nun über unserm unschuldigen Berge sich eine große Schlacht zu liefern beschloßen hätten. Nun, dann in Gottes Namen! Thun können wir nichts dagegen, wir müssen geduldig abwarten, was kommt und es mit Ruhe über uns ergehen lassen. Nein, ich bitte Sie noch einmal, und hier, da ich dies sehe, erst recht: heute dürfen Sie das Haus nicht verlassen und ich

stemme mich ernstlich dagegen, daß Sie wie alle Tage die Alp besuchen.«

Ich dachte einen Augenblick nach und sah wohl ein, daß Sterchi Recht hatte. Aber da fiel mir mit einem Mal der arme Mr. Scott ein.

»O,« sagte ich, »das ist mir nicht lieb und macht mir einen gewaltigen Strich durch die Rechnung. Mr. Scott, der ernstlich krank ist, bedarf jetzt meiner Hülfe und meines Trostes mehr denn je, und was wird er von mir denken, wenn ich mich nur vom bösen Wetter abhalten lasse, ihn zu besuchen?«

»Oho,« erwiderte Sterchi, darüber mag er denken, was er will; wenn Sie nicht zu ihm können, so können Sie nicht, und glauben Sie mir, er wird Sie wahrhaftig bei solchem Wetter auch nicht erwarten. Der kennt dergleichen sehr genau, ich stehe Ihnen dafür. Er hat im Winter und Frühjahr hier oben schon Mancherlei durchgemacht.«

»Und wie wird es auf sein so schon geschwächtes Nervensystem wirken,« sprach ich weiter, wie zu mir selbst redend, »denn ein Sturm in der Natur, wie Sie ihn heute erwarten, wirkt auf nervöse Naturen wie der Ausbruch eines Vulkans auf verzagte, an seinem Fuße wohnende Menschen, und er wird schwer darunter zu leiden haben.«

Sterchi zuckte die Achseln. »Das thut mir auch leid,« sagte er, »freilich! O ich bedaure ihn ja und schon lange bedaure ich ihn! Aber, lieber Doctor, wir können ihm Beide nicht helfen; verlassen Sie sich darauf, *sein* Unheil

sitzt tief, viel tiefer, als wir denken, so viel weiß ich auch, obgleich ich kein Arzt bin wie Sie.«

In diesem Augenblick hörten wir das Rauschen von Damenkleidern hinter uns. Wir drehten uns um und sahen die beiden jungen Engländerinnen eiligst über die grüne Rasenfläche daherkommen.

»Herr Doctor,« rief mir Miß Lucy schon von Weitem entgegen, »es ist uns lieb, daß wir Sie finden. Wir haben unten gehört, daß Sie mit Herrn Sterchi hierhergegangen seien, und da Mama noch ruhig schläft, hat Mary sich mit mir aufgemacht, um Sie zu suchen. Aber ich bitte Sie, sehen Sie sich doch einmal den Himmel ringsum an, und die schwüle Luft und das seltsame Licht, wie sieht das so traurig und düster aus! Ach, das hat uns gar sehr beunruhigt, zumal wir nicht wissen, was es zu bedeuten hat.«

»Meine Damen,« sagte ich nun, »unser Wirth, der das Wetter und die Verhältnisse der Luft und der Berge hier oben viel besser kennt als irgend Einer, sagt mir, daß es einen Sturm geben wird. Bereiten Sie sich also darauf vor, denn ein Föhnsturm, wie man ihn erwarten muß, ist in solcher Alpenwelt keine Kleinigkeit.«

»Wir fürchten uns nicht,« nahm nun Miß Mary mit einer mir an ihr neuen muthigen Energie das Wort, »glauben Sie das gar nicht; aber,« setzte sie mit fast herzlicher Wärme hinzu, »unter diesen Umständen werden Sie heute doch gewiß keine Excursion in die Berge unternehmen? – Und das von Ihnen zu erbitten, darum allein sind wir Ihnen nachgegangen.«

Ich war von diesen Worten gerührt und konnte die Antwort darauf nicht sogleich finden, an meiner Statt aber nahm Sterchi, der ja auch geläufig Englisch sprach, das Wort und sagte:

»Nein, gewiß nicht, Miß Markham. Heute darf Niemand das Haus verlassen oder wenigstens nicht die nächste Umgebung desselben.«

»Also auch der Herr Doctor nicht?« riefen beide Damen wie mit einem Athem.

»Nein,« sagte ich nun, mich freundlich verneigend, »ich werde heute keine Excursion unternehmen und das Unwetter diesmal im Hause an mir vorübergehen lassen.«

»O, das ist ja herrlich!« rief Miß Mary mit einem wahrhaften Freudengesicht, was mir ein für mich sehr schmeichelhaftes Compliment zu sein schien, »nun werden wir Sie doch einmal einen ganzen Tag bei uns haben!«

»Ich hoffe, Sie werden auch mir die Freude gönnen,« versetzte ich, »mich einmal so lange in Ihrer Nähe zu wissen, und in der That, heute werden wir Alle der gegenseitigen Ermunterung bedürfen, wenn das Unwetter wirklich so heftig sein sollte, wie Herr Sterchi sagt.«

Sterchi nickte. »Ja wohl,« sagte er, indem er sich schon zur Rückkehr nach dem Hause anschickte, »heftig wird es gewiß, darauf verlassen Sie sich und bleiben Sie nicht zu lange hier oben, wenn ich auch nicht glaube, daß der erste Windstoß so bald kommen wird. Den aber dürfen Sie auf dieser Höhe nicht abwarten; der erste Anprall pflegt

gewöhnlich der heftigste zu sein und Ihnen bliebe keine Zeit mehr, das schützende Haus zu erreichen.«

Wir versprachen ihm, vorsichtig zu sein, und er verließ uns. Indessen auch wir hielten uns nicht lange mehr bei den Sieben Tannen auf, die uns heute so wenige ihrer Reize empfinden ließen, und unsere Gesellschaft konnten wir auch unten im Hause genießen. So stiegen wir denn nach einigen Minuten hinab und ich nahm heute mein Frühstück mit den jungen Damen im Speisesaal ein, wo sich auch die übrigen Bewohner der Pension allmählig einfanden.



Der Vormittag verging uns leidlich schnell, denn wir blieben, nachdem sich auch Mrs. Duncan zu uns gesellt, getreulich in stiller Plauderei beisammen, meist im Speisesaal uns aufhaltend, wo wir nach allen Richtungen hin die Ferne beobachten konnten; nur bisweilen traten wir auch auf den Balcon hinaus, um eine noch größere Umschau über die Gebirge, den See und die Schneeberge zu gewinnen. Aber in einiger Spannung blieben wir Alle und so recht gemüthlich wollte die Unterhaltung nicht fließen, ja es schien mir, als ob Jedermann den Ausbruch des Unwetters erst herbeiwünschte, um es dann nur um so rascher überstanden zu haben. Bei Einigen der zeitigen Bewohner des Abendbergs artete diese Spannung sogar in eine unsägliche Angst aus und sie hielten es für gerathen, schnell ihre Sachen in die Koffer zu werfen und den

Gang thalwärts anzutreten, ganz gegen den Rath Sterchi's, der meinte, der Sturm könne sie unterwegs ereilen und dann wären sie der großen Gefahr des Stürzens der etwa niedergerissenen Bäume ausgesetzt. Indessen sie kehrten sich nicht daran und schon nach Verlauf einer Stunde sahen wir sie mit ihren hastig herbeigerufenen Trägern, Sterchi's Knechten, abziehen, die sichtlich sehr ungern diesmal ihren Weg antraten, da es immerhin möglich war, daß der Sturm sie noch vor ihrem Eintreffen im Thale ereilte. Jedoch war ihnen das Glück günstig; nicht nur die ängstlichen Ausreißer kamen noch heil in Interlaken an, sondern auch die Träger erschienen zwei Stunden nach Tische wieder auf dem Berge, allerdings in sehr erhitztem Zustande, denn sie hatten sich mit allen Kräften beeilt, die schützende Heimath wieder zu erreichen.

Im Ganzen blieb sich den Vormittag über das Wetter gleich, nur wurde die Luft immer dicker, undurchsichtiger und gelber, als ob hinter dem nebelartigen Schleier der Atmosphäre ein unsichtbares Feuer brenne und seine Gluth über uns ausströmen lasse. Denn es war entsetzlich schwül geworden; drückend, fast beängstigend lag die Hitze auf uns Allen und ohne uns viel zu bewegen, waren wir sämmtlich in Schweiß gerathen. Dabei bemeisterte sich unserer eine seltsame Unruhe und Besorgniß, die uns nie lange an einem und demselben Orte rasten ließ, und so ging man im Hause aus einem Zimmer in das andere, besuchte sich gegenseitig, um irgend wo aus

einem Fenster etwas Neues zu entdecken, und dann traten wir wieder in's Freie, um abermals eine Ausschau in die Ferne zu halten.

Auch mich hatte endlich, wenn nicht Besorgniß, doch Unruhe ergriffen, obgleich ich schon so manchen Sturm an anderen Orten der Schweiz erlebt hatte; aber noch nie und nirgends hatte ich den mich fast betäubenden Druck empfunden, der heute auf meiner Stirn lag und mir den Kopf zusammenzupressen schien – ein Gefühl, das ich mir gar nicht erklären konnte, da es mir ganz neu und unbegreiflich war.

So war es Nachmittag geworden und wir waren allmählig Alle in eine peinliche Stimmung gerathen, obwohl es Keiner dem Andern so recht gestehen wollte. Um halb vier Uhr, und eben war ich bei Ned gewesen, um mich nach seinem Befinden zu erkundigen und hatte ihn wieder ganz munter, obwohl überaus still gefunden, begegnete mir Miß Mary auf dem Corridor und forderte mich auf, mit ihr einige Augenblicke nach der ersten Bank im unteren Walde zu gehen, Sie sah dabei, ihrem muthigen Wesen am Morgen ganz entgegengesetzt, außerordentlich bedrückt aus und ihr Blick war seltsam verschleiert, als ob ihr ein neuer Anlaß zur Sorge und Kummerniß geboten wäre. Ich folgte natürlich sogleich ihrem Wunsch und bald saßen wir auf der traulichen Bank zwischen den Tannen, wo es unheimlich dunkel war und nicht der leiseste Luftzug die schläfrig von ihren Zweigen herabhängenden Nadeln bewegte.

Ich wollte das so traurig erscheinende junge Mädchen nicht länger ihren sie aufreibenden Gedanken überlassen und so begann ich rasch das Gespräch, indem ich sie fragte, warum sie gerade diese Bank zu ihrem Sitz ausgewählt, die heute so finster sei und uns gar keinen Blick in die Ferne gestatte.

»Ach,« sagte sie, »sie liegt nicht nur dem Hause am nächsten, von dem wir uns heute ja nicht weit entfernen sollen, sondern sie ist mir auch sonst lieb und werth geworden und ich suche sie oft Morgens allein oder mit Lucy auf, wenn Sie nach der Alp gegangen sind. Hier kann man sich ganz ungestört seinen Gedanken überlassen und braucht Niemandem Rede zu stehen, denn hierher kommt selten Jemand. Heute aber wählte ich sie, um mit Ihnen allein über meinen seltsamen Zustand zu sprechen, den ich gar nicht begreifen kann, denn ich fühle mich auf eine fast unheimliche Weise bedrückt. Mir kommt es vor, als liege eine centnerschwere und immer schwerer werdende Last auf mir und drücke mir das Herz, den Geist, ja – auch das Gewissen zusammen. Nie ist mir so beklommen gewesen wie heute, nicht einmal da oben, als ich zum ersten Mal mit Ihnen so vertraulich sprach, und mir ist zu Muth, als drohe mir eine Gefahr, der ich nicht mehr entrinnen kann. Ach mein Gott, wie erbärmlich kommt mir jetzt mein früheres leichtfertiges Leben vor! Und wie schnell hat sich dieser Wechsel in mir vollzogen und ich frage mich oft, ob vielleicht diese so große, Reiz und Schrecken zugleich in sich bergende Natur so mächtig auf mein Inneres eingewirkt hat? Nie

wenigstens habe ich mich so unbedeutend, so von der Misere der Welt angekränkelt gefühlt, wie hier, wenn ich auf die großartige Schöpfung um mich her schaue, und wenn ich jetzt auf der Stelle meine Vergangenheit, meine unschuldige Kindheit zurückkaufen könnte, so gäbe ich mein ganzes Vermögen darum. Und ach! was gäbe ich nicht noch, wenn ich auch – Anderes wieder erkaufen könnte!«

»Miß Mary,« sagte ich mit ernstem Ton, da sie jetzt schwieg und mit düsterem Blick auf ihre im Schooß gefalteten Hände niederblickte, »ich bitte Sie, geben Sie sich darüber keinen unnützen Gedanken hin. Einmal Erlebtes, Ueberstandenes, Gutes oder Böses, kommt nie in der Gestalt, in der es einst vor uns gestanden, zu uns zurück, und wenn es kommt, ist es eben ein Anderes geworden – oft schlimmer, ja, oft aber, sehr oft auch besser.«

»Nein, nein,« rief sie, vom tiefsten Schmerz erfüllt aus, »besser nicht, bei mir nicht, das habe ich aufgegeben, aber schlimmer, nein, schlimmer kann es auch nicht kommen, denn ich – ach! ich fühle es nur zu sehr! – habe den Kelch meines Leidens bis auf die Neige ausgetrunken.«

»Nun, wenn das ist,« sagte ich mit ermuthigter Stimme, »dann seien Sie zufrieden, liebe Miß. Dann steht Ihnen ja kein anderer bitterer Trunk mehr bevor. O, Sie sind noch so jung, ich habe es Ihnen schon einmal gesagt, Sie können also noch so viel Glückliches erleben, und es muß also, da Sie alle Bitterkeiten des Lebens erschöpft, wie Sie sagen, einmal besser kommen, als es bisher gewesen ist.«

Sie seufzte bei diesen Worten schwer auf, dann hob sie plötzlich ihr schönes schwarzes Sammetauge mit den langen dunklen Wimpern zu mir empor und sagte:

»Ach, ich weiß nicht, wie es kommt, aber wenn Sie so sprechen wie jetzt, dann bange ich nicht mehr, sondern ich fühle mich sogar wunderbar aufgerichtet.«

»Sehen Sie wohl,« rief ich lebhaft aus, »das macht das Vertrauen, welches Sie gegen mich an den Tag gelegt, und nun fahren Sie darin fort und Sie werden es erleben, daß es alle Tage besser mit Ihnen wird, wie es schon viel, viel besser mit Ihnen geworden ist, seitdem ich Sie kenne.«

Sie faßte meine Hand, drückte sie warm und sagte mit großer Empfindung: »Das danke ich Ihnen, ja! So, und nun, da ich mich etwas erleichtert fühle, wollen wir wieder in's Haus gehen, denn hier in dem Walde scheint es mir noch drückender heiß als irgend wo anders zu sein.«

»Das kommt daher,« sagte ich, langsam mit ihr nach dem Hause hinaufsteigend, »weil die Bank hinter uns so eingeschlossen liegt und im Walde hier unten die Luft stets unbewegt ist. – Ich bin neugierig, was wir oben Neues finden werden, denn endlich einmal muß es doch zum Ausbruch kommen.«

»Wenn es nicht ganz vorüberzieht!« bemerkte meine Begleiterin, leise vor sich hinsprechend, als wäre sie mit ihren Gedanken weit, weit von dem Gegenstande entfernt, über den sie sprach.

»O nein, das hoffen Sie nicht,« entgegnete ich. »Sehen Sie nur da über den Brienzer See hin – eben tritt er hervor

– o mein Gott, wie trübe sieht die sonst so schöne Gegend aus und wie kann sich die Welt um uns her oft so rasch verändern!«

So verging uns der Nachmittag in Hangen und Bangen, und der Abend kam merklich früh heran, denn die Sonne war schon lange nicht mehr sichtbar, nachdem sie nur kurze Zeit wie eine mattsilberne, hinter Nebelwolken verborgene Kugel gleichsam schüchtern auf die Erde herabgeblickt. Es war ein unheimlicher, ein düsterer Abend, dem wir entgegengingen, das fühlten, das wußten wir Alle, als ob es uns Jemand mit untrüglichem Eide versichert hätte. Und seltsam, am auffallendsten unruhig und besorgt zeigte sich unser Wirth, vielleicht, weil er besser als wir die nahende Gefahr kannte und am meisten für seinen Besitz von ihr zu fürchten hatte. So ging er zum Beispiel wiederholt nach den abgelegenen Thüren und Fenstern, und sah, ob sie auch wohl geschlossen und die Jalousien befestigt seien. Seinen Leuten gab er die gemessensten Verhaltensregeln und uns selbst rieth er, für den Fall, daß der Sturm sehr heftig würde, uns nicht im Hause zu zerstreuen, sondern uns möglichst nahe beisammen zu halten und entweder im Speisesaale zu verweilen oder in den unteren Corridor hinabzusteigen, vor allen Dingen aber kein Licht in den Zimmern anzuzünden und unbewacht stehen zu lassen; er selbst werde für sichere Laternen sorgen: die für dergleichen

Fälle immer bereit ständen und er würde sie so an unseren Aufenthaltsorten placiren, daß uns die nothwendige Beleuchtung nicht fehlen sollte.

Endlich war die Theestunde gekommen und Alle, die noch auf dem Berge wohnten, kamen fast zu gleicher Zeit in den Speisesaal, als fürchtete sich Jeder, irgend wo allein zu bleiben. Alle auch verhielten sich gleichmäßig still oder sprachen nur leise mit einander, als ob eine gemeinsame Angst auf ihren Schultern läge und ihre Zungen fesselte. So still hatten wir hier noch nie unsern Thee getrunken oder unsere Abendsuppe verzehrt. Sterchi ging mehrmals und ganz leise um die Tische herum, blickte oft aus den Fenstern nach Süden und betrat auch dann und wann den Balcon, um nach dem Norden hinüberzuspähen, vor dem er jedoch bei Weitem keine so große Besorgniß zu hegen schien. Da, als ich eben nach dem Fenster, an dem er stand, zu ihm hinsah und sein starr nach der Jungfrau gerichtetes Gesicht beobachtete, fuhren alle Versammelten, und ich mit ihnen, entsetzt von ihren Stühlen auf. Der Ausbruch des Föhnsturms war da und Niemand hatte den so heimlich und heimtückisch nahenden Feind kommen sehen. Aber dieser erste Ausbruch war von solch' ungeheurer Gewalt und wirkte so erschütternd auf alle Gemüther ein, wie sich kein Bewohner der Ebene vorzustellen vermag, der dergleichen nie erlebt hat und erleben kann. Es war gerade so, als ob alle Berggeister mit einem Mal wüthend geworden und gegen unsern Berg losgelassen wären, ihn zur Zielscheibe ihrer Raserei angenommen hätten und dabei mit dem

Klang von Millionen wunderbarer Stimmen uns in Angst und Schrecken setzen wollten.

Das Erste, was wir vernahmen und was uns, eben da es so unerwartet kam, so maßlos erschreckte, war ein jäh herniederfahrender Blitz, dem ein furchtbarer Donnerschlag auf dem Fuße folgte, und um so mehr waren wir darüber erstaunt, weil wir Alle wohl den Ausbruch eines Sturmwindes, aber nicht eines Gewitters erwartet hatten. Dieser erste Donnerschlag aber machte das ganze Haus erbeben und, wie gesagt, wir sprangen Alle wie auf ein höheres Commando von unseren Stühlen auf. Aber in demselben Augenblick folgte auch schon der zweite Blitz und schlug mit zugleich krachendem und knistern-dem Donner in die Rasenfläche des großen Rugens dicht vor unseren Augen ein. Kaum aber hatte das Echo dieses Krachens sich an den gegenüberliegenden Felsketten ausgerollt, so fuhr ein Heulen, Sausen und Pfeifen durch die eben noch so windstillen Lüfte, wie es sich mit keiner Feder beschreiben läßt, denn alle diese verschiedenen wilden Töne waren so innig mit einander vermischt, daß es war, als ob sie nur aus einem einzigen großen Instrumente hervorkämen und ein orgelartiges Concert ohne Gleichen aufführten.

Wir waren Alle an die Fenster gesprungen und starrten mit weit geöffneten Augen in das gänzlich verwandelte Schauspiel hinaus. Die ganze Welt schien in Bewegung gerathen zu sein, wenigstens die Bäume warfen ihre Wipfel nach links und rechts und ihre vom Sturm erfaßten Zweige wogten und peitschten auf und nieder, dem ein

neues Krachen folgte, indem viele Kronen und Aeste brachen und zur Erde geschleudert wurden, womit sich das Rauschen und Brausen der durcheinander geschüttelten Nadeln der viele Tausende zählenden Tannen mischte, die den großen Berg oben und unten bedeckten.

Da die Fenster im Speisesaal bebten und klirrten, so daß wir jeden Augenblick befürchten mußten, ihre Scheiben würden eingedrückt und uns in's Gesicht geschleudert werden, so flohen wir eiligst aus dem Saal und rannten kopfüber die Treppe hinab, um in den unteren Corridor des Hauses zu gelangen, den wir glücklicher Weise schon von den durch Sterchi's Leute schnell aufgehängenen Laternen beleuchtet fanden.

Ich war der Letzte, der den Speisesaal verließ, denn mich erfaßte ein unwiderstehliches Verlangen, noch einen Blick nach dem Brienzer See hinunter zu werfen. Und es sah grausig schön und doch erhaben aus, was da vorging. Die sonst so ruhig fließenden Gewässer des stillen Sees wälzten sich augenblicklich, wie von einem unterirdischen Riesen in die Höhe gehoben, ungeberdig hin und her und von ihrer sonst so schönen blauen Farbe war keine Spur mehr vorhanden. Graugelblich schimmernd und so das fahle Licht der Luft auch in sich bergend, stürzten die wildgewordenen Wogen über die Ufer nach beiden Seiten hin, als ob sie alles um sie her ausgebreitete Land verschlingen wollten. Aber das dauerte nur einen kurzen Augenblick. Bald sah ich von der eigentlichen Oberfläche des Wassers gar nichts mehr. Sie war wie verschwunden, und da, wo sie früher gewesen,

lag eine Art wirbelnder Schneedecke oder wie zu Schaum geschlagenes Wasser, dessen Atome die ganze weite Fläche in ein weißes, lebhaft schillerndes und sich bewegendes Gewand kleideten. Auch die schönen Berge ringsum waren unsichtbar geworden; an ihrer Stelle huschten geisterhafte, plötzlich aufgestiegene Schatten, die nur dann und wann ein durch sie hindurchfahrender Blitz erleuchtete, und von ihrer unsichtbaren Höhe wie von unserm Berge herab tönte ein so unablässiges Krachen hernieder, als ob alle bösen Geister der Welt hier im Kampf begriffen wären und wuthentbrannt gegen einander prallten.

Jetzt erst, nachdem ich auch dies gesehen, eilte ich der übrigen Gesellschaft in den unteren Corridor nach und da standen Alle angstvoll, bebend und schauten sich mit bleichen Gesichtern an. Nur die drei Engländerinnen fand ich zu meiner Verwunderung von Allen am meisten gefaßt, und als hätten sie Aehnliches schon oft erlebt, schien es gar nicht den Eindruck auf sie hervorzubringen, der uns Uebrigen so sichtbar anzumerken war.

Da, als ich eben bei ihnen angelangt, drängte sich Sterchi, noch eine hell brennende Laterne in der Hand tragend, durch uns hindurch und gerade da, wo ich stand, hing er sie über mir an einem Nagel auf, worauf er in meiner Nähe stehen blieb, auf das Sausen und Brüllen des Sturmes draußen horchend, das sehr deutlich hier zu hören war, während die unaufhörlich sich folgenden Blitze uns verborgen blieben.

Plötzlich aber schreckte er zusammen und mir selbst bebten die Kniee. Ein furchtbarer Donner, viel furchtbarer als vorher, wie Lawinen- und Gewitterdonner in einen Schlag vereinigt, wurde vernehmbar und ihm folgte ein lange andauerndes Krachen und Brechen, das uns irgend ein neues unvorhergesehenes Unheil ahnen ließ.

»Was war das eben für ein furchtbarer Donnerschlag?« fragte ich ihn.

Der starke Mann war ganz bleich geworden und sagte erst nach einer Weile, als ob er sich besinnen müsse, was er sprechen solle:

»Einen solchen Orkan habe ich in den neun Jahren, die ich hier oben im Sommer wohne, noch nicht erlebt. Jener Schlag war kein Donnerschlag, sondern bedeutete gewiß einen Windbruch und irgend wo, hier ganz in der Nähe, hat der plötzliche Andrang des Sturmes einen Theil unseres schönen Bergwaldes niedergelegt. O, sehen Sie, was wäre aus Ihnen geworden, wenn dieser Sturm Sie heute unterwegs nach der Alp ereilt hätte? Er hätte Sie erfaßt und wie eine Feder in die Lüfte gehoben, und ehe Sie einen Laut ausstoßen konnten, in irgend einen Abgrund geschleudert. Sie haben keinen Begriff von der Kraft und Gewalt dieser Stürme. Und wie ich es Ihnen heute Morgen gesagt: der Föhn ist nicht allein mehr über und um uns – er kämpft schon mit der Bise, und das Krachen, das Sie eben gehört und welches ohne allen Zweifel einen Windbruch bezeichnete, hat sie, die Bise, zu Wege gebracht, denn wenn mich nicht Alles täuscht, liegt der zerstörte Wald auf der nördlichen Bergseite.«

»Wie lange wird das noch dauern?« fragte jetzt eine an uns sich herandrängende Dame, auf deren bleichem Gesicht namenlose Angst und Schrecken ausgeprägt lagen.

Sterchi zuckte die Achseln. »Möglich, daß es die ganze Nacht hindurch dauert,« sagte er endlich.

»O!« wimmerte Alles um uns her auf, »das ist ja entsetzlich!«

In der That, die Kraft und Wuth des Ortans war ungeheuer. Alles im Freien vor den Thüren Befindliche, was nicht niet- und nagelfest war, wurde wie Spreu davongefegt. Die schweren Bänke und Tische wurden wie Strohhalme emporgehoben und den grünen Abhang nach dem Rugen hinunter gerollt. Nur die alten Kirsch- und Birnbäume, durch hundert Stürme gehärtet, widerstanden dem fürchterlichen Anprall, aber ihre Aeste und Zweige, die nicht herabgerissen waren, schüttelten sich wie verzweiflungsvoll und ihre Blätter stoben wirbelnd in der aufgewühlten Luft umher.

Wie es da draußen vor der Thür und auf der Hausalp aussah, sollte ich sogleich erfahren. Sterchi gab mir einen Wink und stieg wieder die Treppe nach dem Speisesaal hinauf. Ich folgte ihm auf dem Fuße. Aber auf dem oberen Corridor blieben wir an einem nach der Hausalp hinausgehenden Fenster stehen und schauten einen Augenblick hinaus.

»Da, sehen Sie unsere alte sturmefeste Wettertanne über der Damen Lieblingsbank!« sagte mein Wirth.

In der That, sie schien lebendig geworden zu sein und zu wandeln. So warf sie ihre breite Krone hin und her

und jeden Augenblick dachten wir, sie müsse brechen; aber immer wieder richtete sie sich elastisch auf, bis sie von Neuem in tanzende Bewegung gesetzt wurde. Dabei war sie bald magisch hell erleuchtet, bald in tief schwarze Nacht getaucht, denn hundert Blitze umzuckten sie und das noch immer über uns stehende Gewitter schien sich gerade sie zum Zielpunkt seiner Geschosse genommen zu haben.

O ja, diesen Abend und diese Nacht wird der Canton Bern so leicht nicht vergessen. An mehr als fünfzig Orten soll der Blitz eingeschlagen und gezündet haben, meist aber in dem Tieflande, wie sich denn auch die Bewohner der Berge damit schmeicheln, daß der Blitz ihre hochgelegenen Niederlassungen zu verschonen pflege, weshalb auch Niemand daran denkt, einen Blitzableiter an einem Hause auf den Höhen anzubringen. Daß dieser Volksglaube durch jahrelange Erfahrungen darin entstanden und einigermaßen berechtigt ist, läßt sich nicht läugnen, eben so gewiß ist es aber auch, daß der Blitz doch bisweilen die sich vor ihm sicher wahnenden Freistätten heimsucht. So geschah es auch in dieser Nacht, die ich auf dem Abendberge zubrachte, denn einige Tage später hörten wir, daß der Blitz in die Scheune auf dem Faulhorn eingeschlagen, doch keinen Brand verursacht habe. Er fuhr gerade in den Pferdestall, warf die darin zufällig versammelten Maulthiere und Pferde um, tödtete aber nur ein einziges davon, während die anderen mit dem Schreck und einer kurzen Betäubung davon kamen.

Vom Corridor aus begab ich mich mit Sterchi in den Speisesaal, um auch nach den anderen Seiten hin einen Ueberblick zu gewinnen. O, was für ein schauriges und doch großartiges Bild bot sich uns da! Der sonst so schöne blaue Brienzer See war jetzt in eine schwarze, sich noch immer hin und her schüttelnde chaotische Masse verwandelt, über der ein weißer Dunstkreis, von zerstäubten Wassertropfen herrührend, gleich wogenden Nebeln schwebte. Düster und gespenstig blickten die ebenfalls ganz schwarz erscheinenden Gebirgskämme in seine grausige Tiefe nieder, nur bisweilen von blau und violett gefärbten Blitzstrahlen geisterhaft erleuchtet.

Aber auch in unsrer unmittelbaren Nähe ging es lärmvoll und grausig genug her. Von den Dächern des weiten Hauses fielen ohne Unterlaß losgerissene Schindeln, und eingedrückte Fensterscheiben prasselten in den Hof hinab. Auf allen Seiten vernahm man bald ein dumpferes, bald helleres Klingen, zumal, was auch einige Male geschah, wenn Fensterläden gelockert und losgerissen wurden, um dann in Stücke zerschellt auf das um das Haus herum laufende Pflaster niederzustürzen.

Als Sterchi hiervon Kunde erhielt, verließ er mich rasch, um überall nach dem Rechten zu sehen und wo möglich den Schaden schleunigst auszubessern. Ich folgte ihm bald darauf, konnte ihm aber nicht helfen, und so begab ich mich wieder in den unteren Corridor hinab, wo sich indessen die Scene einigermaßen zum Besseren gestaltet hatte.

Ein im unteren Hausgeschoß wohnendes Schweizerpaar hatte bereitwillig sein großes Zimmer geöffnet und den auf dem Corridor weilenden Gästen dargeboten. Es lag dies Zimmer mit vier großen Fenstern nach Norden und Osten hinaus, gerade unter dem meinigen, und so war es dem Anprall des Föhns weniger ausgesetzt, wie es denn auch einen weiten Umblick in's Freie gestattete.

In diesem Zimmer nun waren jetzt mehr als zwanzig Menschen versammelt, die plötzlich sehr vertraulich gegen einander geworden waren, und auf allen Gesichtern sprach sich die gleiche Angst und Besorgniß aus. Niemand fragte hier mehr, wer Wirth und wer Gast sei, sondern machte es sich, wo es nur eben ging, möglichst bequem. Auf beiden Betten, auf allen Stühlen, auf dem großen Sopha saßen sie Alle durcheinander oder standen an den fest verschlossenen Fenstern, um die grausige Verwüstung draußen anzuschauen. Auch Mrs. Duncan und ihre jungen Damen hielten sich hier auf, und ihnen hatten sich Nelly und Ned angeschlossen, die merkwürdig gefaßt waren, wie ihre Herrschaft, und denen Niemand den Eintritt in dies Privatgemach verwehrt hatte.

Wir mochten hier etwa eine Stunde versammelt gewesen sein, als plötzlich Sterchi in unsere Mitte trat, und schon sein aufgeheitertes Gesicht sah ungemein tröstlich aus und brachte sogleich eine ermuthigende Wirkung auf Alle hervor.

»Meine Damen,« sagte er mit lauter Stimme, während auf der Stelle jedes Gespräch verstummte, »haben Sie nur noch kurze Zeit Geduld; der erste Stoß, der immer der

heftigste ist, ist lange vorüber und nun wird es bald besser werden. Von morgen an werden wir wieder die köstlichste frische Luft und dann anhaltend gutes Wetter haben. So ist es nach solchem Sturm in der Regel hier oben. Unten in Interlaken tobt es übrigens nicht viel weniger heftig als bei uns, nur können die Menschen dort einander mehr helfen als hier, wenn es nöthig ist, während wir kein Unterkommen als unser Haus und die Scheune haben.«

Indessen sollte diese ermuthigende Rede doch noch nicht so bald ihre volle Bestätigung finden. Das Kämpfen und Wüthen in der Natur dauerte noch längere Zeit in ungeschwächtem Maße fort und es sah gerade so aus, als ob die zwei unsichtbaren feindlichen Mächte sich vorgenommen hätten, nicht eher ihre Schlacht zu beendigen, als bis die Vernichtung der einen vollständig der anderen gelungen wäre.

Wie rasch uns dabei die Zeit verging, ist mir noch heute unerklärlich, und ich weiß wahrhaftig nicht, wo die Stunden der Nacht hinter uns geblieben waren. Denn als ich einmal nach der Uhr sah, die ich im Drange des Augenblicks beinahe aufzuziehen vergessen, fand ich, daß es schon ein Uhr vorüber und um diese Zeit erst schien das Ungestüm des Sturmes bedeutend nachzulassen, obgleich eine neue Erscheinung sich bemerklich machte, die den endlichen Sieg des Nordwindes, der Bise, verkündete. Denn von ein Uhr an ergoß sich ein dämonisch prasselnder Regen, mit großen Hagelkörnern gemischt,

über den Abendberg und kühlte die bis dahin so schwüle Luft wunderbar rasch ab.

Als ich den Hagel auf unser Dach prasseln hörte, wandte ich mich zu Sterchi, der sich noch unter uns befand, und sagte: »Nun, wer hat das Feld draußen behauptet?«

Er lachte und erwiderte schnell: »Aha, Sie merken es schon. Na ja, es ist so gekommen, wie ich vorausgesagt: der Nordländer hat wie immer den Sieg davon getragen. Der Föhn ist aber stets der Streithengst, er fängt den Kampf an und schlägt zuerst am heftigsten zu. Doch seine Kraft dauert nicht lange; sobald er, ernstlichen Widerstand merkt, ermattet er, und wenn die Bise das eräth, verdoppelt sie ihre Stärke und behauptet endlich das Schlachtfeld. So auch heute, und daß wir jetzt den Hagel haben, ist der Beweis davon, denn ein solches Geschoß besitzt der heißblütige Südländer nicht. Indessen ist der Kampf immer noch nicht ganz zu Ende und ein paar Stunden dauert er gewiß noch.«

Er hatte so ziemlich Recht, denn bis lange nach zwei Uhr dauerte das Ungestüm des Sturmes und da hörte auch erst der Hagel auf und es blieb nur noch ein heftiger Regenguß, der es sich zur Pflicht gemacht zu haben schien, die unerträglich heiße Temperatur ein für alle Mal zu vertreiben.

Gegen halb drei Uhr aber trat eben so plötzlich wie der Sturm gekommen war, eine wunderbare und uns ergreifende Stille in der Natur ein. Selbst der Regen ließ nach und nicht der geringste Ton von außen her ward

mehr vernommen, so daß wir es endlich wagten, die frische Luft in das überheiße Zimmer strömen zu lassen. Wir athmeten Alle aus tiefster Brust auf, alle Versammelten drückten sich die Hände und gratulirten sich, daß sie so mit heiler Haut davon gekommen seien und nun doch so glücklich das Ende des Unwetters erlebt hätten.

Jetzt erst erklärte auch Sterchi dasselbe für beseitigt und knüpfte daran die Mahnung, daß man nun daran denken könnte, ohne Sorge zu Bett zu gehen.

Da gab es denn ein allgemeines und lebhaftes Gute-nachtsagen. Man nahm den zärtlichsten Abschied von einander, als würde man sich erst in längerer Zeit wiedersehen. Die Frauen und Mädchen küßten sich, die Männer schüttelten einander die Hände und auch ich bekam von meinen drei englischen Freundinnen, die sich bis an's Ende so muthig und gefaßt gezeigt, einen herzlichen Händedruck.

Wir Vier stiegen zusammen die Treppe nach unserm Stockwerk hinauf und erst auf dem Corridor vor der Thür der Damen trennten wir uns. Nur mit Ned, der jetzt auch nach seinem Dachkämmerchen hinaufstieg, sprach ich noch einige Worte, da mir sein zuversichtliches Wesen, das mit seiner am Tage vorher gezeigten Angst gar nicht im Einklang stand, mehrmals aufgefallen war.

»Nun, Ned,« sagte ich, »hast Du Dich diese Nacht wieder recht geängstigt?«

»Warum, Massa Doctor, sollen sich Ned geängstigt haben?« fragte er ganz naiv. »Vor dem Wind und dem Blitz? O nein, davor ängstigen ich mir gar nicht, denn die haben

ich schon oft auf dem großen Wasser erlebt, als Nelly und ich mit Miß Mary von St. Louis; herüberkamen. Das – das sein bei Weitem nicht so schlimm, wie – wie –« und hier legte er mit einem bedeutungsvollen und mich vertraulich anglotzenden Gesicht – den Finger auf den Mund.

»Ah so, wie – der Geist!« sagte ich ihm leise in's Ohr.

Er nickte mit offenem Munde und dann sagte er mit ganz heiserem Stimmtone, der wieder seine innere Angst verrieth:

»Nicht davon sprechen, Massa Doctor! Ja, das sein viel, viel schlimmer und davor allein haben ich Angst.« –

Als ich Ned verließ, begab ich mich noch nicht sogleich in mein Zimmer, sondern suchte noch einmal Sterchi auf, den ich auf der Durchwanderung seines ganzen Hauses begriffen fand, wobei ich mich ihm sofort anschloß. Wir fanden Alles in bester Ordnung und nichts war vorhanden, was uns für's Erste beunruhigt hätte. Als wir aber endlich von einander schieden und der wackere Mann mir die Hand reichte, sagte er:

»Nun, Herr Doctor, das war heute kein hübscher Tag und auch keine angenehme Nacht, aber wir haben sie beide glücklich überstanden. Ich danke Gott, daß es so vorübergegangen ist. Es konnte leicht schlimmer kommen. Indeß vor morgen – oder vielmehr vor dem heutigen lichten Morgen habe ich doch einige Angst. Erst wenn die Sonne aufgegangen ist, können wir unsern Schaden besehen und daß der nicht gering ist, weiß ich im Voraus. Es wird Mancherlei auszubessern und zu

flicken geben. Ach, am meisten aber thut mir unser schöner Wald unten leid, denn daß den die verrätherische Bise, die so heimtückisch heranschlich, zum Theil gepackt hat, ist so gut wie gewiß. Morgen können Sie mich hinunterbegleiten, denn sehen muß ich das Unheil, und da werden wir ja bald erfahren, was uns der Würgengel genommen hat. Gute Nacht jetzt und schlafen Sie wohl! Sie werden müde sein, wie wir Alle, aber nun haben Sie doch einmal einen Föhn bei mir erlebt und eine ihm feindliche Bise obendrein. Gute Nacht!«

ZEHNTER CAPITEL. JAKOB TRITT ALS SAMARITER AUF.

Als ich mich endlich lange nach drei Uhr halb angekleidet auf's Bett warf, denn ich fürchtete immer noch eine Wiederkehr des gefährlichen Elementarkampfes, gestand ich mir ehrlich ein, daß ich in den letzten Stunden eine große Besorgniß gehegt und mich davon herzlich ermüdet und abgespannt fühlte. So dankte ich denn zuerst Gott, daß Alles so glücklich vorübergegangen, denn was wäre aus uns in dem einsamen Hause auf abgelegener Höhe geworden, wenn der Blitz bei uns eingeschlagen, gezündet und der wilde Föhn selbst unsere einzige Zuflucht, die mit Stroh gedeckte Nachbarscheune, in Brand gesetzt hätte? An ein solches Unheil wagte ich gar nicht zu denken, und um meine Gedanken davon abzuleiten, dachte ich lieber an meinen armen Kranken oben auf der Alp, was mir aber auch kein tröstlicher Einfall zu sein schien. Denn je länger ich mir vorstellte, wie der Föhn da oben gewüthet haben mochte, der dem einsamen Hause

so recht aus erster Hand in Thür und Fenster geblasen, um so besorgter wurde ich um den armen Mann und ich fragte mich zehnmal, wie es ihm wohl ergangen sein, was er empfunden haben möge und ob ihm nicht endlich seine selbstgewählte Einsiedelei dadurch gründlich verleidet worden sei?

Indessen, obgleich diese Gedanken wohl geeignet waren, mich von Neuem wachzuhalten, so besiegte sie doch endlich meine große Müdigkeit und ich schlief bald, durch nichts mehr gestört, sanft und ruhig ein.

Auch war mein Schlaf ungewöhnlich fest und dauerte viel länger, als es mir eigentlich wünschenswerth gewesen. Aber die Ermattung meines Körpers mußte zu groß sein und der Föhn hat ja die Eigenschaft, die menschliche und thierische Organisation übermäßig zu erschlafen und die Kräfte rasch zu erschöpfen, so daß sie, trotz dem dagegen anstrebenden Geiste, nach überstandnem Angriff nur zu sehr einer längeren Ruhe zu ihrer Erholung bedürfen. So hatte ich mir vorgenommen, heute schon um sechs Uhr aufzustehen und den Sennjungen auszukundschaften, dessen Erscheinung ich und Sterchi mit gleicher Spannung entgegensahen, allein ich schlug die Augen erst gegen acht Uhr auf, und da, wenn er so zeitig wie gewöhnlich gekommen war, mußte Christen schon lange wieder das Haus verlassen haben.

Etwas unwillig über mich selber, kleidete ich mich eilig an und begab mich in Sterchi's kleines Bureauzimmer, wo ich ihn auch schon bei der Arbeit sitzend fand. Aber auf

meine Frage nach Christen und ob er vielleicht Kunde von Mr. Scott gebracht, sagte er mir:

»Nein, Herr Doctor, Christen ist heute gar nicht gekommen und ich glaube auch nicht, daß der arme Junge vor einigen Stunden kommen kann, da die Wege durch Morast gewiß unpassirbar oder durch gefallene Bäume gesperrt sind. Ich habe ihm schon vor sieben Uhr einen Knecht entgegengeschickt, allein der hat ihn nicht getroffen und sagt, der gewöhnliche Weg nach der Alp sei kaum gangbar, das Wasser habe ihn theilweise weggerissen und umgebrochene Bäume lägen gerade an Stellen, die man ohne Lebensgefahr nicht umgehen könne. So gedulden Sie sich denn wie ich mich gedulde, und nehmen Sie heute wie alle übrigen Gäste mit Ziegenmilch zum Kaffee und trockenem Brode vorlieb, da ich weder Kuhmilch noch frische Butter von der Alp beziehen kann. Ich bin auch um meine Kühe und die neue Sennhütte besorgt, denn obgleich sie fest genug gebaut ist, so hat sie einen solchen Sturm doch noch nie erprobt und liegt dem Anprall des Föhns unmittelbar ausgesetzt.«

Ich ging wieder nach meinem Zimmer und ließ mir von Anna meinen Kaffee mit Ziegenmilch und trockenem Brode verabreichen, was mir in meiner Besorgniß um die Alp noch eine sehr geringe Einbuße erschien. Indessen hielt ich mich sehr gern im Zimmer auf, um noch etwas Nachruhe zu halten, denn mir war es, als ob mir alle Glieder zerschlagen wären und ich noch einmal die Augen schließen müßte.

Auch schlief ich wirklich ein, wurde aber um halb zehn Uhr wieder von Sterchi geweckt, der mir die Meldung brachte, daß Christen vor einer Stunde gekommen sei, aber so gut wie nichts über Mr. Scott gewußt habe. Er werde wohl ruhig in seinem Hause gesessen haben, hatte der Junge gesagt, und das liege ja in seiner Felsschlucht und unter den Tannen ganz sicher. Letztere würden ihm mit dem Schlagen ihrer Aeste und dem Sausen ihrer Nadeln allerdings eine etwas laute Nachtmusik gemacht haben, aber ein Unheil sei ihm gewiß nicht geschehen.

»Und Ihre Kühe?« fragte ich Sterchi, nachdem ich seinen Bericht mit Theilnahme angehört.

»O, die sind alle gesund und haben das Unwetter glücklich in der Hütte überstanden, wohin Heinrich sie vorsorglich am Abend gebracht, da er ja von da oben her das Unwetter lange vor seinem Ausbruch heraufziehen sah. Aber der Christen, der arme Junge, hat einen mühsamen Marsch bis hierher gehabt. Er ist über den obersten Kamm des Berges gekommen, da der untere Weg ganz ungangbar ist, und ich habe schon einige Knechte hinaufgeschickt, die die gefallenen Bäume bei Seite werfen sollen. Auch den Kamm hat er nur mit Mühe übersteigen können und ist bis über die Kniee in Morast und Schlamm gesunken. Na, der wird sich bald wieder verloren haben, denn sehen Sie doch da, die Sonne scheint wieder und der Wind bläst artig aus Osten über den See her, und der trocknet rasch die überflüssige Nässe auf.«

Als Sterchi mich wieder verlassen, zündete ich mir eine Cigarre an und blickte aus meinem Fenster in die

frisch aufgelebte Natur hinaus. Aber mein Gott, wie sah es da draußen auf der sonst so reinlich gehaltenen Matte vor unserm Hause aus! Die ganze grüne Fläche war mit Trümmern aller Art bedeckt. Baumäste, Tannenkronen und Zweige, mit Gewalt von ihren Stämmen gebrochen, zeigten sich ringsum auf dem Rasen. Alle Stühle, Tische und Bänke, die in der Nähe und unter dem Balcon im Freien gestanden, waren hinabgeblasen und lagen, oft in Stücke zerbrochen, weit unter dem Hause umhergestreut. Viele schöne Tannen, ganz in der Nähe der Scheune, waren gekappt und sahen wie Schiffe auf der See aus, die ihre Masten im Sturm zur Hälfte verloren, und daß sie so leicht dem Anprall nachgegeben, war kein Wunder, denn jetzt bemerkte man erst, wie Hunderte von schweren Tannäpfeln daran hingen, deren Masse dem daherjagenden Föhn eine sichere Handhabe geboten hatte.

Es war auch noch immer sehr windig und die Tannen wiegten sich lebhaft hin und her; große und kleine Wolken schwebten flüchtig am sonst blauen Himmel und ihre Schatten lagen wie scharf umgränzte Inseln auf dem trüb schimmernden See, dessen Wogen sich allerdings schon etwas beruhigt hatten, da der Wind, der jetzt hier oben wehte, unten viel geringer zu sein schien.

Als ich bald darauf nach dem Speisesaal ging, um mich nach den übrigen Bewohnern des Hauses umzusehen, fand ich noch Niemand am Frühstückstisch; Alles schlief noch fest nach der bang durchwachten Nacht. Bald gesellte sich Sterchi zu mir, der eben einige seiner Leute

beordert hatte, die auf der Matte liegenden Gegenstände wieder heraufzuholen und einige Ordnung zu schaffen, und ich theilte ihm nun meinen Wunsch mit, bald nach der Alp aufzubrechen und mich persönlich nach dem Befinden meines Kranken zu erkundigen.

Allein da rieth er mir ernstlich von diesem weiten Gange ab. »Sie können noch nicht hinauf,« sagte er, »der Morast ist viel zu tief und die Bäume, die auf dem Wege liegen, können Sie nicht, wie die Katze, der Christen, umklettern. Nein, nein, warten Sie noch einen Tag, der scharfe Wind, der jetzt weht, trocknet den Weg bis morgen auf und dann will ich Sie selbst begleiten, um einmal nach meinen Leuten und Kühen Umschau zu halten. Wenn Sie aber doch etwas Neues sehen und sich überzeugen wollen, wie der Sturm in der Nacht gewüthet, so kommen Sie lieber mit mir ein Stück den Berg hinab. Die Zerstörung, die der Föhn im Kampf mit der Bise angerichtet, soll grausig sein, mir haben es einige Knechte gesagt, die gleich nach Tagesanbruch eine Strecke hinabgestiegen sind, und da können Sie einmal erfahren, was solch ein Wütherich zu leisten vermag.«

Ich fügte mich nur ungerne in diesen Vorschlag, obwohl ich einsah, wie gut gemeint und richtig er war. So zog ich denn meine Bergrüstung an und bald verließ ich mit Sterchi das Haus, um den Weg nach dem unteren Walde in seiner Begleitung anzutreten.

Unmittelbar in der Nähe des Hauses stand der Wald noch aufrecht, nur hatten viele schöne Tannen ihre Kronen und große Aeste verloren, die ein unentwirrbares

Verhau selbst auf diesem Wege bildeten. Aber je tiefer wir hinabkamen, und wir gingen mehr als eine halbe Stunde weit, um so sichtbarer wurde die Zerstörung, bis wir endlich an die Stelle gelangten, wo der ärgste Kampf gewüthet und Alles umher verstümmelt oder gar vernichtet hatte.

Auf dem Felsen zur Rechten des Weges standen noch alle alten Bäume aufrecht, aber zur Linken, wo der Abendberg sich in bald steilerem, bald mäßigem Gefälle abstuft, lagen die dicken Stämme haufenweis über einander und unser Weg weiter hinab zeigte sich völlig verbarrikadirt. Der Weg von Interlaken her war also nicht gangbar und es kam auch Niemand in den ersten vier Tagen herauf, während die nach der Post gehenden Knechte sich über Wilderswyl ihren Pfad bahnen mußten und vier Stunden zu ihrem Marsche gebrauchten, den sie sonst in zwei zurückzulegen pflegten. In den nächsten Tagen aber entwickelte sich eine ungeweine Thätigkeit auf dem Wege, wo wir augenblicklich standen, denn es wurde die Gemeinde aufgeboten, um den gefallenen Wald aufzuräumen und die über den Weg geworfenen Stämme zuerst zu zersägen und dann bei Seite zu schaffen.

Sterchi stand ganz verduzt und mit zusammengefalteten Händen und sah sich wortlos den ungeheuren Schaden an, da mehr als tausend hochstämmige Bäume dem Sturm zum Opfer gefallen waren.

»Sind das Ihre Bäume?« fragte ich ihn.

»Ach nein,« sagte er, »aber es schmerzt mich doch tief, was ich hier sehe. Dies Alles ist Staats- und Gemeindeguthum und nun können sie billig Holz verkaufen und Jahre lang wieder pflanzen, bis ein sichtbarer Nachwuchs erfolgt. Ich bin noch, so viel ich bis jetzt erfahren, gnädig genug weggekommen, die Gränze meines Waldes ist sehr beschränkt und nur das an Baumwuchs gehört mir, was sich acht Fuß breit um meine Matten herumzieht. So habe ich denn, wie mir meine Leute bis jetzt erzählt, keinen einzigen ganzen Baum verloren, gestutzt aber sind viele, Sie haben es ja selbst wahrgenommen. Aber schauen Sie doch da – diese Riesen, die schon über hundert Jahre zählen! Einer hat den andern im Sturz mit umgerissen und nun wird es hier, viele Jahre hindurch, öde und leer aussehen. O mein schöner Wald!«

Wir konnten den Jammer nicht länger betrachten, die Wüstenei rings um uns her sah zu traurig aus. Sterchi, der als ächtes Schweizerkind mit ganzer Seele an seinem Bergwalde hing, war wie zerknirscht und mir selbst war zu Muthe, als ob mir ein Theil meines eigenen Besitzes zerstört wäre. So wandten wir denn der elementaren Wahlstatt bald den Rücken und kehrten langsam und betrübt nach Hause zurück.

Als wir vor der Thür angekommen, überließ ich meinen Wirth, der den ganzen Tag sehr traurig und wortkarg blieb, seinen Geschäften, ich dagegen stieg nach dem Speisesaal hinauf und fand nun endlich, die Engländerinnen ausgenommen, sämtliche Bewohner der Pension darin um den Frühstückstisch versammelt. Aber sie

kamen mir nicht so heiter wie sonst vor und augenscheinlich hatte der gestrige Tag und die schlaflose Nacht auch bei ihnen eine trübe Nachwirkung oder wenigstens eine Abspannung ihrer Kräfte und Stimmung hinterlassen.

Die englischen Damen hatten, wie ich von Anna hörte, in ihrem Zimmer gefrühstückt und hielten sich auch noch darin auf, und so, nachdem ich mich mit der anderen Gesellschaft ein wenig unterhalten, suchte ich wieder das Freie auf, wo es noch immer Neues genug zu sehen gab.

Auch jetzt noch wehte der Wind stark aus Osten und weiße Sturmwolken rollten rastlos am Himmel hin, sonst aber war die Luft wunderbar frisch und klar, die Umrisse der Bergketten zeigten sich wie mit einem Messer scharf abgeschnitten, die glänzende hell- und dunkelgrüne Farbe der Matten und Wälder hatte sich wieder eingefunden und die gewaltigen Schneeberge schauten gleichsam durchsichtig klar auf die zu ihren Füßen liegende Welt herab, als wären sie stolz, den Stürmen der vergangenen Nacht so trotzig ihre eisige Stirn geboten zu haben. Nur der Briener See schien noch trüb und nicht ganz in Ruhe zu sein und auf seinen hin und her schaukelnden Wogen schwammen entwurzelte Bäume und irgend wo losgerissene Holzstücke in solchen Massen umher, daß die Dampfer ihre Noth hatten, sie mit langen Stangen von ihrem Borde abzuhalten, und nur langsam ihrem Ziele entgegensteuern konnten.

Dieser Tag nach dem Sturm war ein Sonntag und die Dienstleute auf dem Berge hätten also alle nach Herzenslust ihre Neugierde befriedigen und die Zerstörungen

ringsum betrachten können, wenn nicht fast alle Hände zur schleunigsten Arbeit nöthig gewesen wären, um die nächste Umgebung des Hauses von den Verwüstungen zu säubern, die der Sturm darauf zurückgelassen. Indessen nicht alle waren dabei beschäftigt und am wenigsten hatte sich Jakob bemüßigt gefunden, seinen freien Sonntag aufzugeben und der Arbeit obzuliegen, deren es ja nach seiner Meinung in der ganzen Woche in Fülle gab.

Sterchi kannte ihn schon in dieser Beziehung und ließ ihn gewähren. Wußte er doch, daß er ein sonderbarer Mensch, aber immerhin ein fleißiger und treuer Helfer war, und so hatte er ihn auch an diesem Morgen, vielleicht wenig oder gar nicht auf ihn achtend, seine eigenen Wege gehen lassen.

Jakob war, wie mir der alte Peter erzählte, am frühen Morgen noch im Hofe sichtbar gewesen, hatte gestern wie heute lauter denn je gejedelt und die lustigste Miene gezeigt, wie er ja immer bei schwerem oder trübem Wetter that; dann aber war er, sich gar nicht um die so nöthige Arbeit bei seinem Herrn bekümmern, spurlos vom Hofe verschwunden und, weder Morast noch versperrte Wege fürchtend, wie man glaubte, der Rotheck zu aufgebrochen, um sich wahrscheinlich von irgend einem hohen Punkte auf die Wirkungen des Sturmes und seine liebe großartige Heimath in süßer Ruhe zu betrachten.

Eben als mir Peter, schon wieder schwitzend von seiner Morgenarbeit, dies im Hofe berichtete, kamen Mrs. Duncan und die beiden jungen Mädchen die Treppe herunter. Die alte Dame sah ziemlich munter aus und sagte mir,

daß sie von drei Uhr an vortrefflich geschlafen. Miß Lucy war heiter und frisch wie immer jetzt, und auf Miß Mary's bleichem Gesicht lag ein ganz leichter rosiger Schimmer, der mir mit ihren freundlich blitzenden Augen verrieth, daß die bedrückende Angst, die gestern während der Föhnluft auf ihr gelegen, nun gänzlich wieder verschwunden sei. Da wir wegen der Nässe des Rasens noch nicht weit gehen konnten, so spazierten wir unter dem weit vorspringenden Scheunendach, wo es meist immer trocken war, gemächlich auf und nieder und hier erzählte ich ihnen, wo ich am Morgen mit Sterchi gewesen sei und was wir im Walde gesehen hätten.

Da unser Tag so spät angebrochen war, kam der Mittag rasch genug heran und da sich nach Tisch der Wind so ziemlich gelegt, die Sonne aber wieder warm herniederschien, so zeigten die jungen Damen nicht übel Lust, einmal nach den sieben Tannen hinaufzusteigen und zu sehen, ob da der Sturm nicht auch etwa einen sichtbaren Schaden angerichtet. Zwar machte ich sie auf die morastige Beschaffenheit des Weges aufmerksam, allein sie beriefen sich auf ihre festen Bergschuhe und ihre zum Steigen eingerichteten Kleider, und so traten wir unsern Weg an, von Mrs. Duncan bis zur Echobank begleitet, da sie selbst keine Lust bezeigte, auf dem schlüpfrigen Wege in die Höhe zu steigen.

Wir langten mit einiger Mühe oben an, obwohl das von den Höhen herabfließende Wasser schon ziemlich abgelaufen war, und fanden Alles in ziemlicher Ordnung; nur

in der Nähe der Tannen lagen viele abgerissene Zweige und Kronen umher, weit mehr als in der Umgebung der schönen Wettertanne auf der Mitte des Weges, die gestern so standhaft sich behauptet und an ihrem prächtigen Nadelgewand keine Spur von Beraubung wahrnehmen ließ. Eben so standen die beiden, mit großen Steinen beschwerten Hütten unversehrt; auch die festgenagelten Bänke hatten Stand gehalten und von den sieben Tannen selbst war keine geknickt, obwohl gerade sie dem heftigsten Anprall des Sturmes ausgesetzt gewesen waren.

Zu langem Sitzen fanden wir es oben aber doch noch zu feucht, zu kühl und luftig und eben so war auch unsere Unterhaltung nicht gerade lebhaft. Auch schien es mir, als ob wir uns Alle von dem vergangenen furchtbaren Tage und der noch viel furchtbareren Nacht noch etwas bedrückt fühlten und so drehte sich heute denn unser ganzes Gespräch fast nur um den Föhnsturm, der uns einen heißen Gruß aus Afrika's Wüsten gebracht und so viel Unheil in seinem Gefolge gehabt hatte.

Noch eine Stunde hielten wir uns später mit Mrs. Duncan auf dem Balcon vor dem Speisesaale auf und freuten uns der himmlischen Ruhe in der Natur, die sich gestern so stürmisch gezeigt, denn auch der Brienzer See war nun endlich wieder glatt und blau geworden und die ewig rastlosen Dampfer schaufelten unbehindert hin und her und hatten schon wieder zahlreiche Passagiere an Bord, die nach dem Gießbach gingen oder von daher nach Interlaken zurückkehrten, nachdem sie gewiß auch

eine sorgenvolle Nacht unterhalb des stürzenden Wassers zugebracht.

Je weiter nun aber der Tag vorschritt, um so tiefer trat die Erinnerung des Erlebten in den Gemüthern der Menschen zurück und am Abend unterhielt sich unsere kleine Gesellschaft ganz vortrefflich. Denn es ist wunderbar, wie schnell der elastische Menscheng Geist das einmal überstandene Unheil vergißt und sich so leicht wieder in ganz entgegengesetzte Empfindungen versetzen kann. Das zu erkunden, hatten wir in unserm kleinen Kreise heute die beste Gelegenheit. Zwei ältere deutsche Herren spielten mit zwei alten Schweizerdamen gemüthlich eine Partie Whist, die junge Welt sang und jodelte die muntersten Lieder und selbst die drei Engländerinnen hörten ihnen heute im Salon zu, obgleich es ein Sonntag war, den die Engländer in der Regel nur mit Lesen der Bibel oder sonstiger frommer Bücher zubringen. Indessen hatte ich schon lange bemerkt, daß Mrs. Duncan und die Ihrigen in dieser Beziehung über die Vorurtheile und Formenhuldigung ihrer Landsleute erhaben waren und daß sie es nicht mit ihrem christlichen Sinn unverträglich hielten, auch an diesem Tage eine leichte Arbeit zur Hand zu nehmen oder nur von Gott und Christus zu sprechen, die ja an jedem Tage das Menschenherz erfüllen können, ohne daß man nöthig hat, vor aller Welt eine urfromme Gesinnung zur Schau zu tragen.

So war uns Allen der Tag ziemlich schnell vorübergegangen und als wir uns, nach der nur halb im Schlaf zugebrachten Nacht von neuer Müdigkeit befallen, trennten, sprachen wir uns gegenseitig unsere Hoffnung aus, daß vom nächsten Tage an wieder Alles im alten Gleichgewicht sein werde und daß wir von nun an hoffentlich ungestört den Rest unsers Aufenthalts auf dem Berge genießen würden.



Bevor ich mich gegen zehn Uhr zur Ruhe begab, musterte ich von meinem Fenster aus noch einmal den ganzen Horizont, und in der That, heute bot er einen ganz anderen und bei Weitem gefälligeren Anblick als gestern um dieselbe Zeit dar. Ein wunderbar klarer Sternenhimmel spannte sich wie ein unermeßlicher, von Diamanten und Rubinen strahlender Baldachin weit über die ruhende Erde nach allen Richtungen aus und der im reinsten Glanze sich zeigende Vollmond war prächtig über dem im schneeweißen Gewande unter ihm blitzenden Eiger aufgegangen, nachdem er sich mit unwiderstehlicher Kraft durch dunkle, vom Winde zerrissene Wolken seinen Weg gebahnt. Er übergieß das ganze ungeheure Naturbild vor mir mit seinem glänzendsten Licht, Alles ringsum war fast tageshell, wenigstens so weit man über die Matten bis zu den dunklen Waldungen des Rugens hinabblicken konnte. Selbst die Straßen in Interlaken konnte ich von einander unterscheiden; ich sah noch die große Fontaine

im Kurgarten ihren blitzenden Strahl hoch empor werfen und konnte sogar die weiße Linie der stürzenden Wellen der Aare unterscheiden, die donnernd über ihre Schleusen fällt, um sich dann in stürmischem Laufe nach dem Thuner See hin zu verlieren. Auch der Briener See war jetzt wieder spiegelklar, aber von den über ihn hinfallenden Schatten der Bergketten dunkelviolettfärbt, während der Mond seinen glitzernden Lichtstreifen wie eine Funken sprühende Garbe über seine ganze Länge hinwegzog.

Dabei herrschte außer dem Gebrause der fallenden Aare tiefe Stille ringsum, kein Laut war nach vorn hin vernehmbar; nur zur Rechten rauschte der Saxetenbach sein ewiges Nachtlid herauf, und heute lauter denn je, denn seine nach dem heftigen Regen so reichlichen Fluthen fielen mit brausendem Getöse in die wild schäumende Lütchine, deren graue Wellen ich im zitternden Mondenlicht gleichfalls tanzen und glitzern sah.

In Hause schlief Alles bereits fest. Alle Fensterläden waren geschlossen, nur die meinen nicht, denn ich fürchtete ja das frühe Licht des anbrechenden Tages nicht und ließ mich sogar gern zeitig vom Schein der neuen Sonne wecken. Als ich im Bett lag, hatte ich das Haus, wie jeden Abend, von Sterchi schließen hören. Auch die Knechte waren zur Ruh und als ich noch eine Weile nach außen hinhorchte, vernahm ich nichts, was mir irgend einen im Hause noch wachenden Menschen verrathen hätte.

Ich mochte wohl zwei Stunden fest geschlafen haben, als ich durch irgend ein Geräusch in meiner Nähe geweckt wurde. Zuerst, als ich noch halb schlaftrunken war, glaubte ich, daß es ein neuer Windstoß sei, der an meinen Fensterläden rüttelte. Ich horchte auf und als ich mich umsah, gewahrte ich, daß der Mond ungemein hell in mein Zimmer schien. Kaum aber hatte ich dies gesehen, so ließ sich das vorige Geräusch noch einmal vernehmen; aber diesmal klang es ganz anders, und es war, als ob Jemand an mein Fenster pochte und zwar an das, welches nach dem Gehöft hinauslag.

»Nein,« sagte ich zu mir, »das ist nicht der Wind, das ist etwas Anderes!« Und schon richtete ich mich im Bette auf und horchte noch schärfer hin. Da aber pochte es noch einmal und diesmal hörte ich deutlich, daß von außen ein menschlicher Finger an eine meiner Fensterscheiben klopfte.

Jetzt sprang ich flugs aus dem Bette, warf meinen Schlafrock über und trat an das betreffende Fenster. Aber da erschrak ich im ersten Augenblick sehr. Ein menschlicher, im bläulichen Mondlicht wild aussehender Kopf drückte sich von außen dicht an die Scheibe, aber die übrige Gestalt war nicht sichtbar und sie mußte, da mein Zimmer ja ziemlich hoch lag, auf einer an die Hauswand gerückten langen Leiter stehen.

Anfangs, im immer noch nicht ganz wachen Zustande, glaubte ich einen Dieb vor mir zu haben und begann eben zu überlegen, wie ich mich in diesem Falle zu verhalten habe, als mir plötzlich Mr. Scott in die Gedanken kam

und mir einfiel, daß er mir gesagt, er werde mich, wenn er mich einmal sprechen wolle, sei es Tag oder Nacht, in meinem Hause zu finden wissen.

Bei diesem Gedanken war meine ganze Schlaftrunkenheit im Nu verschwunden und ich fühlte selbst, wie mein völlig ermunterter Geist klar und gefaßt dem Kommenden entgegensah. Allein da warf ich noch einmal einen prüfenden Blick auf den dicht vor meinem Fenster sich gegen mich hinneigenden Kopf und das Gesicht, und in diesem Augenblick tauchte auch etwas von der sich höher hebenden Gestalt auf und ich bemerkte nun einen blauen, um Hals und Brust offen stehenden Kittel, einen breitkrämpigen Hut, wie ihn nur ein Mensch auf dem Abendberg trug, und nun war ich endlich gewiß, daß ich keinen Anderen als Jakob vor mir habe.

Ein zweiter, noch schärferer Blick bestätigte dies und rasch öffnete ich nun das Fenster, wobei ich mich nur bemühte, so wenig Geräusch wie möglich zu machen, da mir das ganze Gebahren Jakobs sehr geheimnißvoll vorkam.

Kaum aber hatte ich das Fenster geöffnet und noch nicht die Zeit gefunden, ein Wort zu sprechen, so begann Jakob selbst in ungewöhnlicher Hast zu reden, indem er mit seiner schwer verständlichen und immer etwas singenden Stimme sagte:

»Guten Abend, Herr! Na, es ist gut, daß Ihr mich so bald gehört.«

»Aber was ist denn los, Jakob?« fragte ich, da mir sein Gesicht ungemein bedeutungsvoll erschien und seine ganze Art und Weise etwas Hastiges und ihm sonst gar nicht Eigenthümliches an sich hatte. »Warum störst Du mich denn?«

»Nichts für ungut, Herr,« erwiderte er flüsternd, »aber es machte sich nöthig, und Ihr könnt ja doch thun, was Euch beliebt, wenn ich Euch erst gesagt habe, was ich will. Na, also ich komme so eben von der Alp her, nachdem ich den ganzen Tag auf der Rotheck gelegen habe. Heute Abend, etwa vor drei Stunden, traf ich vor der Hütte des fremden Herrn ein, der da oben wohnt, Ihr wißt ja wohl, wen ich meine. Nun, ich bin schon einige Male bei ihm gewesen, und da ich ihn so lange nicht gesehen, wollte ich mich einmal – ich weiß eigentlich selbst nicht warum – überzeugen, was er machte. Es war noch ziemlich hell da oben, denn die Sonne war noch nicht lange unter und der Mond kam eben wie eine feurige Kugel über den Eiger hervor. Aber in dem Schlafzimmer des Herrn, dessen Fensterläden nicht wie sonst geschlossen waren, was mir schon von Weitem auffiel, brannte Licht. Ich schaute durch das Fenster und da sah ich den Herrn im Bette liegen und eine Lampe stand auf dem Tisch, nicht weit von ihm. Sein Gesicht konnte ich nicht sehen, aber er lag so mäusli still, daß ich mit jedem Augenblick neugieriger ward. Genug, da faßte ich an die Thür und die war auch nicht verschlossen, wie sonst. Ich trat in den Flur und schaute mich um. Das Feuer auf dem Herde in der Küche war erloschen, aber die Thür nach

seinem Schlafzimmer stand offen. Jetzt dachte ich, es sei dem armen Herrn ein Unglück passiert, und ich trat dreist in die Stube und sah nach ihm hin, der wirklich im Bette lag und noch immer ganz still war. Guten Abend, Herr Scott, sagte ich laut, ich will nur einmal sehen, wie es Euch geht, da ich gerade an Eurem Hause vorübergehe, und nehmt mir das nicht übel, ich meine es nicht schlimm mit Euch.

»Allein er sprach auch jetzt kein Wort und es war, als müßte er sich erst besinnen, wer ich sei. So sagte ich denn: Ich bin es, Jakob, von Sterchi unten, und da ich Licht in Eurer offenen Stube bemerkte, bin ich hereingekommen.

»Da wandte er endlich das Gesicht nach mir hin und ich erschrak fast, denn so blaß und elend hatte ich es noch nie gesehen. »Ach, sagte er, Du bist es, Jakob? Nun, es ist vielleicht recht gut, daß Du gekommen bist, Du kannst mir einen Gefallen thun.«

»Recht gern, aber was ist Euch denn?« sagte ich zu dem von aller Welt verlassenen Mann.

»Ich befinde mich unwohl, Jakob,« sagte er, »recht unwohl und bin froh, daß Jemand kommt. Sei doch so gut und hole mir einen Krug voll frischen Wassers, frisch von der Quelle – da steht er – ich vergehe vor Durst und schmachte schon lange danach.«

»Ohne noch ein Wort zu sprechen, that ich sogleich, was er wünschte, nahm den Krug und noch einen andern, aus der Küche und lief nach der Quelle, die ich sehr gut

kenne und die heute laut wie jede Nacht rieselte. Ich füllte die Krüge, lief rasch nach der Hütte zurück, stellte den einen wieder in die Küche und goß ihm aus dem andern ein großes Glas voll Wasser. Er trank es auf einen Zug aus und nickte mir dankend zu, aber dann legte er sich wieder matt in sein Bett zurück und schloß die Augen und mir war es accurat so, als ob er im nächsten Augenblick sterben würde.

»Mich dauerte der arme, hilflose Mann ganz außerordentlich und da sagte ich, indem ich mich dicht an sein Bett stellte: Kann ich Euch nicht sonst noch helfen? – ›Nein,‹ sagte er mit schwacher Stimme, ›ich danke Dir, aber wenn Du willst dem Doctor sagen, der unten bei Sterchi wohnt, daß ich krank bin und daß er mich morgen früh besuchen möchte, so will ich Dir noch mehr dankbar sein.«

Jakob schwieg, als habe er mir nun genug gesagt. Ich dachte einen Augenblick nach, dann sagte ich: »Klagte er denn nicht etwa über etwas Besonderes? Hatte er Schmerzen oder bemerktest Du eine Athemnoth an ihm?«

»Ach nein, Herr, ich bemerkte gar nichts weiter und daran dachte ich auch nicht. Auch klagte er nicht, wie er nie klagt, aber in seinem Herzen sah es gewiß recht traurig aus, denn er hatte ein sehr betrübtes und elendes Gesicht.«

Dies Alles wurde von Jakob in einer so zusammenhängenden und vernünftigen Weise vorgebracht, wie ich

ihn noch niemals sprechen gehört, und dabei hatte seine Stimme eine seltsame Weiche angenommen, die sein tiefstes Mitgefühl verrieth und mich in Wahrheit rührte. Ich besann mich eine Weile, was unter diesen Umständen zu thun, und blickte dabei in die fast tageshell beleuchtete Landschaft hinaus. Mich wandelte mit einem Mal die Lust an, einen Spaziergang zu machen, wie ich ihn lange nicht gemacht, und sollte es selbst auf einem in der Nacht bei mißlichem Mondenlicht nicht angenehmen und beschwerlichen Wege sein.

»Also er ist sehr krank nach Deiner Meinung?« fragte ich noch einmal.

»Ja, gewiß, Herr, und eine Hülfe thäte ihm sicher Noth.«

»Nun,« fuhr ich fort, »so wäre es am Ende gut, daß ich ihn bald besuchte?«

»Das habe ich auch schon gedacht,« sagte Jakob ganz erfreut, »aber ich habe es Euch nur nicht sagen wollen.«

»Ist es im Walde und auf dem engen Wege sehr finster?« fragte ich noch.

»O ja, ganz hübschli finster und ganz hübschli naß, Herr, namentlich auf dem grünen Anger, der vor der Sennhütte liegt. Aber ich bin doch hindurchgekommen, wie Ihr seht, und wenn Ihr auch hingehen und mich mitnehmen wollt, so gehe ich sehr gern noch einmal mit und hole eine Laterne, die uns im Walde leuchten kann.«

»Das ist ein vernünftiger Gedanke, Jakob!« rief ich erfreut. »Ja, begleite mich zu dem kranken Mann und hole die Laterne, aber zünde sie nicht schon hier unten an,

damit Niemand etwa auf unser Thun aufmerksam werde. Bis nach dem Walde hinauf giebt uns ja der Mond genug Licht. Und während Du gehst und die Laterne holst, werde ich mich ankleiden.«

Jakob nickte blos und glitt wie ein Schatten leise die Leiter hinunter. Ich aber kleidete mich rasch an und schon in fünf Minuten war ich zu der so schnell beschlossenen Reise gerüstet. Als ich fertig war, nahm ich meine kleine Reiseapotheke, steckte sie in eine Art leichter Jagdtasche und hing sie mir über die Schulter. Nachdem ich dann noch meinen Bergstock genommen, stieg ich mittels eines Stuhls auf das Fensterbrett und schwang mich vorsichtig auf die oberste Sprosse der Leiter. Denn zur Hausthür konnte ich nicht hinausgehen, da ich Niemand wecken und das Ziel meines Weges nicht verrathen wollte, um kein unnöthiges Aufsehen zu erregen. Als ich die Leiter betrat, stand Jakob, die Laterne in der Hand, schon wieder am Fuße derselben und hielt sie fest. Dann erst drehte ich mich um, zog mein Fenster wieder zu, drückte von außen die Jalousien vor und stieg nun hinab. Jakob kam mir einige Stufen entgegen und nahm mir meinen Bergstock ab und als ich unten war, gab er ihn mir wieder und bat sich dafür meine Tasche aus, die er sich flugs über die Schulter warf. Dann, damit Niemand die Art und Weise meines Entkommens errathe, trug er die Leiter wieder an ihren gehörigen Platz unter das Scheunendach, und ohne ein Wort weiter zu sprechen, stiegen wir auf dem kürzesten Wege hinter der

Scheune die Hausalp hinan, bis wir den breiteren Fußweg erreichten, der uns auf die grüne Höhe führte.

Ich muß es aufrichtig gestehen: der Wunsch, dem einsamen kranken und hilflosen Mann beizustehen, war es nicht allein, der mich zu diesem nächtlichen Besuch antrieb. Es war auch der sehr natürliche Wunsch und vielleicht auch eine unter diesen Umständen verzeihliche Neugierde beigemischt, endlich zu erfahren, welcher Kummer diesen Mann niederbeugte, und so dem Interesse zu genügen, das ich vom ersten Augenblick an an dem Schicksal dieses von der Welt wundgedrückten Sonderlings genommen hatte. Daß ich jetzt aber endlich der Lösung des mich schon so lange beschäftigenden Räthfels näher gekommen sei, sagte mir ein instinktartiges Vorgefühl und so trat ich meinen nächtlichen Weg mit laut schlagendem Herzen und jede Minute wachsender Geistesspannung an.

Langsam begannen wir die Hausalp zu besteigen, viel zu langsam für meinen so rasch vorwärts drängenden Trieb, und das ließ ich auch Jakob durch einige leise Winke merken, da ich den mir jetzt so willig folgenden Mann, der den ganzen Tag vorher auf den Beinen gewesen war, nicht zu hastig antreiben wollte. Allein Jakob wußte wohl, was er that und keiner meiner Winke verfieng bei ihm. Er ließ sich aus seinem gleichmäßigen schleppenden Gange nicht herausbringen und rief mir mehr als einmal mit seiner tiefen Gutturalstimme zu:

»Hübschli langsam, Herr! Solche Eile hat es ja nicht und wir kommen immer noch zur rechten Zeit an, wo wir hin wollen.«

So mußte ich mich denn wohl in das gemessene Wesen meines Begleiters fügen, und ohne auf der Hausalp einmal anzuhalten, setzten wir ununterbrochen unsern Weg fort. Erst auf der obersten Terrasse, bevor wir in den unheimlich dunklen Wald eintraten, blieb ich eine Weile stehen, um meinen kurz gewordenen Athem zur Ruhe kommen zu lassen und dabei einen raschen Rückblick auf das so heimlich verlassene liebe Haus zu werfen. O wie friedlich lag es, als wäre es selbst im Schlummer, unter den flackernden Sternen, einer weißen Wolke gleich da, und nichts unterbrach die Stille ringsum, als das Rauschen der Aare und dann und wann ein Hundegebell von Neuhaus her. Hell und klar, wie ich ihn selten im Gebirge gesehen, stand der glanzvolle Mond westlich von der Jungfrau und ließ seinen silbernen Schein liebevoll in die Thäler und auf die Gletscher aller Schneeberge fallen, deren Oberfläche einem beständigen Lichtwechsel unterlag, da oft eine graue Wolke darüber hinflog und dann einen rasch verschwindenden Schatten über die funkelnenden Eisgründe warf.

Während ich so still stand und mein Auge an dem herrlichen Nachtbild weidete, war Jakob schon in den dunklen Wald eingetreten und hatte seine Laterne angezündet, und das war, wie ich sehr bald erkannte, durchaus nöthig, denn der Raum oben zwischen den Tannenzwipfeln, durch den das Licht vom Himmel hereinfiel, war

nur überaus schmal und eine solche Dunkelheit, wie ich sie jetzt mich umgeben sah, hatte ich noch niemals in meinem Leben wahrgenommen. Erst als ich mein Auge allmählig daran gewöhnt, kam es mir erträglich heller vor, und da Jakob mir langsam voranging, seine Laterne unmittelbar über dem Boden hielt und mich auf jeden großen Stein aufmerksam machte, so kam ich mit einigem Stolpern und Fehltreten leidlich genug den ersten steilen Absatz hinauf. Gesprochen wurde sehr wenig unterwegs, nur dann und wann fügte Jakob seinem Wink mit der Laterne ein kurzes Wort hinzu und dabei ging er so langsam, wie ich es nie an ihm gesehen, obgleich sein Gang immer lässig erschien und er sich überall Zeit zu nehmen verstand.

Meine Ungeduld, vorwärts zu kommen, wuchs denn auch allmählig immer mehr an und endlich konnte ich mich nicht enthalten, zu fragen:

»Bist Du etwa vom Umherschweifen an diesem Tage müde, Jakob?«

»O nein, Herr,« antwortete er, »ich bin hübschli frisch und Müdigkeit in den Beinen giebt es für mich nicht. Wenn ich täglich meine Portion Schlaf habe, dann halte ich es lange aus, und diese Portion habe ich mir heute Nachmittag auf der Rotheck zugelegt. Also seid nicht bange um mich, Herr, aber langsam gehe ich immer; man schwitzt so schon genug, wenn die Nachtluft heute auch gerade nicht warm und drückend ist.«

Bisweilen erlitt unser Marsch dennoch einige Unterbrechung und wir mußten reiflich überlegen, wie wir uns

in der sich zeigenden Verlegenheit benehmen wollten. Bisher war der Weg zwar morastig und steinig genug gewesen, aber ein größeres Hemmniß hatte er uns nicht gebracht. Nun aber kamen wir an Stellen, wo vom Sturm umgerissene Bäume quer über dem Wege lagen und sie mußten wir entweder überklettern oder umgehen, was stets eine unangenehme Sache war, da der Bergwald zur Rechten sehr steil aufstieg und zur Linken eben so jäh in die Tiefe stürzte. Indessen wanden wir uns immer glücklich hindurch und Jakob war überall bei der Hand, wenn es mich sicher zu leiten oder festzuhalten galt.

Nur einige Male war ich unterwegs stehen geblieben, um Athem zu schöpfen und dabei nach den Eisbergen zur Linken hinüberzuschauen, wenn sie in einer Waldlücke sichtbar wurden. Und je höher wir kamen, um so schöner wurde die Beleuchtung, obgleich die vom Monde bläulich angehauchten Gletscher und Firnfelder immer etwas Starres und Gespenstisches an sich tragen, was sie bei Nacht viel dämonischer und feindseliger als am Tage erscheinen läßt. Aber die Luft war köstlich, frisch und rein; Alles duftete ringsum wie von Waldmeister und Maiblumen, und so hatte ich einen Genuß von meiner nächtlichen Wanderung, wie ich ihn bisher noch nicht kennen gelernt.

Uebrigens kam mir heute der Weg viel länger als sonst vor und der Wald schien mir gar kein Ende nehmen zu wollen. Mochte es nun sein, daß ich mich sehnte, aus der mich umgebenden Finsterniß herauszukommen,

oder nahm meine Ungeduld, an Ort und Stelle zu sein, jeden Augenblick zu. Nur das Steigen war mir nie so leicht geworden, wie diesmal, ich fühlte nicht die geringste Beschwerde, und rüstig wie je bewegte ich mich empor, als ob meine Kraft, statt allmählig abzunehmen, mit jedem Schritt im Wachsen begriffen wäre.

Endlich jedoch traten wir aus dem Walde heraus und, vom grellen Mondlicht überstrahlt, breiteten sich vor uns die langgestreckten hügeligen Matten aus, die uns die allmählig näher rückende Alp verkündeten. Unwillkürlich hielt ich an dieser Stelle meinen forteilenden Fuß an und schaute mit stillem Entzücken auf das unermesslich große Naturbild vor mir hin. Die ganze Gebirgswelt, in deren Mitte ich mich befand, lag in einer magischen und mein Auge im ersten Moment fast blendenden Beleuchtung da, zumal mich ja so eben noch tiefe Nacht umgeben hatte. Drüben links die ernst und majestätisch herüberblickenden Eisriesen, vom milden Mondlicht umflossen; gerade vor mir die steil aufstrebende Suleck, eben so klar wie jene, aber bei Weitem weniger schaurig und viel übersichtlicher in ihren grünen Wellencontouren. Rechts der gigantische Schwalmere mit seinem drohenden Steingesicht, und zwischen allen diesen und mir das liebliche Saxetenthal, in dessen grünen Halmen, die mit großen Thautropfen benetzt waren, sich das Mondlicht brach und ein köstliches Farbenspiel hervorbrachte. In den Hütten des Dorfes zu meinen Füßen, deren Nachtruhe von dem donnernden Gebrause des in Cascaden niederstürzenden Baches durchaus nicht gestört wurde, sah ich

noch dann und wann ein Licht blinken. Auf Allem aber lag tiefer Gottesfriede und das große Auge dieses Gottes wachte im strahlenden Glanz darüber; in den Gräsern und Kräutern um mich her aber rieselte, zirpte und flüsterte es leise, mochte es nun der linde Nachtwind sein, der sie in Bewegung setzte, oder von Millionen unsichtbarer Thierchen herrühren, die ja auch hier in diesen öden Bergen leben und weben. Nur die Luft wehte in der freien Höhe viel schärfer als im Walde und war mehr kalt als frisch, dennoch war sie mir nicht unangenehm und ich knöpfte mir nur den Rock fester zu und band mir ein wärmeres Tuch um den Hals, ohne das ich niemals einen Gang in die Berge unternehme.

So stand ich denn still und blickte mich eine Weile in der vor mir geöffneten Nachtwelt um. »Das ist hübsch, Jakob!« sagte ich zu meinem stummen Begleiter, der mit seiner brennenden Laterne einige Schritte vor mir stand und gleich mir, in stilles Sinnen verloren, über seine prachtvolle Heimath blickte.

»Ja, Herr,« erwiderte er, »das ist sehr hübsch, Ihr habt Recht. Aber der kranke Mann da oben sieht das heute nicht und kann sich darüber also nicht so freuen wie wir.«

»Du hast auch Recht, Jakob,« sagte ich freundlich, »und erinnerst mich zur rechten Zeit an ihn. So komm denn vorwärts und nun können wir etwas rascher auschreiten.«

Indessen so rasch, wie ich gewollt, ging es immer noch nicht vorwärts; wir mußten sogar sehr vorsichtig sein,

um über die tief ausgetretenen Mattenwege hinwegzukommen und nicht in eine morastige Stelle zu gerathen, deren es hier so viele und seit vorgestern noch viel mehr als sonst gab. Auch brauchten wir die Laterne hier eben so wie im Walde und Jakob leuchtete oft tief am Boden hin, wenn das trügerische Mondenlicht uns einen festen Grund vorgespiegelt, wo keiner war. So ging es denn langsam genug über die weitausgedehnte Vorderalp und erst als wir das erste Gatter erreichten, welches Sterchi's obere Alp umschloß, wurde mir etwas leichter um's Herz, denn jetzt sah ich ganz deutlich die Sennhütte auf ihrem grünen Hügel liegen, in deren einem Fenster eben das Mondlicht mit glühendem Schein widerstrahlte.

Nun dauerte es höchstens noch zehn Minuten und wir hatten die Hütte erreicht. Ich besann mich einen Augenblick, ob ich Jakob noch weiter mit mir nehmen oder ob ich den gewiß müden Mann nicht lieber in der Hütte ruhen lassen solle, allein, als ich ihm darüber eine Frage vorlegte, schien er keine Lust zu haben, zurückzubleiben, und ohne ein Wort zu sprechen, schritt er weiter und betrat unmittelbar hinter der Hütte sogleich den steilen schmalen Pfad, der nach den Tannen und der Bergkuppe führte, wo er mir auch hier wieder mit seiner Laterne freundlich voranleuchtete.

Endlich hatten wir auch diesen steilen Weg überwunden und traten aus den Tannen auf das grüne Plateau voller Eriken und Alpenrosen hinaus, und da sah ich schon die Blockhütte des Einsiedlers vor mir liegen, wie Jakob sie vor einigen Stunden verlassen, denn aus ihrem

einen Fenster schimmerte noch immer ein mildbrennendes Licht hervor. Als wir ihr aber näher getreten waren und ich mich alsbald orientirt hatte, nahm ich wahr, daß Alles sich noch eben so verhielt, wie Jakob es mir vorher geschildert. Die Läden der Fenster waren unverschlossen, die Lampe stand in der Nähe des Krankenbettes auf einem kleinen Tisch und die Thür war im Schloß nur eingeklinkt.

Als wir davor angekommen, sah ich nach der Uhr, wobei Jakob mir zuvorkommend leuchtete. Es war eben zwei Uhr vorbei. »Jakob,« sagte ich nun mit raschem Entschluß, »Du brauchst nicht hier zu bleiben und kannst nach der Sennhütte zurückkehren und mich dort erwarten. Eingang wirst Du ja wohl bei Heinrich finden. Schlafe also wieder ein Stündchen, gehe aber nicht eher nach dem Hause unten zurück, als bis ich es Dich heiße. Ich könnte Dich noch zum Besten des Kranken gebrauchen und Dir einen Auftrag an Deinen Herrn mitzugeben haben.«

Jakob versprach zu thun, wie ich ihm sagte. Dann nahm er meine Tasche mit der Apotheke von der Schulter und überreichte sie mir; eben so die Laterne, die er einstweilen auf den Boden gesetzt, denn ich mußte, wenn ich in den dunklen Flur der Hütte trat, doch Licht haben. Dann gab ich ihm die Hand und dankte ihm vorläufig. Er nickte mir schweigend zu und wandte sich sogleich, um nach der Sennhütte hinabzusteigen, ich aber legte mit

merklicher Hast meine Hand auf die Thürklinke und öffnete sie, denn nun endlich hatte ich mein erstes heißersehntes Ziel erreicht und sah mit laut schlagendem Herzen dem nächsten Auftritt mit Mr. Scott entgegen, als ob ich gewiß wäre, jetzt auch das weitere Ziel zu erreichen, das mir in noch ganz dunklen Umrissen schon lange vor der Seele schwebte.

DRITTER BAND.

ERSTES CAPITEL. IN DER EINSIEDELEI AUF DER ALP.

Die Laterne in der Hand haltend, trat ich in den kleinen Flur und sah mich erst gemächlich darin um. Der Vorhang vor dem hinteren Raum, der Küche, war ganz zurückgezogen und als ich den Heerd genauer untersuchte, fand ich keinen Funken Feuer mehr vor. So warf ich denn rasch einiges Reisig darauf und zündete es an, um den Kessel auf den Rost zu setzen, den ich aus dem daneben stehenden Krug speiste, den Jakob erst vor wenigen Stunden an der Quelle gefüllt hatte, denn daß ich nun bald des heißen Wassers bedürfen würde, da ich ja nun den Koch für meinen Kranken und mich selber spielen mußte, war klar genug. Dann erst, als ich somit gleichsam die Präliminariën meines Hausverweseramtes vollendet, wandte ich mich mit wieder stärker klopfendem Herzen nach dem Schlafzimmer Mr. Scott's und öffnete leise die Thür. Vorsichtig trat ich näher an sein Lager und da sah ich ihn, wie Jakob ihn vorher verlassen, unbeweglich und still im Bett liegen.

Die kleine Studirlampe, deren Mr. Scott sich Abends bei seinen Arbeiten bediente, brannte stetig auf einem Seitentischchen und beleuchtete den beschränkten Raum leidlich genug, da ich aber mehr Licht zu meiner ärztlichen Untersuchung bedurfte, zündete ich noch eine Kerze an, die unmittelbar neben der Lampe auf einem metallenen Leuchter stand, wie wir deren auch bei Sterchi Abends mit in unsere Zimmer zu nehmen pflegten.

Nun erst wandte ich mich zu dem Kranken hin, der mit geschlossenen Augen regungslos dalag, als höre er gar nicht, daß Jemand bei ihm eingetreten, oder als schlafe er fest. Und doch sah ich, daß er nicht schlief, wenigstens keinen gesunden Schlaf, denn in seinen Gesichtsmuskeln zuckte es dann und wann, seine Lippen vibrirten und seine mageren Hände bewegten sich mechanisch auf der über ihn gebreiteten Decke hin und her. Sein Gesicht war im Ganzen äußerst blaß und merkwürdig abgemagert, so daß ich gar nicht begreifen konnte, wie er sich in der kurzen Zeit, wo ich ihn nicht gesehen, so habe verändern können. Allein Etwas nahm ich auf diesem Gesicht wahr, was früher nicht zum Vorschein gekommen, und das eben belehrte mich, daß Mr. Scott diesmal kränker als früher sei und daß ein inneres Fieber an ihm nage. Seine eingefallenen Wangen nämlich waren geröthet, nicht in der Art, wie man es in Form eines verdächtigen umschriebenen Fleckes bei Brustkranken findet, die bereits den Keim des Todes in sich tragen, sondern die ganze Wange flammte und zeigte mir, daß mein Patient in der That eines Arztes bedürfe.

Als ich ihn eine Weile schweigend betrachtet, nahm ich leise einen der beiden Stühle und rückte ihn dicht an das Bett heran, um mich darauf zu setzen, den Kranken noch genauer zu beobachten und seinen Puls zu fühlen. Da erst, als er die unmittelbare Nähe eines Menschen fühlte, schlug er die matten und doch so großen blauen Augen auf und starrte mich eine Weile prüfend an, als kenne er mich nicht gleich und wolle sich erst überzeugen, wer

in seiner Nähe sei. Kaum aber hatte er mich erkannt, so änderte sich sein ganzes, in sich selbst versunkenes Wesen, ein blitzartiges frohes Leuchten flog über sein Gesicht und er streckte mir sanft beide Hände entgegen.

»Guten Abend, Mr. Scott,« sagte ich ruhig, »wie geht es Ihnen? Ich bin durch Jakob benachrichtigt, daß Sie krank sind, und da bin ich sogleich aufgebrochen, da ich wegen des bösen Wetters gestern und vorgestern nicht kommen konnte.«

Er nickte, als wollte er sagen: »Ich begreife das!« Dann aber sagte er kurz: »Guten Abend, Herr Doctor!«

Weiter sprach er im ersten Augenblick nichts und es fiel mir nicht besonders auf, daß er gar nicht erstaunt war, mich schon jetzt bei sich zu sehen. Indessen, so eben erst aus seinem Halbschlummer erwacht, wußte er vielleicht selbst nicht, ob es Nacht oder Morgen sei und möglicher Weise war er auch bereits so apathisch, daß ihm mein Besuch ziemlich gleichgültig war. Jedoch konnte ich diesen Gedanken nur einen Augenblick festhalten; als er sich erst in seine neue Lage mir gegenüber gefunden, bemerkte ich doch, daß er sich freute, mich wieder in seiner Nähe zu haben, denn nach einem raschen Blick, den er im Zimmer umhergeworfen, als wolle er sich orientiren, was darin vorgegangen oder wo er sich befinde, griff er mit der Rechten nach meiner an seinem linken Pulse liegenden Hand und indem er sie herzlich drückte, sagte er mit einer Stimme deren Mattigkeit und weicher Ton mich tief rührte:

»Ach Du großer Gott! Es giebt doch noch gute Menschen aus der Welt! O, ich habe mir beinahe gedacht, als Jakob mich heute Abend verließ, daß Sie bald kommen würden, wenn der Weg zu mir auch weit und beschwerlicher als sonst wäre. O, lieber Herr Doctor, das macht mich ganz glücklich, ich fühle mich fast schon durch Ihre bloße Nähe erleichtert und nun will ich Ihnen ehrlich bekennen, daß ich mich nie nach einem wohlwollenden Menschenantlitz so sehr gesehnt habe, wie diesmal. Mir war heute und gestern den ganzen Tag entsetzlich zu Muth und meine Krankheit schien mir allein in mein Hirn gestiegen zu sein. Wenn ich meinem nächsten Triebe hätte folgen wollen, so hätte ich mich an irgend eine steile Fluh begeben und mich kopfüber hinuntergestürzt, um nur endlich meinen irdischen Leiden zu entgehen. Sehen Sie, so trostlos war meine Stimmung vorgestern und gestern, heute aber, jetzt ist es damit vorbei, da ich Sie wiedersehe, und vor meiner leiblichen Krankheit fürchte ich mich viel weniger, da sie wohl bald wieder mit Ihrer Hülfe verschwinden wird.«

Ich nickte ihm beistimmend zu und freute mich wahrhaft über das, was ich eben gehört. Denn aus seinen Reden glaubte ich erkannt zu haben, daß mein Kranker, wenn er leidend war, mehr geistig oder im Gemüthe als physisch leide, und das Erstere war mir in diesem Augenblick viel angenehmer als das Zweite, da mir der arme Mensch als Schwerkranker in seiner hilflosen Lage jetzt eine große Sorge bereitet haben würde.

»Also blos trostlos und von Ihren früheren Erlebnissen in eine so traurige Stimmung versetzt sind Sie?« fragte ich mit aufgeheiterter Miene. »Nun, dann bin ich auch einigermaßen getröstet, da mir Jakob sagte, daß Sie sehr krank seien und mein erster Blick auf Sie das auch zu bestätigen schien. Doch nun sprechen Sie sich vor allen Dingen das Herz frei, also erzählen Sie mir, wie es Ihnen seit dem Tage ergangen ist, wo der Föhnsturm kam, der mich allein verhindert hat, meinen beschlossenen Besuch bei Ihnen zur Ausführung zu bringen.«

»Ach, der Föhnsturm!« seufzte er schwer auf. »Ja, der hat bei mir Alles auf einen Schlag zum Ausbruch gebracht, was noch nöthig war, um meine Lage ganz unerträglich zu machen. Er kam so plötzlich, war so gewaltig und hat mich in meiner Einsamkeit so durch und durch erschüttert, daß ich zum ersten Mal fast bereute, mich in eine solche Lage begeben zu haben. Ja, der Sturm hier oben war fürchterlich, Sie hätten ihn nur heulen hören sollen! Jeden Augenblick dachte ich, die Tannen würden über mein Haus zusammenbrechen und mich unter seinen Trümmern begraben. Nun, das wäre am Ende das Allerbeste gewesen und ich wäre mit einem Mal von allen Quälgeistern des Lebens befreit worden. Allein ehe diese Katastrophe eintrat, die ich erwartete und die doch schließlich ausblieb, war meine Lage entsetzlich und ich – ich habe doch schon so viele Stürme im großen Weltmeere erlebt.«

Ich hatte ihn ruhig aussprechen lassen und dabei fortwährend seinen Puls gefühlt. Ich wollte ihn erst von seiner Angst sich frei reden lassen, und das that er, ich nahm es mit jeder Minute mehr und mehr wahr. Allein endlich glaubte ich doch mein ärztliches Examen beginnen zu müssen, und je weiter ich darin vorschritt, um so leichter athmete ich auf, denn ich fand nichts Besorgnißerregendes vor. Allerdings hatte er ein ziemlich starkes Fieber und das machte mein Einschreiten nöthig, allein eine locale Affection irgend eines seiner Organe war nicht vorhanden und ich mußte mir zuletzt gestehen, daß sein jetziger Zustand nur eine Folge der großen, durch den eben erlebten Sturm herbeigeführten Nervenerschütterung sei, nachdem Einsamkeit, gänzliche Isolirt-heit von allem menschlichen Verkehr und innere Küm-merniß schon lange die an ihm nagende melancholische Stimmung erzeugt hatten.

Das setzte ich dem Patienten auch mit klaren Worten auseinander und er schien mir zu glauben, wenigstens nickte er einige Mal beistimmend mit dem Kopf und drückte mir dankbar die Hand. Als ich ihm aber nun noch einmal ernstlich den Rath gab, mit mir zu Sterchi zu gehen, wenn er sich auch, da er sich zu schwach zum Gehen fühle, in einer Tragbahre nach dem Hause tragen lassen müsse, da erbleichte er mitten in seiner Fieberröthe, sah mich mit einem mein Herz durchbohrenden Blick an und rief:

»Um Gotteswillen nicht! Nein, den Kelch nur lassen Sie mich nicht noch einmal trinken. Ich habe es ja versucht voriges Jahr, aber es hat mich mit unwiderstehlicher Gewalt hinausgeworfen aus dem Kreise der Menschen, zu denen ich nicht mehr gehöre, da sie mir – so wehe gethan. Ach nein, lieber Doctor,« fuhr er sanfter und fast bittend fort, »verstehen Sie mich doch recht! Ich bin ja nicht im Stande, unter Menschen zu gehen; ihre auf mir ruhenden Gesichter, ihre fragenden Blicke würden mich erdrücken. O, wenn Sie meine ganze verzweiflungsvolle Lage kennten, Sie würden mich begreifen und mir nicht das Einzige rathen, was ich unmöglich zu thun vermag.«

Ich muß gestehen, diese Worte überzeugten mich, daß mein letzter Rath in der That noch nicht an seiner richtigen Stelle sei. Aber die Situation, in der ich mich hier in dieser Einsamkeit und diesem seltsamen Menschen gegenüber befand, war mir neu. Ich sah ein, daß er vor allen Dingen des Umgangs, des Verkehrs mit einem gebildeten Menschen wenigstens bedurfte und doch widerstrebte er mir durchaus sich zu anderen Menschen zu begeben. So reifte denn in mir allmählig der Entschluß, hier ein kleines Opfer zu bringen und meinen armen Patienten nicht eher zu verlassen, als bis ich ihm sein Fieber genommen und ihn durch Ueberredung oder sonst ein mir noch völlig unklares Mittel zu einem anderen Entschluß gebracht.

Als ich ihm das mit klaren Worten auseinandersetzte, nahm sein Gesicht einen rührenden Ausdruck großer inniger Freude an. Er drückte mir krampfhaft die Hand, lächelte mich mit einem thränenfeuchten Blick an und sagte:

»O, was sind Sie für ein Mensch und wieviel Gutes haben Sie mir schon in so kurzer Zeit erwiesen! Ach, ich möchte Ihr Anerbieten sehr gern annehmen, aber halte ich Sie denn nicht von Ihrer Bequemlichkeit und Ruhe da unten ab? Das zu denken, würde mir unendlich schmerzlich sein. Und würden Sie es denn bei mir einen oder zwei Tage aushalten?«

»O, warum denn nicht? Frische Luft habe ich hier eben so gut wie unten, ja noch bessere, und Bewegung im Freien, die mir so nothwendig ist, kann ich mir genug bei Ihnen machen.«

»Aber die Entbehrung Ihrer Gesellschaft? Ihre Diners?«

Ich mußte unwillkürlich über diese Einwürfe lachen, obgleich sie aus einem sehr guten Herzen kamen. »Ich habe ja durch Sie Gesellschaft,« sagte ich, »und hoffentlich werden wir uns recht gut und – recht vertraulich unterhalten. Und was die Diners betrifft, so hänge ich daran nicht so sehr und werde es mir doch wohl mit den Speisen, die Sie ein Jahr lang genährt, auf einige Tage genügen lassen können. – Vor allen Dingen aber,« fuhr ich mit größerem Ernst fort, »werde ich meine Freude darin finden, Sie wieder leidlich gesund zu sehen, und daß ich Alles dazu thun werde, was in meinen Kräften steht, darauf können Sie sich verlassen. Für's Erste versuchen Sie

nur zu schlafen, das ist jetzt das erste und beste Mittel für Sie, und zu diesem Zweck habe ich Ihnen eine Arznei mitgebracht, die ihre Wirkung nicht verfehlen wird.«

»Ach ja, Schlaf!« sagte er. »Das wäre mir das Liebste. Ich habe seit vier Nächten kein Auge geschlossen; mir ist zu Vieles durch den Kopf gegangen, was mich nicht zur Ruhe kommen läßt und was ich nicht vergessen kann. Hier, hier sitzt es,« und er zeigte dabei auf seine Stirn, indem er die darüber gefallenen langen Haare zurückschüttelte, »ja, hier sitzt es und quält und preßt mich, daß ich bisweilen ganz meinen Verstand zu verlieren fürchte.«

»Lassen Sie das gut sein,« sagte ich besänftigend, »und regen Sie sich nicht wieder auf, indem Sie die Erinnerung an Vergangenes in sich wachrufen. Davon, was Sie so peinigt und quält, wollen wir sprechen, wenn Sie geschlafen haben und einigermaßen wieder zu Kräften gekommen sind. Ich reiche Ihnen jetzt mein Mittel und dann verlasse ich Sie, um es mir drüben in Ihrem anderen Zimmer bequem zu machen, wie schon einmal, und dann werde ich mir mit Ihrer Erlaubniß einen Kaffee kochen, wenn die nöthigen Erfordernisse dazu vorhanden sind.«

»O, dazu finden Sie Alles in der Küche vor. Holz habe ich erst vor einigen Tagen gesammelt und auch Heinrich hat mich damit reichlich versorgt. Und was Sie zu Ihrer Nahrung bedürfen, finden Sie in dem Vorrathsschrank in der Küche und in dem kleinen Keller, den Sie ja kennen. Uebrigens thun Sie in Allem – ich bitte Sie herzlich darum – als ob Sie bei mir zu Hause wären, und wenn ich

Ihnen einmal Ihre gegen mich bewiesene Menschenliebe vergelten kann, soll es gewiß geschehen.«

»O bitte,« unterbrach ich ihn, »davon lassen Sie uns vor der Hand nicht reden; ich möchte von Ihnen nichts vergolten haben, nur gesund und – heiter möchte ich Sie wissen. Das ist Alles, was ich wünsche, was ich erstrebe.«

»Ach, heiter!« flüsterte er vor sich hin. »Das wird ein frommer Wunsch bleiben, ich weiß es im Voraus.«

»Wer kann das wissen!« fuhr ich fort. »Die Wogen des Lebens kommen und gehen, in Fluth und Ebbe, und Ihre Fluth kann auch einmal wieder kommen.«

Er faltete die Hände und es sah so aus, als ob er bete. Ich aber erhob mich von meinem Stuhl, öffnete meine kleine Apotheke und nahm eine reichliche Dosis Morphinum heraus, die ich ihm einflößte. Dann bat ich ihn noch einmal, ruhig zu sein, seine Gedanken auf nichts Unangenehmes zu richten um die Wirkung des ihm gereichten Mittels geduldig abzuwarten.

Er versprach es, legte sich zum Schlafen zurecht und ich verließ ihn, nachdem ich die Kerze wieder gelöscht und die Lampe niedrig geschraubt hatte.

Als ich in den Flur zurücktrat und die Hausthür öffnete; sah ich, daß die Morgendämmerung bereits angebrochen war. Ich trat vor die Thür hinaus, um in der reinen Luft einen frischen Athemzug zu thun, und dankte dabei Gott, daß ich hier oben nichts Schlimmeres gefunden.

Ja, die Morgendämmerung war bereits angebrochen und über dem Briener See und seinen Bergen begann es am Himmel schon rosig zu flackern, während der übrige Horizont und die Thäler und Berge darunter noch in grauen Nebelwellen verschwammen. Rasch jedoch stieg die neue Sonne empor und allmählig funkelte ihr Strahl doppelt so schön im Thau der Gräser, als in der Nacht vorher im bleichen Mondenlicht. Kleine weiße Wölkchen, die bis jetzt im Schooße der Erde geschlafen, huschten wie lebendig gewordene Gespenster plötzlich aus allen Spalten und Thälern hervor, als müßten auch sie das junge Licht begrüßen, und dann rollten sie, vom leichten Morgenwinde getrieben, der wieder mehr nach Süden herumgegangen war, über das breite Thal zu meinen Füßen und zu meiner Höhe heran, die sie einige Minuten lang in ihren flockigen Mantel hüllten, bis sie auch von hier wieder weiter getrieben wurden und nun die ganze Welt so ziemlich klar vor meinen Augen lag.

Nun erst, nachdem ich mich an diesem immer schönen Anblick gelabt, kehrte ich in das Haus zurück. Ohne jedoch vor der Hand an Speise und Trank zu denken, setzte ich mich an den Schreibtisch, in Mr. Scott's Wohnzimmer, in dessen Lade ich alles zum Schreiben Nothwendige in reichlicher Auswahl vorrätzig fand. Ich wollte sogleich an Sterchi schreiben, denn das schien mir das Nothwendigste zu sein, damit er sich keine Sorge um mich mache und auch Andere über meine Abwesenheit beruhige, die, wie ich mir jetzt selbst sagte, immerhin einige Tage dauern könnte. So schrieb ich ihm denn, wo ich war,

warum ich bei Nacht aufgebrochen und daß ich die Stunde meiner Rückkehr noch nicht bestimmen könne. Dann bat ich ihn, Niemandem Kunde von meinem Aufenthalt zu geben, sondern auf Befragen zu sagen, ich hätte in Folge einer Depesche nach Interlaken hinabsteigen müssen und würde erst in einigen Tagen wieder auf dem Berge eintreffen. Ferner bat ich ihn um Uebersendung einiger meiner warmen Kleidungsstücke und Wäsche durch Christen, und beschrieb ihm, was ich haben wollte und wo er es in meinem Zimmer finden würde. Sodann möge er auch einige kräftige Fleischspeisen beifügen, die ich, um sie mit dem Kranken zu genießen, blos zu wärmen brauchte. Auch einige Stücke Tafelbouillon und ein paar Flaschen von seinem besten Wein solle er beilegen, denn das könne ich hier oben Alles verwerthen.

Vor allen Dingen aber empfahl ich ihm, das beigefügte Recept rasch in der Apotheke in Interlaken besorgen zu lassen und mir die Arznei durch einen besonderen Boten zu senden, sobald sie eingetroffen sei. Es habe Eile damit und Mr. Scott's Krankheit lasse sich noch nicht völlig übersehen. Indessen besorgte ich nichts Ernstliches und hoffentlich würde ich bald den Zweck erreichen, den ich nun schon seit dem Augenblick verfolgte, wo ich den seltsamen Mann kennen gelernt. Die englischen Damen endlich möge er herzlich von mir grüßen und wenn sie mich wiedersähen, sollten sie erfahren, daß keine unwichtige Angelegenheit mich ihrer Gesellschaft entzogen habe.

Mit diesem Brief stieg ich um fünf Uhr Morgens nach der Sennhütte hinab, wo ich Jakob auf Heinrichs Bett im

tiefsten Schlaf liegend fand, während der Senne selbst schon im Freien bei seinem Vieh beschäftigt war. Ich weckte Ersteren sogleich, gab ihm den Brief und empfahl ihm dringend die schleunige Besorgung desselben an seinen Herrn an. Uebrigens solle er über unsern Nachtmarsch schweigen, schärfte ich ihm ein, und reichte ihm zur Belohnung seines menschenfreundlichen Dienstes ein Fünffrankenstück, worüber er sehr glücklich war, sich tusigmal bedankte und dann, die Laterne, die ich mit heruntergebracht, wieder mitesich nehmend, den Weg nach Sterchi's Hause antrat.

Ich selbst nahm mir ein großes Gefäß voll Milch und frische Butter mit nach der Blockhütte hinauf, denn ich dachte mir wohl, daß mein Patient nach der ersteren Begehr haben werde, sobald er erwachte. Aber auch für mich brauchte ich Beides, denn nun wollte ich mir endlich mein erstes Frühstück bereiten, da mein Appetit sich mit der Zeit sehr bemerklich gemacht. Als ich aber in der Küche das Nothwendige besorgt, was mir, ich gestehe es gern, gerade nicht schnell und leicht von der Hand ging, nahm ich meinen Kaffee mit in das Zimmer. Die dazu nöthigen Geräthschaften hatte ich sämmtlich in bester Ordnung und Reinlichkeit im Küchenschrank gefunden, und wenn das dabei liegende Brod auch nicht mehr ganz frisch war, so mußte die herrliche Butter aushelfen, die ich ja süß, wie sie aus der Sennhütte kam, in reichlicher Fülle besaß.

Mein Frühstück schmeckte mir prächtig und da ich, am Fenster sitzend, dabei die köstlichste Aussicht genoß,

so fand ich meine augenblickliche Lage einladend und romantisch genug. So richtete ich mich denn auch bald gemüthlich ein und konnte mir gestehen, daß mir vor der Hand nichts fehle. Wenn ich mit Jemandem sprechen wollte, so hatte ich ja Heinrich in der Nähe, den ich nachher wieder in der Sennhütte aufsuchte, um mit ihm Einiges zu verabreden. Mit meinem Kranken freilich konnte ich mich für jetzt noch nicht viel unterhalten, denn er schlief fast den ganzen Tag, was ich vom Fenster draußen beobachtete, und erst um drei Uhr Nachmittags wurde er zum ersten Mal munter und bat mich, als ich sogleich bei ihm eintrat und mich nach seinem Befinden erkundigte, um etwas frische Milch, die ich ihm auch in Fülle verabreichte. Er schlief darauf bald wieder ein und erst gegen Abend erwachte er und war, zu meiner Freude, fast ganz fieberfrei, wie er mir denn auch berichtete, daß er sich augenblicklich so wohl befinde, wie lange nicht. So reichte ich ihm denn eine Tasse kräftiger Bouillon, die ich mit einem Ei angerührt, denn bis zum Mittag hin war ich durch den guten Sterchi mit allem Möglichen versorgt worden und der arme Christen hatte eine schwere Tracht auf dem Rücken heranschleppen müssen.

Schon um zehn Uhr war er keuchend bei mir eingetroffen und hatte mir Alles getreulich überliefert, nicht nur was ich verlangt, sondern noch vieles Andere, an das ich in der Eile am Morgen nicht gedacht. Ich fand eine Schüssel mit gutem Braten vor, den ich nur zu wärmen brauchte, ferner einen ziemlichen Vorrath französischer Tafelbouillon, und ich machte mich sogleich dabei, den

Koch zu spielen, was mir auch bald ganz leicht wurde und mir eigentlich ein noch nicht gekanntes Vergnügen bereitete.

Meine Wäsche und Kleider, berichtete Christen, werde sein Herr Nachmittags senden und eben so eine Kiste Cigarren, die er in meinem Zimmer vorgefunden und die ich in der That schon sehr entbehrt hatte. In dem Brief, den er mir von Sterchi brachte, hieß es, daß er meinen Wunsch in Betreff des Verschweigens meines Aufenthalts erfüllen und daß er mir am Abend, wenn der Sennjunge noch einmal zu ihm komme, auch andere Speise und zur besonderen Erquickung ein paar Flaschen Sect schicken würde, der auf hohen Bergen, wie alle Bergsteiger behaupteten, eben so gut, wenn nicht noch besser als im Thale schmecke. Im Uebrigen sei unten Alles in der hergebrachten Ordnung; die drei Damen wüßten noch nicht, daß ich das Haus verlassen, wenigstens habe er sie noch nicht gesprochen, er werde aber meinen Gruß an sie bestellen. Die Arznei werde er, sobald sie aus Interlaken angelangt sei, mit meinen Kleidern und Wäsche durch den alten Peter heraufsenden, aber vor ein Uhr dürfe ich nicht auf seine Ankunft rechnen, da der Bote erst nach elf Uhr aus dem Thale zurückzukehren pflege.

Mit diesem Briefe und Allem, was er versprach, war ich außerordentlich zufrieden und namentlich war mir der verheißene Champagner erwünscht, denn ein Glas davon wollte ich meinem Kranken geben, sobald ihn das Fieber verlassen, um seine gesunkenen Lebensgeister wieder rascher zu beleben.

Da ich so Mancherlei in dem kleinen Haushalt zu thun hatte, was früher nicht zu meinen Obliegenheiten gehört, so verging mir der Tag ungemein rasch und ich wußte später nicht, wie der Abend herangekommen war, nachdem ich Nachmittags eine Stunde auf Mr. Scott's Ruhebett gelegen und sanft geschlafen hatte. Als ich aber nun eben erwachte und mich nach meinem Kranken umsah, fand ich ihn, wie schon gesagt, munter und völlig fieberfrei. Er erklärte mir auch, daß er wieder Appetit habe und ich holte rasch herbei, was ihm dienlich und rathsam war. Kaum aber hatte er seine Suppe, sein Ei und sein Glas Wein verzehrt, so schloß er schon wieder die Augen und sagte, er sei überzeugt, er werde die ganze Nacht hindurch schlafen und so würden seine Kräfte sich bald wieder herstellen.

Ich wollte ihn durch vieles Reden nicht von Neuem aufregen, nur stellte ich ihm die Arznei vor sein Bett und sagte ihm, wie ich den Gebrauch derselben wünschte. Am andern Morgen fand ich die Flasche schon halb leer, denn Mr. Scott war mehrmals in der Nacht erwacht und hatte sich jedesmal dabei der Arznei erinnert, der er eine überaus wohlthätige Wirkung zuschrieb.

Ich aber hatte den Tag noch lange nicht beschlossen, als Mr. Scott gegen Abend fest eingeschlafen war. Nachdem ich Alles, was mir Sterchi am Nachmittag durch den alten Peter gesandt, an Ort und Stelle untergebracht,

zündete ich mir eine der so glücklich in meine Hände gelangten Cigarren an und schritt nach der Sennhütte hinab, um mir auf dem Rasen unten eine ordentliche Bewegung zu machen. Ich lief ein gut Stück der Alp wiederholt auf und ab und kehrte erst zurück, als die Dämmerung schon hereingebrochen war. Bei Heinrich kehrte ich einige Minuten ein, nahm mir frische Butter, Brod und Milch mit hinauf, dann betrat ich mein kleines Stübchen, um, von einiger Müdigkeit ergriffen, an die Bereitung meines Nachtlagers zu denken, was ein sehr einfaches Beginnen war, denn ich streckte mich in meinen Kleidern auf das etwas harte Ruhebett, zog eine wollene Decke über meinen Körper und so schlief ich so rasch und zufrieden ein, wie nur ein Mensch es kann, der seine Pflicht nach allen Richtungen erfüllt hat und von dem kommenden Tage erwartet, daß er seine Glückssonne wieder scheinen lassen werde.

So hatte ich denn also meinen ersten Tag auf hoher Alp und in mich keineswegs bedrückender Einsamkeit zugebracht, denn zum ernstlichen Nachdenken und der Empfindung des Alleinseins war es noch nicht bei mir gekommen, dazu war ich mit Allerlei viel zu sehr beschäftigt gewesen. Und als nun der zweite Tag anbrach, fand er mich früh munter und zu allem möglichen neuen Thun aufgelegt. Mein erster Gang führte mich nach der Quelle, um frisches Wasser zu unserm Hausbedarf zu holen.

Zuerst aber trank ich selber ein paar Gläser davon und nie hat mir ein Trunk so gut geschmeckt wie dieser, der

einer Quelle entstammte, die der bei Sterchi ganz ähnlich und eben so kühl, frisch und wohlschmeckend war.

Erst als ich mein Wasser geschöpft und getrunken, sah ich mich in meiner nächsten Umgebung um, die so schöne rothe Blumen aufwies und wo es von kräftigen Kräutern und Gräsern balsamisch duftete, so daß man sich schon vom Einsaugen dieser Luft gestärkt und gehoben fühlte. Dann aber richtete ich meine Blicke in weitere Ferne und begrüßte den herrlichen Morgen, der so schön über das Thal wie über meine Alp heraufgestiegen war.

Die Sonne war schon über die Harderkette am Briener See herausgetreten und stand klar, wie eine goldene Kugel am blauen Himmelszelt, aber kaum fühlbar waren ihre Strahlen und man suchte sie unwillkürlich auf, um sich darin niederzulassen; indessen war ich bereits so an die frischen Strömungen der hohen Bergluft gewöhnt, daß ich weder am Morgen noch am Abend einige Kühle empfand, über die Jedermann, der von der Ebene zum ersten Mal hier herauskam, sich ohne Zweifel beklagt hätte.

Als ich eine Stunde später meinen Kaffee getrunken und auch für meinen Patienten die Milch an's Feuer gesetzt, begab ich mich leise in sein Schlafzimmer, da ich am Abend vorher die Jalousien von innen geschlossen hatte und also von außen nicht mehr in das Innere desselben blicken konnte. Ich fand ihn noch im festesten Schlaf und selbst als ich die Fensterläden öffnete, erwachte er nicht von dem Geräusch, welches mein Thun verursachte. Ich beobachtete ihn längere Zeit und stellte im Stillen

meine Betrachtungen über ihn an. Er athmete vollkommen ruhig, vom Fieber war keine Spur mehr wahrzunehmen und da seine edlen Züge, obgleich immer noch abgezehrt genug, jetzt nicht von der Trauer entstellt wurden, die sonst immer darauf lag, wenn er im wachen Zustande war, so konnte ich nicht umhin, mir zu sagen, daß Mr. Humfrey Scott ein ansehnlicher Mann sei und daß er noch viel mehr gewinnen würde, wenn er sich herbeiließe, seine langen Haare und den Bart zu beschneiden, die sich beide im natürlichen Urzustande befanden und namentlich jetzt, wo sie nicht gebürstet und gekämmt, wie eine Mähne um seinen Nacken und seine Brust fielen, ein Umstand, der, da ihre Farbe vom dunkelsten Braun war, die Bleiche der Züge noch viel mehr hervortreten ließ.

Als ich so lange Zeit vor ihm still stand und mir seine einzelnen Züge zergliederte, indem ich mich fragte, welche Schmerzen denn eigentlich an diesem Herzen und in diesem Kopfe zehren mochten, erwachte er, war sich sogleich seines gegenwärtigen Zustandes bewußt und erklärte mir, nachdem wir uns begrüßt, daß er vortrefflich geschlafen habe und sich danach außerordentlich gestärkt fühle. Aufstehen aber wolle er doch noch nicht, er befinde sich zu wohl in der ruhenden Lage und fürchte seine Schwäche, wenn er zum ersten Mal auf seinen Füßen stehen würde.

Ich beruhigte ihn darüber und forderte ihn auf, gemächlich liegen zu bleiben, und als ich mir ihn dabei wiederum betrachtete, mußte ich mir gestehen, daß der lange tiefe Schlaf in der That Wunder bei ihm gewirkt

habe. Sein Auge war viel klarer als sonst und es leuchtete ein besonderer Glanz aus ihm hervor, den ich heute, da es früher immer so erloschen und geistig verödet ausgesehen, zum ersten Mal darin wahrnahm und der im Laufe des Tages, so oft ich wieder in seine Nähe kam, noch mehr hervortrat, bis ich mir denselben vollständig zu deuten in der ersten Stunde der nächsten Nacht die so lange ersehnte Gelegenheit erhielt.

Auch die bleiche Farbe seines Gesichts hatte sichtbar abgenommen und die Wangen erschienen mir nicht mehr so eingefallen. Eben so stellte sich sein Appetit allmählig wieder ein und Mr. Scott sagte mir selbst gegen Abend, daß er lange nicht so viel wie an diesem Tage und nie mit solcher inneren Begehrlichkeit gegessen habe.

»Das ist sehr natürlich,« erwiderte ich. »Sie haben so lange gefastet und im Verhältniß zu Ihrer Körpergröße und Ihrem Alter stets viel zu wenig genossen, so daß jetzt mit einem Mal das Gefühl der Erschöpfung in Ihnen zu Tage tritt. Jetzt sind Ihre leiblichen Funktionen wieder in ihren regelmäßigen Gang gerathen und der raschere Umsatz der Materie macht sich eben durch Hunger und Durst bemerkbar.«

»Ja, das ist wahr,« sagte er, »aber ich bin immer noch merkwürdig müde, ich könnte sogar bald wieder einschlafen, glaube ich, und darum eben habe ich noch keinen Trieb, das Bett zu verlassen.«

»Das sollen Sie auch nicht und wenn Sie können, so schlafen Sie so rasch wie möglich wieder ein. Der Schlaf tritt bei Ihnen diesmal als Krisis auf, Ihre geschwächte

und durch unregelmäßige Lebensweise verkümmerte Natur verlangt eine so lange Erholung und das Alles bezeugt mir, daß wir mit Ihrer vollständigen Wiederherstellung, wie in allem Uebrigen –« setzte ich absichtlich mit Nachdruck hinzu – »auf dem besten Wege sind.«

Er verstand mich auch sogleich und sagte, heute zum ersten Mal leise aufseufzend:

»In allem Uebrigen? Nun ja, vielleicht bald sind wir auf diesem Wege, doch so lange die Sonne am Himmel steht, nicht. Also haben Sie Geduld!«

Ich wollte ihn nicht fragen, was er damit meinte, denn ich hatte mir vorgenommen, nicht wieder von Neuem in ihn zu dringen, mir durch Mittheilung seines Schicksals sein Vertrauen zu beweisen. Ich wollte ihn vielmehr darin sich selbst überlassen und rechnete sicher darauf, daß er sich endlich zu seiner eigenen Beruhigung gedrungen fühlen werde, ein offenes Wort mit mir zu reden.

Darin hatte ich mich auch nicht getäuscht, allein ehe es dazu kam, was ich so lebhaft wünschte, sollte ich etwas Neues erleben, woran ich gerade in diesem Augenblick gar nicht gedacht und was meine Gedanken fast während des ganzen Tages von Mr. Scott abzog und sie in eine ganz andere Richtung lenkte.

In diese neue Lage sollte mich der gute Christen versetzen und er ahnte gewiß nicht, daß das, was er mir heute von Sterchi mitgebracht, wichtiger als Alles war, was er jemals nach der Alp hinaufgetragen.

ZWEITES CAPITEL. EIN WICHTIGER BRIEF.

Gegen neun Uhr nämlich, als Mr. Scott nach seinem ersten Frühstück, das ich ihm treulich an sein Bett gebracht, schon lange wieder in den ruhigsten Schlummer gesunken war, kam Christen mit seiner Milchbutte und seinem Korbe wieder von Hotel Bellevue zurück und stieg ohne Aufenthalt durch die Tannen nach meiner jetzigen Wohnung empor, um mir auf der Stelle zu übergeben, was Sterchi mir sandte. Er brachte wieder einige nahrhafte und leicht verdauliche Speisen, zwei Flaschen vom besten alten Burgunder und – das Wichtigste von Allem für mich an diesem unvergeßlichen Tage – einen Brief und zwar aus Bern, dessen an mich lautende Adresse von der Hand meines lieben Freundes, des Obersten H*** geschrieben war und den ich sogleich für die so lange und sehnlich erwartete Antwort auf jenen Brief hielt, den ich in Beau-Site in der Nacht abgefaßt, nachdem mir Mrs. Duncan die traurige Geschichte ihrer Familie und das entsetzliche Unglück ihres Sohnes erzählt und mich schließlich um Trost und Rath in ihrer verzweifelten Lage gebeten hatte.

Wenn dieser Brief nun das enthielt, was ich doch ziemlich sicher erwarten konnte, also die Gewißheit des Todes Harry Duncan's, so war derselbe für mich und noch viel mehr für jene Damen von überaus großer Bedeutung, und daß er mir gerade jetzt und hier oben in die Hände kam, so daß, während ich in der Entwicklung des einen mich umspinnenden Räthsels begriffen war, auch

das andere sich zu lösen begann, betrachtete ich als ein besonderes Spiel des Zufalls, wie ich deren in meinem Leben schon oft zu beobachten Gelegenheit gehabt.

Ich hielt den verhängnißvollen Brief lange in der Hand, nachdem ich mich damit in meine stille Stube zurückgezogen, blickte forschend auf ihn nieder, ehe ich ihn öffnete, und wog ihn gleichsam, als wolle ich aus seiner mich überraschenden Schwere auf seinen Inhalt schließen.

»O, was wird er mir bringen?« fragte ich mich, »und wird er meiner Erwartung auch wohl insofern entsprechen, als er mir eine nicht mehr zweifelhafte Gewißheit über Mr. Duncan's Tod bringt?«

Ich kann nicht läugnen, mir schlug das Herz bei diesen Gedanken laut und augenblicklich standen mir, als ob sie gegenwärtig gewesen wären, die schöne Miß Mary Markham mit ihrem schmerzerfüllten Blick und die arme Mutter des Unglücklichen, Mrs. Duncan, mit ihrem kummervollen Gesicht vor der Seele, wie ich Beide damals gesehen, als sie mir ihre Herzen erschlossen und das ihnen aufgebürdete Unheil in allgemeinen Zügen berichteten.

Endlich jedoch mußte ich den Brief eröffnen, aber niemals hatte ich es mit so zitternden Händen wie heute gethan, und bald erkannte ich, was ich schon vermuthet, daß mein Freund nämlich in seiner Antwort sehr ausführlich gewesen war und mehrere Bogen mit derselben gefüllt hatte. Völlig ungestört, wie ich war, machte ich mich mit einem seltsamen und jeden Augenblick wachsenden

Eifer an die Lesung desselben und schon der Eingang befriedigte mich in Bezug auf die Genauigkeit und Gründlichkeit meines gewissenhaften Freundes, obgleich mir daraus noch nicht die geringste Muthmaßung erwuchs, was mir die Fortsetzung bieten würde.

Zuerst bat mich der Schreiber um Entschuldigung, daß er mich so lange auf Antwort habe warten lassen, zumal ich um so schleunige Erwiederung gebeten. Indessen habe er einmal in Bern mancherlei Arbeit vorgefunden, auf die er nicht gerechnet und die nothwendig zuerst habe beseitigt werden müssen, und sodann habe die gewissenhafte Erforschung der von mir vorgelegten Thatsachen ebenfalls viel mehr Zeit fortgenommen, als er selber im Anfang vermuthet. Nun aber sei er mit seinen Forschungen zu Ende gekommen und das Resultat werde mir in den folgenden Zeilen klar vor Augen gelegt werden. Er wolle mir nicht alle die Mittel und Wege nennen, die er eingeschlagen, um zum Zweck zu gelangen, allein daß dieselben etwas complicirt gewesen, könne ich schon daraus entnehmen, daß er nicht allein sämtliche Fremdenlisten der Gasthöfe des Berner Oberlandes habe durchsehen, sondern auch mit den Gemeindepräsidenten der verschiedenen Ortschaften habe in Verbindung treten müssen.

Was nun zunächst die Notiz in der Times betreffe, die den Todesfall des Mr. Duncan verkündet, so müsse er dieselbe als kaum maßgeblich oder genau betrachten, wenigstens stehe sicher fest, daß sie keinem Schweizerblatte entnommen sei, da überhaupt keine Zeitung in der

Schweiz eines solchen Vorganges erwähnt habe. Indessen käme es sehr häufig vor, daß auswärtige Zeitungen Ereignisse als in der Schweiz vorgefallen brächten, die niemals daselbst geschehen und die also auf höchst mangelhaften Berichten von Seiten unzuverlässiger Correspondenten beruhten, also eben so unwahr wie trügerisch wären. Dafür aber, daß keine Schweizer Zeitung im vorigen Jahre diese Notiz gebracht, dafür bürgte er, denn ihm hätten im Archiv zu Bern sämtliche Zeitungen zu Gebote gestanden und er habe sie eine nach der andern vergeblich nach dem fraglichen Berichte durchforscht.

Aus allem Diesem habe sich nun ergeben, daß im vorigen Jahre kein Engländer Namens Harry Duncan weder in Bern noch in irgend einem Orte in der Umgebung Interlakens oder in Interlaken selbst gewesen sei, wenigstens sei sein Name in keiner Fremdenliste aufzufinden gewesen, und ebensowenig sei einem der Hauptführer bekannt geworden, daß ein englischer Seeoffizier, der schon seiner Stellung wegen gewiß die Aufmerksamkeit derselben erregt haben würde, irgend einen hervorragenden Berggipfel im Oberlande erstiegen habe.

Wenn nun also schon die Anwesenheit des &c. Duncan nicht zu ermitteln gewesen, so sei es noch viel weniger die Constatirung seines Todes, resp. seines Begräbnißortes, und ich könne sicher annehmen, daß eben jener englische Seeoffizier nicht bei Besteigung eines Berges in der Nähe von Interlaken umgekommen sei.

Auf diese Mittheilung könne ich zuversichtlich bauen, denn ihm, dem Schreiber dieser Zeilen, hätten in Bern

viele Quellen zu Gebote gestanden, die sonst so leicht Niemandem zugänglich würden, und er sei in seinen Erkundigungen und Untersuchungen so umfassend und vorsichtig gewesen, daß er selbst nicht den geringsten Zweifel in Bezug auf das Ergebniß seiner Mittheilungen hege.

Eine bei Weitem interessantere und ihm selbst noch viel wichtiger erscheinende Aufklärung des über Mr. Harry Duncan obschwebenden Dunkels sei ihm aber erst nach der Beendigung seiner eben geschilderten Nachforschungen durch einen besonderen Zufall in Bern zu Theil geworden und diese Aufklärung müsse er mir in allen Details schildern, damit ich Einsicht in die Sachlage gewänne und danach handeln zu können in die Lage versetzt würde.

»In Bern nun,« schrieb mir mein Freund und ich lege hier dem Leser seine eigenen Worte vor, »dem Mittelpunkte unseres Cantons, wo alle um Personen und Ereignisse sich schlingenden Fäden aus dem Oberlande zusammenlaufen und wo man oft besser von Dem unterrichtet ist, was in irgend einem Theile des Cantons geschieht als in unmittelbarer Nähe des fraglichen Ortes, war ich auch außer meiner eigentlichen Arbeitszeit und in den Stunden der Erholung und des Vergnügens Ihrer Bitte eingedenk, und da wollte es ein günstiger Zufall, daß ich endlich an die rechten Leute gerieth, die mir über Ihren Verschollenen eine so ausreichende Auskunft geben konnten, wie ich sie nach allen meinen vergeblichen

Bemühungen, die Wahrheit zu ergründen, kaum noch für möglich hielt.

»Hören Sie also, wie mich und also auch Sie das Glück begünstigte und was ich in wenigen Stunden erfuhr, nachdem ich Wochen lang vergebens nach dem rechten Ziele getrachtet hatte.

»Vor etwa acht Tagen besuchte ich meinen alten biederen Freund, den jetzigen Bundespräsidenten, und er lud mich auf den vorgestrigen Tag zur Tafel ein, wobei mir der so sehulich erwartete Aufschluß über Mr. Duncan zu Theil werden sollte. Sie sehen also, meine Mittheilungen über ihn sind ganz frisch und ich habe mich beeilt, Alles so genau niederzuschreiben, wie ich es selbst erlebt, und meine Aufzeichnungen Ihnen so rasch zukommen zu lassen, wie es mir möglich war.

»Ich fand mich also vorgestern beim Bundespräsidenten ein und fand eine Art diplomatischer Gesellschaft vor, wie sie mein liebenswürdiger Freund öfters um sich zu versammeln pflegt und in deren Mitte ich sehr gern weile, da sie mir von jeher des Interessanten so viel geboten hat. Man kann, wenn diese aus dem Auslande hierhergeschickten Herren bei einem Glase Wein vereinigt sind, bisweilen ganz hübsche Studien machen, was ich so sehr liebe, und diesmal sollte mir mehr Stoff dazu geboten werden, als jemals zuvor.

»Die eigentlichen Chefs der Gesandtschaften waren freilich nicht anwesend, da diese Herren im Sommer ja stets zu verreisen pflegen, aber ihre Stellvertreter oder wenigstens ihre ersten Secretaire hatten sich ziemlich

zahlreich eingefunden und diese jungen Herren sind in der Regel mittheilsamer und oft auch besser von den vorgehenden Dingen unterrichtet, als ihre älteren Vorgesetzten. Genug, es war eine ganz gemüthliche Gesellschaft und wir waren bald in den besten Fluß der Unterhaltung gerathen.

»Da fiel mir plötzlich Ihr englischer Seeoffizier Mr. Harry Duncan ein und ich dachte mir, es könne nicht schaden, wenn ich das Gespräch auf ihn hinüberleitete und auch hier meine bereits ausgegebenen Untersuchungen fortsetzte.

»So richtete ich denn in einer längeren Gesprächspause das Wort an den Präsidenten und erzählte ihm, daß Sie, mein Freund, wieder wie alljährlich in Unterseen eingetroffen und daselbst einer englischen Familie begegnet seien, die über das Schicksal ihres Angehörigen sehr unglücklich sei. Und nun setzte ich unter dem aufmerksamsten Schweigen und Zuhören der Gäste, genau auseinander, was Sie mir über den betreffenden Fall geschrieben hatten.

»Der Bundespräsident, an den ich direct das Wort gerichtet und dabei die Frage ausgesprochen hatte, ob ihm vielleicht über den betreffenden Gegenstand etwas zu Ohren gekommen sei, sann einige Augenblicke nach und warf dabei einen fragenden Blick nach dem englischen Gesandtschaftssecretair hinüber, der, ein sehr ernster Mann, überaus wenig sprach und unmittelbar neben einem Secretair der Gesandtschaft der Nordamerikanischen Freistaaten, mir gegenüber saß.

»Nein,« sagte er endlich, »ich selbst habe nicht in Erfahrung gebracht, daß ein Engländer im vorigen Jahre im Oberlande verunglückt ist. Aber das geschieht ja leider so oft, da die Herren Engländer« – und hier blinzelte er lächelnd nach dem britischen Diplomaten hinüber – »sich zu häufig auf ihr Glück und ihre Kräfte verlassen, den Rath erfahrener Schweizer so selten befolgen und bei ihren heroischen Bergunternehmungen ihren Untergang finden. So kann auch sehr leicht der Herr, nach dem Sie forschen, zu Grunde gegangen sein, aber gehört habe ich, wie gesagt, darüber nichts. O, das thut mir aber doch sehr leid, zumal sich Ihr Freund für die Familie des Verunglückten interessirt. Wie heißt denn die Familie, der dies Unglück begegnet sein soll?«

»Ich nannte ihren Namen, wie ich ihn von Ihnen erfahren habe, denn das schien mir hier durchaus nothwendig zu sein. Kaum aber war der Name über meine Lippen gekommen, so nahm ich Zweierlei wahr, obgleich ich kein schlauer Diplomat, sondern nur ein ehrlicher Schweizer mit gesunden Sinnesorganen bin. Beide mir gegenüber-sitzenden Herren nämlich, der Engländer wie der Amerikaner, legten mit einem Mal eine ganz besondere Aufmerksamkeit in Bezug auf die eben angespinnene Unterhaltung an den Tag, und zwar auf ganz verschiedene Weise.

»Was zuerst den Engländer betrifft, so hielt er augenblicklich im Essen inne und ich sah, wie sein bleiches Gesicht einen Moment lang stark erröthete. Und als nun unser Wirth die Frage an ihn richtete, ob ihm der Name des

Verschollenen oder der seiner Familie bekannt sei, sagte er kurz und augenscheinlich nur ungern sich zum Sprechen entschließend: »O ja!« und fügte dann mit einem seltsamen, diplomatischen Lächeln voller Zurückhaltung hinzu, daß er ebenfalls nicht glaube, daß Mr. Duncan im Oberlande um's Leben gekommen, wie er denn überhaupt nicht gehört, daß irgend ein Engländer im vorigen Jahre beim Bergsteigen verunglückt sei.

»Einen ganz anderen Eindruck dagegen machte bei diesem Gespräch auf mich der junge Diplomat aus Washington, der von Anfang an demselben mit großer Aufmerksamkeit zugehört und sichtbar genug einen persönlichen Antheil daran verrathen hatte. Schon während ich sprach, fixirte er mich ohne Unterlaß scharf und als der Engländer sein Votum abgegeben und die Sache damit also abgethan schien, gab er sich, wie es mir vorkam, alle Mühe, seine diplomatische Contenance beizubehalten; allein das gelang ihm doch nicht so ganz und meine guten Augen nahmen trotz seiner Bemühung, ruhig zu bleiben und unbefangen auszusehen, nur zu sehr wahr, daß sein Inneres durch lebhaft empfindungen bewegt wurde, die nothwendig mit dem Gegenstand unsers Gesprächs in Verbindung stehen mußten. Er war eben ein junger, warm fühlender und noch nicht vollständig geschulter Diplomat, der die Selbstbeherrschung seiner Gedanken noch nicht in dem Grade besaß, wie sein älterer britischer College.

»Daß der junge Mann es übrigens auf mich abgesehen hatte und das Gespräch über den angeregten Punkt noch

nicht für vollständig beendet hielt, glaubte ich schon während der Tafel zu bemerken, obgleich auch er kein Wort über den Verschollenen sprach, so lange er saß. Denn er behielt mich fast beständig im Auge, sah mich oft forschend an, als wolle er erkunden, ob ich vielleicht noch mehr sagen würde, aber da ich schwieg, weil ich in der That nichts mehr zu sagen wußte, schwieg auch er.

»Kaum aber hatten wir abgespeist und waren von unseren Plätzen aufgestanden, so kam er mir in das Nebenzimmer, wohin ich mich mit einigen anderen Gästen zu einer Tasse Kaffee und einer Cigarre zurückgezogen, nach, reichte mir die Hand und zog mich, ohne es gerade auffällig zu machen, in eine abgelegene Fensternische. Hier legte er mir, etwas hastig sprechend, die mich sehr in Verwunderung setzende Frage vor, ob er mich vielleicht heute noch in meinem Hotel sprechen könne. Zugleich überreichte er mir mit einer höflichen Verbeugung seine Karte und ich las darauf den mir bisher unbekanntem Namen »Mr. Charles H***t.« Dabei aber sah ich mir den jungen Herrn ganz gemächlich in allernächster Nähe an und ich muß gestehen, daß er mir in seiner hübschen und kräftigen Erscheinung, mit seinem ehrlichen und treuesten Gesicht ganz ausnehmend gefiel, so daß er von Augenblick zu Augenblick mehr den günstigsten Eindruck auf mich machte. Indem ich ihm nun auch meine Karte überreichte, sagte ich zu ihm:

»Ich wohne in keinem Hotel, Mr. H***t, sondern in einem bescheidenen Privathause bei einem Freunde, wo ich mich in der Regel aufhalte, wenn ich zum Großrath in

Bern einberufen werde. Wenn Sie mich aber dort aufsuchen wollen und es nicht vorziehen, mich selbst in Ihrer Wohnung zu empfangen, so wird mir Ihr Besuch jederzeit sehr angenehm sein.«

»Er nickte beistimmend und sagte ohne langes Besinnen: ›Da ich Etwas von Ihnen zu hören hoffe, was Interesse für mich hat, so ziemt es sich wohl, daß nicht Sie sich zu mir bemühen, sondern ich zu Ihnen komme. Sie würden mich also sehr verbinden, wenn Sie mir Ihre Wohnung und die Stunde nennen wollten, wann ich Sie noch heute sprechen kann.«

»Ich nannte ihm Straße und Nummer und gab als Gesprächszeit die Stunde um acht Uhr Abends an.

»Ah,« sagte er, ›da wohne ich ja dicht neben Ihnen und ich habe es also nicht weit. So sage ich Ihnen denn: Auf Wiedersehen!«

»Er verbeugte sich dankend, reichte mir noch einmal seine Hand und bald darauf entfernte er sich, wie auch die übrigen Gäste und ich sich allmähig von unserm Wirthe verabschiedeten.

»Ich machte nach unserm vortrefflichen Diner noch einen kleinen Spaziergang und war dabei etwas von Neugierde geplagt, was mir der amerikanische Diplomat zu sagen haben werde. Dann aber verfügte ich mich nach Hause, um mich auf den Besuch desselben vorzubereiten. Die Familie, bei der ich wohnte, war bald davon unterrichtet und ließ mich diesmal in meinem Zimmer allein, während sie sonst immer den Thee bei mir zu trinken pflegte.

»Es hatte noch nicht acht Uhr geschlagen, da ließ sich mein Besuch schon melden und aus dieser Eile merkte ich von Neuem, daß ihm die vorliegende Sache von Wichtigkeit sei. Nun, er trat bei mir ein, ich bot ihm eine Cigarre an, die er dankend ablehnte, und dann setzte er sich auf einen zufällig im Zimmer vorhandenen Schaukelstuhl, sichtlich erfreut, daß er dies bequeme, vaterländische Hausmöbel auch bei mir vorfinde.

»Ich will mich kurz fassen, mein Herr Oberst,« begann er sogleich das Gespräch, »denn ich möchte gern so bald wie möglich in der von Ihnen heute bei Tisch angeregten Sache klar sehen. Ich kann Ihnen auch nicht läugnen, daß sie mir von großer Wichtigkeit erscheint, und nun, wenn Sie mir Ihr Vertrauen schenken wollen, so erzählen Sie mir, woher Sie die Nachricht haben, daß ein Mr. Harry Duncan im vorigen Jahre im Berner Oberlande um's Leben gekommen sei.«

»Ich holte sogleich Ihren Brief herbei, worin sich jener Ausschnitt aus der Times befand, den Sie mir mitgeschickt haben und den ich Ihnen einliegend zurücksende, und reichte ihm den Zettel hin, wobei ich der Wahrheit gemäß berichtete, wie er in meine Hände gelangt und daß Sie, der Briefschreiber und Fragesteller, der Arzt der Familie des Verstorbenen wären, also ganz natürlich großen Antheil an dem Schicksal derselben nähmen.

»Als ich diese Worte gesprochen, versank der amerikanische Herr in ein kurzes Stillschweigen und schaukelte sich heftig in seinem Stuhle hin und her, als ob er ernstlich mit sich über Etwas zu Rathe ginge. Aber bald darauf

erhob er sein ehrliches Gesicht ganz zu mir, sah mich mit seinen blauen Augen treuherzig an und sagte:

»Verzeihen Sie mir die Bewegung, die Ihre Bericht-erstattung nothwendig in mir hervorgerufen hat, aber ich wiederhole Ihnen, daß das Schicksal dieses *angeblich* Umgekommenen mich auf das Tiefste rührt. Nun denn, ja, was das Schicksal desselben betrifft, so kann ich Ihnen und Ihrem Freunde einen Trost sprechen und Ihnen Beiden sogar die bestimmte Versicherung geben, daß dieser – dieser Mr. Duncan auf die von Ihnen erzählte und in dieser Zeitung angegebene Weise *nicht* umgekommen ist, und das theilen Sie Ihrem Freunde, dem Arzte, sofort mit, damit er auch der Familie des jungen Mannes diesen Trost überbringen kann.«

»Wie,« rief ich erstaunt, »wie soll ich das verstehen, was Sie sagen? Wenn der junge Engländer nicht umgekommen ist, wie Sie mir auf das Bestimmteste versichern, darf ich dann annehmen, daß er noch lebt?«

»Der Amerikaner lächelte still vor sich hin und schaukelte sich wieder, aber immer langsamer und langsamer, bis er endlich den Stuhl anhielt und wie mir schien, noch etwas zögernd und seine wahre Meinung zurückhaltend, sagte:

»Ich kann Ihnen nur wiederholen, was ich schon gesagt: daß Harry Duncan nicht von einem Felsen herabgestürzt ist und nicht in der Umgegend von Interlaken begraben liegt.«

»O Mr. Charles H***t,« fuhr ich dringender fort, denn jetzt glaubte ich schon deutlicher in den Mienen des jungen Mannes zu lesen, was er, mit sich selbst im Kampfe, mir noch verschwiege, »lassen Sie uns doch ganz ehrlich gegen einander verfahren und sagen Sie mir Alles, was Sie mir über jenen jungen Mann sagen können, an dem Sie einen eben so großen Antheil nehmen, wie mein Freund, der Arzt, sonst hätte er mir ja nicht einen so ausführlichen Brief geschrieben, in dem aus jeder Zeile hervorgeht, daß er die eingehendste Beantwortung seiner Frage wünscht, damit er der unglücklichen Familie des Verschollenen einen sehr nothwendigen Trost sprechen kann. Anstatt mir also mit nur halber Aufrichtigkeit zu sagen, daß er nicht von einem Felsen herabgestürzt und in oder bei Interlaken begraben ist, sagen Sie mir lieber die ganze Wahrheit und gestehen Sie ein, daß er lebt.«

»Der Amerikaner kämpfte offenbar von Neuem einen schweren Kampf mit sich selber, diesmal aber war derselbe viel kürzer als vorher und endlich sagte er, während ich schon in seinem auf mir ruhenden Auge das Folgende las:

»Nun denn, ja, hier helfen keine diplomatischen Ausflüchte mehr und nach meiner Ansicht der Sache – *namentlich wie sie jetzt liegt* – sind sie auch durchaus nicht mehr nothwendig und könnten sogar, wenn sie noch länger in Anwendung gebracht würden, die verworrene Angelegenheit nur noch mehr verwirren. Also ja – Mr. Harry Duncan lebt, und nun, da ich Ihnen so viel gesagt, will ich noch etwas Anderes hinzufügen, was Sie Ihrem

Freunde, dem Arzte seiner Familie, getreulich mittheilen mögen. Jedoch muß ich die Bedingung dabei stellen, daß ich vor der Hand noch nicht mit der Frage behelligt werde, wo Mr. Duncan seinen Aufenthalt genommen hat und unter welchen Verhältnissen er lebt, denn ich habe ihm eidlich gelobt, daß ich gegen Jedermann darüber schweigen will. Auch würde ich Ihnen nicht so viel gesagt haben, wie Sie wirklich gehört, wenn eben seine Verhältnisse nicht augenblicklich der Art wären, daß ein völliger Umschwung derselben zum Besseren zu erwarten steht. Und das eben ist es, was Sie Ihren Freund wissen lassen mögen, daß nämlich das Schicksal des Verschollenen, über welches seine Verwandten mit Recht so sehr besorgt sind, bald eine vor Kurzem noch ganz unvermuthete Wendung nehmen wird, und sobald ich darüber etwas Bestimmtes erfahre, was ich jeden Tag erwarten kann, werde ich Mr. Duncan selbst davon benachrichtigen, der über sich und seine Zukunft eben so im Unklaren ist, wie seine Familie darüber, ob er lebt oder nicht. Ich habe schon lange nicht mehr an ihn geschrieben, weil ich ihn mit ungewissen Hoffnungen – aus Gründen, die ich für mich behalten möchte – nicht täuschen durfte, und erst, wenn ich Alles klar und fertig vor mir habe, darf und werde ich ihn dem Verhängniß entreißen, dem er unglücklicher Weise schon so lange verfallen ist.◀

»Als der liebenswürdige Diplomat mir das gesagt, senkte ich sinnend den Kopf, denn mir war Vieles in seiner Rede durchaus unverständlich geblieben, wozu ich allerdings in meiner halben Kenntniß der Sache nicht den

rechten Schlüssel besaß. Endlich aber fiel mir Etwas in seiner Offenbarung besonders auf und ich deutete es ihm auch ehrlich an, indem ich sagte:

»Gut, ich danke Ihnen für alles Das, was Sie mir über diesen Mr. Duncan vertraut haben, aber wie kommen Sie, das Mitglied der nordamerikanischen Gesandtschaft, dazu, das Alles zu wissen, während der englische Diplomat, der heute bei unserm Diner zugegen war, den jungen Mann nicht persönlich zu kennen schien, obgleich sein Name ihm, seiner eigenen Aeußerung und seinem eigenthümlichen Benehmen nach, sehr wohl bekannt war?«

»Mr. Charles H***t lächelte auf eine Weise, daß ich sah oder zu sehen glaubte, wie diese Frage ihm etwas ungelegen kam, allein er faßte sich bald wieder und sagte, den blonden Kopf langsam hin und her bewegend:

»O, diese Frage zu beantworten, dürfte doch wohl nicht sehr schwer sein und ich glaube Ihnen mit wenigen Worten die Erklärung darüber zukommen lassen zu können. Wie kann denn jedes Mitglied der englischen Gesandtschaft alle Engländer im Auslande kennen oder genau von ihren Verhältnissen unterrichtet sein? Viele Tausend Engländer leben Jahr aus, Jahr ein im Auslande und werden durchaus nicht so streng überwacht, wie es etwa mit den Polen von Seiten Rußlands geschieht. Mr. Harry Duncan ist eben ein Engländer und – erfreut sich der freien Institutionen seines Landes, die freilich – und hier spielte ein fast wehmüthiger Zug um die Lippen des Redenden – auch nicht immer von Fehlern frei sind, wie mir – ich sage *mir* – gerade der vorliegende Fall beweist. Daß

ich aber, mein Herr« – und hier leuchtete das blaue Auge des Amerikaners wahrhaft stolz und feurig auf – »mit den Verhältnissen Mr. Duncan's viel genauer bekannt bin, als ein Mitglied seiner eigenen Gesandtschaft, das hat allein darin seinen Grund, daß ich – schon lange mit ihm persönlich bekannt und sogar – befreundet bin, und daher allein stammt auch das innige Interesse, welches ich an seinem traurigen Schicksal nehme.«

»Nachdem der junge Diplomat diese Worte mit einer wahren Erhebung seines ganzen Wesens gesprochen, stand er von seinem Stuhle auf und nahm seinen Hut. Ich war von dem ganzen Vorgange so bewegt und ergriffen, daß ich sogar die Fragen vergaß, die ich ihm in Betreff seines englischen Freundes noch vorzulegen beabsichtigt hatte, und so dankte ich ihm für seinen Besuch und seine Mittheilung, und er, nachdem er sich mit wenigen Worten verabschiedet, verließ mich.

»Hier, mein lieber Doctor, haben Sie Alles, was ich in Bezug auf Ihren Auftrag in Erfahrung bringen konnte und ich glaube fast, daß Sie mehr empfangen, als Sie erwartet hatten. Wenigstens so viel steht fest, daß der Sohn der liebenswürdigen Familie, der Sie Ihre Theilnahme geschenkt, nicht gestorben, sondern dem Leben und den Seinigen erhalten ist, ihnen also auch wohl ohne allen Zweifel wiedergegeben werden wird. Wie und wann das geschehen wird, kann ich freilich nicht wissen und überlasse Ihrer Einsicht und der Zukunft die Lösung dieses mir sehr interessant erscheinenden Räthsel.

»Leben Sie wohl! In acht Tagen denke ich wieder daheim zu sein und hoffe Sie noch auf dem Abendberge vorzufinden, dem ich gleich in den ersten Tagen nach meiner Rückkehr einen Besuch abzustatten gedenke, und dann wollen wir mehr über den vorliegenden Fall sprechen und Sie sollen mir erzählen, welchen Eindruck die neue Mittheilung über das Geschick des jungen Engländers auf seine Familie hervorgebracht hat.

»Herzlichen Gruß von Ihrem treuen Arnold.«

Als ich diesen Brief zu Ende gelesen, sank mir das letzte Blatt aus der Hand und ich starrte eine Weile ganz benommen vor mich hin. Ich konnte den mir wunderbar vorkommenden Inhalt noch gar nicht fassen und mich nur schwer in die neue Lage versetzen, in der sich von nun an Mrs. Duncan und ihre Familie befanden, und in die ich mich selbst ihnen gegenüber zu stellen hatte. Erst nach geraumer Zeit nahm ich den Brief zum zweiten Mal auf, durchlas noch einmal aufmerksam einige Stellen und faltete ihn dann mit zitternden Händen zusammen, um ihn sorgsam in meine Brusttasche zu stecken. Aber dabei flutheten so viele Gedanken durch mein Hirn und so viele Empfindungen der seltensten Art bestürmten mein Herz, daß ich sie unmöglich im engen Zimmer bewältigen konnte und es zog mich mit Macht in's Freie hinaus, wo ich eine Weile ziellos und hastig auf- und niederlief

und das Wogen und Stürmen in meiner Brust zu bekämpfen suchte.

Endlich war es mir auch gelungen und nun erst kam ich zur ruhigen Ueberlegung der gegenwärtig vor mir liegenden Aufgabe. »Ja,« sagte ich zu mir, »dieser Brief bringt mir allerdings mehr, viel mehr Neues, als ich erwartet habe. So viel ist gewiß: die Unglücksbotschaft in jenem Zeitungsblatt, die das ganze Unheil der Familie angerichtet hat, war falsch, und alle Unternehmungen derselben zur Auffindung der Spuren des angeblich Verunglückten mußten also auch natürlich eben so überflüssig wie vergeblich sein. Ah! Diese Mittheilung müssen die armen Frauen bald erfahren und ich bin dazu auserlesen, sie ihnen zu überbringen. O, das ist allerdings eine köstliche Aufgabe für mich, denn nun werden ja wohl ihre bittersten Schmerzen ein Ende haben und ein neues Leben voller Hoffnung und Zuversicht wird vor ihnen tagen, denn alle übrigen Schwierigkeiten, in denen sie sich in Betreff Harry Duncan's befinden, werden wohl nicht so groß sein, daß sie nicht durch die Nachricht, daß er noch lebt, beseitigt oder wenigstens gemildert werden könnten. O, o, welches Glück ist mir da wieder einmal beschieden! Aber die Aufgabe, die mir dabei zugefallen, auf die rechte Weise zu lösen, wird nicht ganz leicht sein, da ich die armen Frauen ja nur allmählig auf die unerwartete Thatsache vorbereiten kann.«

»Und wie seltsam ist es,« sagte ich ferner zu mir, »daß mir gerade jetzt und hier dieser Brief mit dem abgeschlossenen Geschick einiger mir so werthgewordener

Menschen in die Hände fällt, wo ich im Begriff stehe, dem Schicksal eines anderen Unglücklichen näher zu treten! Es ist das sehr merkwürdig, aber mir fehlt es nicht an analogen Vorkommnissen in meinem Leben und ich weiß ja aus alter Erfahrung, daß die Vorsehung, nicht immer, nein, aber doch oft dafür sorgt, daß ein Unglück im Menschenleben durch das Dazwischenwerfen eines Glücksfalls gemildert und gewissermaßen neutralisirt wird. Ja das erlebe ich hier wieder, denn während ich noch hier in großer Sorge um des armen Mr. Scott's Zustand bin und die Folgen seines jetzigen traurigen Verhältnisses noch nicht überschauen kann, erfahre ich, daß meine frühere Sorge um jene bemitleidenswerthen Frauen zu Ende ist und sich sogar in eine unerwartete Freude verwandelt hat. Ja, so geht es oft im Leben und wohl Dem, dem das Unglück nicht immer in doppelter Gestalt erscheint, wie so häufig, und der über das Eine heiter lächeln kann, wenn sein Herz noch voll bitterer Sorge über das Andere ist. So will ich denn die mir zugefallene Aufgabe mit Ruhe und Fassung zu lösen versuchen und getrost an die Arbeit gehen, denn daß ich damit noch nicht über alle Berge bin, wie ich hier so hoch über so vielen stehe, das sagt mir eine innere Stimme, und der, ja, der habe ich stets geglaubt und glaube ihr auch jetzt wieder.«

So oder ähnlich lautete damals mein langes Selbstgespräch, aber ich fühlte mich in Folge der eben erhaltenen Nachrichten und des Nachdenkens darüber in eine solche Aufregung versetzt, daß ich mehr Zeit zu meiner eigenen Beruhigung bedurfte, als ich für möglich gehalten.

Es waren bereits Stunden vergangen, seitdem Christen mir den bedeutungsvollen Brief gebracht, und ich wußte es kaum, denn ich hatte an die Berechnung der Zeit nicht gedacht, wie mir auch Anderes ganz aus der Erinnerung gewichen zu sein schien. Da aber fiel mir plötzlich mein armer Kranker oben in der Hütte ein und rasch stieg ich wieder zu ihr empor, um durch das Fenster in sein Schlafzimmer hineinzuschauen.

Ich nahm noch keine Bewegung darin wahr, er lag noch ruhig in seinem Bett und schlief fest, was mir in diesem Augenblick doppelt erwünscht war, da ich erst ganz mit mir zur Ruhe kommen wollte, bevor ich mich in eine neue Aufregung begab, die unzweifelhaft an mich herantreten mußte, wenn er wirklich ausführte, was ich mit ziemlicher Sicherheit erwartete, nämlich mir endlich sein ganzes Vertrauen schenkte und mir seine Lebensschicksale erzählte.

So begab ich mich denn in die Küche, um wiederum mein eigener Koch zu sein, denn die vegetative Maschine in mir war allmählig in Stockung gerathen und ein nagendes Gefühl im Magen erinnerte mich daran, daß ein Mensch, der innerlich mit so schwer wiegenden Gedanken und Empfindungen beschäftigt ist, auch der leiblichen Speise bedarf, um seine Kräfte aufrecht zu erhalten und sich zu ferneren Unternehmungen geschickt zu machen.

Dank der Fürsorge Sterchi's, war ich durch Christen wieder reichlich mit nahrhaften Speisen versorgt und ich

brauchte sie nur zu wärmen, was ich denn heute mit einer eigenen Bedachtsamkeit that, obgleich meine Gedanken nicht gerade bei meinen Verrichtungen waren und oft weit, weit davon in die Ferne schweiften. Endlich jedoch war mein Mahl fertig und ich trug meine Schüssel und meinen Teller in das Wohnzimmer Mr. Scott's, holte eine Flasche von dem alten Burgunder Sterchi's aus dem Keller und verzehrte mit großer Befriedigung mein einsames Mahl, wobei ich mich ganz behaglich zu fühlen begann und nun schon mit größerer Ruhe der nächsten Zukunft entgegen sah.

Erst als ich damit fertig war, zog ich meine Uhr hervor und fand zu meinem Erstaunen, daß der Nachmittag bereits vorgerückt war. Der ganze Tag war mir unter den verschiedenen, so rasch aufeinander folgenden Gemüthsbewegungen und dem Nachdenken darüber förmlich unter den Händen weggeschwunden und ich hätte es nie für möglich gehalten, daß in einer so isolirten Lage die Zeit so flüchtig sein könne, wenn ich es jetzt nicht an mir selbst erfahren hätte.

Nachdem ich abgespeist, meine Flasche Wein geleert und Alles im Haushalt wieder in die rechte Ordnung gebracht hatte, begab ich mich wiederum in's Freie, und nach einem neuen Blick in das Krankenzimmer, in dem ich auch bis jetzt noch keine Veränderung wahrnahm, stieg ich zur Quelle hinab, um neuen Vorrath frischen Wassers in einem großen Krüge zu holen, damit es vorhanden sei, wenn mein Patient desselben bedürfen sollte.

Zu seiner Labung, wenn er nach dem Erwachen Appetit verspürte, hatte ich Alles bereit gestellt und so war vor der Hand Jedes besorgt, was mir im Augenblick das Nothwendigste erschien.

Endlich um fünf Uhr, als ich noch einmal in das Fenster Mr. Scott's blickte, sah ich, daß er erwacht war und im Bette aufrecht saß, sich auch bereits die langen Haare und den Bart kämmte, was ich als eine gute Vorbedeutung seines Befindens aufnahm, denn ich wußte als Arzt sehr genau, daß, wenn ein Kranker erst an die Wiederherstellung seiner äußeren Erscheinung, also an seine Toilette denkt, die schwerste Krisis seines Leidens überstanden ist und man mit Sicherheit auf seine völlige Genesung rechnen kann.

Ich ließ ihn noch einige Zeit gewähren und erst als ich annehmen konnte, daß er mit seiner leichten Arbeit zu Stande gekommen, begab ich mich zu ihm und begrüßte ihn mit freundlichen Worten, indem ich meine Freude aussprach, daß er so lange geschlafen und sich wahrscheinlich nun auch in besserer Stimmung befinde.

Er lächelte mich zum ersten Mal mit einer merklichen Heiterkeit an und reichte mir ruhig die Hand, die ich durchaus frei von allem Fieber und warm wie bei einem gesunden Menschen fand. Auch sein übriges Befinden, wie ich bald erfuhr, ließ nichts zu wünschen übrig und als ich mein Auge forschend in das seine senkte, nahm ich darin eine wunderbare Veränderung wahr, die mich noch mehr mit neuer Hoffnung und Freude erfüllte.

Sein blaues Auge hatte zwar immer noch seinen schwärmerischen Blick bewahrt, aber es schaute mir klar und von dem früheren Schleier befreit entgegen. Auf seiner Miene lag eine gewisse innere Zufriedenheit und die trübselige Spannung, die sie so oft und lange gezeigt, war fast ganz daraus verschwunden. Er betrachtete mich, wie ich sofort wahrnahm, diesmal mit besonderer Aufmerksamkeit und Theilnahme und sein Blick hatte dabei etwas Fragendes angenommen, was ich mir richtig deutete und was er mir bald auch selbst durch seine Worte kundgab.

So athmete ich denn, nachdem ich ihm einige Fragen vorgelegt und aus seinen Antworten immer mehr Anzeigen erhalten, daß er sich wohler denn je befinde, auch in dieser Beziehung erleichtert auf und ich setzte ganz bestimmt voraus, daß ich nun endlich an das Ziel gelangen würde, das ich mir schon so lange vorgesteckt. Allein so weit waren wir für jetzt noch nicht und es sollten noch mehrere Stunden vergehen, bis mir auch hier eine Erklärung zu Theil ward, wie ich sie in anderer Weise an diesem so bedeutungsvollen Tage aus dem Briefe meines Schweizer Freundes erfahren.

Endlich aber, nachdem wir noch Mancherlei hin und her gesprochen, wandte sich Mr. Scott mit einem raschen Entschluß zu mir und sagte:

»Herr Doctor, ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich befinde mich mit einem Male so wohl, als ob mir eine göttliche Vorsehung plötzlich Genesung in's Herz gehaucht. So kann ich denn nicht länger unthätig im Bette liegen und will lieber aufstehen und einmal wieder nach

längerer Zeit Gottes frische Luft einathmen, die, ich fühle es, mir durchaus nothwendig ist. Ich habe mir auch vorgenommen, heute noch etwas Anderes zu thun, und das soll geschehen, wenn ich auf meinen Füßen stehe, und da sollen Sie sich überzeugen, daß noch Manneskraft und Entschlossenheit genug in mir ist, um noch einmal einen Blick in mein vergangenes Leben zu werfen und in der Wunde zu wühlen, die mir das unerbittliche Schicksal geschlagen hat. Ja, ich muß aufstehen und sogleich. So lassen Sie mich denn einige Zeit allein, damit ich mich ankleiden kann und dabei habe ich noch Manches zu überlegen, was *ich* – mit Ihnen heute Abend unternehmen will.«

Ich drückte ihm meine Befriedigung darüber aus und verließ ihn, um wieder einen kurzen Spaziergang zu machen und abermals mit mir zu Rathe zu gehen, was mir unter den jetzt obwaltenden Umständen geradezu eine innere Nothwendigkeit geworden war. Als ich aber nach einer Stunde zurückkehrte und das einsame Blockhaus wieder erreichte, fand ich noch Alles in der Umgebung desselben still und ich schloß daraus, daß mein Patient noch nicht mit seinen Vorbereitungen fertig sei. Da ich ihn darin nicht stören und ihm jetzt in keiner Weise hinderlich in den Weg treten wollte, um ihn sich ganz allein selbst zu überlassen, hielt ich mich, zwischen den Alpenrosen hin und her schreitend, vor der Thür auf und beobachtete die Erscheinungen in der Natur, die mit einem Male wieder meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen und in der That auch ganz dazu angethan waren,

meine unruhige Seele mit dem ewig heilsamen Balsam ihres Athems und ihres läuternden Gottesfriedens zu besänftigen.

Es war allmählig Abend geworden und die Sonne war frühzeitig hinter eine am westlichen Horizont des Thuner Sees schwebende halb durchsichtige Wolkenbank versunken, was immer eine linde Dämmerung herbeiführt, wo so viele große Berge ihre Schatten über die Thäler werfen und es Nacht werden lassen, lange bevor die Zeit dazu gekommen ist.

Zu dieser Zeit bin ich immer gern im Freien und zwar am liebsten allein. Ich habe dann beim Wechsel des Lichtes und Schattens so viel zu schauen, zu denken, daß mich alles fremde Lebendige stört, und heute hatte ich mehr als je zu denken, aber ich sollte auch viel zu schauen bekommen, viel mehr, als ich mir vorgestellt.

Als ich einige Schritte unter den Tannen, welche meinen jetzigen Aufenthaltsort umgaben, fortgeschritten war, um eine Stelle zu suchen, von der aus ich über den ewig schönen Thuner See blicken konnte, stand ich plötzlich überrascht still. Der ganze See war ein einziges glühendes Farbenmeer; mit dem feinsten Rosenroth im Osten beginnend, nahm die Röthe allmählig an Sättigung und Fülle zu und es sah aus, als ob Erde und Wasser sammt dem Himmel darüber in lichter Lohe ständen. Denn auch die Wolken, die am westlichen Himmel thronen, lagen im glühendsten Purpur da und selbst die vorher dunkelblaue Wolkenwand löste sich allmählig auf und

röthete sich, als verzehre sie die Flamme der untergehenden Sonne, von der schon lange nichts mehr zu sehen war.

Ich stand geraume Zeit da und labte mich an dem köstlichen Anblick. Es war ein Abend, wie man ihn nur selten, selbst auf so hoch und schön gelegenen Orten erlebt und der das Herz jedes empfindungsreichen Menschen mit dem Gefühl unsäglicher Freude und Zufriedenheit erfüllen muß.

Nachdem ich lange nach dem Thuner See hinuntergeblickt, dessen glühendes Gold meine Augen zu blenden anfang, schritt ich nach dem Blockhause zurück, um auch nach der andern Seite hinunterzuschauen, über der bereits die Abendschatten in tiefen violetten Farben ausgebreitet lagen.

Dabei ruhte ein feierliches Schweigen auf der ganzen Natur, die in ihren ersten Nachtschlummer zu sinken begann. Nur der Wasserfall des vom Schwalmeren herabstürzenden Saxetenbachs, dessen Silberwellen die Hütten des friedlichen Dörfchens bespülten, in deren Zimmern schon hie und da Lichter glänzten, dröhnte dumpf aus der Tiefe herauf. Bisweilen klang auch der Glockenton der um die Sennhütte sich bewegenden Kühe unter meinen Füßen zu mir empor, sonst aber war nichts zu hören, als bisweilen ein leises Rauschen der Tannennadeln, durch die geisterhaft klagend der linde Abendwind strich.

Hier nach Süden hin, wo hinüber der Abendberg, die Rotheck und der Morgenberg ihre dichten Schatten warfen, wurde es rascher und rascher Nacht und schon stiegen ganz leise, aus dem blauen Aether hervortauchend, einzelne Sterne über dem Kamme der gegenüberliegenden Eisriesen auf, was oft gerade so aussieht, als ob es nicht ein Stern, sondern ein Licht wäre, welches in einem dort oben stehenden Hause angezündet wird.

Als ich das Alles in größter Ruhe mit ansah, sagte ich zu mir: »Alles, was ich hier höre und sehe, hörte und sah Mr. Scott schon viele Tage vorher und das war gewiß sehr schön und sehr verlockend; aber so ganz allein und immer allein hier oben zu sein und Niemanden bei sich zu haben, mit dem man den Genuß dieser Schönheit theilen kann, das – war gewiß nicht schön, nein, das muß sogar oft sehr, sehr traurig gewesen sein. – Aber wie,« fuhr ich nach einer Weile fort, indem ich wieder einen forschenden Blick nach Westen warf und noch immer die Gluth am Himmel bemerkte, »das ist ein Abend, an dem man das Glühen der Alpen zu erwarten hat, und wenn ich nicht irre, wird Sterchi unten schon lange auf dem Posten stehen, um seinen Gästen zu verkünden, daß sie bald sehen werden, was sie alle stets mit dem größten Eifer begehren.«

Und auch ich sollte mich in meiner heutigen Erwartung nicht getäuscht haben, da ich ja schon so oft auf so bedeutender Höhe die Vorgänge am Himmel belauscht

und daraus auf die Vorgänge auf der Erde schließen gelernt hatte. Bekanntlich aber wird das sogenannte Alpenglühen dadurch erzeugt, daß die untergegangene Sonne den westlichen Horizont und etwa darüber hinsegelnde Wolken glühend anhaucht. Diese glühenden Wolken werfen dann ihren Reflex auf die höchsten Häupter der Berge, und Alles, was dieser Reflex trifft, nimmt dann mehr oder weniger intensiv die Farben dieser Wolken an und so erscheinen namentlich die höchsten Schneeberge, deren weiße Farbe dem glühenden Roth am zugänglichsten ist, in Rosa, Gold und Purpur gebadet.

Das war nun auch heute der Fall, und von ihren äußersten Spitzen an begann sich die ganze Riesenkette der Alpen zuerst mit einem zart angehauchten Rosaroth, dann bis zum intensiven Purpur und endlich mit der Farbe des Kupfers zu bedecken, die sich bis auf den Fuß der zunächst liegenden Berge erstreckten und die ganze sichtbare Welt in ihren köstlichen Mantel hüllten.

Es war ein großer, ein schöner, ein unvergleichlich erhabener Anblick und ziemlich lange dauerte er heute. Mein Herz schauerte dabei in selten empfundener Wonne auf und unwillkürlich falteten sich meine Hände, um dem Wunder der großen Gotteswelt mein menschliches Dankopfer darzubringen. Allmähig aber erloschen die Farben wieder, die dunklen gingen in hellere über, bis plötzlich und auf einen Schlag die Eisberge wieder in ihrem gewöhnlichen kreideweißen Kleide dastanden und durch den so schnell hervorgebrachten Contrast den Eindruck hervorriefen, etwa wie ein blühendes Menschenantlitz es

thut, wenn es aus dem vollsten Leben plötzlich in den Tod versinkt und dann seine Wangen sich mit der Blässe dieses Todes bedecken.

Starr auf diese Vorgänge hinblickend, stand ich stumm eine Weile voller Betrachtung da, ohne eine weitere Empfindung als nur die des Schauens zu haben – aber was war das? Das hatte ich ja noch nie gesehen und konnte es mir anfangs auch gar nicht erklären. Denn plötzlich, als erstände eine neue Sonne im Osten, begannen sich die erhabenen Berghäupter noch einmal mit sichtbarer Gluth zu bedecken, nur war sie viel zarter, feiner und noch kürzere Zeit dauernd als vorher. Endlich, der neuen Erscheinung alle meine Gedanken widmend, wandte ich mein Auge nach Osten dem Eiger zu, und da war mir mit einem Mal das schöne Räthsel erklärt. Denn über dem stolzen Schneeberge hervor, ganz langsam schleichend, war der Mond am klaren Osthimmel heraufgestiegen und übergieß nun mit seinem ersten und perlreinsten Lichte die erhabenen Felsstirnen, wie es vorher die scheidende Sonne gethan.

Da, als ich so stand und in stilles Schauen und Stauen über die Schönheit der allmächtigen Natur versunken war, schrak ich plötzlich zusammen. Eine menschliche Hand hatte sich von hinten her sanft auf meine Schulter gelegt und ließ mir so auf liebevolle Weise ihren Gruß zukommen. Ich drehte mich um und da stand

Mr. Scott mit seltsam leuchtenden Augen und wunderbar belebtem Gesicht vor mir, wie ich ihn noch nie zuvor gesehen. Auch schien er mir viel größer und stattlicher in der dämmerigen Abendbeleuchtung zu sein; in seiner Haltung verrieth sich keine Schwäche und Hinfälligkeit mehr und es sah gerade so aus, als ob er den bösen Feind, der ihn bisher unterjocht, mit endlicher Zusammenraffung aller seiner Kräfte abgeschüttelt und von sich geworfen hätte.

Dabei lächelte er mich mit einem wunderbar frohen Gesichtsausdruck an und sagte, fast nur flüsternd: »Nicht wahr, das war eben schön, sehr schön? Ja, ich habe es auch mit angesehen, habe schon lange hinter Ihnen gestanden und mich mit Ihnen darüber gefreut, denn ich betrachte diese göttliche Erscheinung als ein gutes Omen für das, was ich heute Abend beginnen will. Aber nun sagen Sie mir – Sie sind also noch immer bei mir, obgleich es schon so spät ist, und Sie wollen also auch diese Nacht noch hier bleiben, da es doch in Betreff meiner Gesundheit kaum noch nöthig ist?«

»Gewiß,« sagte ich, ihm meine Hand reichend, die er schnell ergriff, als fürchte er, er könne mich dennoch sehr bald aus seiner Nähe verlieren, »gewiß will ich auch die zweite Nacht bei Ihnen bleiben, wenn Sie mich behalten wollen, da ich ja ein so gutes Bett bei Ihnen gefunden und vortrefflich geschlafen habe. Uebrigens hege ich dabei eine besondere Hoffnung, Mr. Scott, und die will ich Ihnen in diesem Augenblick, wo ich so warm empfinde und voll menschlicher Theilnahme an Allem, was

auf der Erde vorgeht, bin, nicht verhehlen – nämlich die Hoffnung, daß Sie mir endlich erzählen, was Sie schon lange gewollt, damit wir uns nicht mehr wie zwei Fremde gegenüberstehen, sondern auch wirklich die Freunde werden, wie es so leicht zwei Menschen werden können, die eben so Großes und Schönes gesehen und deren Herzen gemeinsam die Einwirkung der Vorsehung empfunden haben, die ja Alles auf Erden zu seinem endlichen Ziele lenkt und Ruhe und Frieden schafft, wo so lange Unruhe und Unfrieden gewaltet haben. Und so lange, bis Sie mir nicht dieses Vertrauen geschenkt, betrachte ich meine Aufgabe bei Ihnen noch nicht vollendet, womit ich die sichere Hoffnung verbinde, daß Sie sich, wenn Sie sich erst diese Erleichterung verschafft, auf dem Wege der völligen Genesung befinden und meiner Gegenwart nicht mehr so wie bisher benöthigt sein werden, wenn ich auch fernerhin fortfahren will, Ihnen meine ganze Theilnahme zu widmen und Ihnen mit Rath und That zur Seite zu stehen, so weit es in meinen Kräften liegt.«

Als ich diese Worte mit warmer Hingebung sprach, schaute er ernst, aber nicht mehr so traurig, sondern mit festem, entschlossenem Blick vor sich nieder, nickte dann mit seinem dunklen Kopf und sagte ruhig und klar:

»Ja, Herr Doctor, Sie haben es errathen, ich bin dazu entschlossen, Ihnen endlich Etwas zu erzählen, was Sie schon lange wissen wollten; aber nicht hier draußen im Freien will ich das thun. Begleiten Sie mich also in das Zimmer, wo Sie nachher schlafen werden; ich habe bereits die Läden geschlossen und die trauliche Lampe

brennt, um uns zu einer recht ernstern Betrachtung eines seltsamen Menschenschicksals zu leuchten. Kommen Sie hinein und lassen Sie mich bald beginnen, denn meine Erzählung wird etwas lange dauern und Sie noch mehrere Stunden vom Schlafe fern halten; ich aber fühle in mir endlich die Kraft zum Sprechen und möchte den günstigen Augenblick dazu nicht wieder verrinnen lassen.«

»Ich komme schon!« sagte ich mit hochaufschlagendem Herzen, aber mehr konnte ich nicht sagen, denn mir lag es etwas bang und voll auf der Seele, daß ich schon wieder der Enthüllung eines Menschenschicksals entgegengehen sollte, von dem ich noch keine Ahnung hatte, wie es beschaffen sei und was ich zu der besseren Gestaltung desselben thun könne.

So schritten wir denn Beide schweigend der Blockhütte zu und als wir in den Flur eingetreten waren und die Thür hinter uns verriegelt hatten, öffnete Mr. Scott sein Wohnzimmer und bald saßen wir vertraulich neben einander auf dem Ruhebett, das nachher mein Nachtlager bilden sollte. Vor uns auf dem Tisch aber standen eine Flasche edlen Weins und zwei Gläser, von denen das eine Christen erst diesen Morgen von Sterchi mit heraufgebracht, da Mr. Scott bisher nur eins besessen hatte.

»Bedienen Sie sich,« sagte mein jetziger Wirth und deutete auf die Flasche und die Gläser. »Ich denke, ich werde heute Abend auch ein Glas davon trinken dürfen, denn ich brauche Kraft und Ausdauer zu meiner Erzählung und weiß vorher, daß sie mich hart angreifen wird, da ich ja zum ersten Mal in meinem Leben vor einem

Menschen sitze, dem ich mich und mein Schicksal ganz enthüllen will.«

Ich entkorkte die Flasche rasch, goß die beiden Gläser mit dem dunklen Frankenwein voll und saß dann voller Erwartung des nun Kommenden da.

DRITTES CAPITEL. MR. SCOTT'S LEBENSGESCHICHTE.

»Ja,« begann Mr. Scott seine Erzählung, nachdem er bedächtig von dem feurigen Wein getrunken, als ob er sich dadurch zu seinem Vorhaben stärken müsse, »es drängt mich, was ich früher nie für möglich gehalten, jetzt fast mit Gewalt dazu, einmal mit einem Menschen über mein seltsam trauriges Schicksal zu sprechen, um dann von ihm zu vernehmen, wie er mein Leben auffaßt, was er über mich urtheilt, und ob er, wenn er es so genau kennt wie ich, mir nicht zugestehen muß, daß ich einem natürlichen und fast unvermeidlichen Impulse gefolgt bin, wenn ich mich in die Lage versetzt habe, in welcher Sie mich hier oben gefunden haben. Ich habe lange geschwankt und mit mir im Kampfe gelegen, ob ich gerade Ihnen dieses mein Schicksal anvertrauen sollte und ich hätte vielleicht nicht den Muth dazu gefunden, wenn der Zustand innerer Verzweiflung in den ich seit einigen Tagen und namentlich seit jenem Föhnsturm verfallen, der mich ganz unvorbereitet traf und meine ganze Seele erschütterte, mich nicht mit unwiderstehlicher Kraft dazu gedrängt hätte. Ja, ich will ehrlich gegen Sie sein: schon am Tage vor Ausbruch dieses Sturmes, als die ganze mich umgebende Atmosphäre und die

Berge da drüben in einen traurigen gelben Nebel gehüllt waren, hatte ich mich eigentlich zu dieser Mittheilung gegen Sie entschlossen und kaum konnte ich den mich dazu drängenden Trieb bis zum Abend bewältigen, nachdem ich den ganzen Tag vergebens auf Sie gewartet, obgleich ich mir nachher wohl sagte, daß es Thorheit von Ihnen gewesen wäre, wenn Sie bei dem drohenden Unwetter den Weg nach der Alp allein angetreten hätten. So machte ich mich denn gegen Abend selbst auf den Weg, um Ihnen wo möglich irgend wo zu begegnen und Sie von meiner Absicht zu unterrichten, ja, indem ich an keine Gefahr dachte, stieg ich vorsichtig nach Sterchi's Hause hinab, in der Hoffnung, Sie selbst oder den alten Peter oder Jakob zu treffen, die Sie benachrichtigen könnten, daß ich Sie sprechen wolle. Allein ich traf keinen von allen Dreien, obwohl ich mich, vom inneren Drange gestachelt, bis auf die Hausalp hinauswagte, was ich bisher noch nie gethan, indem ich aus dem oberen Walde von Baum zu Baum langsam niederstieg, da mir auf diesem Wege ja gewiß kein Unberufener begegnen konnte. So kehrte ich unverrichteter Sache und tief bekümmerten Gemüths wieder in meine Einsamkeit zurück und streckte mich auf mein Lager, das mir zum längeren Krankenlager wurde, nachdem der Föhnsturm in der nächsten Nacht meine letzte Widerstandskraft vollkommen gelähmt hatte.

»**Allein die Vorsehung wollte mich in meinem tiefen Elende nicht vergehen lassen, vielmehr sandte sie mir einen Retter und Tröster, dessen Gegenwart allein schon

so heilsam auf mich wirkte, daß ich von Neuem selbst an meine Wiedergenesung glaubte, als ich seiner nur ansichtig ward. Nun aber, da Sie so wacker und treu an meiner Seite ausgeharrt und mir wirklich diese Genesung gebracht haben, muß ich mich Ihnen, dem einzigen mir zugänglichen fühlenden Wesen vertrauen, denn ich kann die Einsamkeit, die mich hier umgiebt und nachdem ich durch Sie mit der Menschheit wieder in nähere Berührung gerathen bin, nicht länger ertragen, obgleich ich sie anfangs mit allen Kräften und Wünschen meiner Seele suchte und sie mich auch, als ich sie hier gefunden, in der ersten Zeit befriedigte, ja in manchen ruhigen und friedlichen Stunden sogar verhältnißmäßig beglückte.

»Jedoch eine solche Einsamkeit, das haben Sie gewiß auch schon erfahren, hat ihre zwei Seiten. Eine, welche unserer Eigenart schmeichelt und uns scheinbar dadurch beruhigt, und eine andere, welche uns bedrängt und von Neuem entmuthigt, indem sie uns zeigt, was wir mit der fern gelegenen Welt hinter uns gelassen haben, und diese letztere, an deren Existenz ich lange nicht glauben wollte, der ich sogar für immer entronnen zu sein wähnte, kam dennoch bei mir zum Ausbruch und beseitigte die erstere ganz und gar. O, als ich das merkte, da wurde mir klar, daß ich meine moralische Kraft, eine solche Einsamkeit auf die Dauer ertragen zu können, überschätzt hatte, und ich sah ein, daß ich nur ein armer hilfloser Mensch war, nicht gewohnt und dazu geschaffen, ganz allein in der Welt zu stehen, und dem es nicht genügen konnte, höchstens nur dann und wann

einige Augenblicke mit wenigen ungebildeten Menschen hinzubringen, sonst aber nichts, nichts von allem Dem zu erfahren, was da draußen in der großen Welt vorgeht, deren Blitzen und Funkeln, deren Glanz und Freude oft in phantastischen und mich mit namenloser Sehnsucht erfüllenden Bildern bis zu meiner einsamen Höhe heraufdämmerte. Ja, ich habe es an mir selbst empfunden und Sie können es mir glauben: ein solcher Mangel an Mittheilung nach Außen, ein solches Insichverschließen alles Gedachten und Empfundnen kann einen fühlenden und von Seelenschmerzen der herbsten Art gefolterten Mann um den Verstand dringen, wie die Isolirzelle es oft bei dem Gefangenen thut, und ich glaube jetzt selbst, daß ich nahe daran gewesen bin, meinen Verstand zu verlieren, als Sie zu rechter Zeit kamen, um mich meinen schwermuthsvollen Phantasien zu entreißen, und mich, indem Sie mir ein wohlwollendes Menschenantlitz und ein warmes Menschenherz zeigten, die ich so lange nicht um mich und neben mir gesehen, allmählig mit neuer Lebenshoffnung und neuem Lebensmuthe zu füllen.

»Und jetzt bin ich entschlossen und geneigt zur vollkommensten Mittheilung meiner kurzen und doch so verhängnißvollen Lebensereignisse und mein Vertrauen zu Ihnen ist ein fast unbegrenztes geworden. Ich weiß auch, denn mir sagt es das Herz und der Blick ihres Auges, Sie werden discret sein und Niemandem mein Schicksal verathen, der es nicht zu kennen braucht. Ach, und wenn Sie keinen anderen Grund auffinden, warum ich Ihnen diese Mittheilung mache, so nehmen sie das Geständniß

von mir an: es giebt eine Stimmung der Verzweiflung im Leben, in der man zu Allem fähig ist, was man früher für unmöglich gehalten, und in diese Stimmung hat mich endlich eine lange Einsamkeit gebracht, und ich offenbare Ihnen nun, was bisher allein in dieses armselige Menschenherz eingeschlossen war.

»Und nun zu meiner Geschichte, Herr Doctor, und da muß ich Ihnen vor allen Dingen zuerst ein Geständniß ablegen, welches Sie in einige Verwunderung setzen wird. Ich bin, mit einem Wort, nicht Der, für den Sie mich bisher gehalten haben. Ich heiße weder Humfrey Scott, noch bin ich ein Amerikaner, wie Sie geglaubt und ich Ihnen selbst gesagt –«

»Ah!« rief ich, den Sprechenden unwillkürlich unterbrechend, im höchsten Erstaunen aus, denn in mir dämmerte plötzlich die wie im Nebel verschwommene Ahnung auf, daß ich in diesem Augenblick vor der Enthüllung eines merkwürdigen Räthsels stände, dessen ganzer Umfang und Inhalt, ich bekenne es ehrlich, jetzt zum ersten Mal vor meine Seele trat, da ich bisher zwei ganz getrennte Verhältnisse vor mir zu haben geglaubt, die jetzt wider alles Erwarten im Begriff standen, sich in eins zusammenzuziehen. Aber mir war dabei so wunderbar zu Muthe, wie mir noch niemals im Leben zu Muthe gewesen war. Ich war so erschrocken und von einer inneren tiefgreifenden Bewegung ergriffen, daß ich sie kaum bewältigen und den Augen des Erzählers verbergen konnte. Meine ganze Seele fluthete und hätte ich dem ersten mich ergreifenden Antriebe folgen müssen, so wäre ich

ihm schon jetzt in die Rede gefallen und hätte ihm gesagt, daß er mir nur noch sehr wenig zu sagen, daß ich einen Theil seines Schicksals bereits errathen habe und daß er mir nur noch einen anderen Theil desselben enthüllen könne. Allein ich bezwang mich mit aller Gewalt, nur wagte ich im ersten Moment nicht, mein Auge zu Mr. Scott zu erheben, weil ich fürchtete, er werde in meinen Blicken lesen, was meine ganze Seele erfüllte. Indessen, Mr. Scott, ganz und gar mit seinem augenblicklichen Vorhaben beschäftigt, hatte seine Aufmerksamkeit glücklicher Weise nicht auf mich gerichtet, und, in seiner eben begonnenen Erzählung ruhig fortfahrend, nahm er den Faden derselben unmittelbar da auf, wo ich ihn mit meinem Ausruf der Verwunderung unterbrochen hatte.

»Nein,« sagte er, »ich bin kein Amerikaner und führe auch nicht den Namen, unter dem Sie mich kennen gelernt, und daß ich dies, mein größtes Geheimniß, Ihnen, dem ersten Menschen, dem ich seit meinem Unglück ein solches Vertrauen schenke, mit so großer Ruhe sagen kann, mag Ihnen beweisen, wie unbegrenzt das Vertrauen ist, das Sie mir eingeflößt haben und welches mit jedem Augenblick, den ich mit Ihnen verbracht, gewachsen und endlich bis zu der Höhe gediehen ist, auf welcher es sich gegenwärtig befindet. Wie ich aber heiße und wer und was ich bin, sollen Sie theils im Laufe meiner Erzählung, theils dann erfahren, wenn ich mit derselben zu Ende bin, und nun will ich Ihnen meine Schicksale so getreu und wahrheitsgemäß enthüllen, wie es nur ein Mensch vor einem anderen glücklicheren vermag, dem

Gott selbst das Tröster- und Helferamt durch seinen Beruf mit in die Welt gegeben zu haben scheint.

»Die Umstände nämlich, die Sie sogleich kennen lernen werden, machten es durchaus nöthig, mir eine Maske vor das Gesicht zu binden und mich, so weit es ging, vor Jedermann unkenntlich zu machen. Ich mußte in meiner eigenen Person aus der Welt verschwinden, um an einem fremden Orte, von Niemandem gekannt, mein trauiges Dasein fristen zu können, dessen Basis in der Heimath mir ein für alle Mal durch ein Unheil sonder Gleichen geraubt war, für das ich selbst bis zu diesem Augenblick noch keine Erklärung finden kann.

»Genug, ich bin der Sohn eines sehr wohlhabenden Mannes, der meist in London oder zur Sommerzeit auf seinem Gute lebte, und außer mir nur noch eine Tochter hatte, die sechs Jahre jünger ist als ich. Mein Vater war ein ernster, strenger, doch sehr einsichtsvoller Mann, der von Anfang an darauf hielt, daß ich eine gute Erziehung genoß und etwas Reelles lernte, um, auch ohne mich auf sein Vermögen zu stützen, mir durch eigene Kraft durch die Klippen des Lebens helfen zu können. Indessen lebte er nicht so lange, um mich in eine erwünschte Laufbahn gelangen zu sehen, denn schon als neunjähriger Knabe wurde ich vaterlos. Meine Mutter erbte von meinem Vater nicht nur eine ziemlich bedeutende Rente, sondern auch einen reizenden Witwensitz, von dem ich Ihnen sogleich noch mehr zu sagen haben werde. Ich selbst ward als Extraner in Eton erzogen, von wo ich, nachdem Wunsch und Willen meines Vaters, nach erhaltener Vorbildung,

zur Marine Ihrer Majestät übergehen sollte, da mein Vater eine gewisse Vorliebe für dieselbe gehabt und in früheren Zeiten auch selbst ein angesehener Seemann gewesen war. Auch auf mich war diese Neigung zur See übergegangen und nach glücklich bestandnem Examen trat ich, durch verschiedene glückliche Umstände begünstigt, unmittelbar aus der Schule den Dienst eines Aspiranten auf einem Kriegsschiff Ihrer Majestät an.

»Meine Mutter war oder ist, so Gott sie bis heute am Leben erhalten hat und mir ist keine Kunde zu Ohren gekommen, daß sie dem grausamen Schmerz, den ich ihr unschuldiger Weise bereitet, erlegen ist – eine edle, weichherzige und nur für das Wohl ihrer Familie lebende Frau, die besonders mir mit zärtlicher Liebe zugethan war und mich in vorgerückteren Jahren fast mehr als einen jüngeren Freund denn als ihren Sohn behandelte, allein sie litt bisweilen an einer gewissen nervösen Reizbarkeit und Charakterschwäche, die sie die Wichtigkeit der sie umgebenden Verhältnisse bald zu hoch und bald zu gering anschlagen ließ, und diese oft bis zur Krankheit sich steigernde Reizbarkeit habe ich, wie mir scheint, von ihr geerbt und sie war es, die zum großen Theil mich zu dem unglückseligen Menschen machte, als welcher ich Ihnen vor Augen getreten bin. Sie kam bei mir schon in früher Jugend bei kindischen Anlässen zum Vorschein, verstärkte sich aber von Jahr zu Jahr und wuchs zuletzt zu einer mich so gewaltig beherrschenden Potenz an, daß sie auch mich, wie meine Mutter, die Bedeutung der mich umgebenden Verhältnisse ganz und gar verkennen ließ.

So kam ich sehr früh dahin, jeden auf mich einstürmenden Schmerz, aber freilich auch jede Freude doppelt zu empfinden und das Leben vielleicht nicht aus dem realen Gesichtspunkt zu betrachten, wie es heutzutage betrachtet sein will und betrachtet werden muß, wenn man sich darin einigermaßen zufrieden und glücklich fühlen will.

»Ja, um meinen besonderen Charakter hier noch etwas genauer zu schildern, muß ich Ihnen sagen, daß ich mich selbst durchaus nicht für fehlerfrei halte und niemals dafür hielt, ja, daß ich sogar die mir anhaftenden Schwächen und Gebrechen sehr wohl erkannte, ohne jedoch jemals im Stande zu sein, sie abzulegen oder ihre gegen mich selbst gerichtete verderbliche Wirksamkeit abzuschwächen, da sie mir gleichsam im Blute zu haften und mit meinem innersten Wesen verschmolzen zu sein schienen.

»Ich gehörte nämlich von Kindesbeinen an zu den für das jetzige materialistische Leben sehr wenig ausgerüsteten Menschen, die in Allem und Jedem, was sie ergreifen und vollführen, eine gewisse ideale Anschauung und Richtung verfolgen, und, da sie nie oder nur selten das in der Wirklichkeit finden, was sie sich in ihrem Geiste vorgestellt, also auch im Aeußeren suchen und erstreben, meist unglücklich und uneins mit sich selber durch das Leben gehen. Mich befriedigte nie ganz, was ich vollbracht, denn ich sah nie das mir natürlich zu hoch vorgesteckte Ziel erreicht. Ich hatte immer den besten Willen, das Größte und Beste zu erringen, und blieb stets am

Kleinen und Unbedeutenden haften. Von den mich umgebenden Menschen erwartete ich auch nur immer, daß sie mir mit gleichen idealen Gedanken und Bestrebungen entgentreten würden, und darum täuschte ich mich in ihnen so oft zu meinem eigenen Nachtheil. So hegte ich zum Beispiel den irrigen Glauben, daß alle Diejenigen, die ich mit inbrünstiger Liebe umfaßte, mir auch dieselbe Liebe entgentragen müßten, und da ich natürlich oft das Gegentheil davon fand oder zu finden glaubte, so wandte ich mich trostlos, kummervoll von ihnen ab, hielt mich von ihnen für zurückgesetzt und verkannt und suchte mir darum nur mit um so verstockterer Consequenz meine einsamen und mich doch so selten befriedigenden Wege auf.

»An Ausdauer und Kraft, Großes und Schweres zu vollbringen, fehlte es mir vielleicht nicht, wenn ich nur beharrlich und ungefährdet diese meine Wege ruhig bis an's Ende hätte verfolgen können, aber das Schicksal ließ mir unglücklicher Weise nicht die Zeit dazu, meine Ideen reifen zu lassen und an die Ausführung meiner Absichten zu gehen. Es entmannte mich zu frühzeitig und warf mich schonungslos in den tiefen Abgrund, in dem Sie mich sehr bald werden versinken sehen und aus dem ich mich nun wohl nie wieder erheben werde.

»Vielleicht war hauptsächlich an allem diesem Unheil eine gewisse mir eigenthümlich sentimentale Gemüthsstimmung schuld, der ich in meiner Jugend am wenigsten Meister werden konnte, und meine Gegner, deren ich bei meinem schwer zugänglichen Naturell so viele

auf meinem kurzen Lebenswege fand, nannten mich oft einen Träumer und Phantasten, der ich im eigentlichen Sinne des Worts doch niemals gewesen bin. Aber daß sie mich laut und öffentlich so schalten, verwundete mich tief und entfremdete sie mir nur um so mehr; ihre Widerstandskraft gegen die Anfechtungen der Welt überbot die meine bei Weitem, sie überflügelten mich im Scheine, etwas zu sein, was sie doch ganz gewiß nicht waren, durch ihre markige realistische und weniger scrupulöse Natur, und so blieb ich in der Geltung der leider nur zu oft oberflächlich urtheilenden Welt hinter ihnen zurück und bin endlich das geworden, als was Sie mich gefunden haben: ein einsamer unglücklicher Mensch, der außer einem einzigen wahren Freunde, der mir durch eigenthümliche Verhältnisse leider nur schwer zugänglich geworden ist, nichts mehr an Menschen- und Freundesliebe sein Eigen nennt.

»So viel über mich selber und ich habe mich Ihnen nur darum so genau geschildert, damit Sie daraus ersehen können, wie schwer ich das Geschick empfinden mußte, das mit so erdrückender Wucht und ganz wider Erwarten in meinen kräftigsten Jahren auf mich niederfallen sollte.

»Doch ich will nun zuerst auf diesen meinen einzigen Freund zurückkommen, der den Hauptglanzpunkt in meinem traurigen Leben bildete, und den Sie in seiner ganzen erhabenen Menschenfreundlichkeit und Herzensgüte späterhin aus seinen Handlungen gegen mich noch genauer kennen lernen werden.

»Meine erste Seefahrt führte mich nach längerem Umherkreuzen an der schottischen und dann an der spanischen Küste nach New-York, wo ich einige Monate verweilte und Zeit genug hatte, den besten Freund meines verstorbenen Vaters und meinen Taufpathen, der zugleich der geehrte Freund meiner Mutter war, kennen und lieben zu lernen. Wer da glaubt, daß in Amerika überall und immer nur das materialistische Element die Oberhand hat und daß jede geistige Regung, jedes seelische Empfinden durch die Sucht nach Gelderwerb beeinträchtigt und zurückgedrängt wird, der irrt sich sehr in den Söhnen jenes naturwüchsigen Volkes, das sich noch lange nicht zu seiner höchsten moralischen und politischen Höhe emporgeschwungen hat, während bei uns in England dieselbe bereits in Abnahme begriffen ist. Nein, es giebt in Amerika so hoch gebildete und so zart und fein empfindende Menschen, wie wir sie zu unseren Besten zählten, und die Familie meines väterlichen Freundes, dessen Mutter eine Elsässerin und dessen Vater ein vor langen Jahren aus Baiern ausgewanderter Deutscher war, gehörte zu dieser edlen und nicht hoch genug zu schätzenden Klasse. Er war ein sehr reicher, unabhängiger und dabei practischer Mann, ein Matador in der Kaufmannswelt, der einem bedeutenden überseeischen Geschäft vorstand, aber er war ebenso wie durch seinen Reichthum, durch seine Herzengüte und allgemeine Weltbildung ausgezeichnet. Sein Frau war schon lange todt und er hatte von ihr nur zwei Söhne, deren älterer im Geschäft seines Vaters thätig war, und deren jüngerer

– eben mein späterer Freund – sich der diplomatischen Carriere widmete und zu diesem Behufe später nach England kam, um seine Studien daselbst zu vollenden, nachdem er den besten Grund dazu in seiner Vaterstadt selbst gelegt hatte. Mit diesem jüngeren Sohn, der mit mir im gleichen Alter stand, schloß ich schon damals in New-York eine herzliche Freundschaft, die bis auf diesen Tag gedauert hat und mir, wie Sie alsbald hören werden, später von ungeheurem Vortheil gewesen ist.

»Wie innig und treu der Vater meines Freundes, Charles H***t, meinem eigenen Vater ergeben gewesen war, bewies er mir erst nach seinem Tode, der ein Jahr vor meinem großen Unglück erfolgte, denn als sein Testament eröffnet wurde, ergab sich, daß er mir, seinem Täufling, eine jährliche Rente Zeit meines Lebens ausgesetzt, deren Capital in der Bank zu New-York angelegt war und welches Niemand antasten durfte, so lange halbjährlich die Quittungen von meiner Hand mit dem gerichtlichen Zeugniß einliefen, daß ich noch am Leben sei. Sollte ich jedoch sterben, lautete es in dem Testament, so sollte sein zweiter Sohn, mein Freund Charles, in den Genuß dieser Rente treten und dessen älterer Bruder, der anderweitig reichlich genug abgefunden war, nie die Hand dagegen erheben dürfen.

»Wie weise und vorbedacht dieses Vermächtniß war, ergab sich erst in der Zukunft, denn hätte ich diese mir vom Himmel gefallene Rente nicht bezogen, und wäre sein zweiter Sohn nicht zu meinem dereinstigen Erben

darin bezeichnet worden, so würde Vieles im Leben anders mit mir gekommen sein, ich würde nicht im Stande gewesen sein, mein Schicksal auf *die* Weise zu ertragen, wie ich es jetzt ertrage, und Sie würden mich nicht hier gefunden haben, denn um meine Unabhängigkeit von aller Welt in Bezug auf meine pekuniären Mittel wäre es geschehen gewesen.

»Seit jener meiner ersten Reise nach New-York nun kam ich noch öfter dahin und jedesmal schloß sich das Band zwischen der Familie H***t und mir noch enger und fester. In seinem achtzehnten Lebensjahre aber kam mein Freund Charles nach England, um seine Studien in Oxford zu beendigen, und so sahen wir uns auch mehrmals in London wieder, wohin auch ich bisweilen zurückkehrte, um auf englischem Boden die Freundschaft fortzusetzen, die so heilvoll auf amerikanischem begonnen hatte.

»Als mein Freund nämlich seine Studien in Oxford beendet, wurde er nach kurzem Aufenthalt in New-York und Washington, wo er sein diplomatisches Examen abzulegen hatte, seiner vaterländischen Gesandtschaft in London zugetheilt, wo er mehrere Jahre als Attaché verblieb, bis er endlich als Secretair an die zu Bern versetzt wurde, und zwar gerade zu einer Zeit, von der ich später noch mehr zu erzählen haben werde, da sie die traurigste und verhängnißvollste meines ganzen Lebens war.

»Zuvor jedoch verlebte ich einige verhältnißmäßig recht glückliche Jahre. Mein Beruf sagte mir mehr und mehr zu, je länger ich im Dienst war, und ich stieg rasch

vom Cadett zum Seeoffizier auf, da ich mein Examen gut bestand und überhaupt Lust und Liebe zum Lernen besaß, wozu mir ja im Königlichen Dienst und auf einem guten Schiff so reichliche Gelegenheit geboten wurde. Ich machte mehrmals die Reise um die Welt, sah China und Japan, war in Californien und Australien, und auf dem amerikanischen Continent gab es fast keine englische Station, die ich nicht vorübergehend besucht hätte.

»Doch nun komme ich zu der Krisis meines jungen Lebens,« fuhr Mr. Scott mit lebhafter bewegtem Athem in seiner Erzählung fort, nachdem er sich wieder durch den Genuß eines Glases Wein dazu gestärkt, »und Sie werden erfahren, daß auch bei mir das Schicksal schnell schritt, wie Ihr großer Dichter, den ich über Alles liebte, so schön und wahr sagt.

»Vor etwa zwei Jahren kehrte ich im Spätsommer zum letzten Mal von Japan nach England zurück, und hier sollte mein Leben ein für alle Mal an einem Wendepunkt angelangt sein, von dessen Bedeutung mich, den so harmlos froh nach der Heimath Heimkehrenden, keine Ahnung beschlich. Meine Mutter wohnte, wie bis dahin jeden Sommer, in dem Badeorte Margate in der Grafschaft Kent, wo sie am Meeresufer ein reizendes Landgut besaß, das ihr mein Vater als Wittwensitz zugewiesen. Ich hatte auf meinen Wunsch einen dreimonatlichen Urlaub erhalten und stürmte mit Wonne im Herzen zu den Meinigen, die mich alle mit offenen Armen empfangen. Wir lebten vier bis sechs Wochen lang in süßester Harmonie und fast keine Stunde verging, in der ich nicht

irgend einen Genuß hatte, von einer Art, wie sie namentlich dem so lange auf wogendem Meere schwimmenden und dem tagtäglichen Einerlei im dienstlichen Schiffsleben unterworfenen Seeoffizier neu und göttlich erschien.

»Nicht am wenigsten trug zu diesem Glück und Genuß die Bekanntschaft mit einem menschlichen Wesen bei, wie ich es bis dahin noch nicht kennen gelernt und dem zum ersten Mal hier zu begegnen mir vom Schicksal bestimmt war. Es war dies eine ferne Verwandte meiner Mutter, die auch über See aus St. Louis nach England gekommen war, seit einem Vierteljahre in meinem mütterlichen Hause wohnte und gar bald einen großen und verhängnißvollen Einfluß auf mein ganzes Leben gewann. Sie hieß Mary Markham, war eine Creolin und stammte von einem englischen Vater und einer mexikanischen Mutter ab. Dabei war sie unermeßlich reich und völlig unabhängig, denn sie war eine Waise und von ihrem Vormund nur aus dem Grunde nach London gebracht, um unter dem Dache meiner Mutter eine Stütze und einen Halt zu gewinnen, woran es ihr seit dem vor kurzer Zeit erfolgten Ableben ihres Vaters vollständig gebrach.

»Meine immer und gegen Jedermann so gütige Mutter hatte sich der Verlassenen mit ganzer Herzenswärme angenommen, ihr bis zu einer anderweitigen Gestaltung ihres Schicksals ihr Haus als Freistatt dargeboten und behandelt und liebte sie, wie sie ihre eigene Tochter liebte und behandelte, das heißt mit mütterlicher Zärtlichkeit, mit namenloser Hingebung und einer Sorgfalt, als ob ihr

dieses seltene Mädchen von der Vorsehung selbst anvertraut worden wäre.

»Diese Mary Markham also lernte ich im August vor zwei Jahren in Margate kennen und es dauerte keine zwei Wochen, so liebte ich sie, so heiß und innig, wie ein Mann ein Weib nur lieben kann. Schon als ich sie das erste Mal sah, durchzuckte mich wie ein innerer Blitz die Ahnung, daß dieses herrliche Geschöpf nur für mich geschaffen und mir zum Lohn für manche andere Entbehrung und Entsagung aufgespart sei, und ich erkannte bald nur zu deutlich, daß mir von nun an die Richtung und das Ziel meines ganzen Lebens unabänderlich bestimmt und verzeichnet sei.

»Ach, wie schön Mary Markham war und wie wunderbar ihre südliche Schönheit mit ihrem eigenartigen und mich gleichsam bezaubernden Wesen übereinstimmte, das so weit, so weit von dem Wesen aller übrigen europäischen Frauen abwich, die ich bisher kennen gelernt, will ich Ihnen nicht zu schildern versuchen. Eine weibliche Schönheit läßt sich ja überhaupt nicht faßbar für einen Anderen zergliedern und beschreiben, nur bewundern und empfinden läßt sie sich, und ich bewunderte und empfand sie von Anfang an. Nur über ihre besondere Eigenart will ich wenigstens Einiges erwähnen. Sie schien mir anfangs etwas – wie soll ich sagen, denn Stolz ist nicht das rechte Wort – selbständig und selbstbewußt zu sein, ohne daß ich bemerken konnte, daß sie sich auf ihre äußeren Vorzüge oder auf ihr großes Vermögen etwas einbildete; ach nein, eine solche gewöhnliche

Eitelkeit und Schwäche lag ihr gewiß fern. Nur schien sie auch von mir wie von Jedermann zu erwarten, daß man alle ihre Regungen, Neigungen und Wünsche auf der Stelle verstände, daß man immer Gleiches mit ihr dächte und fühlte, und das war gewiß auch bei mir der Fall, obgleich ich nie über meine Gedanken und Empfindungen, namentlich in Bezug auf ihre eigene Person zu sprechen und sie also über mich selbst aufzuklären vermochte. In Gegentheile, nie war ich so stumm, so in Betrachtung verloren und innerlich gleichsam benommen gewesen, als wenn ich dieser prachtvollen und mich be rauschenden Erscheinung gegenüber stand, und ich wurde es um so mehr, je liebenswürdigen und herzlicher sie sich gegen mich erwies.

»Daß ich eine tiefe Neigung zu ihr gefaßt, wurde ihr bald klar, und meine Mutter selbst, der ich mich in einer Stunde überfließender Leidenschaftlichkeit anvertraut, hatte sie, wie ich bestimmt wußte, darüber aufgeklärt; auch zeigte sie mir nicht, daß ihr meine Person und meine Neigung zu ihr unangenehm sei, im Gegentheile, sie wurde alle Tage liebenswürdiger, vertraulicher und herzlicher gegen mich, so daß ich zuletzt keinen Zweifel mehr hegte, daß auch sie mir von ganzem Herzen zugethan sei.

»Dies bestätigte mir auch meine Mutter, das erklärte mir meine Schwester, die endlich ebenfalls die Vertraute meiner geheimen Neigung geworden war, nur war es mir nicht gegeben, meine Geliebte selbst zu meiner Vertrauten zu machen, denn dazu war ich viel zu wenig entschlossen, viel zu bedachtsam und zaghaft, wofür es

denn auch, wenn ich mir die Sache recht überlegte, mancherlei gewichtige Gründe gab.

»Jedoch, ich will Sie mit unserer kurzen, wenngleich psychologisch interessanten Liebesgeschichte und mit der genauen Zergliederung meines plötzlichen Liebesrausches nicht langweilen, Sie werden dergleichen wohl schon oft im Leben gehört haben und im Ganzen sieht ja die eine Liebe so ziemlich der anderen ähnlich. Auch die unsere bot nur insofern etwas Besonderes dar, als wir dem Anschein nach ziemlich ruhig neben einander hergingen, uns alles Mögliche zu Liebe thaten, aber doch nie ernstlich unsere Neigung gegen einander aussprachen. Ich sage, dem Anschein nach ruhig, und das gilt eigentlich nur von Mary Markham, die unausgesetzt liebenswürdig gegen mich wie gegen Alle war und dabei in immer gleicher Ruhe und unwandelbarer Zuversicht zu bleiben schien. Nicht so ging es in mir und mit mir zu. In meinem bis auf den Grund aufgewühlten Innern kochte, gährte und stürmte es von Anfang an, denn ich war von einer unsäglichen Leidenschaft entbrannt, aber leider war ich nicht der leicht entschlossene Mann, dieselbe nach außen hin sichtbar werden zu lassen, vielmehr brannte das innere Feuer unsichtbar in meinem Herzen und zehrte mit reißend wachsender Intensität alle meine Lebenskräfte auf.

»Daß ich mich so still und abwartend verhielt und höchstens in einsamen Stunden mit meiner Mutter über die mich verzehrenden Gefühle sprach, hatte seine Gründe in der Eigenthümlichkeit meines zwar reizbaren, aber

in Sachen des Herzens mehr denn je verschlossenen Wesens. Einmal hielt ich mich noch für zu jung, zu unerfahren, zu wenig männlich entwickelt, um das Schicksal eines so edlen und braven Mädchens an das meine zu fesseln, das mir noch nicht abgerundet genug und endgültig entschieden erschien. Sodann war ich der Meinung, sie könne am Ende glauben, ich, der ich nur meinen Offizierssold und meine Rente besaß, erhöhe Ansprüche auf den Besitz ihres fürstlichen Vermögens. Ach, dieser Sold und diese Rente waren für England nicht groß genug, um ein Familienhauswesen davon unterhalten zu können, obgleich meine Rente allein für den Continent hinlänglich ausgereicht hätte, um anständig und glücklich selbst mit einer nicht gar zu anspruchsvollen Frau wirtschaften zu können. Allein damals dachte ich nicht, daß man auch außerhalb der Grenzen Englands glücklich und angenehm leben könne und das war für mich ein sehr schwer wiegender und nicht genug zu überlegender Punkt. In Betreff des Ehrgefühls war ich immer etwas zart besaitet gewesen, und mich auf den Reichthum einer Frau allein zu stützen, dazu war ich viel zu stolz und diesen Stolz, den Mary Markham vielleicht falsch deutete, erkannte sie wohl, da ich es nie verstanden hatte, aus meinen Lebensansichten ein Geheimniß zu machen, sondern mich stets ohne Schmuck und Maske nur so gab, wie ich wirklich war.

»Im Ganzen aber war und blieb sie mein Alles, das Licht meiner Tage und der Traum meiner Nächte. Endlich, ja, endlich glaubte ich in einer menschlichen Person

das ganze, bisher vergeblich erstrebte Ideal meines Strebens und Suchens verkörpert gefunden zu haben, ich vergötterte sie, ich betete sie an mit einem Wort, und ach! das war vielleicht eine Schwäche, eine Ueberschwänglichkeit, die ein Mann nie für ein Weib haben soll, das ja eben so seine Schwächen hat wie wir, und wenn es das war, dann bin ich in Wahrheit bitter genug dafür bestraft worden.

»Jedoch, nachdem ich Sie nun einen Blick auf die Lichtseite meines Lebens habe thun lassen und Ihnen das Idol, den Angelpunkt meines Daseins geschildert habe, muß ich Sie auch einen eben solchen klaren Blick auf die Schattenseite desselben werfen lassen und von dem bösen Dämon meiner Jugend sprechen, dem ich, vielleicht ohne sein Verschulden – denn ich hebe nie mehr einen Stein gegen einen Menschen auf, wenn ich nicht sonnenklare Beweise seiner Schuld in Händen habe – mein ganzes ferneres Unglück verdanke, und der schon früher mein Antipode in anderer Beziehung, hier mit einem Mal mit schonungsloser Hand in die Saiten meines Lebens griff und ihnen einen Mißklang entlockte, der nie mehr aus meinen Ohren, meinem Herzen wieder verschwinden wird.

»Dieser junge Mann war der zweite Sohn *Lord Rowland's* und der Lieblingsneffe eines alten steinreichen Onkels, der ihn sich zum Erben ausersehen und der als solcher die nicht unangenehme Aussicht hatte, dermaleinst auch ein Lord und der Besitzer großer Güter zu werden.

»Lord Rowland war einer der nächsten Nachbarn meiner Mutter in Margate und dabei Herr großer Ländereien und Wälder, in denen er mit dem in der Umgebung wohnenden hohen Adel oft große Jagden abhielt. Außerdem war er als vornehmer und reicher Herr mit aller Welt verschwägert und befreundet, besaß einen großen Einfluß in politischen und persönlichen Angelegenheiten und so war sein Haus zu jeder Jahreszeit mit Dutzenden von Menschen angefüllt, denen ein lustiges und luxuriöses Leben über Alles ging.

»Sir Lawrence Rowland, jener von mir genannte zweite Sohn des Lords, ziemlich gleichen Alters mit mir, war auch zugleich mit mir als Extraneer in Eton erzogen und folgte derselben Neigung, ein Seemann zu werden, wie ich. Das wäre mir nun ziemlich gleichgültig gewesen, aber nicht, daß er durch eine seltsame Schicksalsfügung mit mir an einem und demselben Tage auf dasselbe Schiff Ihrer Majestät kam, auf dem ich meine seemännische Laufbahn beginnen sollte.

»Sir Lawrence nun war ein etwas aufgeblasener, auf seine ihm angeborene Baronetschaft und seine Aussicht, einst noch mehr zu werden, eingebildeter Mensch, der in Folge der ihm so leicht zugefallenen Güter glaubte, daß ihm alles Uebrige auch so leicht zufallen müsse und daß er deshalb bei Weitem nicht so viel Werth auf das eigentliche Studium und auf die Arbeit überhaupt zu legen habe, als andere nicht in so hohem Staude geborene Menschen, die sich kraft ihrer geistigen Begabung und

mit endloser Mühe zu einem wünschenswerthen Standpunkt im Leben emporringen müssen. In Uebrigen war er ein hübscher, mit feinen Manieren ausgestatteter und gewandter Mann, namentlich aber ein sogenannter galanter Herr, sobald er die feste Erde betrat, und nichts in der Welt ging ihm über ein vergnügtes, abwechslungsreiches Leben, dem er auch Tag und Nacht in der ganzen Umgegend von Margate nachging, sobald er als Gast bei seinem Vater eingekehrt war, was fast alle Jahr und leider immer zu derselben Zeit geschah, wenn ich meine Mutter besuchte. Namentlich aber pflegte Sir Lawrence gern da einzusprechen, wo es schöne Mädchen gab, und da ich diese seine Liebhaberei gründlich kannte, war ich während meines letzten Urlaubs um so mehr zu einer gewissen Besorgniß berechtigt. Denn Sir Lawrence verbarg hinter seiner gewandten und galanten Außenseite ein durchaus hohles und oberflächliches Wesen; sein Herz war kalt und treulos, sein Geist ohne allen Schliff wahrhafter Bildung, und nie wieder habe ich unter einer so gleißenden Maske einen innerlich so unbedeutenden Menschen kennen gelernt wie ihn.

»Für mich selbst hatte er sogar etwas Abstoßendes, meiner Natur durchaus Widersprechendes in seinem Benehmen, indem er als vornehm geborener Mensch mich wie alle seine übrigen Kameraden, die nicht gleich ihm Söhne eines Lords oder wenigstens eines Baronets waren, wie ein hoher Herr von oben herab behandelte. Namentlich aber war er mir dadurch höchst widerwärtig,

daß er sich als Dandy für unwiderstehlich beim schönen Geschlecht hielt und alle Diejenigen als Nebenpersonen betrachtete, die mit ihm zugleich um die Gunst einer schönen Dame in die Schranken traten.

»Außer dieser nicht sehr rühmenswerthen Eigenschaft besaß er noch eine andere, die mich gleichfalls von ihm abwendig machte, und das war eine überall mit Eifer betriebene allgemeine Spott- und Necksucht. Er liebte es vor allen Dingen, Jedermann, der ihm irgend wie und wo im Wege war, mit hämischen Worten und Bemerkungen aufzuziehen und gewissermaßen zu hänseln, und nur wer sich das ohne Murren und Widerstand von ihm gefallen ließ, konnte gewiß sein, ihn zu seinem immerhin sehr zweifelhaften Freunde zu haben. Ich nun verstand es nie, diese sich ewig wiederholenden und oft sehr ernstlich gemeinten Neckereien mit Gleichmuth aufzunehmen, meiner ernsten Natur widerstrebte dergleichen durchaus, und so widersetzte ich mich seiner Spottsucht, die sich natürlich auch oft an mir versuchte, von Anfang an, woraus sich, schon in früher Jugend, kleine Fehden zwischen uns entwickelten, die mit der Zeit an Umfang und Bedeutung zunahmen, bis sich endlich eine gegenseitige Antipathie herausstellte, die zuletzt, wie Sie so gleich hören werden, die ernstesten Folgen haben sollte.

»Zu dieser Antipathie, die allmählig Jedermann auffällig wurde, trug bei Sir Lawrence namentlich der Umstand bei, daß ich, der sein unmittelbarer Vordermann im Dienst war, ihn nicht selten überflügelte, nicht allein

im Wissen, sondern auch im Leisten und in der Anerkennung unserer Vorgesetzten, und gerade durch die sichtbar zu Tage tretende, mir zugewandte Gunst der Letzteren kam es, daß er sich von mir im Stillen übervorteilt glaubte, obgleich ich gewiß nie danach trachtete, ihm darin zu nahe zu treten und nur meiner Anstelligkeit, meinem andauernden Fleiße und meinem Leistungsvermögen verdankte, was er für die einzige Folge einer unkameradschaftlichen Bestrebung und der Buhlerei nach dem Beifall unserer Vorgesetzten meinerseits hielt. So war es denn sehr natürlich, daß er mir seine Geringschätzung meiner Person durch allerlei kleine Gehässigkeiten bemerkbar machte, die oft einen bitteren Ausdruck annahmen und mich zu Entgegnungen reizten, die nicht selten zu ernsteren Verwickelungen führten, aber immer wieder durch das Dazwischentreten anderer Kameraden und die friedliche Vermittelung unserer Vorgesetzten gemildert und beseitigt wurden.

»Diese Befehdungen dauerten stets so lange, als wir auf dem Schiffe zusammen waren und das Unglück wollte es, daß er immer mit mir zugleich die Schiffe wechselte und dabei, was ihn am meisten verdroß, mein Hintermann blieb. Sobald wir aber, und, wie gesagt, leider fast immer zu gleicher Zeit, auf Urlaub waren, trat ein scheinbarer kurzer Friede zwischen uns ein, er vergaß den Dienst, und mit ihm unsern Konflikt, und seine Vergnügungen, denen er unausgesetzt nachging, leiteten seinen Haß von mir ab, so daß es bisweilen den Anschein

gewann, als ob ihn am Lande reute, was er zur See gegen mich verbrochen hatte.

»Dieser Unglücksmensch nun trat auch in jenem erwähnten August vor zwei Jahren, nur einige Wochen später als ich, mit mir seinen Urlaub an und brachte denselben wie ich im elterlichen Hause zu; wir waren also auch da wieder Nachbarn, obgleich mir das, wie schon bemerkt, eben jetzt am wenigsten erwünscht war. Sir Lawrence hatte diesmal auch drei bis vier andere Kameraden von verschiedenen Schiffen mit zu seinem Vater gebracht, die nun mit ihm jagten, fischten und tanzten, wo sich nur eine Gelegenheit dazu bot.

»Gleich am ersten Tage, als er in Margate eintraf, machte er mir mit seinen Gefährten seinen kameradschaftlichen Besuch und ich empfing sie alle höflich, zeigte mich aber gegen Sir Lawrence kalt und am wenigsten zuvorkommend, denn meine alte Antipathie gegen ihn war auf der Stelle von Neuem und stärker denn je in mir erwacht. Dazu mag wohl Mary Markham's Anwesenheit das Meiste beigetragen haben, die er gleich am ersten Tage sah und mit seinen Glühaugen fast verschlang, da ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit augenblicklich einen großen Eindruck auf ihn zu machen schien.

»Mir quoll es heiß und bitter im Herzen auf, als ich das sah, und ich ahnte, als hätte eine innere Stimme es mir gesagt, nichts Gutes von dieser Begegnung. Mary Markham erwies sich freundlich und wohlwollend auch gegen

ihn, wie sie es gegen Jedermann war, aber der junge vornehme Seeoffizier legte sich das ganz anders aus und bewies es mir dadurch, daß er seine Neckereien von Neuem gegen mich begann, die ich anfangs nicht zu beachten die Miene annahm, obwohl ich innerlich darüber ergrimmt war, denn nichts verletzt ein liebendes Herz mehr, als wenn es in Gegenwart der Geliebten von Anderen gedemüthigt und verkleinert wird.

»Von diesem ersten Besuchstage an kam Sir Lawrence alle Tage und meist allein zu uns, wenn es auch nur auf eine halbe Stunde geschah, und meine gastfreundlich gesinnte Mutter war großmüthig genug, ihn und seine Kameraden öfter in unser Haus oder zu gemeinschaftlichen weiteren Excursionen einzuladen, bis ich, von innerer Folterqual gepeinigt, sie eines Tages bat, es nicht mehr zu thun, da ich mit Sir Lawrence Rowland nicht gern etwas zu theilen hätte. Meine Mutter ging auch sofort auf meine Bitte ein, aber es war leider zu spät; Sir Lawrence hatte einmal einen ihn anziehenden und fesselnden Köder bei uns gefunden und kam nun ganz von selbst, so oft er nur eine Stunde Zeit für diese billige Kurzweil übrig hatte.

»So gingen einige Wochen hin und ich zehrte mich in täglich wachsender Eifersucht ab. Tausendmal hatte ich den Entschluß gefaßt, Mary Markham meine Liebe zu gestehen und so meinen Nebenbuhler für alle Zeit von ihr fern zu halten, aber immer wieder scheute ich bang davor zurück, da ich mich gerade jetzt in meiner gegenwärtigen bescheidenen Stellung am wenigsten dazu befähigt

hielt, um die Hand eines so reichen Mädchens zu werben, das sich die Gunst des jungen Baronets so sichtbar gern gefallen ließ. Aber wie ich mich vor Eifersucht auch innerlich abzehren und meine augenblickliche Lage fast unerträglich finden mochte, ich bezwang mich dennoch und zeigte Niemandem mein Herzeleid, nur wurde ich alle Tage stiller und schweigsamer und zog mich alle Tage mehr an irgend eine abgelegene Stelle zurück, wozu ich überhaupt von Jugend auf eine besondere Vorliebe und Neigung gehabt hatte. Sobald ich aber wieder aus meinem Versteck hervorkam, fand ich Sir Lawrence irgend wo in der Nähe der Meinigen, und ohne Unterlaß fuhr er fort, mich mit seinen spitzen Redensarten zu verfolgen und mein so schon genug aufgeregtes Blut in noch größere Wallung zu versetzen.

»Jedoch ich will Ihnen meine eifersüchtigen Regungen, zu denen das mich durchaus nicht ermuthigende Verhalten Mary Markham's Veranlassung gab, und die vielen Reibereien, die deshalb zwischen Sir Lawrence und mir vorfielen, nicht ausführlich schildern, genug, wir haßten uns im Stillen und vermieden uns, wo es nur ging, denn ich fürchtete stets, daß ich mich einmal vergessen und nicht mehr in meiner Gewalt behalten, daß ich vielmehr meiner Heftigkeit in einem unbewachten Moment einmal die Zügel schießen lassen könnte, und was dann zwischen uns vorfallen konnte, ja mußte, das sah ich, wie im trüben Nebel vor meinen Augen schwimmend, nur zu gut voraus.

»Unser Verhältniß, ich meine das zwischen Sir Lawrence und mir, wurde von unseren Kameraden oft genug besprochen, denn es war Allen nur zu wohl bekannt, welche lange und bittere Fehde zwischen uns insgeheim obwaltete, und daß dieselbe einmal zum offenen Kampfe losbrechen werde, betrachtete man allgemein nur als eine Frage der Zeit. Mary Markham selber mag davon kein richtiges Bewußtsein gehabt haben, obwohl ich mir oft sagte, daß sie wohl Ursache habe, gerade in dieser Zeit näher an mich heranzutreten, da sie offenbar bemerken mußte, wie schwer und schmerzlich ich unter den obwaltenden Verhältnissen litt. Aber nein, sie trat mir um keinen Schritt näher, blieb nur stets freundlich und liebevoll gegen mich und reichte mir, wenn wir uns trennten und nach der Trennung wiedersahen, eben so herzlich wie sonst die Hand, so daß ich durchaus an keine wirkliche Abnahme ihrer früheren liebevollen Gesinnung gegen mich denken konnte. Allerdings schien es mir oft, als ob sie mir insgeheim etwas sagen wollte, ihr Blick ruhte oft theilnehmend, forschend auf meinem Gesicht, und einmal glaubte ich sogar wahrzunehmen, wie ihre Brust sich beklommen hob, um einen Seufzer zu unterdrücken, als ich nach längerem Beisammensein unter vier Augen ihr die Hand reichte, die ihrige eine Weile in der meinen behielt und ihr dann einen guten Abend bot.«

Mr. Scott hielt hier in seiner Erzählung einen Augenblick inne, seufzte ebenfalls schwer auf und sah träumerisch vor sich nieder. Ich, der ich auf die Fortsetzung seiner Geschichte auf das Aeüßerste gespannt war, die mir nun bald etwas noch völlig Unbekanntes bringen sollte, ließ ihn eine Weile gewähren und goß ihm ein frisches Glas Wein ein. Er wehrte es aber mit der Hand ab, als ich es ihm darbot und sagte endlich, nachdem ich ihn gebeten, fortzufahren, nach tiefem Aufathmen:

»Ja, ich will fortfahren, aber es wird mir schwer, das Folgende zu sprechen, denn ich stehe jetzt unmittelbar vor der furchtbaren Katastrophe, die mir den Faden meines Menschenglücks für immer aus den Händen riß. Hören Sie also und malen Sie sich das Folgende mit Hülfe Ihrer Phantasie und Ihres Mitgeföhls für mich in starken Farben aus, da ich nur wenig Worte darüber machen und höchstens die Hauptsachen im Fluge andeuten will.

»Es war unter den hervorragenderen Badegästen in Margate schon lange die Rede von einem großen Ballfest gewesen, welches in einem neuen Hotel stattfinden und dasselbe an diesem Tage zum Sammelplatz der vornehmen Welt einweihen sollte. Auch der umwohnende Adel und die Gutsangesessenen hatten sich dabei betheiliget und meine Mutter selbst hatte ihren Entschluß ausgesprochen, mit meiner Schwester und Cousine Mary Markham daran Theil zu nehmen, wenn ich sie dahin begleiten wolle. Ich war wahrhaftig gerade jetzt sehr wenig zu solchen Vergnügungen geneigt, denn in meiner trüben

Gemüthsstimmung zu tanzen, wovon ich nie ein besonderer Freund gewesen, und vielleicht neue Gelegenheit zu haben, den höhnischen Nebenbuhler vor meinen Augen glänzen und gefallen zu sehen, war ein schrecklicher Gedanke für mich. Dennoch, wie vom Verhängniß willenlos fortgerissen, sagte ich zu und so bereitete man sich auf das ländliche Fest mit allen bei uns gebräuchlichen Umständlichkeiten vor. Es wurden berühmte Putzmacherinnen und Schneiderinnen aus London verschrieben und der Ballstaat der drei Damen mit dem unseren Verhältnissen angemessenen Luxus hergestellt.

»Daß Mary Markham die schönste Dame des Festes sein würde, war mir schon vorher bekannt, und eines Theils freute ich mich darüber, während ich von anderer Seite eher doch wieder in einer gewissen Besorgniß schwebte. Sie, die so reich war und so viele Brillanten aus St. Louis mitgebracht, wollte sich kostbar schmücken und der Ueberwurf von Brüsseler Spitzen, den sie über einer weißen Atlasrobe trug, sollte, wie meine Schwester mir triumphirend berichtete, ein Meisterwerk von Geschmack und Reichthum sein.

»Aber damit war ich noch nicht befriedigt. Diamanten und kostbare Roben besaßen viele Damen, Miß Markham aber sollte etwas an sich tragen, was keine Andere besaß und ich hatte mir schon lange den Kopf darüber zerbrochen, was das wohl sein könnte. Endlich jedoch glaubte ich es gefunden zu haben. Ich wußte, daß Mary, selbst eine exotische Blume, eine Liebhaberin lieblich duftender und seltener Blumen war und so sollte sie zu dem

Feste das kostbarste Bouquet von allen Damen haben. Ich begab mich zu dem Ende zwei Tage vor dem Ballfest zu einem benachbarten Kunstgärtner, der ein Treibhaus voll der seltensten Orchideen besaß, die er nie zu ähnlichen Bouquets verschnitt und nur ungern einzeln an einen Fremden verkaufte. Mich indessen kannte und sah er gern, da sein jüngster Sohn mit mir auf einem Schiffe als Steuermann diente, und so erfüllte er meine Bitte und versprach mir für einen ungeheuren Preis das verlangte Bouquet und außerdem die seltenste Blume, die er hatte und deren Duft und Farbengluth sie vor allen übrigen auszeichnete. Diese letztere wollte ich nebst dem Bouquet am Ballabend Mary Markham verehren, mit der Bitte, sie am Feste im Ausschnitt ihres Kleides zu tragen.

»Nun, die Blumen gelangten unversehrt in meine Hände und ich begab mich zu Mary, um sie ihr zu überliefern. Ich sprach dabei nur wenige Worte, und auch sie sprach nur wenig, aber ihre Freude und ihren Dank nahm ich in ihren Blicken wahr, und der warme Druck ihrer Hand sagte mir mehr, als er mir je gesagt. Dennoch schwieg ich auch jetzt über meine Neigung, obgleich mir das Geständniß derselben auf den Lippen schwebte und – mit diesem Geheimniß im Herzen, wo es auch noch jetzt begraben liegt, verließ ich sie, um sie einige Stunden später mit meiner Familie zum Feste zu begleiten.

»Als wir in den Wagen stiegen, sah ich, daß sie das schöne Bouquet in der Hand und die seltene dunkelrothe Orchidee wirklich im Busenausschnitt trug, wo sie zwischen den weißen Spitzen und der fast eben so weißen

Haut leuchtete, als ob sie mit dem warmen Lebensblute besprengt wäre, das so heiß und rasch in den Adern der schönen Creolin pulsirte.

»In dem glänzenden Ballsaale des neuen Hotels tummelte sich bereits eine große Menge vornehmer und reicher Cavaliere und eine noch reichere Anzahl der schönsten Frauen und Mädchen Englands, die schönste von allen aber war meine Mary, wie ich ohne Zweifel der schweigsamste und stillste Cavalier von allen anwesenden war.

»Ich, der ich wie alle übrigen Seeoffiziere in Uniform zum Balle gegangen, was bei uns damals in Margate Styl war, tanzte den ersten Tanz mit Mary und den zweiten mit meiner Schwester, dann aber zog ich mich zurück und betrachtete nur aus der Ferne die sich lustig wirbelnden Paare. Um so lebhafter aber betheiligte sich Sir Lawrence Rowland mit seinen Gästen an dem Tanze und ich sah mit krampfhaft zuckendem Herzen, wie er Mary den Hof machte und wie sie seine Galanterien freundlich wie immer aufnahm, ohne ihn jedoch im Geringsten zu neuen zu ermuthigen.

»In den üblichen Pausen zwischen den Tänzen traf ich mit Sir Lawrence und seinen Gefährten in einem neben dem Ballsaal gelegenen Trinksalon zusammen und hier war es, wo ich zuerst wieder die alten von ihm gewohnten Sticheleien und Spottreden vernahm, denen er, freilich in sehr vorsichtiger Weise, gegen mich freien Lauf ließ.

»Ich that, als hätte ich heute keine Ohren für Dergleichen und vermied sogar die höhnischen Blicke einiger Kameraden, die sich ärgern mochten, daß ich die absichtlichen Hausforderungen meines frechen Nebenbuhlers so gelassen hinnahm.

»Da, als der Tanz wieder begann und ich Sir Lawrence zum zweiten Mal mit Mary über das Parquet gleiten sah, stieg zum ersten Mal in mir der Verdacht auf, daß sie ihm wirklich gewogen sei und ich wurde dadurch unsäglich tief ergriffen und fühlte mich wie im Schwindel in eine Fluth von Trübsal und Sorge gestürzt. Allein es sollte noch viel ärger kommen; denn als nach Beendigung des Tanzes die Tänzer in den Trinksaal traten, wo ich, ein Glas Sorbet vor mir, an einem Tische Platz genommen, glaubte ich in die Erde sinken zu müssen, denn, denken Sie sich, was sah ich in einem Knopfloch Sir Lawrence Rowland's? Nichts Anderes als die schöne blutrothe Orchidee, die Mary an ihrer Brust getragen. Es konnte kein Zweifel sein, daß es dieselbe war, denn keine andere Dame hatte eine ähnliche aufzuweisen, und als ich nun, beinahe taumelnd, in den Ballsaal eilte und nach Mary Markham hinüberblickte, sah ich, daß sie die rothe Blume nicht mehr, sondern eine gelbe von ähnlicher Form am Busen trug.

»O, wer beschreibt meinen Schmerz, meine Zerschlagenheit, meine innere geistige Zerrüttung! Ich war wie aus allen meinen geträumten Himmeln gefallen; ich fühlte mich gedemüthigt, erniedrigt, besiegt wie nie und von Sir Lawrence Rowland auf diese Weise besiegt zu sein,

war der gräßlichste meiner Schmerzen. O, ich hatte diese schöne Creolin, diese Mary Markham mit den blitzenden Gluthaugen, der süßen Stimme und der elastischen Hebegehalt so geliebt, mit allen Fasern meiner Seele an ihr gehangen, und glaubte so bestimmt zu wissen, daß sie auch mich im Grunde wieder liebte, aber nun war dieser köstliche Traum mit einem Mal auf ewig vernichtet und ich war auf einen Schlag der unglücklichste und armseeligste aller Menschen geworden!

»Fast bewußtlos kehrte ich wieder in den Trinksaal zurück und ließ mir Champagner bringen. Als ich das erste Glas getrunken, ohne es zu schmecken, denn alle meine Sinne wogten tumultuarisch durch einander, traten Sir Lawrence Rowland und seine Gefährten zu mir heran und ohne ihre Reden besonders an mich zu richten, sprachen sie nur unter einander und es fielen dabei einige auf mich anspielende Worte, die ich nur zu gut verstand und die doch so vorsichtig abgemessen waren, daß ich mich auch jetzt noch nicht persönlich beleidigt fühlen konnte. Nur daß mein Gegner mit strahlender Miene offenbar seinen Triumph über mich feierte, entging mir nicht, und da, meiner Sinne kaum noch mächtig, mischte ich mich plötzlich in das allgemeine Gespräch und entgegnete zum ersten Mal in meinem Leben Worte, die gewiß bitter klangen und ihr Ziel und ihre Bedeutung nicht verkennen ließen.

»Auf der Stelle wurde dadurch die allgemeine Aufmerksamkeit auf mich und die mich Umgebenden gelenkt und Alle sahen und hörten, daß ich mit Sir Lawrence Rowland ernstlich anbinden wollte. Das wollte ich auch, dazu war ich jetzt entschlossen, und es sollte nun wirklich endlich zwischen uns zu einem Kampfe kommen, der nur mit dem Tode des Einen von uns oder gar Beider enden konnte.

»Allein, so weit ließ es Sir Lawrence Rowland nicht kommen. Er hielt plötzlich mit seinen spöttischen Reden inne, verließ den Trinksaal und kehrte achselzuckend in den Ballsaal zurück. Ich ging ihm nach, obgleich einige Befreundetere mich halb mit Gewalt zurückhalten wollten, und da dies einige Zeit in Anspruch nahm, bis ich mich endlich von ihnen frei gemacht, verlor ich ihn aus dem Gesicht. Dafür aber gab mir meine Mutter einen Wink, und als ich ihm folgte und zu ihr ging, erklärte sie mir, daß sie nach Hause zu fahren wünsche und daß ich mich erkundigen möge, ob ihr Wagen vor der Thür sei.

»Ich, ohne einen Blick auf die mich starr ansehende Mary zu werfen, ging sogleich hinaus, fand den Wagen und benachrichtigte meine Mutter. Alle drei Damen erhoben sich sofort von ihren Sitzen und ich führte diesmal, nicht Mary, wie ich sie in den Saal geführt, sondern meine Mutter hinaus. Am Wagen angekommen, stiegen die Damen ein und ich war ihnen dabei behülflich, kaum aber saßen sie, so schlug ich den Schlag zu und befahl dem Kutscher, nach Hause zu fahren. Da erst sah mich

meine Mutter mit einem besorgten Blick an und Lucy, meine Schwester, fragte mich:

»Willst Du denn nicht mit uns fahren?«

»Nein!« entgegnete ich kurz und gleich darauf fuhr der Wagen davon.

»Ich aber kehrte mit matt schlagendem Herzen und vor unterdrückter Leidenschaft bebend in den Trinksaal zurück, wo ich Sir Lawrence Rowland wieder in Mitte seiner Gefährten fand. Und nun fielen abermals spöttische Worte von seinen Lippen und ich entgegnete sie noch herber als vorher. Sir Lawrence schwieg mit einem Mal still, maß mich mit einem halb herausfordernden, halb verächtlichen Blick und fragte mich, was mein Benehmen zu bedeuten habe.

»Ich jedoch wollte mit diesem hochmüthigen Manne hier keine Worte mehr wechseln und so sagte ich nur und zwar so laut, daß alle Uebrigen es hören konnten:

»Wenn Sie das bis jetzt noch nicht wissen, Sir Lawrence Rowland, so werde ich es Ihnen morgen früh durch einen Anderen sagen lassen.« Und dabei stand ich auf und entfernte mich. Sir Lawrence aber erhob sich eben so schnell und folgte mir bis vor die Thür des Hotels, wo er mir, dem bereits sich Entfernenden laut nachrief:

»Herr Lieutenant, nur noch ein Wort mit Ihnen!«

»Ich habe keine Worte mehr mit Ihnen zu wechseln,« erwiderte ich. »Vertrösten Sie sich auf morgen, dann werden Sie erfahren, daß ich in der That ein Lieutenant, also so gut wie Sie, obgleich Sie der Sohn eines Lords

sind, ein Offizier Ihrer Majestät bin und daß ich als solcher einen Degen zu führen verstehe. Das wird die einzige Sprache sein, in der ich noch mit Ihnen zu reden habe.«

»Damit drehte ich ihm den Rücken und ging von dem Hotel fort, und während des ganzen Vorganges war ich so mit den in mir wogenden Gedanken beschäftigt gewesen, daß ich sogar meinen Degen mitzunehmen vergaß, den ich bald nach meiner Ankunft im Ballhause in eine Ecke der Garderobe gestellt hatte.

»Wie ich in dieser Nacht nach Hause kam, von welchen Gefühlen ich durchfluthet und von welchen Gedanken bestürmt wurde, danach fragen Sie nicht. Auch weiß ich nicht mehr recht, ob ich sogleich nach Hause ging oder ob ich mich irgend wo unterwegs aufhielt, nur daß der Mond hell schien, sah ich zufällig, als ich vor meinem Hause stand und es mit dem Schlüssel aufschloß, den ich immer in der Tasche trug. Im Uebrigen war mir zu Muthe, als ob mein Herz still stände und die klaren Gedanken, die Zeugen des gesunden Geistes eines Menschen, mich verlassen hätten.

»Es war drei Uhr Nachts, als ich in meinem Zimmer anlangte, und ohne wie sonst an Ordnung oder Beseitigung meiner Sachen zu denken, warf ich nur meine Kleider hastig von mir auf den ersten besten Stuhl und legte mich in mein Bett.

»O Gott, mein Freund, welche furchtbare Nacht brachte ich nach diesem verhängnißvollen Abend zu! Völlig schlaflos im Anfang und nachher nur in bangen Träumen

schlummernd, hatte ich nur meine eben erlebte Niederlage vor Augen, sah meinen alten Gegner triumphirend vor mir stehen und erkannte nur zu deutlich, daß mir meine so heiß geliebte Mary für immer verloren sei. So wälzte ich mich verzweifelnd auf meinem Lager umher und tausend Gedanken der Wuth, des Neides, der Eifersucht und gekränkten Ehrgefühls stiegen in meinem fast wirren Geiste auf und setzten mein laut hämmerndes Herz in fieberhafte Bewegung.

»Aber ach, noch viel furchtbarer als diese Nacht sollte mein Erwachen am nächsten Morgen sein! Denn, denken Sie, nachdem ich erst spät und schon bei Tagesgrauen in einen kurzen, unerquicklichen Schlummer gesunken war, wurde ich bei hellem Sonnenlicht plötzlich durch das Eintreten mehrerer Personen in mein Zimmer geweckt, und meine Bestürzung, mein Entsetzen waren so gränzenlos, daß ich erst gar nicht zur klaren Besinnung kommen konnte.

»Ich sah nämlich sechs Personen vor meinem Bette stehen, von denen ich nur drei kannte, den Hafencommandanten und zwei Seeoffiziere, die auch auf dem gestrigen Balle gewesen waren. Der Vierte war ein Constableroffizier und die beiden Letzten zwei Seesoldaten, die mit starr auf mich gerichteten Blicken an der Thür standen und ihre gezogenen Degen in der Faust hielten. Auch die übrigen vier Personen waren bis an die Zähne bewaffnet, als ob es ein Raubthier zu jagen und zu fangen galt, und so sahen auch ihre Gesichter gespannt und lauernd aus,

und alle Augen senkten sich mit Blicken auf mich nieder, wie sie noch nie ein Mensch auf mich gerichtet hatte.

»Mein Herr,« sagte nun der Hafeneommandant, ein eisgrauer, altgedienter Seecapitain, »ich bin im Namen des Gesetzes hier und beauftragt, Ihnen Ihren Degen abzufordern. Wo haben Sie ihn?«

»Jetzt erst war ich vollkommen zur Besinnung gelangt und auf der Stelle fiel mir ein, daß ich Sir Lawrence Rowland in der Nacht vorher mit einer Herausforderung gedroht, der man nun, wie ich glaubte, durch Abforderung meines Degens zuvorkommen wollte. Aber es handelte sich nicht darum, sondern um etwas viel Ernstlicheres, wie Sie sogleich hören werden.

»Ich blickte suchend im Zimmer umher, ob mein Degen nicht irgend wo in einer Ecke stände, und jetzt erst wurde ich gewahr, daß ich ihn in der Nacht im Ballhause hatte liegen lassen. Als mir das nach kurzem Nachdenken zum Bewußtsein kam, sagte ich, ich hätte meinen Degen nicht.

»Die Offiziere wie die Soldaten tauschten bei diesen Worten seltsame, mir unverständliche Blicke aus und es sah gerade so aus, als hätten sie vorher gewußt, daß ich so sprechen würde.

»Nun,« nahm der Hafencommandant wieder das Wort, »wenn *Sie* Ihren Degen nicht haben, wird ihn wohl ein Anderer haben. Das wird sich bald finden. Stehen Sie jetzt nur auf, kleiden Sie sich schleunigst an und folgen Sie

uns. Wir verhaften Sie im Namen des Gesetzes und bringen Sie dahin, wohin ein Mann Ihres Kalibers gebracht werden muß.<

»Ich verstand ihn erst gar nicht, aber ich that, wie er befahl. ›Also ein Gefangener bin ich?‹ fragte ich nur noch, während ich mich schon ankleidete und mir aus meinem Schrank einen neuen Uniformsrock ohne alle äußeren Abzeichen hervorlangte. ›Warum denn das?‹

»Das wissen Sie nicht?‹ fragte mich nun der Commandant mit bebender Stimme und ganz bleich gewordenem Gesicht. ›Nun, mein Gott, dann will ich mehr thun, als ich hier zu thun brauche und Ihnen sagen, warum Sie unser Gefangener sind. Man hat heute bei Tagesanbruch Sir Lawrence Rowland, den armen Sir: in seinem Blute schwimmend auf der Straße in der Nähe des Hotels gefunden, in dem wir Alle versammelt gewesen. Ein Degen stak fest in seiner Brust, und daß Sie – ja, Sie diesen meuchelmörderischen Coup ausgeführt, unterliegt keinem Zweifel, denn der Degen, der des Getöteten Brust durchbohrt, war *Ihr* Degen, da er Ihren Namen leserlich genug auf seinem goldenen Griff eingravirt trägt.<

»Bei diesen Worten stand mir das Herz vor Bestürzung still. Ja, das Eine war wenigstens wahr: der Degen, den ich am Abend vorher an die Seite gesteckt, ein sehr kostbarer Degen und der einzige, den ich mit auf Urlaub genommen, war ein Weihnachtsgeschenk meiner guten Mutter, als ich Offizier geworden war, und sie hatte, nicht ahnend, in welche Lage sie mich einst dadurch bringen

würde, mit mütterlicher Sorgfalt meinen Namen in denselben einschneiden lassen. Wie dieser Degen nun in andere Hände gekommen, Herr Doctor – das will ich hier gleich erwähnen – und wer ihn in Sir Rowland's Brust gestoßen, habe ich nie erfahren und darüber konnte ich also natürlich auch in den späteren Verhören keine Auskunft geben. Wahrscheinlich aber hatte ihn der Thäter, der damit den unglücklichen Stoß geführt, nicht absichtlich mit dem seinen verwechselt und ihn nur irrthümlich von seiner Stelle genommen, als er das Haus verließ, indessen das war durchaus kein Beweis für meine Unschuld und wurde auch von Niemandem dafür angesehen, so lange der Thäter sich nicht selbst nannte und darüber den einzig möglichen Aufschluß gab. Genug, man hielt mich vom ersten Augenblick an für den Mörder Sir Rowland's und behandelte mich als solchen mit der ganzen Strenge der für solche Fälle gegebenen Gesetze.

»Jedoch, lassen Sie mich im Folgenden kurz sein und nur das Wichtigste berichten. Man führte mich an jenem Morgen, während die Meinigen noch im ahnungslosen Schlummer lagen, von meinem mütterlichen Hause fort und durch die glücklicher Weise noch stillen Straßen nach dem Gefängnißlocal in der Nähe des Hafens, aber schon in der nächsten Nacht wurde ich, ohne meine Mutter noch einmal gesehen zu haben, warum ich fast flehentlich bat, unter starker Bedeckung auf der Eisenbahn nach London gebracht, in ein festes Gefängniß gesetzt und bald darauf vor ein Kriegsgericht gestellt, das

in aller Eile berufen und aus mir ganz fremden Richtern und Beisitzern zusammengesetzt war.

»Nachdem ich lange und oft in einer Art Voruntersuchung durch Kreuzverhöre gepeinigt worden und dabei zehnmal meine Unschuld betheuert hatte, wurden mir die in Margate bei dem Ballfest zugegen gewesenen Kameraden, die sich in Sir Lawrence Rowland's und meiner Nähe befunden, als der Streit zwischen uns ausbrach, als Zeugen vorgestellt und Alle sagten, wie es fast kaum anders zu erwarten war, nur zu meinem Schaden und nichts zu meinen Gunsten aus. Allen war bekannt, daß ich Jahre lang mit Sir Lawrence Rowland in Fehde und Zwietracht gelebt und daß vielfache Reibereien auf den Schiffen und am Lande zwischen uns stattgefunden. Endlich, nachdem so mein ganzes früheres Leben durchgegangen, kam der unselige Abend im Ballhause an die Reihe und über diesen Abend sprach sich die allgemein gegen mich gerichtete Meinung der Zeugen noch einstimmiger aus. Ich hatte mit Sir Lawrence wiederholt ohne besondere Veranlassung seinerseits Streit gesucht; ich war in sehr natürlicher Eifersucht gegen ihn entbrannt; ich hatte deutlich genug ausgesprochen, daß ich ihm am nächsten Morgen meine Zeugen schicken werde, und das Einzige, was zu meinen Gunsten hätte gedeutet werden können – hören Sie, das Einzige! – war der Umstand, daß ich an dem Abend viel Wein getrunken und augenscheinlich in berauschem Zustande mich befunden haben sollte.

»Nun aber kam der unglückliche Degen zur Sprache. Ich konnte nur angeben, daß ich denselben in meiner

Aufregung im Festlocale vergessen, und das glaubte mir natürlich Niemand, denn wie wäre er dann nachher in der Brust Sir Lawrence Rowland's gefunden worden? Daß ihn ein Anderer dem Verstorbenen in das Herz gestoßen, dazu lag in den Augen des Gerichts nicht die geringste Wahrscheinlichkeit vor, und daß es wirklich mein Degen war, erklärte ich selbst, als man ihn, dentraurigen Beweis meiner Schuld, mir vor Gericht vorzeigte; ich war und blieb also der Thäter, der Mörder und ich war also in den Augen meiner Richter nicht nur ein Verbrecher im Thun, sondern auch ein Lügner in Worten, und das wurde mir in's Gesicht gesagt und von meinen Richtern am übelsten gedeutet.

»Meine eigene Vertheidigung war und blieb daher sehr kurz und einfach. Ich betheuerte ganz allein und wiederholt, daß ich das Verbrechen nicht verübt, daß ich unschuldig, daß ich überhaupt gar nicht fähig sei, einem Menschen das Leben zu nehmen, ohne durch ein zwar auch unerlaubtes, aber doch immerhin einigermaßen zu rechtfertigendes Duell dazu ermächtigt zu sein.

»Man lächelte über diese meine Vertheidigung und ich las mein Urtheil, noch ehe es gesprochen war, aus allen Gesichtern meiner Richter. Vergebens berief ich mich endlich auf meine vorwurfsfreie Vergangenheit, auf die mir so häufig bewiesene Gunst meiner Vorgesetzten – das wußte man Alles, aber man wußte auch, daß Lord Rowland und sein mächtiger Anhang Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, mich nach aller Strenge des Gesetzes bestrafen zu lassen, denn ich hatte ihn ja seines

hoffnungsvollen Sohnes und die vornehme Welt und das Vaterland eines künftigen Lords beraubt.

»So wurde denn das Urtheil über mich gefällt und ich im ersten Spruch zum Tode verurtheilt in Anbetracht mildernder Umstände aber, die mir die erwiesene Aufregung durch Eifersucht und meine angebliche Trunkenheit erwirkte, und in Anbetracht meiner früheren guten Führung, zur lebenslänglichen Deportation begnadigt.« –

Der Sprechende hielt einen Augenblick inne und bedeckte sich schauernd das Gesicht mit beiden Händen. Ich saß unbeweglich, unbeschreiblich erschüttert von Allem, was ich bis jetzt von ihm gehört, vor ihm und vermochte kein Wort zu sprechen; er ließ mich auch nicht dazu kommen, sondern fuhr nach kurzer Pause mit einem rührenden Ausblick zum Himmel fort:

»Zur Deportation *begnadigt!* Verstehen Sie das? Moralisch todt für die ganze civilisirte Welt in eine Wildniß geschickt zu werden, für ewige Zeiten, das heißt so lange ich lebte! In eine Wildniß, in der nur Verbrecher, Diebe und Mörder existiren, aus der es keine Rückkehr in das makellose, unschuldsvolle Leben, in die Welt überhaupt giebt, was also schlimmer als der wirkliche Tod, als das Aufhören des Daseins ist. O!

»O mein Gott, verlangen Sie, daß ich Ihnen noch mit Worten ausmale, wie mir damals nach diesem *gerechten* Urtheilsspruch zu Muthe war und wie ich die nächsten Tage und Wochen in meinem Kerker zubrachte! Nein, gewiß nicht, und ich, ich weiß es kaum selbst noch und könnte auch mit den treffendsten Worten nicht meine

qualvollen Empfindungen schildern. Nein, für mich gab es keine Hülfe mehr auf der Welt, für mich war Alles verloren, Liebe und Ehre, Freude und Frieden, denn gegen mich hatte sich Alles verschworen und der angeführte Indicienbeweis, wie die Herren Juristen ihn nennen, der meine Schuld sonnenklar bewies, war als ein unumstößlicher anerkannt worden. Und dennoch, trotz der mich so ganz und gar vernichtenden Gefühle, hatte ich doch bisweilen noch eine ruhige Stunde, und in diesen Stunden schrieb ich Briefe, nur an meine Mutter, denn an einen Andern konnte und wollte ich nicht schreiben. Ich gab auch einem mich von Zeit zu Zeit beobachtenden Offizier diese Briefe, der sie achselzuckend nahm, aber mich, den Mörder seines und meines Kameraden, keines Wortes mehr würdigte, und so glaube ich auch nicht, daß meine Mutter diese Briefe jemals erhalten hat, in denen ich ihr mit heiligen Eiden betheuerte, daß ich niemals an einen Mord gedacht und auch Sir Lawrence Rowland nicht ermordet, ja ihn nach meiner Trennung von ihm vor dem Ballhause gar nicht wiedergesehen hätte. Da war denn die Zeit für mich gekommen, wo es wie eine geistige Nacht über mich hereinsank. Ich war in meinen eigenen Augen wie in denen der Welt vernichtet, denn daß man mich, einen ganz Unschuldigen, für einen gemeinen und seine Unthat noch dazu läugnenden Mörder halten konnte, war ein so gräßlicher Gedanke für mich, daß er mich in meinen eigenen Augen schändete. Ich erschien mir selbst ein Unwürdiger, ein aus der menschlichen Gesellschaft Ausgestoßener, und die ganze, bisher für mich

so heitere und reiche Welt lag um mich her und war mir ein undurchdringliches, wüstes Chaos voller Nebel und ohne einen Funken von Licht.

»Ja, es stand damals sehr schlimm um mich, und hätte ich am Ende nicht noch einen kleinen Trost gewonnen, so weiß ich nicht, was aus mir geworden wäre. Denn oft hatte mich alle Ueberlegung, alle Energie verlassen; ich konnte nicht mehr denken, nicht mehr hoffen, und in meinem Hirne und in meinem Herzen wirbelte es trostlos durcheinander, wie es in einem Menschen aussehen muß, der seinen Verstand und mit ihm die Kraft und den Muth verloren hat, sich noch als ein Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu empfinden.

»So vegetirte ich gedankenlos Wochen lang vor mich hin, kein Lichtstrahl drang in meinen dunklen Kerker, kein Schimmer von Hoffnung leuchtete in die Nacht meines Daseins und ich erwartete nur in dumpfer Verzweiflung die Stunde, wo man kommen und mir verkündigen würde, daß das Schiff, welches mich nach Botany-Bai oder wo anders hinbringen sollte, bereit sei, um sein Opfer an Bord zu nehmen. Allein, dies dauerte lange, lange Zeit, und ich kam endlich durch jenen oben erwähnten kleinen Trost wieder zur Besinnung, zur Empfindung meiner selbst, und damit erwachte zugleich noch einmal in mir die Lebenslust und der Drang nach ungehemmter Freiheit, die den Menschen oft sogar in der Todesstunde nicht verlassen und seine Fähigkeiten zu einer wunderbaren, kaum glaublichen Kraftäußerung anspornen,

nachdem jede andere Fähigkeit und Kraft längst in ihm entschwunden schien.

»Das Alles aber trat zuerst wie ein kaum faßlicher Traum vor meine Seele; nur allmählig nahm dieser Traum eine körperhafte Gestalt an und ich fing an zu denken, ich war also wieder Herr meiner geistigen Kräfte und Fähigkeiten geworden.

»Und nun, mein Freund, bin ich abermals an einen wunderbaren Wendepunkt meines Schicksals gelangt, der mich wieder etwas heiterer zu Gottes Allmacht und Güte aufblicken ließ, und Gott bediente sich diesmal hierbei, wie so oft, eines sehr untergeordneten Werkzeugs, das aber gleichwohl, was ich erst gar nicht begreifen konnte, ein sehr bedeutungsvolles für mich werden sollte.

»Es war dies kein Anderer als mein alter Gefängnißwärter, Thomson hieß er, und nie, nie werde ich den Wackeren aus meinem Gedächtniß verlieren. Dieser Mann, der sich trotz seines traurigen und alles menschliche Gefühl abstumpfenden Amtes schon durch seine äußere Erscheinung und sein mildes Gesicht als ein gefühlvoller Mensch darstellte, hatte sich von Anfang an außerordentlich freundlich und wohlwollend gegen mich erwiesen und mir mehrmals seine Theilnahme an meinem Geschick auf sehr einfache, aber mich stets rührende Weise zu erkennen gegeben. Auch hatte er mir mancherlei, nicht allen Verbrechern zugewandte Erleichterung verschafft, mir gutes Essen und Trinken gebracht und mir Freiheit gelassen, auf dem luftigen Corridor vor meinem

Kerker Abends eine Stunde spazieren zu gehen. Endlich auch hatte er mir heimlich zur Bestreitung verschiedener kleiner Ausgaben einige Goldstücke eingehändigt, die ihm, wie er geheimnißvoll sagte, ein junger Herr gegeben, der fast täglich gekommen sei, um sich nach meinem Ergehen zu erkundigen, der ihm aber niemals seinen Namen genannt habe.

»Ich dachte hierbei sogleich an Charles H***t, meinen amerikanischen Freund, und als ich sein Aeußeres dem Gefängnißwärter beschrieb, nickte er und sagte, daß dieser Herr es wohl sein müsse, denn gerade so und nicht anders sehe er aus.

»Dies Alles geschah schon, während ich noch in Untersuchung begriffen, als ich aber endlich zur Deportation verurtheilt war, nahm meines guten Thomsons Miene geradezu den Ausdruck eines lebhaften Bedauerns an, er hielt sich von jetzt an viel länger bei mir auf und fragte nach Allerlei, was er sonst nicht gethan und wofür ich den Grund eigentlich nicht auffinden konnte. Ich gerieth dadurch auf eine ganz eigene Vermuthung, die ich aber später freilich durch Nichts bestätigt fand. Wollte man mir etwa absichtlich Gelegenheit zur Flucht offen lassen, weil man Rücksicht auf meine Familie, auf meine Stellung und meine frühere gute Führung im Dienst nahm? Oder war man vielleicht trotz der einstimmig erfolgten Verurtheilung doch nicht so ganz von meiner Schuld überzeugt, so daß man es gern sah, wenn ich mich dem strafenden Arm des Gesetzes entzog? Wie gesagt, ich weiß es nicht, und wohl ist es möglich, daß Thomson

Dergleichen zu Ohren kam, daß er dadurch noch menschenfreundlicher gegen mich gesinnt wurde und endlich den klar ausgesprochenen Wünschen Charles H***t's sein Ohr lieh.

»Indessen dehnte sich meine Haft immer länger aus, viel länger, als ich vermuthet hatte, allein das nächste Schiff nach Australien ging, wie mir Thomson gesagt, noch lange nicht ab und ich hätte gewiß noch einige Monate auf die Vollfracht des unglückseligen Transportschiffes warten müssen. Da kam Thomson eines Abends später als sonst mit etwas aufgeregter Miene zu mir und fragte mich mit einem ganz seltsamen Nachdruck, ob ich heute etwa wieder spazieren gehen wolle, er würde schon dafür sorgen, daß Niemand auf dem Corridor sei, der mich bemerken könne.

»Ich stand still und überlegte. Schlummerte hier etwas Anderes im Hintergrunde? Und warum sah mich der menschenfreundliche Wärter so forschend und gewissermaßen stachelnd an?

»Mr. Thomson,« sagte ich nun, »Sie wissen doch, daß ich zur Transportation verurtheilt bin?«

»Ja,« sagte er, »leider weiß ich es und sogar auf Lebenszeit!« setzte er bedeutungsvoll hinzu. – »Sagen Sie mir dann ehrlich,« fuhr ich fort, »halten auch Sie mich für einen Mörder, wie meine Richter es gethan?«

»Thomson schüttelte den Kopf. »Nein,« sagte er, »ich kann Sie nicht dafür halten, und Andere halten Sie auch nicht dafür.«

»Nun,« sagte ich jetzt, »ich schwöre es Ihnen bei Gott, dem Allmächtigen, daß ich an dem Morde des Lordssohns so unschuldig bin wie Sie und daß hier irgend eine Büberei im Spiele ist, die ich nicht durchdringen kann, die aber jener Allmächtige einst zu Tage fördern wird.«

»Ja,« erwiderte er, »wenn Sie in Botany-Bai und ein grauer Mann geworden sind.«

»Ich schauderte. »Leider,« sagte ich, »kann es wohl so sein, aber die Rechtfertigung wird immerhin wann sie auch kommen mag, mir zur Ehre und meinen Richtern zur Schande gereichen.«

»Ach,« sagte Thomson leise, »ich glaube Ihnen Alles und daß Sie unschuldig sind, hat mir auch der junge Herr versichert, der so oft kommt und heute wieder dagewesen ist, und zwar *zum letzten Mal*« – Thomson betonte diese Worte stark – »hat er gesagt, denn morgen müsse er verreisen und käme so bald nicht wieder nach England zurück.«

»Bei diesen Worten durchblitzte mich ein neuer Gedanke und augenblicklich gab ich ihm die nothwendige Folge.

»Ja, Thomson,« sagte ich, »ich möchte heute auf dem Corridor spazieren gehen.«

»Thomsons Gesicht verklärte sich. »Gut,« sagte er, »dann will ich Ihnen aber zuvor hier zwanzig Goldstücke einhändigen, die Sie möglicher Weise – *auf der Ueberfahrt* – nach – Botany-Bai – gebrauchen könnten, und die mir der junge Herr für Sie gegeben hat.«

»Ich nahm die in Papier gewickelten Goldstücke in die Hand; es waren zwanzig Pfund Sterling, die also wieder aus Charles H***t's Händen kamen. Ich zählte die Hälfte davon ab und reichte sie meinem Wärter hin. ›Wir wollen sie uns theilen, Thomson,‹ sagte ich. ›Ich würde Ihnen gern Alles geben, aber ich weiß nicht, ob ich nicht etwas Geld gebrauchen kann.‹

»Nein,‹ erwiderte der brave Mann mit dem Ausdruck überzeugendster Bestimmtheit, ›behalten Sie Alles, Sie können es vielleicht sehr gut gebrauchen; aber da Sie auch kleines Geld nöthig haben könnten, wollen wir ein Goldstück wechseln und ich habe die zwanzig Schillinge dazu schon mitgebracht. Hier sind sie. Der junge Herr hat mir übrigens für mich selbst genug gegeben und um mich brauchen Sie nicht im Geringsten besorgt zu sein. Er und ich – wir haben an Alles gedacht und Alles vorbereitet, was nöthig war und – nöthig werden wird. Und nun gehen Sie in Gottes Namen – spazieren!‹

»Ich horchte hoch auf, denn nun sah ich, daß die ganze Sache eine wohl abgekartete war, und daß mir meine Flucht auch anderweitig leicht gemacht werden würde. Thomson aber schickte sich an, meine Zelle zu verlassen; ehe er jedoch ging, drehte er sich noch einmal um, kam auf mich zu und reichte mir die Hand, wobei ich eine Thräne in seinem Auge schimmern zu sehen glaubte. Keiner von uns sprach noch ein Wort, nur blieb ich erwartungsvoll stehen, um zu sehen, ob er wie sonst die Thür nur anlehnen würde, wenn er mir die Erlaubniß zum Spazierengehen gegeben.

»In der That, er ließ sie offen und kaum war er hinter einer anderen Thür verschwunden, so trat ich ihm auf den Corridor nach.

»Draußen war Alles still, die Lampen brannten düster und nach meiner Uhr, die man mir anständiger Weise gelassen, wie manche andere Kleinigkeit, ging es stark auf Mitternacht. Langsam und leise schritt ich den Corridor hinab, nach der Thür hin, die, wie ich wußte, nach dem unteren Flur und nach dem Vorhofe des Gefängnisses führte. Diese Thür war sonst immer verschlossen, heute aber war sie nur von innen verriegelt. Ich schob den Riegel vorsichtig zurück und öffnete sie. In wenigen Augenblicken stand ich auf der obersten Stufe der Treppe und, wie von einem unsichtbaren Führer geleitet, schritt ich sie leise hinab, fast in halber Bewußtlosigkeit und doch einem bestimmten inneren Triebe gehorchend. So gelangte ich auf den unteren Flur, ging ihn hinab und kam an dem Wachtzimmer vorbei, in dem ich die Wache schnarchen hörte. Jetzt schloß ich mit bebender Hand und so leise wie möglich die Thür von innen auf, denn der Schlüssel steckte in dem Schloß. Mit zwei Schritten stand ich auf dem Hofe und ging nun schon muthiger dem äußeren Gitterthor entgegen. Wiederum fand ich es verschlossen, aber auch hier war der Schlüssel vorhanden. Es regnete leise, ein dicker Nebel füllte den ganzen Hof und eine kühle Luft wehte mich an, denn wir befanden uns schon am Ende des Februar.

»So gelangte ich auf die Straße und warf einen hastigen Blick auf das Schilderhaus, das an der linken Seite

vor dem Thore stand. Die Schildwache hatte sich in das Haus zurückgezogen und – schlief ebenfalls. Mit weitausgreifenden Schritten und von einem Gefühl beherrscht, welches sich nicht beschreiben läßt, eilte ich die Straße hinab, denn nun erst begriff ich, daß ich meine Freiheit wiedererlangt. Als ich aber eben bedachte, nach welcher Richtung ich mich wenden sollte, um das einzige Asyl zu erreichen, welches mir in dem großen London Sicherheit gewähren konnte, fuhr zufällig ein Nachtcab die Straße herunter und mir entgegen. Ich rief den Kutscher an, stieg ein und gab den Befehl, mich nach Kensington, meines Freundes Wohnung zu fahren.

»Mit athemloser Spannung saß ich auf meinem weichen Sitz und freute mich, daß das Pferd im raschesten Trabe vorwärts flog. In einer guten halben Stunde, die mich eine Ewigkeit dünkte, war ich vor meines Freundes Hause angekommen und sah, als ich die Augen sogleich darauf richtete, in seinem im hohen Parterre gelegenen Arbeitszimmer Licht. O, nie habe ich über einen Lichtstrahl inniger frohlockt als diesmal.

»Ich sprang aus dem Wagen, gab dem Kutscher doppelt so viel als ihm gebührte und klopfte stark und doch vorsichtig an die Thür. Es dauerte keine zwei Minuten, so hörte ich im Hause eine Thür sich öffnen und gleich darauf eine Hand rasch den Schlüssel im Schloß umdrehen. Ja, er war es, den ich hier zu finden erwartete, es war Charles H***t selber, der mir die Thür öffnete, und bald stand ich vor ihm und wir schauten uns Beide athemlos und im ersten Augenblick schweigend an.«

VIERTES CAPITEL. WIE EIN ENGLÄNDER EIN AMERIKANER
WERDEN KANN.

Der Erzähler schwieg und athmete mehrmals erleichtert auf, als ob er eben erst dem grausamen Gefängniß entflohen wäre und die damals überstandenen schweren Stunden noch immer nicht ganz überwunden hätte. Dann aber, seiner gegenwärtigen Freiheit sich wieder bewußt werdend, lächelte er so heiter, wie ich es noch niemals an ihm gesehen, und fuhr sogleich also zu sprechen fort:

»Und nun, mein Freund, bricht ein neues, obgleich immer noch sehr trübes Morgenroth meines Lebens an und Sie sollen nun einen edlen Menschen meinen braven und treuen Freund, Mr. Charles H***t, noch etwas genauer kennen lernen.

»Er selbst also hatte mir die Thür geöffnet und ich trat in den durch ein Gaslicht ziemlich hell erleuchteten Corridor. Als er mich aber sah und trotz meines veränderten Aussehens auf der Stelle erkannte, stieß er einen Ruf höchster Freude und Ueberraschung aus, schloß schnell die Hausthür fest zu und stürzte mir, dem ihm Wiedergegebenen an die Brust. Lange hielten wir uns umschlungen und Keiner von uns konnte dabei ein Wort hervorbringen. Endlich aber gelang es mir zuerst, Herr meiner Stimme zu werden und ich rief, dem einzigen Gedanken, der mich ganz und gar erfüllte, Ausdruck gebend:

»Charles! Sprich! Hältst auch Du mich für einen Mörder?«

»Nein, nein,« rief er, »danach brauchst Du mich gar nicht zu fragen, wie hätte ich mich sonst so sehr um Deine Freiheit bemühen können? Ja, ich habe Dich diese Nacht mit ziemlicher Bestimmtheit bei mir erwartet, denn ich wußte, daß Du nur zu mir flüchten würdest und könntest, und habe darum auch meinen Diener frühzeitig zu Bett geschickt, um durch Nichts gestört zu werden, wenn Du kamst. Aber nun komm rasch in mein Zimmer. Du bist naß und gewiß etwas ermattet, ich kann es mir denken.«

»Ich folgte seiner mich leitenden Hand und bald saß ich in seinem gemächlich warmen Zimmer und hatte einen trockenen Rock von ihm an, denn mich fror in der That, da ich nur leicht bekleidet gewesen war und außer meinem Interimsuniformrock, den ich noch immer trug, keinen Schutz gegen die feuchtkalte Nachtluft gehabt hatte. In dem Zimmer selbst aber, in dem ich mich flüchtig umblickte, sah es nicht so ordentlich und gemüthlich wie früher aus, denn es war mit Koffern und Kisten aller Art gefüllt, die deutlich genug auf eine baldige Abreise meines Freundes hindeuteten.

»Ich hatte ihm bald Alles erzählt, was ich ihm im ersten Moment unseres Wiedersehens erzählen konnte und er erwiederte mir darauf nur, daß er schon lange mit Thomson Unterhandlungen angeknüpft und demselben einen guten Dienst für die Zukunft angeboten hatte, wenn er mich retten wolle. Daß er mir nichts Schriftliches über seine dahinzielenden Bestrebungen zukommen ließ, erklärte nur zu gut seine amtliche Stellung, denn er, das

Mitglied der Gesandtschaft der nordamerikanischen Freistaaten, durfte ja keinem vom Kriegsgericht verurtheilten Engländer zur Flucht aus dem Gefängniß behülflich sein und wie leicht konnte ein von ihm geschriebenes Wort in die unrechten Hände fallen und nicht nur ihn selbst compromittiren, sondern auch mir den einzig möglichen Weg der Rettung verschließen.

»Thomson nun war anfangs nicht sehr dazu geneigt gewesen und hatte vorgegeben, daß er das nicht könne, weil sein Gewissen es ihm nicht erlaube; später jedoch wurde er allmählig zugänglicher und endlich äußerte er sich dahin, daß er wenigstens zu meiner Flucht das Seinige beitragen wolle, wenn ich nur selbst seine vorsichtigen Winke verstände und der mich rettenden Hand folgte. Und so war denn endlich meine Entweichung in der letzten Nacht und zur rechten Stunde möglich geworden.

»Wir sprachen darauf lange über mein Verhältniß hin und her, denn ach! was hatten wir uns Alles zu sagen und zu klagen! So war die Mitternacht längst vorüber und ich fühlte mich erschöpft und weit mehr von einem peinlichen Durst als von Hunger gequält. Mein Freund, der über seine Freude, mich wiederzusehen und sprechen zu hören, alles Uebrige vergessen hatte, holte jetzt Wein und Brod herbei, mehr hatte er selbst nicht im Hause, da er nie oder selten nur in demselben zu speisen pflegte. Als ich mich aber wieder gestärkt und ermuthigt fühlte, sprach mein Freund Folgendes zu mir:

»Ja, Du bist gerade zur rechten Zeit Deinem Kerker entflohen und in der letzten Frist zu mir gekommen,

denn morgen schon hättest Du mich um diese Zeit nicht mehr in London gefunden. Ich bin seit einigen Wochen als erster Secretair an die Gesandtschaft zu Bern versetzt und morgen Abend schon gehe ich mit dem Postdampfer nach Ostende ab. Es bleibt Dir natürlich nichts Anderes übrig, als mich dahin zu begleiten, wozu ich bereits einige mir nöthig scheinende Vorkehrungen getroffen habe. In der Schweiz bist Du ein freier Mann, nimmst einen andern Namen an und kein Mensch fragt nach Deiner Vergangenheit, wenn Du sie nicht selbst Jemandem ver-rathen willst. Brauchst Du übrigens irgendwelche Legiti-mationspapiere, so wirst Du sie von mir in bester Form er-halten. Deine in New-York fällig gewordene Rente muß-te nach Deiner Verurtheilung, die ja öffentlich bekannt gemacht worden war, natürlich von englischer Seite mit Beschlag belegt werden, aber man muß mir, Deinem ge-setzlichen Erben, das in der Bank niedergelegte Capital ausliefern, denn ich bin ja außer meinem Bruder, der sein Theil vorweg erhalten, der einzige natürliche Erbe mei-nes Vaters, wozu ja auch Dein Rentencapital gehört. In-dessen zage deshalb nicht, ich werde Dir Deine Rente so pünktlich zahlen, wie die Bank von New-York es gethan hätte, denn für mich bist Du weder todt, noch hast Du in meinen Augen das Recht eingebüßt, die Dir allein gehö-rige Erbschaft zu genießen.«

»Nun, Herr Doctor, war das nicht edel von meinem treuen Freunde und haben Sie nun schon einen schwachen Begriff von seinem Character und seinem Herzen gewonnen? Ich denke doch, aber Sie werden ihn bald

noch besser kennen lernen, indem Sie sehen, wie er selbst in den kleinsten Dingen für mich zu sorgen gewußt und alle möglichen Maßregeln ergriffen hatte und ferner ergriff, die meine Zukunft sicher stellen und mich unabhängig machen konnten.

»Erst nach drei Uhr gingen wir in jener Nacht in Kensington zur Ruhe, und Charles' Bett war geräumig genug, uns Beide aufzunehmen. Wir theilten uns brüderlich darin und seit sieben Monaten hatte ich nicht auf einem so guten und weichen Lager geschlafen; Sie werden also begreifen, wie verhältnißmäßig glücklich ich mich fühlte und wie wonnig ich meine ermatteten und von dem langen Sitzen steifen Glieder auf das feine Linnen streckte.

»Am nächsten Tage standen wir erst um neun Uhr Morgens auf und beglückwünschten uns noch einmal von ganzem Herzen. Bald darauf aber und während wir beim Frühstück saßen, theilte mir mein Freund mit, was er zunächst über mich beschlossen habe und welche Rolle ich spielen müsse, um sicher auf den Dampfer zu kommen und später ungefährdet die Schweizer Gränze zu erreichen. Ich sollte einen seiner Diener vorstellen und dazu wurden alsbald alle Vorkehrungen getroffen. Sein Diener, er hatte nur einen, mußte mir seine neuste Livree bringen und glücklicher Weise paßte sie mir. Eine Perücke war auch bereits vorhanden und meinen im Gefängniß bedeutend gewachsenen Bart stutzte mir Charles so kunstgerecht zu, daß Niemand mich, der ich früher nie einen Vollbart getragen, so leicht erkennen konnte, was auch schon deshalb nicht so leicht möglich war, da wir

am dunklen Abend nach der Themse fuhren und die Dienerschaft eines amerikanischen Gesandtschaft-Secretairs niemals einer polizeilichen Controle unterworfen wird.

»Der Tag verging mir wie im Fluge unter mir ganz neuen Betrachtungen der Fuhrwerke und Menschen, die ich an meinem Fenster vorüberfahren und gehen sah, und mein Freund war in der Mittagszeit nur zwei Stunden abwesend, um von seinem bisherigen Chef Abschied zu nehmen und einige andere Bedürfnisse für mich einzukaufen. Auch brachte er seine Pässe von der Botschaft mit zurück und in denselben war ich als Mr. Humfrey Scott eingetragen, ein Name, den ich, wie Sie wissen, bis heute beibehielt. Wir speisten diesmal im Hause und wurden von Charles' Diener auf das Beste bedient, der nicht einmal mit Blicken fragte, warum ein Freund seines Herrn, den er persönlich nicht kannte, seine eigene Livree zu tragen beliebe. Er war ein stiller ernster Mann, obwohl er Fröhlich hieß, und aus Baltimore erst vor einigen Monaten in London angelangt und meinem Freunde von einem Verwandten als zuverlässig und treu aus seinem eigenen Haushalt herübersendet, da er, als geborener Schweizer, nun mit seinem neuen Herrn seine Heimath wiedersehen konnte, nach der er ein großes Verlangen hegte, das in Baltimore sogar zu einem krankhaften Heimweh ausgeartet war.

»So war ich also in jeder Hinsicht gesichert und unter dem Schutze meines Freundes ging unsere Einschiffung am dunklen nebelreichen Abend ganz vortrefflich von Statten, indem er die Vorsicht gebrauchte, erst kurz

vor Abgang des Schiffes an Bord einzutreffen, nachdem sein Gepäck schon lange vorher dahin gesandt war.

»O, mit welchen Gefühlen ich die großen Schaufelräder des Schiffs sich in Bewegung setzen sah, lassen Sie mich nicht beschreiben, und mit Freuden spielte ich die Rolle eines Dieners und begab mich mit Fröhlich in eine ziemlich geräumige Cabine, um mich sofort auf mein Lager zu strecken und nun erst aus ganzem vollem Herzen dem Allmächtigen meinen Dank zu sagen, daß er mich wenigstens der Schmach der Deportation hatte aus dem Wege gehen lassen.

»Am nächsten Morgen langten wir zu guter Zeit glücklich in Ostende an, bestiegen ohne Aufenthalt die Eisenbahn und fuhren nach Cöln, wo wir eine Nacht blieben, um am nächsten Morgen unverweilt die Reise südwärts nach der Schweiz anzutreten. Neben dem Diener meines Freundes sitzend, hielt ich mich auf dieser ganzen weiten Reise still, denn noch konnte ich den raschen Umschwung meines Schicksals nicht fassen, und erst als ich die Grenzen der freien Republik überschritten hatte und in Basel im Gasthof saß, athmete ich erleichtert auf, zwar nur für den Augenblick, denn bald genug stürmten wieder die düsteren Gedanken auf mich ein, denen ich nun schon so lange zur Beute gefallen war und die mich nie wieder aus ihren Geierkrallen loslassen sollten, sich vielmehr allmählig nur noch mehr verdüsterten und mich selbst als einen für ewige Zeiten dem Unglück Verfallenen erkennen ließen.

»Im Ganzen war mir trotz des Gefühls augenblicklicher Sicherheit und wiedergewonnener Freiheit sehr seltsam und durchaus nicht angenehm zu Muthe. So viel stand fest und diese Empfindung konnte ich mit dem besten Willen nicht aus meinem Herzen reißen: in Folge meiner ungerechten Berurtheilung hatte ich einen bitteren Haß auf die ganze Menschheit und namentlich auf die weisen unbestechlichen Richter meines Vaterlandes geworfen. Ich hielt mich für gebrandmarkt für alle Zeiten und an eine Verbindung mit dem Mädchen meiner Liebe war nun nie mehr zu denken. Gerade diese beiden Punkte gingen mir ohne Unterlaß im Kopfe herum und ich war allmählig in eine Art starrsinniger Schwermuth verfallen, die bereits fühlbar an meinen inneren Organen, an meinem Geiste, meiner Seele zu nagen begann und mir jede Stunde, die ich mit meinem Freunde froh über meine Rettung hätte hinbringen können, verbitterte und verdunkelte.

»Ich blieb acht Tage bei meinem Freunde in Bern, wo ich mir neue Kleider, Wäsche und alles Uebrige anschaffte, was ich zu meinem ferneren Unterhalt bedurfte und bei dem großen Schiffbruch meines Lebens verloren hatte. Charles H***t ging mir in Allem mit Rath und That zur Hand und suchte vergebens meine Stimmung zu bessern, meinen gesunkenen Muth aufzurichten, denn nichts, was er ersann und vorbrachte, äußerte die geringste Wirkung auf meinen vom Unheil umnachteten und sich selbst befehrenden Geist. Allmählig aber dämmerte schon hier ein seltsamer Entschluß in mir auf, und wenn ich ihn auch

jetzt noch nicht ausführte, so stand doch so viel bei mir fest, daß etwas Ernstliches, Unwiderrufbares geschehen müsse, um meinen Bruch mit meiner Familie, die durch meine Verurtheilung mit gebrandmarkt war, zu einem vollständigen zu machen und mich wie einen Todten aus ihrem Gedächtniß zu streichen.

»Denn,« sagte ich mir, »es ist besser, weit besser und heilsamer, daß meine Mutter, meine Schwester und Mary Markham mich als einen Todten beweinen, als daß sie in mir einen Mörder und Flüchtling sehen, der sich seiner Strafe nur durch freiwillige Verbannung entzogen hat. Nein, sie sollen keine Ahnung haben, sie müssen sogar jede Hoffnung verlieren, daß ich noch lebe, sie *müssen* glauben, daß ich für immer aus dem Leben geschieden bin, und wenn sie das glauben, wird mit der Zeit die Tröstung bei ihnen von selbst kommen und sie werden nur noch mit stiller Rührung an mich denken, wie jede trauernde Familie, die einen solchen Verlust gehabt, an ihn denkt. Daß dieser mein Tod ihnen aber auf die rechte Weise zu Ohren komme, so daß ihnen kein Zweifel daran mehr übrig bleibt, dafür werde ich zur rechten Zeit Sorge zu tragen wissen.

»Uebrigens hielt ich mich auch in der Schweiz und am wenigsten in Bern für vollkommen sicher, wenn ich etwa verfolgt werden sollte, was mein Freund als nicht wahrscheinlich von der Hand wies und, aus mir näher angegebenen Gründen gerade auf diese Unwahrscheinlichkeit bauend, meine Sicherheit für vollkommen gewährleistet hielt. Denn, verfolgte man mich, früher oder später, wie

ich es voraussetzte und befürchtete, so war selbst die republikanische Schweiz verpflichtet, mich, wenn ich entdeckt wurde, auszuliefern, da ich ja ein vom Gesetz anerkannter und verurtheilter Mörder war oder wenigstens dafür galt, Und wie leicht konnte mir auf den Straßen Berns, dieser belebten Stadt, die von Engländern aller Gesellschaftsklassen wimmelte, irgend ein Bekannter zufällig begegnen und durch ihn eine Kunde von meinem Aufenthalt daselbst nach England gelangen, um den englischen Gesandten sofort auf mich aufmerksam zu machen.

»Ueber diesen Punkt pflog ich häufige Berathungen mit meinem Freunde, und da er meine Besorgniß nicht ganz wegläugnen konnte, verabredeten wir Allerlei, wie einer solchen Gefahr am besten entgegenzutreten oder sie ganz zu beseitigen sei. Ich ging darin am peinlichsten zu Werke, überlegte Tag und Nacht jede Kleinigkeit und faßte endlich einen Entschluß, den mein Freund nach genauer Prüfung im Allgemeinen billigte, da er wohl sah, daß ich nicht länger in Bern zu halten sei.

»Nein, ich konnte das heitere Leben der mich umgebenden Welt und das rauschende Treiben einer großen Stadt nicht länger ertragen, und mir kam es oft so vor, als müßten die hohen Häuser der Stadt und ihre Thürme über mich zusammenstürzen, wenn ich noch länger in ihren Mauern verweilte. Ich mußte allein sein, ganz allein, von Niemandem gekannt, von Niemandem beachtet, und mir meine eigenen Wege suchen, die außer mir

so leicht Niemand betrat. Zu diesem Zweck und um jedem Nothfall gewachsen zu sein, stellte mir mein Freund einen Paß auf meinen einmal angenommenen Namen mit dem Charakter eines amerikanischen Bürgers aus, von dem ich jedoch nur in besonderen Lagen Gebrauch machen sollte. Indessen konnte ich nie einen davon machen. Kein Mensch in der Schweiz fragte mich nach meinem Paß und meinem Namen, wenn ich letzteren nicht selbst nennen wollte, und auch dazu hatte ich nur selten Gelegenheit, da ich wohlweislich alle die Gasthöfe vermied, in denen das Fremdenbuch gleichsam auf der Schwelle zu liegen scheint.

»Mit Geld war ich Dank der Güte meines Freundes von Anfang an mehr denn hinreichend versehen und niemals bis heute habe ich mir in meinen Ausgaben die geringsten Einschränkungen aufzuerlegen brauchen.

»So trennte ich mich denn, zwar mit großen Schmerzen, aber doch der gebieterischen Nothwendigkeit folgend, von Charles H****t, der mir feierlich versprach, meine Verhältnisse auch in meiner Abwesenheit im Auge zu behalten und namentlich von Zeit zu Zeit in England unter der Hand und bei vertrauten Personen Erkundigungen einzuziehen, ob sich in Bezug auf die Entdeckung des wahren Mörders Sir Lawrence Rowland's noch nichts Neues zugetragen habe. Von Zeit zu Zeit schrieb er mir darüber, aber im Ganzen correspondirten wir nur selten, er, weil er mir nichts Neues mitzutheilen hatte, wenigstens nichts Günstiges, und ich, weil ich allmählig ganz

und gar ein einsiedlerisches Leben zu führen und mich von allen Befreundeten auf Erden loszulösen begann.

»Als ich Bern endlich den Rücken gekehrt und nun anfangs planlos, später nach einem bestimmten geographischen Plane die verschiedenen Cantone besuchte, begannen meine monatelangen Irrfahrten in der Schweiz, auf denen ich mir irgend wo ein mir zusagendes Asyl suchen oder gründen wollte. Allein so viel ich anfangs suchte und in allen Winkeln und Ecken umerspähete, keine Stelle war mir einsam und abgelegen genug. An der einen hatte ich Dies, an der anderen Jenes auszusetzen; die eine lag mir zu tief, die andere zu hoch, diese war dem allgemeinen Menschenverkehr zu nahe gelegen, und jene wiederum ließ mich vor Kälte und Schnee erschauern und bot mir in ihrer Nachbarschaft gar keine menschliche Hülfe, auf die ich als ein den Bedürfnissen des Lebens unterworfenener Mensch am Ende doch Anspruch machte. Ueberall aber, wohin ich kam, begegneten mir Reisende in Fülle, selbst an den abgelegensten Orten, namentlich viele Engländer, die ich am meisten fürchtete und – haßte; niemals jedoch traf ich einen Bekannten und am allerwenigsten kehrte ich da ein, wo ich auf Albions wie ewige Juden umherwandelnde Söhne zu stoßen gewiß sein durfte. Nur ein übler Zufall konnte mir in dieser Beziehung hinderlich sein, aber – dergleichen Zufälle sind unberechenbar und ich war also Tag und Nacht auf meiner Hut. Uebrigens hatte sich mein Aussehen mit der Zeit bedeutend verändert; schon dadurch, daß ich von meinen früheren Gewohnheiten in Betreff der Kleidung

weit abwich und mir Haar und Bart wieder lang wachsen ließ, sah ich mir selbst durchaus nicht mehr ähnlich, und wenn ich einmal vor einen größeren Spiegel trat, staunte ich über mich selber und fragte mich, ob es denn möglich sei, daß ein Mensch in so kurzer Zeit sich so gänzlich verwandeln und umgestalten könne.

»Endlich kam ich auf meinen langen Irrfahrten auch nach Interlaken, was ich bisher als Hauptsammelplatz aller Touristen der Erde absichtlich vermieden hatte. Hier gefiel es mir trotz der sichtbaren Menschenmenge ausnehmend, die Berge und Thäler sagten durchaus meiner Naturliebhabe zu und so suchte ich die ganze Umgebung des kleinen Paradieses nach einer einsamen Stelle ab, wo ich endlich von meinen Pilgerfahrten ausruhen und mir ein festes Standquartier gründen konnte.

»So erstieg ich auch eines Tages den Abendberg, nächstigte bei Sterchi und besuchte am andern Morgen seine Alp, die ich nach allen Richtungen umkletterte und behufs einer Niederlassung gleichsam topographisch studirte. Und siehe da, da hatte ich endlich gefunden, was ich so lange gesucht. Ich sah mir die auserwählte Stelle genau an, berechnete jede Oertlichkeit und erwog in meinem darin sehr umsichtig gewordenen Geiste jede Möglichkeit, die mir hier oben verderblich oder ersprießlich sein konnte. Nichts aber sprach gegen meine Wahl, Alles dafür, und so kehrte ich im Stillen frohlockend zu Sterchi zurück und theilte zuerst ihm meinen Plan mit, mich auf seinem Grund und Boden in einer mir zusagenden Weise anzusiedeln. Ich versprach, die von mir zu erbauende

Hütte, wenn ich sie einst verließ, ihm als sein Eigenthum zu hinterlassen, fragte, ob er mich in einfachster Weise und gegen gute Bezahlung beköstigen wolle, und – er ging nach einigem Besinnen darauf ein. Er hat mir auch bis auf den heutigen Tag treulich Wort gehalten und sich mir überhaupt als ein redlicher und wackerer Mann erwiesen, namentlich in dem ihm von mir abgenommenen Versprechen, Niemandem meinen Aufenthaltsort zu verrathen. Wie ich ihm sagte, wollte ich ganz unbehelligt von Anderen nur mir allein leben, von Niemandem Besuch haben und hauptsächlich in der frischen Bergluft von meiner nervösen Schwäche zu genesen suchen, weshalb ich mich auch ganz still verhalten müsse und höchstens nur zeichnen, klettern und jagen dürfe.

»Behufs dieses letzteren Zeitvertreibs löste ich mir schon am anderen Tage bei den zuständigen Behörden in Interlaken, wohin ich wieder hinabgestiegen war, den nothwendigen Jagdschein und traf überhaupt die zu meinem beabsichtigten Bergaufenthalt nöthigen Vorkehrungen. Auf dem Beatenberge, den ich schon vorher besucht und ebenfalls sehr anmuthig, nur zu belebt gefunden, hatte ich in der reizenden und idyllischen Einsiedelei des Herrn *Riesold* das Modell für meine Hütte auf Sterchi's Alp gefunden, und wenn ich die meine auch nicht so elegant und geräumig aufführen ließ, so entsprach sie doch vollständig meinem Zweck und bot mir eine eben so heimliche wie anmuthig gelegene Zufluchtsstätte dar.

»So begab ich mich denn zunächst nach der Parquetteriefabrik in Unterseen, von deren Bauausführungen ich

oft gehört und auch schon an vielen Orten die sprechendsten Beweise mit eigenen Augen gesehen hatte. Ich trat mit dem Director derselben in Unterhandlung und er ging bereitwillig auf meine Wünsche ein. Schon am nächsten Tage stieg ich mit einem Baumeister der Fabrik wieder nach dem Abendberge empor, um ihm die Stelle zu zeigen, wo ich meine Hütte gebaut haben wollte und um mit ihm die nöthigen Verabredungen über den Bau selbst zu treffen. Er verstand und begriff mich sofort. Nach kurzer Zeit schon hielt ich die Zeichnung und die Risse dieser Hütte in Händen und sprach nur die Bedingung aus, daß sie in diesem Frühjahr fertig sein müsse, damit ich sie im April beziehen könne. Man versprach es mir und hat redlich genug sein Wort gehalten.

»Um meinem künftigen Wohnorte nahe zu sein, dem ich mich schon mit ganzem Herzen ergeben hatte, hielt ich mich im vorigen Herbst einige Monate im Saxethal bei einem armen Steinbrecher auf, der mir ein nothdürftiges Unterkommen gewährte. Dort fristete ich mein Dasein kärglich genug, freute mich aber im Stillen um so mehr auf mein Asyl auf der Alp, wo ich es ja jedenfalls besser und bequemer haben würde. In Spätherbst jedoch, als Sterchi's Gäste sämmtlich sein Haus auf dem Abendberge verlassen hatten, zog ich selbst in dies Haus, nachdem ich mit ihm einen neuen Accord in Bezug auf den nächsten Winter geschlossen. Nach diesem Accord räumte er mir während des Winters ein leicht zu wärmendes Zimmer in seinem Hause ein und ließ mich mit seinen beiden Knechten, dem alten Peter und Jakob, allein darin

hausen. Allmählig sammelte er mir auch Vorräthe für den Winter ein, geräuchertes Fleisch, Wein und Bier, Kartoffeln und Mehl, und außerdem sandte er mir, als er erst mit seinen Leuten und Kühen nach Interlaken abgezogen, so oft es ging, neue Vorräthe, Brod, frisches Fleisch und andere Dinge auf die luftige und immer luftiger werdende Höhe. So richtete ich mich nach und nach gleichsam wie ein Hamster in meinem Winterquartier ein, ließ meine Effecten heraufschaffen und bald sah ich mich in einem so einsamen Orte mitten in der großartigsten Natur so getrennt von allem Verkehr da unten, wie ich es unter meinen Verhältnissen nur wünschen konnte.

»So ward ich mein eigener Koch, Bäcker und Fleischer, Tischler und Zimmermann, und, da ich auf meinen See-reisen darin schon mancherlei Studien gemacht, wurde mir meine Aufgabe nicht allzu schwer und ich fügte mich willig und schnell in alle Umstände, von deren Mannigfaltigkeit und doch auch öder Einförmigkeit ich mir in meinem früheren Leben nichts hatte träumen lassen.

»Der alte gute Peter und der seltsame Jakob, die ich mir bald zu Freunden gemacht, halfen mir redlich dabei und es schien ganz so, als hätte ich endlich wirklich das Ziel dicht vor Augen, nach dem ich so eifrig und mit Aufopferung alles übrigen Comforts im Leben getrachtet hatte.

»Aber ach! in dieser winterlichen Einsamkeit dort unten im Hause, so schön und reich oft die Aussicht auf die große Welt unter mir, über mir und um mich war, gab es

doch manche Stunde, in der mir das Herz bange klopfte und ich in eine tiefe, nur zu natürliche Melancholie verfiel, die mich bis heute nicht verlassen, ja, die mit der Zeit, und als ich im Frühjahr diese noch stillere Hütte bezog, bis zu der Höhe stieg und mich in den Zustand versetzte, in dem Sie mich hier oben gefunden haben.

»Ich hatte trotz meiner vielen, sich täglich neu einstellenden Arbeiten Zeit genug, über mein Schicksal und mein verfehltes Leben nachzudenken. Anfangs freilich fehlte mir nichts, ich hatte Ruhe vor der Welt und vor den Menschen, die mir so wehe gethan; mit der Zeit aber kam mir allmählig das einsame Leben hier oben schrecklich vor, es drückte bisweilen centnerschwer auf mich und kaum konnte ich es ertragen, da ich meine Widerstandskraft allmählig schwinden fühlte. Meine einzige Lust bestand darin, auf den Bergen umherzuschweifen, mir die große Welt aus der Vogelperspective anzuschauen und dann von Zeit zu Zeit von meinem Freunde in Bern, dem einzigen, der meine dort traurige Existenz halb und halb kannte, einen Brief zu empfangen und aus seinen Zeilen zu lesen, daß ich noch nicht ganz im Gedächtniß der Menschen erloschen und noch ein, freilich sehr isolirtes, Mitglied der menschlichen Gesellschaft sei. Von meinem in mir wogenden und täglich wachsenden Schmerze aber gab ihm niemals Kunde, denn ich war auch jetzt noch zu stolz, irgend Jemanden ganz in mein trostloses Herz blicken zu lassen.

»Doch hier muß ich nun endlich auf jenen schon vorher angedeuteten Entschluß zurückkommen, der sich

gleich in den ersten Tagen in Bern in mir gebildet, hier oben aber schon während des vorigen Sommers ganz in mir entwickelt hatte. Ich meine den Plan in Bezug auf meine Todeserklärung, den ich nun in der That ausführte. Ja, ich war fest entschlossen, nun ganz todt für die Welt zu sein, und zu dem Zweck verfaßte ich selbst eine Zeitungsnachricht, schrieb sie mit verstellter Hand ab und sandte sie von Interlaken aus einem Redakteur der Times, eine Zeitung, die, wie ich wohl wußte, von meiner Mutter alle Tage genau, namentlich in Bezug auf Familienangelegenheiten gelesen wurde. In dieser Nachricht stand, daß ein Engländer meines wirklichen Namens bei einer Bergtour im Berner Oberlande, in der Nähe von Interlaken verunglückt sei, daß man aber seinen Leichnam bis jetzt noch nicht gefunden habe.

»Der Zeitungsredacteur, hungrig auf Neuigkeiten der Art, wie alle seine Collegen, druckte ohne weitere Prüfung und wahrscheinlich ohne meinen Prozeß in England zu kennen oder zu beachten, die ihm zugesandte Nachricht ab, nachdem er sie nach eigenem Ermessen zugestutzt und seinen Lesern mit einigen hochweisen Bemerkungen mundgerecht gemacht hatte. Daß sie wirklich in der Times in einer ganz anderen Form, als ich es gewollt, erschienen war, theilte mir mein Freund aus Bern mit, der sie selbst gelesen, zugleich aber sagte er mir auch in seinem Briefe, daß er mit diesem meinem Vorgehen nach wie vor unmöglich einverstanden sein könne, da ja gar nicht zu berechnen sei, welche Folgen eine solche Todeserklärung nach sich führen werde. Indessen diese seine

mir schon bekannte Mißbilligung meines letzten Schrittes verschlug mir nichts mehr, ich hatte einmal den mir vorgesetzten Zweck erreicht und war nun, was ich wollte, todt für die Welt, für die Meinen, und bin es auch heute noch. Jetzt haben die Letzteren mich, nachdem sie mich eine Zeit lang beklagt und betrauert, gewiß vergessen, und der unauslöschliche Makel, der an mir haftete, so lange ich lebte, vergiftet ihr Herz nicht mehr.

»Aber ach! die Wucht der Last, die ich mit diesem Schreiben auf mich genommen, war doch viel größer, als ich mir vorgestellt, und das sollte ich nicht gleich in den ersten Wochen danach, sondern erst später erfahren.

»Ich hatte mir wohl ganz richtig gedacht, daß der Schmerz meiner Verwandten, wenn sie glaubten, daß ich todt sei, endlich vorübergehen würde, wie man ja selbst den theuersten Sohn und Bruder, der ganz unbescholten aus der Welt gegangen, mit der Zeit vergißt, aber daß ich selbst eine so große Sehnsucht, die zuletzt zu einer kaum beschreiblichen Höhe anwuchs, nach meinen Lieben empfinden könnte und würde, das hatte ich mir nicht gedacht, und nun, als diese namenlose Sehnsucht in meiner Einsamkeit sich einstellte, mein Herz vor Wehmuth zusammenschrumpfen machte und zugleich meinen Geist verdunkelte, da wurde ich erst den ganzen Umfang und die Bedeutsamkeit meines Schrittes gewahr und begriff, warum mein Freund von Anfang an mit meinem Entschluß nicht einverstanden gewesen war und warum er ihn mit verschiedenen Einwänden und aus verschiedenen Gründen so lebhaft bekämpft hatte. Indessen, nun

war es einmal geschehen, ich hatte ihn ausgeführt nach längerer Ueberlegung mit mir selbst, sogar ohne ein gewisses mich zuweilen heimsuchendes Vorgefühl zu beachten, daß er mir und Anderen theuer genug zu stehen kommen würde.

»Mit dieser Betrachtung, mein lieber Herr Doctor, bin ich mit meiner Geschichte eigentlich zu Ende, und mir bleibt nur noch übrig, einige Worte in Bezug auf Sie selbst hinzuzufügen.

»Von dem Augenblick an, wo ich Sie sah, als Sie in jenem Gewitterregen in Sterchi's Sennhütte traten, fiel es mir mit einem Mal wie Schuppen von den Augen und meine ganze trostlose Verlassenheit drückte mit concentrirter Wucht schwerer denn je auf mein Herz. Als ob ein Blitzstrahl in meine Brust gefallen und alle Vorgänge darin plötzlich tageshell erleuchtet hätte, so war mir mein isolirter Standpunkt in der Welt in einem Augenblick klar. Ich war gerade durch meine zunehmende Kränklichkeit und das unablässige Nagen des in mir wühlenden Schmerzes in eine Art Krisis meines Leidens gerathen, deren Entscheidung nothwendig bald nach der einen oder anderen Seite fallen mußte. Ich sehnte mich seit einiger Zeit namenlos nach einem empfindungsreichen Menschen, nach freundschaftlicher Theilnahme, nach Austausch der Gedanken – mit einem Wort, ich war nahe daran, mein selbstgewähltes Einsiedlerleben fernerhin für unerträglich, ja für unmöglich zu halten. Ich hatte es in

der letzten Zeit nur noch mit der größten Selbstüberwindung ertragen und eingesehen, daß ich meine innere Widerstandskraft gegen die peinvollen Entbehrungen meiner äußeren Lage bei Weitem überschätzt. Ja, das war aber nun Alles zu spät. Der Würfel war gefallen und ich mußte das verlorene Spiel zu Ende bringen. Und wohin sollte ich auch? Wer bot mir eine sichere Unterkunft, wer zugleich Theilnahme und Mitgefühl an? Tag und Nacht lag ich darüber im Kampf mit mir selbst und konnte mich zu keinem neuen Entschluß durchringen. Da, gerade zu dieser Zeit, kamen Sie. Ich betrachtete Ihre Person gewissermaßen als eine Gabe des Himmels, die mir irgend ein guter Geist aus unbekanntem Regionen zu rechter Zeit zu Hülfe gesandt; Ihr Gesicht, mit dem unverkennbaren Ausdruck menschlicher Sympathie, Ihr ganzes Wesen, die Art und Weise Ihres Sprechens, der Ton Ihrer Stimme gefielen mir auf der Stelle, heimelten mich förmlich an und ein Theil des Vertrauens zur Menschheit, das mir so ganz abhanden gekommen, kehrte gleichsam wie eine fühlbare warme Fluthwelle in mich zurück und überströmte mein Herz mit einer Empfindung, die ich unmöglich beschreiben kann und der ich mich mit ganzer Hingebung überließ. Und um so rascher kam das Alles über mich, als alle dergleichen Empfindungen und Sympathien schon so lange in meine Brust zurückgedrängt und mir sogar die Hoffnung entschwunden war, daß es jemals besser mit mir werden könne.

»Nun, ich hatte mich in Ihnen auch nicht getäuscht. Sie wurden zuerst mein Arzt, dann mein Freund, und jetzt,

jetzt wissen Sie bis zu welcher Höhe meine Freundschaft für Sie gediehen ist, welches Vertrauen ich zu Ihnen gehabt, denn nun erst kennen Sie mich ganz und haben die traurige Geschichte des unglücklichsten Menschen auf der Welt, des Einsiedlers vom Abendberge gehört.«

Der Erzähler athmete nach diesen Worten aus tiefster Seele auf, senkte den Kopf auf die Brust und sah schweigend und wie in Gedanken verloren vor sich nieder. Ich aber, ich – ach! war schon lange so tief erschüttert, so von Mitgefühl durchdrungen und von den mannigfachsten in mir durcheinander wühlenden Gedanken bestürmt, daß ich zuerst gar keine Worte fand, meine Empfindungen auszusprechen, die dem armen, neben mir sitzenden Manne ein Zeugniß von meiner innigsten Theilnahme gegeben hätten. Und um so weniger fand ich Worte, mir selbst Luft zu machen, da ich ja das, was ich am liebsten gleich auf der Stelle gesagt hätte, in meine Brust zurückdrängen mußte, denn ich erkannte es vor allen Dingen für meine jetzige Aufgabe, daß ich nicht sprungweise in meinem Vorgehen verfahren, also ihm mein Wissen, meine Kenntnisse von seinen Verhältnissen und schließlich die Nähe seiner Verwandten nicht verrathen dürfe, sondern ihn, meinen Patienten, dessen Nervensystem nach so schweren Prüfungen so arg zerrüttet war, allmählig, Schritt vor Schritt, auf das nun Kommende vorbereiten und somit erst an die Wirklichkeit des Lebens wieder

gewöhnen müsse, ehe ich ihn in dasselbe zurückführte. Aber bevor dies geschehen konnte, war noch viel bei mir zu überlegen, zu bedenken, zu ordnen, zu regeln, denn wenn ich auch einen Theil seines Geschicks, die Wiedervereinigung mit seinen Verwandten, in Händen hielt, so war doch der andere, der Haupttheil, der ihn allein seines Glücks sich bewußt werden lassen konnte, bei Weitem noch nicht aufgeklärt und ich mußte erst mit dem Amerikaner in Bern selbst darüber Rath pflegen, da mir mein Schweizer Freund in seinem Briefe nicht alle mir nöthige Auskunft über diesen Punkt gegeben hatte oder hatte geben können. Erst wenn ich diese Auskunft erlangt, konnte ich mit voller Ueberlegung in meiner Handlung vorwärts schreiten und – wo möglich – noch auf dem Berge die Vereinigung der getrennten Familienglieder in's Werk setzen. Daß mir Mary Markham nicht entgegen handeln würde, glaubte ich bestimmt vorher zu wissen, darin baute ich zu fest auf ihren edlen Charakter, auf ihre gerade mir an den Tag gelegte Reue, und daß eine Aussöhnung zwischen ihr und ihrem Geliebten daher nur ein leichtes Werk sein würde, bezweifelte ich bei des Letzteren unwandelbarer Liebe zu ihr und bei meiner Kenntniß des menschlichen Herzens keinen Augenblick.

Dies Alles, wie ich es hier so weitläufig auseinandersetze, flog mir damals wie eine Phantasmagorie durch die Seele, nachdem mir Mr. Scott seine Geschichte zu Ende erzählt, und da er mich in ein langes Sinnen versunken sah, glaubte er, ich sänne über sein trauriges Schicksal

nach, und so störte er mich nicht darin und hielt geduldig neben mir aus, bis ich mit meiner Erwägung zu Ende gekommen war.

Da aber regte sich plötzlich ein neuer Gedanke in mir, und, freudig aufblickend, reichte ich ihm meine Hand und drückte die seine innig und warm.

»Mr. Scott,« sagte ich, »ich danke Ihnen herzlich für Ihr schönes und mich so hoch ehrendes Vertrauen. Ich nehme nach wie vor den innigsten Antheil an Ihrem Schicksal und werde Ihnen das hoffentlich auch durch die That beweisen können. Ja, Ihr Schicksal ist in Wahrheit ein unsäglich schweres und trauriges gewesen und immer noch in ein tiefes Dunkel gehüllt, da der wirkliche Mörder des Sir Lawrence Rowland sich der menschlichen Gerechtigkeit entzogen und dadurch niederträchtiger Weise Sie so schonungslos in's Unglück gestürzt hat. Nun aber nennen Sie mir auch Ihren wirklichen Namen, damit ich endlich weiß, wen ich in Ihnen vor mir habe, denn so treu und gewissenhaft Sie auch in Ihrer Erzählung gewesen sein mögen, den Namen Ihrer Mutter und den Ihrigen haben Sie mir nicht genannt.«

Er lächelte matt bei diesen Worten, nickte mit dem Kopf und sagte: »Ja, Sie haben Recht, das muß und will ich Ihnen auch sagen. Nun, meine Mutter ist Mrs. Harriet Duncan und ich heiße Harry, also Harry Duncan. Aller Uebrigen Namen, den meiner Schwester und meiner Cousine, kennen Sie ja bereits.«

Ich nickte nur wieder, fast sprachlos, denn meine Gefühle übermannten mich fast. Ach, der Arme ahnte von

allen Gedanken, die mich durchflutheten, keinen einzigen und am wenigsten den, daß ich sein Schicksal in Bezug auf seine Verwandten gewissermaßen in meinen Händen hielt. Aber, so gern ich ihm auch sogleich eine große Freude bereitet hätte, so wiederholte ich mir doch, daß ich nur langsam den Faden dieses Schicksals abwickeln dürfe, ohne sein angegriffenes Nervensystem mehr als nöthig zu erschüttern, denn daß dasselbe einer längeren Erholung bedürfe, sah ich nur zu gut ein. Freude, eine solche Freude, wie sie hier in der Luft schwebte, ist wohl ein Stachel, um des Menschen gebrochenes Herz aufzurichten und mit neuen Hoffnungen für die Zukunft zu füllen, aber eben so – ich hatte Dergleichen schon oft erlebt – kann sie auch, wenn sie zu plötzlich und überraschend hereinbricht, schaden, und vor Schaden jeglicher Art mußte ich eben meinen armen schwachen Freund bewahren.

Wie schwach er übrigens war, sah ich erst so recht in diesem Augenblick, denn die Erzählung seines Schicksals, die alle seine traurigen Empfindungen von Neuem wach gerufen, hatte ihn fast erschöpft. Er hatte schon lange seinen Kopf gegen die hölzerne Wand gelehnt und seine Lider fielen schwer über seine Augen herab. So hielt ich es denn für nöthig, noch einmal sein Arzt zu sein und gab ihm wieder ein Pulver von meinem beruhigenden Mittel ein, und dann bat ich ihn, sich zur Ruhe zu begeben, um am nächsten Morgen um so frischer zu sein, damit wir unsere Meinungen und Ansichten über das Vorliegende noch weiter aussprechen könnten.

»Ja,« sagte er und erhob sich schon, »ich bin müde, merkwürdig müde und abgespannt, und doch fühle ich mich wunderbar erleichtert. O, geben Sie mir noch einmal Ihre Hand und nehmen Sie meinen innigsten Dank für Ihre Liebe entgegen.«

Ich gab ihm die Hand und dann begab er sich in sein Schlafzimmer, und als ich nach einer Viertelstunde noch einmal leise zu ihm ging, hörte ich an seinen ruhigen Athemzügen, daß er sanft und fest eingeschlummert war.

Jetzt erst, von den mannigfachsten Empfindungen heimgesucht, begab ich mich in mein Zimmer zurück, um mich auch allmählig auf meine Nachtruhe vorzubereiten. Indessen kam ich noch lange nicht zu Bett, das heißt auf mein mit wollenen Decken nothdürftig versehenes Sofa, vielmehr saß ich fast unbeweglich auf meiner einfachen Lagerstätte, den Kopf auf die Hand gestützt und sann über die wunderbaren und geheimnißvollen Schicksale verschiedener Menschen nach, die mir in einer Reihe von Jahren auf den Wegen des Lebens in so mancherlei Nöthen und Kümernissen begegnet waren.

Ja, ich hatte in meinem vieljährigen ärztlichen Wirken schon viel erlebt, schon manchen fremden Schmerz, manches Familienleid mit eigenen Augen gesehen, aber ein Geschick, so traurig, so geheimnißvoll, so verderblich für alle dabei Betheiligten, wie das Harry Duncan's, hatte keine von allen den Personen erduldet, mit denen ich je in ähnliche Berührung gekommen war. Welche wunderbare, unerklärliche Verkettung von Umständen hatte es gefügt, daß man einen so unbescholtenen, einen

so harmlos, nur sich und seiner Familie lebenden Mann nach der starrsten Auslegung eines höchst lückenhaften Gesetzes für einen Mörder halten und so hart verurtheilen konnte?

Doch, wie dem auch sein mochte, darüber jetzt nachzudenken, lange in der Irre umherzuschweifen und schließlich doch nicht das Rechte zu treffen, lag mir fern; ich erkannte nur, daß mir hier wieder, wie schon so oft, ein neues räthselvolles Spiel des Schicksals vor Augen gelegt war, das ich mir bis jetzt, so viel ich auch schon davon wußte, doch bei Weitem noch nicht in allen seinen Einzelheiten zu erklären vermochte.

So war es denn wieder einmal in meine Hand gegeben, die durch ein großes Unheil getrennten Glieder einer Familie zu vereinen; nun ja, das konnte ja jetzt sehr bald geschehen und daß ich darin nicht säumig sein würde, verstand sich von selbst, allein ich bedachte hierbei noch etwas Anderes, und das eben hielt mich in dieser Nacht so lange am Nachdenken fest, weil ich es in diesem verwickelten Fall von vorzugsweiser Bedeutung und Wichtigkeit hielt, und dieses Andere verdankte ich – ich habe es vorher schon einmal flüchtig angedeutet – dem Briefe, welchen mein Schweizer Freund, der Oberst H*** mir am vorigen Tage aus Bern gesandt. Was, so fragte ich mich wiederholt, hatte der amerikanische Gesandtschaftssecretair Günstiges über seinen jungen Freund zu berichten oder was konnte wenigstens einen günstigen Einfluß auf dessen ferneres Schicksal üben? Er hatte sich

meinem ihn besuchenden Freunde gegenüber nur oberflächlich darüber geäußert, und doch schien es mir gerade von besonderer Wichtigkeit zu sein. Ja, das mußte ich wissen, bevor ich an eine Vereinigung der bis jetzt getrennten Familie denken durfte. Es war jedenfalls, es mußte von einschneidender Bedeutung sein, und wenn ich ein solches erfuhr, dann war vielleicht alles Dunkle und Trübe beseitigt, das noch vor meinen Augen lag und bisher so schwer und bang über Mr. Harry Duncan's Haupte schwebte.

Was war also die nothwendige und erste Folge von diesem meinem inneren Raisonement? Ich mußte vor allen Dingen zuerst nach Bern und den amerikanischen Diplomaten selbst sprechen, und, indem ich ihm offen die ganze Sachlage und mein Verhältniß zu derselben enthüllte, ihn um eine vollständige Erklärung Dessen bitten, was er mit der günstigen Wendung des Schicksals Harry Duncan's gemeint, die er dem Oberst H*** in einige oder gar nahe Aussicht gestellt.

Zu dieser kurzen Reise war ich auch entschlossen. Ich wollte keinen Tag verlieren und schon am nächsten Tage nach Bern abreisen. Allein bei näherer Ueberlegung sah ich ein, daß es doch noch nicht so schnell gehen würde, wie ich im ersten Moment gehofft. Bevor ich nach Bern ging, mußte ich nothwendig erst zu Sterchi hinunter, um mir die zur Reise erforderlichen Kleider zu holen, denn in dem schon hart mitgenommenen Bergrock und den

Bergschuhen, die ich hier oben trug, konnte ich unmöglich den mir persönlich unbekanntem amerikanischen Diplomaten besuchen.

Nun aber erregte mir ein längerer Aufenthalt bei Sterchi wieder einige Schwierigkeit in Bezug auf die drei Engländerinnen, die, sobald sie meiner habhaft wurden, mich doch gewiß mit Fragen bestürmen würden, wo ich so lange gewesen sei. Ihnen also mußte ich auch aus dem Wege gehen und ich wollte ihnen in der That erst wieder vor Augen treten, wenn ich genau von allen obschwebenden Verhältnissen unterrichtet war und ihnen mit meiner Person zugleich auch Hoffnung, Freude und Glück in jeder Gestalt wiederzubringen vermochte.

So mußte ich also heimlich in Sterchi's Hause eintreffen und Harry Duncan's Verwandte durften für's Erste nicht erfahren, daß ich wieder eine Nacht mit ihnen unter einem und demselben Dache wohnte.

Als ich mit meinem neuen Plane so weit gekommen war, fühlte ich mich müde werden und legte mich nun endlich zum Schlafen zurecht; bis ich aber einschlief, hatte ich Alles im Kopfe fertig, was ich am nächsten Morgen thun wollte, und als ich an diesem Morgen nach wenigen Stunden festen Schlafes bald nach Tagesanbruch erwachte, wurde mein Plan buchstäblich bis in's Kleinste ausgeführt.

Sobald ich aufgestanden war, setzte ich mich an Harry Duncan's Schreibtisch und schrieb an Sterchi, daß ich an diesem Abend, wenn in seinem Hause Alles zur Ruhe sei, bei ihm eintreffen würde, daß er aber Niemandem

meine Ankunft verrathen dürfe. Ich würde Abends halb neun Uhr langsam von der Alp weggehen und also etwa eine Stunde später im Hotel sein und er möge mir, wo möglich, auf dem gewöhnlichen Wege eine Strecke entgegenkommen, da ich mancherlei Wichtiges mit ihm zu besprechen hätte. Sodann wollte ich mich einmal in einem Bette eine halbe Nacht ausruhen, aber Morgen um vier Uhr schon wieder den Berg hinabsteigen, um Punkt halb Sechs am Thuner Dampfer zu sein und eine etwa zwölfstündige Reise anzutreten. Abends bald nach sieben Uhr würde ich dann wieder auf dem Berge bei ihm sein. Dieses mein ganzes Vorhaben solle er vor Jedermann geheim halten. Es sei wichtig und er werde Alles so genau erfahren, wie möglich, wenn er nur noch ein paar Tage Geduld haben wolle.

Das war mein erster Brief und ich rechnete darauf, daß mein darin angedeutetes Vorhaben, namentlich in Bezug auf die festgesetzte Zeit, glücken würde. Denn, traf ich Mr. Charles H***t in Bern zu Hause, wie ich hoffte, so hatte ich von neun Uhr Morgens bis zwei Uhr Mittags Zeit zum Aufenthalt bei ihm und konnte also bequem bald nach sieben Uhr wieder auf dem Abendberge sein und mich den drei englischen Damen zugesellen, um sie, wenn ich glückliche Kunde mit heimbrächte, allmählig auf ihr Zusammentreffen mit Harry vorzubereiten. Damit ich sie aber bestimmt am Abend auf dem Berge fände und sie mir nicht, von irgend einem unberechenbaren Zufall anders wohin gezogen, entwischten, schrieb ich noch einen zweiten Brief an Sterchi, den er ihnen, wie ich ihm

am Schlusse des ersten Briefes sagte, zeigen solle und worin es hieß, daß ich am nächstfolgenden Tage Abends nach sieben Uhr von Interlaken zurückkehren werde, daß sie also unter allen Umständen mich bis dahin auf dem Berge erwarten sollten, wobei ich mit wenigen Worten durchblicken ließ, daß ich hoffte, ihnen eine angenehme Kunde mittheilen zu können.

Sobald ich diese beiden Briefe geschlossen und adressirt, kleidete ich mich rasch an, stieg, der besten Hoffnung voll, nach der Sennhütte hinab und kam gerade zur rechten Zeit, um Christen noch vor der Thür zu treffen, der seine Milchbutte schon auf dem Rücken hatte, um den Weg nach seines Herrn Hause anzutreten. Ich gab ihm die Briefe und empfahl ihm die größte Sorgfalt für dieselben. Er versprach, sie seinem Herrn nur eigenhändig zu überliefern, trabte sogleich ab und ich sah ihn mit einer wahren Herzensfreude von der Alp abziehen und hörte noch lange sein lustiges Jodeln, womit er, wie jeden Morgen, auch heute den neuen Tag begrüßte und dabei froh und heiter war, wie es die sorglosen Kinder der Berge in seinem Alter immer sind.

FÜNFTES CAPITEL. ICH LERNE EINEN EDLEN MANN PERSÖNLICH KENNEN.

Jetzt erst, als auch das besorgt, dachte ich an mich selber und nachdem ich Heinrich in der Hütte, wo er mit seiner Arbeit beschäftigt war, einen guten Morgen geboten und mir frische Butter und Milch von ihm ausgebeten, erhob ich im langsamen Aufsteigen zur Blockhütte meine

Augen, um auch aus meiner wunderbar leicht gewordenen Seele heraus den neuen Tag zu begrüßen. Und wahrlich, es schien ein schöner Tag werden zu wollen und ich sah mit einem Mal wieder, was ich am vorigen Tage nicht mit so freien und frischen Augen gesehen, welche herrlichen Wunder rings um mich her ausgebreitet lagen.

Noch war die Sonne zwar nicht über die Berge emporgestiegen und von ihrer späteren Wärme war noch nichts zu spüren. Ein leichter Nebelflor, aus den dampfenden Thälern gegen die Höhen hin aufsteigend, erfüllte die ganze Natur, aber doch durchblitzte ihn schon dann und wann ein silberner Streifen und ließ mich ahnen, daß das schöne Tagesgestirn bald in voller Glorie siegreich am blauen Himmel thronen werde. Frisch, ja kühl war die Morgenluft gewiß, aber doch immerhin angenehm und ungemein belebend, und ich schlürfte sie mit dem größten Wohlbehagen ein, um so mehr, da sie so würzig war wie nie und die mit Thau perlen benetzten Kräuter und Gräser ringsum einen balsamisch kräftigen Duft aushauchten.

Langsam stieg ich zur Blockhütte empor; und als ich wieder in sie eingetreten war und an Harry Duncan's Thür lauschte, vernahm ich noch keine Bewegung in seinem Gemach. Er schlief also noch, was mir angenehm war und mich auf ein gutes Befinden seinerseits hoffen ließ, wenn er wach geworden wäre.

So schickte ich mich denn wieder an, das Amt eines Koches zu verrichten. Ich legte Reisig auf den Heerd

und darüber kleine Stücke trockenen Holzes, die in einer Ecke der Küche reichlich genug aufgeschüttet lagen. Dann ging ich zur Quelle, holte einen Krug frischen Wassers, setzte den damit gefüllten Kessel auf das Feuer und freute mich wie ein Kind, das an seinem Spielkochheerd sitzt, als ich die Flamme hoch aufschlagen sah und endlich das Wasser zischen und brodeln hörte. Bald war ich mit Allem zu Stande gekommen, denn es ging mir diese Art Arbeit jetzt schon viel schneller von der Hand; in einer halben Stunde war mein guter Kaffee fertig und ich konnte es mir nicht versagen, schon jetzt eine Tasse davon zu kosten und ein Stück ziemlich alten Brodes zu essen, das ich dafür recht dick mit der frischen Butter aus der Sennhütte bestrich.

Eben aber, als ich bei meinem ersten Morgengenuß war, hörte ich drüben die Thür knarren, und als ich nun die meine öffnete, trat mir mein Wirth entgegen und begrüßte mich mit der freundlichsten Miene. Meine Augen flogen sogleich nach seinem Gesicht und da fand ich zu meiner Freude, daß er ganz wohl und zufrieden aussah. Er reichte mir die Hand und ich lud ihn ein, an meinem Frühstück theilzunehmen.

»Wie haben Sie geschlafen?« fragte ich zuerst.

»Vortrefflich!« entgegnete er rasch. »Ihre Mittel wirken bei mir immer, was sie sollen, und ich habe die ganze Nacht einmal traumlos und im festesten Schlaf zugebracht. – Aber, es ist sonderbar,« fuhr er mit leichtem Lächeln fort, »die Welt hat sich bei mir hier oben fast ganz

umgedreht. Sie scheinen der Wirth und ich Ihr Gast zu sein während es doch umgekehrt sein sollte.«

»Lassen Sie es gut sein,« erwiderte ich scherzend, »die Welt dreht sich ja im Ganzen immer um, warum also auch nicht hier? Doch nun setzen Sie sich. Da haben Sie Alles, was Sie bedürfen.«

Er nahm seinen Platz ein und ich sah, daß es ihm trefflich schmeckte und daß er mit größerem Appetit als am vorigen Tage aß. Nachdem wir eine Weile im Schweigen verharret, nahm ich das Gespräch wieder auf und sagte:

»Nun aber, mein lieber Freund –« ich vermied es absichtlich, ihn bei seinem wirklichen Namen anzureden, um seine Gedanken nicht wieder in eine unruhige Strömung zu treiben – »fühlen Sie sich heute stark genug, mit mir nachher einen kleinen Spaziergang zu machen? Der Morgen ist köstlich und ich bin schon unten in der Sennhütte gewesen.«

»Ich sehe es – da ist ja die frische Butter und Milch, die verrathen es mir. Und ob ich gehen kann und mag? O, warum nicht und recht gern sogar. Offen gestanden, ich fühle mich heute wie neugeboren und mir ist zu Muth, als ob ich plötzlich aus einem langen und bewußtlosen Schlummer erwacht wäre und mit meiner gestrigen Erzählung die ganze bittere Hefe von meinem Leben abgeschüttelt hätte.«

»Das kann ich mir denken und es ist ja sehr natürlich. Ihre Erzählung ist eben eine Art Beichte gewesen, und da ich Sie vollständig absolvirt habe, so fühlen Sie sich erleichtert. Das ist es.«

»Sie scherzen,« sagte er, sanft lächelnd, »und das ist vielleicht gut. Sei es denn so und ich will mich Ihrer Meinung anschließen. Aber nun sagen Sie mir ehrlich: wie lange werden Sie heute noch bei mir bleiben?«

»Ah,« dachte ich, »nun kommt ein ernster Punkt und so will ich gleich jetzt mein kleines Phantasiebild abrollen lassen.« Nach einigem Beginnen also versetzte ich:

»Ich will es Ihnen sagen und Sie werden es begreiflich finden, daß ich Sie einmal wieder verlassen muß, da Sie sich ja jetzt auf dem Wege der Besserung befinden. Auch muß ich morgen den ganzen Tag in Interlaken zubringen, da ich daselbst Wichtiges zu thun habe. So werde ich Sie denn heute Abend verlassen, übermorgen aber denke ich wiederkommen zu können und dann – und dann – werden Sie ja wohl ganz genesen sein.«

»Ich will es hoffen. Aber einen ganzen Tag soll ich Sie nicht sehen? O, das wird ein langer Tag für mich sein. Doch, was hilft's? Ich *muß* mich fügen und so füge ich mich. Ach ja, das wenigstens habe ich gelernt. *Wann* aber werden Sie übermorgen wieder bei mir sein?«

Ich sann nach. Ich konnte es ja nicht bestimmt vorher-sagen, da ich nicht im Voraus wissen konnte, was vorfal-len würde, und so sagte ich denn:

»Die Stunde will ich nicht genau bestimmen, aber kommen werde ich gewiß. Sie brauchen mich jedoch nicht zu erwarten und können ausgehen, wenn Sie ein Bedürfniß danach haben.«

»Ja, das ist es eben, woran ich dachte,« sagte er. »Nun gut, so kommen Sie, sobald Sie können; aber ich will Ihnen meinen zweiten Schlüssel vom Hause geben, dann kann ich gehen, wohin ich will und Sie brauchen nicht vor der Thür zu warten.«

Damit war ich einverstanden und steckte den Schlüssel, den er mir alsbald gab, in die Tasche.

Als wir gefrühstückt, nahmen wir Hüte und Stöcke und traten vor die Thür. Jetzt war der Nebel von den Thälern gewichen, und nur an den Bergen noch hingen weißliche, anmuthig geformte Dunstgebilde, die allmählig in die heiter gewordenen Lüfte verflatterten. Auch war die Sonne längst heraufgestiegen und übergieß die ganze Welt wieder mit ihrem goldenen Wärmestrahle. Wir kletterten zur Sennhütte hinab, schlugen den Weg nach der Rotheck ein und ich freute mich dabei von Neuem, meines Patienten Schritt wieder frisch und elastisch zu finden, wie früher. Jedoch erstiegen wir die Rotheck nicht ganz, der Weg bis auf die Höhe schien mir für den noch schwachen Mann doch zu anstrengend zu sein, und er hatte auch selbst keine Lust, schon heute so hoch zu steigen.

Und merkwürdig war es dabei: als ob wir uns verabredet hätten, kamen wir heute nicht wieder auf die traurige Geschichte zurück, die uns in der Nacht vorher so lebhaft beschäftigt hatte, und als Harry Duncan es bemerken mochte, daß ich absichtlich nicht die Rede darauf brachte, schien er sich mit jeder Minute freier zu fühlen, wenigstens drückte seine Miene nicht mehr ein so tiefes Leid wie früher aus und sein blaues Auge leuchtete so

frisch und klar, daß ich es nicht genug betrachten konnte. So plauderten wir denn über Allerlei, über Sterchi, über dessen Gäste, über die Berge, und wiederholt blickten wir nach dem Wetterhorn, dem Schreckhorn und den übrigen Schneebergen hinüber, die jetzt der Reihe nach alle ihre strahlende Pracht entwickelten.

Erst gegen elf Uhr kehrten wir von unserm Gange heim und sahen, als wir aus den Bäumen der Kuppe auf das freie Plateau traten, den alten Peter mit seinem Raeff und einem Korbe, die er neben sich gestellt, vor der Thür der Blockhütte sitzen und geduldig unserer warten. Als der kleine Mann uns kommen sah, sprang er behende auf und begrüßte uns freundlich, indem er viele Grüße von seinem Herrn bestellte und dann frischen Braten, frische Eier, einige Kartoffeln und zwei Flaschen Markgräfler überlieferte, die mir heute außerordentlich zur rechten Zeit kamen. Nebenbei aber gab er mir auch einen Brief und ich sah sofort an der Handschrift, daß er von Sterchi geschrieben war, also eine Antwort auf meine Briefe von heute Morgen enthielt.

Nachdem Peter von Mr. Duncan ein paar Francs zur Belohnung für seine Mühe erhalten, ging Letzterer mit den gebrachten Speisevorräthen in das Haus, ich dagegen begleitete Peter eine Strecke den Berg hinab.

»Peter,« sagte ich, als wir vom Hause entfernt genug waren, um nicht mehr gehört zu werden, »spricht jetzt etwas leise, wenn Ihr meine Fragen beantwortet. Zuerst: wie steht es unten?«

»O, ganz gut, Herr Doctor. Alles ist ja wohlauf und steht noch auf derselben Stelle.«

»So. Was machen die drei Engländerinnen? Habt Ihr sie gestern oder schon heute gesehen?«

»Ja wohl, Herr, ich habe sie oft gesehen und auch gehört, daß die beiden jungen Damen mit dem Herrn von Ihnen sprachen, noch heute Morgen, als ich vom Hause fortging und Ihren Brief schon in der Tasche hatte. Und da sagte ihnen gerade der Herr, daß Sie morgen Abend wahrscheinlich wieder auf dem Berge sein würden und darüber freuten sie sich sehr. – Wo geht denn der Peter hin? fragte die eine Dame mit dem blonden Lockenkopf. – Nach der Sennhütte, sagte mein Herr, er bringt den Knechten einmal ein Stück Fleisch. – O, das ist recht, sagte sie, aber wann werden *wir* einmal die schöne Alp zu sehen bekommen?«

Als ich dies von Peter hörte, nickte ich freudig und sagte zu mir selbst: »Nun, das soll jetzt bald geschehen!« Und dann ließ ich Peter ziehen, um zwischen den Tannen, von Niemandem beobachtet, meinen Brief zu öffnen und zu lesen.

Sterchi versprach mir in seiner Antwort, Alles zu thun, was ich von ihm verlangt, und er würde mir am Abend, wenn ich den gewöhnlichen Weg von der Alp nach seinem Hause einschläge, eine Strecke entgegenkommen, um das, was er bereits über den Einsiedler wissen dürfe, von mir zu erfahren. – Der gute Mann war also auch, wie es schien, etwas neugierig geworden und das mochte ich

ihm in diesem Fall gewiß nicht verdenken. – Die drei englischen Damen, schrieb er mir noch, befänden sich ganz wohl, nur hätten sie eine große Sehnsucht nach mir, und da sie gehört, daß ich nach Interlaken gegangen, stiegen sie mehrmals des Tages eine Strecke den Berg hinab, in der Hoffnung, mich einmal auf dem Wege zu treffen.

»Nun, das wird auch bald geschehen,« sagte ich zu mir, »aber sie mögen Geduld haben, wie ich. Wer weiß, wer sich mehr auf unser Wiedersehen freut, sie oder ich!«

Sinnend, wie jetzt immer, denn, ich hatte, weiß Gott! in meinem Herzen genug zu überlegen, schritt ich langsam wieder zwischen den Tannen empor und traf Harry Duncan vor der Thür auf einer kleinen Bank sitzen, die er sich erst in den letzten Tagen vom Sennen Heinrich hatte anfertigen lassen, und in seiner Mappe unter seinen Zeichnungen blättern. Ich war nicht wenig darüber verwundert und erfreut, daß er sich schon wieder solchen Dingen zuwandte und es schien mir ein gutes Zeichen in jeder Beziehung zu sein. Denn wenn ein Gemüth, wie das seine, sich seinem selbstquälerischen Grübeln entzieht und sich der Arbeit oder der ernstesten Betrachtung irgend eines äußeren Gegenstandes widmet, so ist der Gram überwunden oder wenigstens nicht mehr in seiner früheren Intensität und Größe vorhanden. So ging ich denn rasch auf sein augenblickliches Beginnen ein, sah mit ihm die zahlreichen Aquarellen und Bleistiftzeichnungen durch und suchte seinen Geist nur mit angenehmen Dingen zu beschäftigen, wie sie mir glücklicher

Weise hier oben so reichlich zu Gebote standen. Bisweilen freilich seufzte er noch leise und gleichsam heimlich auf, wie dem verrollenden Gewitter oft noch lange ein schwaches Murren in den Wolken folgt, aber er sprach doch dann so gelassen über verschiedene von mir angelegte Gegenstände, daß ich mit jeder Stunde beruhigter über sein geistiges Befinden ward.

Als nun aber die Mittagszeit gekommen, ließ er es sich diesmal nicht nehmen, einmal wieder den Wirth zu machen, und so begab er sich in die Küche, kochte die Kartoffeln und wärmte den Braten, den uns Sterchi gesandt, und röstete schließlich nach englischer Art einige Eier, die er mir zum Dessert vorsetzen wollte. Ich dagegen deckte unterdessen den Tisch im Nebenzimmer, entkorkte eine Flasche Markgräfler und stellte Alles so zierlich wie möglich auf unserm kleinen Speisetische auf.

Harry Duncan bemerkte meine Sorgfalt darin wohl, als er wieder in's Zimmer trat und mir mit lächelnder Miene verkündete, daß wir jetzt köstlich wie Fürsten speisen könnten, und das thaten wir denn auch, aßen und tranken und plauderten dabei so gemüthlich, als ob die vergangene Nacht und was sie mir gebracht, ganz aus unserm Gedächtniß entschwunden wäre.

Nachmittags legte sich mein Wirth wieder eine Stunde nieder, was ich ihm ein für alle Mal anbefahl, da er nur durch ruhigen Schlaf und leicht verdauliche Nahrung seine gesunkenen Kräfte wieder stärken konnte, und darin hoffte ich das Beste. Er war jung, von Natur gesund, und

nachdem der Sturm in seinem Innern zu wühlen aufgehört, mußte die jedem Menschen angeborene Lebenslust allmählig wieder in ihm erwachen und sein Herz mit neuen Wünschen und Hoffnungen für die Zukunft füllen.

Indessen schlief er heute viel länger, als ich erwartet, und das war mir aus zwiefachen Gründen lieb. Einmal zog er selbst Nutzen davon, und dann hatte ich so viel zu denken und nach allen Seiten hin zu überlegen, daß ich gern eine Stunde allein blieb, da mir meine Zeit dazu bis morgen nur zu kurz zugemessen war. Denn wenn ich heute Abend die Alp verließ, so wußte ich vorher, daß Harry Duncan mich begleiten, gleich darauf Sterchi mich in Beschlag nehmen und auch seinen Theil von meiner Zeit für sich würde haben wollen. Auf der frühen Reise nach Bern selbst aber blieb mir auch nicht viel Muße zum Nachdenken übrig, denn wenn ich unterwegs bin, leiten die mich umgebenden Reisenden und der Wechsel der Oertlichkeit gar zu leicht meine Gedanken ab, und bis ich nach Bern kam, mußte Alles, was noch zu vollbringen war, in mir geordnet sein, und das war etwas Viel.

Erst gegen fünf Uhr erwachte Harry aus seinem Schlummer und bald darauf saß er wieder bei mir vor der Thür, wo ich, auf die Eisberge vor mir hinaufstarrend, meine Cigarre tauchte.

»Haben Sie nie geraucht?« fragte ich, nachdem wir uns begrüßt und indem ich in einiger Verlegenheit mich befand, ein gleichgültiges ihn in keiner Weise aufregendes Gespräch anzuknüpfen.

»O ja, sehr gern sogar; seit zwei Jahren aber habe ich es fast verlernt und nun mag ich mich nicht wieder daran gewöhnen.«

»Sie sollten es doch einmal versuchen,« fuhr ich fort, »es vertreibt so hübsch die Zeit und hilft uns unmerklich über manche Schwierigkeit des Alltagslebens hinweg.«

»Ah, ja, nun, dann werde ich morgen, wenn Sie nicht hier sind, es versuchen, aber – da fällt mir eben ein – ich habe ja keine Cigarren.«

»Ich lasse Ihnen meine Kiste hier,« sagte ich, »Sterchi hat mir ja eine von meinem Vorrath geschickt, ohne den ich niemals auf Reisen gehe.«

Er nickte, aber sprach nichts mehr darüber; erst nach einer Weile, während er still nachgesonnen, fing er von Neuem zu reden an und fragte:

»Wann gehen Sie heute Abend von hier fort?«

»Um halb Neun.«

»Das ist spät. Da wird es im Walde unten bereits ganz finster sein.«

»O, wir haben ja noch Mondschein, und außerdem kenne ich den Weg genau, den ich schon bei dunkler Nacht zurückgelegt. Sie wissen ja.«

»O ja, ich weiß,« sagte er seufzend, »und ich weiß auch, daß Sie vom ersten Augenblick unserer Bekanntschaft an unendlich gütig gegen mich waren. Wie soll ich es nur endlich anfangen, mich erkenntlich zu erweisen?«

Ich blickte ihn lächelnd an. »Ich weiß, womit!« sagte ich rasch.

»Nun, womit denn?«

»Damit, daß Sie morgen recht heiter und guter Dinge sind.«

»Warum denn das?«

»Weil ich mich beeilen werde, bald wieder bei Ihnen zu sein und vielleicht – vielleicht etwas recht Angenehmes mitzubringen.«

»Angenehmes?« fragte er langsam und nachdenklich.
»Was könnte das sein?«

»Nun, vielleicht ein Brief,« sagte ich, so ruhig ich konnte. »Ich gehe auf die Post und da werde ich mich erkundigen, ob einer für Sie angekommen ist.«

»Ah, ja,« rief er lebhaft, »das wäre mir freilich das Angenehmste, aber ach! ich habe so lange keinen von Charles H***t erhalten.«

»Eben darum haben Sie vielleicht bald einen zu erwarten. Und wer weiß, was er bringt!«

»Was kann er bringen? Vertröstungen auf die Zukunft, ungewisse Hoffnungen, Ermahnungen zur Geduld – das haben mir bisher alle seine Briefe gebracht –«

»Bis einmal einer etwas Besseres bringen wird!« unterbrach ich ihn.

»Ja, ja, einmal muß das auch kommen, das habe ich mir schon oft gesagt und hoffe jeden Tag darauf, aber wie lange wird es dauern?«

»Eine bestimmte Zeit dürfen wir unseren Hoffnungen nie festsetzen,« entgegnete ich; »schon daß wir hoffen, bringt uns Vortheil und Genuß, Ruhe und Befriedigung, das habe ich oft genug an mir selbst erfahren.«

Er dachte eine Weile nach, dann sagte er: »Ich weiß nicht, wie es kommt, aber wenn Sie so sprechen, wie eben, so ist mir immer zu Muthe, als ob Sie einen anderen Sinn damit verbanden und mir mit einem wirklichen Trost zur Seite stehen könnten. Aber das liegt in Ihrer Manier, in Ihrem Wesen, in Ihrer besonderen Einwirkung auf die Menschen, denen Sie hülfreich nahe treten, und das mag es auch sein, was mich für Sie so schnell gewonnen hat.« –

So plauderten wir wohl eine Stunde fort, gingen dann wieder spazieren und pflückten und wanden ein schönes Bouquet vor Alpenrosen, die ich alsbald in den kühlen Keller stellte, denn ich hatte mir vorgenommen, sie Sterchi zu geben, damit er sie morgen früh Miß Mary Markham überreiche, ohne ihr zu sagen, aus wessen Händen und woher sie gekommen seien.

Um acht Uhr aß und trank ich noch ein wenig, dann aber, als eben wieder ein schwaches Alpenglügen an den Eisbergen sichtbar wurde, machte ich mich reisefertig und Harry Duncan ließ sich nicht abhalten, wie ich mir gleich gedacht, mir eine Strecke das Geleit zu geben. Langsam stiegen wir durch die Tannen nach der Sennhütte hinab und noch langsamer legten wir den ebenen Weg über die weiten grünen Matten der Alp bis an den Wald zurück. Bis hierher aber ließ ich meinen Begleiter nur mit mir gehen, da ich nicht wissen konnte, wie weit mir Sterchi entgegen kam, und den wollte ich diesmal für mich allein haben. So blieb ich denn bei dem ersten

Baume hinter der die Alp einschließenden Pforte stehen, reichte Harry Duncan die Hand und sagte:

»So, bis hierher nehme ich Sie nur mit; in den Wald dürfen Sie nicht, da ist es am Abend für Sie noch zu kühl. Nun kehren Sie um, gehen Sie gleich zu Bett, schlafen Sie morgen recht lange und denken Sie, wenn Sie nichts Besseres zu thun haben, den ganzen Tag an mich. Ich werde es mit Ihnen eben so machen und so vergeht uns Beiden der Tag rasch, bis wir uns wiedersehen.«

Er stand still, drückte mir immer wieder die Hand und sah mir tief und forschend in die Augen, als ob er sich gar nicht von mir trennen könne.

»Ich weiß nicht,« sagte er endlich, »warum mir so seltsam zu Muthe ist. Aber ich bin ein merkwürdiger Mensch und habe immer vor einem Hauptentscheidungspunkte meines Schicksals ein gewisses dunkles Vorgefühl gehabt, was mich auch niemals getäuscht hat. Und ein solches Vorgefühl habe ich auch heute, nur kann ich mir nicht entziffern, ob es zum Guten oder Schlimmen neigt.«

Bei diesen Worten fühlte ich, daß ich unwillkürlich eröthete, schüttelte leise den Kopf und sah seitwärts in den düsteren Wald hinein.

»Nun,« sagte ich, »ja, es giebt solche Menschen, ich weiß es, aber sie sind nicht immer die glücklichsten. Letzteres weiß ich durch mich selbst, denn auch mir ist schon oft Aehnliches begegnet. Wenn es denn aber doch einmal ein Vorgefühl sein soll, welches Sie diesmal haben, so gebe Gott, daß es etwas Gutes betreffe, daß also bald

etwas Entscheidendes in Bezug auf Ihr Schicksal sich zeige. Und mit diesem Wunsch will ich Sie verlassen. Leben Sie wohl und Gott behüte Sie, bis wir uns wiedersehen!«

Er drückte mir fast krampfhaft die Hand, sah mich mit schwimmenden Augen an und sagte dreimal hinter einander und jedesmal lauter und inniger: »Ich danke Ihnen!«

Ich mochte die stille und doch aufregende Scene nicht verlängern und so wandte ich mich rasch von ihm ab und schritt dem dicht vor mir liegenden Walde zu.



Als ich mit laut pochendem Herzen zwischen die ersten Bäume trat, bemerkte ich, daß es in der Tiefe des Waldes noch viel dunkler war, als ich vermuthet, und ich hätte recht gut wieder Jakobs Laterne gebrauchen können. Und da der Mond, der schon im Abnehmen begriffen war, heute später als sonst über den Bergen aufstieg, spendete er mir kein Licht, obgleich ich einigermaßen darauf gerechnet hatte. Indessen, was bot mir die äußere Welt in diesem Augenblick für Bedenken dar? Sehr wenig, ich war so vollauf mit der in mir lebenden Welt beschäftigt, daß ich höchstens auf meinen Weg achtete und vorsichtig auf die Steine trat, um nicht irgend wo fehlzutreten, bis mein Auge sich erst an die mich umgebende Dunkelheit gewöhnt hatte. Dennoch kam ich rasch genug bergab, als ich aber nach fünf Minuten langsamen

Gehens um eine Ecke bog, sah ich plötzlich einen Lichtschimmer vor mir in der Tiefe aufleuchten.

Ich stand still und schaute scharf in die Ferne. »Sollte das etwa Sterchi sein?« fragte ich mich. Hatte er wirklich an die Dunkelheit hier im Walde und an meinen schaurigen Weg gedacht?

Ja, er war es, wie ich sehr bald erkannte. Er kam mir mit seinem festen gemessenen Schritt rasch entgegen und als das Licht der Laterne über seine mächtige Gestalt und auf seinen Strohhut fiel, erkannte ich ihn zuerst an seiner Haltung und dann an einem energischen Räuspern, welches er zufällig hören ließ.

»Sterchi!« rief ich ihm freudig entgegen, »Sie sind es? O, das ist hübsch!«

Da hatten wir uns erreicht und drückten uns die Hände. »Ja,« sagte er, sehr langsam sprechend, denn sein Athem war ihm vom raschen Steigen etwas kurz geworden, »ich dachte es mir, daß Ihr Weg bei der Dunkelheit unangenehm sein würde und ich wäre gern schon früher aufgebrochen; aber es ging nicht, es gab heute im Hause so viel zu thun. Doch nun kommen Sie nach der Hausalp; dort müssen wir uns ein Weilchen aufhalten und auf irgend eine Bank setzen, denn noch ist es im Hause nicht ganz still und da Sie nicht gesehen sein wollen, müssen wir vorsichtig sein.«

Er sprach das, während er vor mir den Berg schon wieder hinunterschritt und seine Laterne dabei so hielt, daß sie mir den schmalen Pfad hinreichend erleuchtete. »Aber

was macht denn Mr. Scott?« fragte er nun und ich merkte aus der Hast der Frage, wie neugierig er auf meine Nachrichten sei.

»Es geht ihm jetzt wieder gut,« erwiderte ich, »aber als ich kam, stand es schlimm genug mit ihm.«

»Das glaube ich, Jakob hat es mir schon gesagt – doch nun, was können Sie mir weiter von ihm erzählen? Darf ich wissen, was Sie eben ausgerichtet oder von ihm erfahren haben?«

»Ja,« sagte ich nach kurzem Besinnen, »Sie sollen mehr hören, sobald wir unsere Bank erreicht. Zuerst aber sagen Sie mir, wie geht es Mrs. Duncan und ihren jungen Damen?«

»O, ganz gut, Herr Doctor. Nur können sie nicht begreifen, was Sie so lange in Interlaken zu thun haben, und wünschen außerordentlich, daß Sie bald zurückkehren.«

»Das wird zuverlässig morgen Abend geschehen; es bleibt bei meinem ersten Plan und Sie können ihnen dreist sagen, daß ich bald nach sieben Uhr auf dem Berge sein und ihnen dann gewiß recht viel zu erzählen haben werde.«

»Was wollen Sie ihnen denn erzählen?« lachte Sterchi laut auf. »Daß Sie so lange bei Mr. Scott gewesen sind?«

»Nein, das gewiß nicht, aber etwas Anderes, was ihnen gewiß viel angenehmer sein wird. Doch warum stehen Sie still?«

»Ich will nur meine Laterne löschen, denn wir sind gleich am Ausgange des Waldes und man soll unten nicht das Licht bemerken. Der Ned könnte aus irgend einem

Winkel sein schwarzes Auge hierhergerichtet haben und dann gäbe es am Ende wieder einen Geist. Haha!«

»Nun,« sagte ich etwas kleinlaut, »über den Geist, den Ned neulich gesehen, denke ich jetzt etwas anders als früher, lieber Sterchi; aber nun kommen Sie vorwärts. Da oben am Hause sitzen wir gegen den kühlen Nachtwind am meisten geschützt und wir sind Beide etwas warm vom Gehe.«

So setzten wir uns denn, als wir die oberste Hütte auf der Hausalp erreicht, auf die vor derselben stehende Bank, indeß begann ich nicht eher zu sprechen, als bis ich die Hütte umgangen und mich überzeugt hatte, daß kein Lauscher in unserer Nähe sei.

Als ich von meiner Recognoscirung zurückkam, sagte Sterchi, indem er sich eine Cigarre anbrannte, was ich nun auch that: »Inwiefern denken Sie denn jetzt anders über jenen Geist, der Ned neulich so krank gemacht? Erklären Sie mir das gefälligst zuerst.«

»Es ist sehr einfach, lieber Sterchi. Der Schwarze hat ohne Zweifel an jenem Abend Mr. Scott gesehen, als er aus dem Walde auf die Hausalp trat, und sein bleiches Gesicht, sein langes Haupt- und Barthaar haben ihn so mächtig erschreckt, daß er ihn eben für einen Geist gehalten hat.«

»O, wie wäre denn das möglich, Herr Doctor? So weit kommt ja Mr. Scott nie herab und ich habe ihn noch nie in der Nähe meines Hauses bemerkt, seitdem Fremde in dasselbe eingekehrt sind.«

»Diesmal hat er es doch gethan,« erwiderte ich. »Da er sich krank fühlte, wollte er mich sprechen und glaubte, Peter oder Jakob irgend wo zu treffen, damit einer von ihnen mich rief. Bei dieser Gelegenheit mag Ned ihn wahrgenommen haben und hat ihn – den Lebendigen – für den Geist eines Todten gehalten. So ist es, ich bin jetzt überzeugt davon.«

»Ah! Das verstehe ich doch nicht recht, aber immerhin, mag es so sein. Nun aber erzählen Sie mir von Mr. Scott!«

»Das will ich, ja!« Und nun erzählte ich ihm – die Wahrheit, nicht ganz zwar, aber doch so viel, daß er daraus entnehmen konnte, daß Mr. Scott, dessen wahren Namen ich ihm natürlich noch nicht nannte, wohl Ursache habe, sich verborgen zu halten, daß aber sein Schicksal sich nun bald auf die eine oder andere Weise entscheiden werde und daß er, Sterchi, dem armen Manne eine große Wohlthat erwiesen, indem er ihm gestattet, sich auf seiner Alp anzusiedeln.

»Was hat er denn gethan, daß man ihn verfolgt oder daß er das wenigstens besorgt?« fragte Sterchi mit sichtbar zunehmender Spannung.

»Ich kann Ihnen für jetzt nur so viel sagen, daß er ein großes Unglück gehabt, aber auch das, daß er ein schuldloser Mann und gegen göttliches und menschliches Recht aus seinem Vaterlande vertrieben ist. Indessen wird sich diese Ungerechtigkeit auch bald aufklären, wie ich hoffe, und dann wird sich unser armer Freund nicht mehr in seiner Einsiedelei verborgen zu halten brauchen.«

Sterchi war nachdenklich geworden. »Ob ich mir nicht etwas Aehnliches gedacht habe!« sagte er. »Nun, daß es in allen Dingen nicht ganz richtig mit ihm war, habe ich von Anfang an gewußt, aber nun klären Sie mich darüber auf: wie haben Sie das Alles nur so bald herausgebracht, da Sie ihn doch nicht kannten, als Sie hierher kamen?«

Ich lächelte still vor mich hin und freute mich selbst über das mir zu Theil gewordene Glück. »Darüber wundere ich mich selbst,« sagte ich, »aber es ist einmal so, und wir Beide sind nun mit einem Mal ein paar Hauptpersonen in dem auf Ihrem Berge spielenden Drama geworden, das, wenn es unter die Leute kommt, was nicht ausbleiben kann, großes Aufsehen erregen wird.«

»Immerhin!« lachte Sterchi. »Ich habe einen breiten Rücken, und da Sie mir die Last tragen helfen, werden wir sie schon ohne Mühe an Ort und Stelle bringen. Haha! Ueberdies haben wir ja nichts Schlimmes gethan, nicht wahr?«

»Ganz gewiß nicht. *Sie* haben sogar etwas sehr Gutes gethan und nun bin auch ich Ihnen dankbar, daß Sie Mr. – Mr. Scott eine Freistatt geboten, und er selbst wird es Ihnen später noch viel mehr sein.«

Sterchi nickte befriedigt und wollte eben etwas erwidern, als ich ihn unterbrach und auf sein Haus unten deutend, sagte: »Da sehen Sie, die Lichter verschwinden allmählig aus den Zimmern dort unten und auch der Salon ist schon dunkel geworden. Sollten die Bewohner zu Bett gegangen sein?«

Sterchi schaute eine Weile hinab, dann sagte er: »Es kann wohl sein! Ich werde zuerst hinabgehen und erkunden, wie es steht. Wenn Sie ungefährdet hinuntersteigen und in Ihr Zimmer gelangen können, werde ich oberhalb der Hinterthür auf dem Corridor mit einem Licht an's Fenster treten. Geben Sie Acht darauf, das soll das Zeichen sein, daß Sie kommen können.«

»Gut,« sagte ich, während er schon aufstand, »gehen Sie und spielen Sie den Kundschafter. Zuvor aber nehmen Sie diese schönen Alpenrosen und stellen Sie sie die Nacht über kalt. Morgen früh geben Sie sie dann Miß Mary Markham, ohne ihr zu sagen, wer sie sendet. Wollen Sie das?«

»Gewiß!« Und er nahm das ziemlich umfangreiche Bouquet und besah es beim hell flimmernden Mondlicht von allen Seiten. Dann aber verließ er mich und ich saß auf der Bank allein, um mich wiederum meinem Nachdenken zu überlassen. Bis hierher war also Alles geglückt und ich hoffte, daß auch das noch übrige Wichtigere glücken werde.

Während ich nun so allein saß, beschaute ich mir den Himmel und den wunderbar schönen, jetzt unter dem glanzvollen Mondlicht liegenden See und die dunkelbeschatteten Berge ringsum. O, wie war der Berg, auf dem ich saß, doch so lieblich, so groß und reich an Naturreizen aller Art, und immer wieder erkannte sich, daß es in der ganzen Runde keinen schöneren gab, der zugleich so viel Bequemlichkeit, Stille und Frieden dargeboten hätte. Und die Sterne am blauen, fast wolkenlosen Himmel,

wie flimmerten und funkelten sie so vertraulich hernieder und wie ermuthigend winkten und blitzten sie mir neue Hoffnung zu! Ja, ich würde in meiner Unternehmung glücklich sein, das sagte auch mir jetzt eine innere Stimme voraus, denn ein so frohes Gefühl, wie es seit kurzer Zeit in mir auf- und abwogte, konnte mich nicht täuschen.

Ich mochte in das Anschauen des vor mir liegenden nächtlichen Gemäldes und in meine Träumereien dabei länger versunken gewesen sein, als ich es selbst wußte, denn plötzlich sah ich, wie das Corridorfenster oberhalb der hinteren Thür des Hauses unter mir geöffnet und ein Licht hoch emporgehoben und hin und her bewegt wurde. So war denn auch meine Zeit zum Hinabsteigen gekommen und hastig begab ich mich auf den Weg. In wenigen Minuten, da ich den kürzesten Weg über die grasiige Matte hinab einschlug, hatte mich Sterchi unter dem großen Birnbaum im Hofe in Empfang genommen und mir zugeflüstert, daß ich unbemerkt in mein Zimmer gelangen könne, da er aus Vorsicht auch die beiden Mägde und Johann in das Hinterhaus geschickt.

Mit ein paar Sprüngen war ich die Treppe hinauf und bald stand ich in meinem Zimmer, von Sterchi begleitet, der sich herzlich zu freuen schien, mich wieder in seinen gastlichen Räumen zu sehen.

»Wann soll ich Sie morgen früh wecken?« fragte er nur noch.

»Ach, leider schon um drei Uhr, denn ich muß um halb Sechs am Dampfer in Neuhaus sein.«

»Wohin wollen Sie denn?«

»Nach Bern!« sagte ich kurz.

»Ah, dann begreife ich, was Sie vorhaben. Die einzigen Briefe, die Mr. Scott erhält, sind immer aus Bern gekommen und nun gehen Sie dahin, um sichere Kundschaft einzuholen, nicht wahr?«

»So ist es,« sagte ich, mit heimlicher Freude nickend, »und nun wünsche ich Ihnen eine gute Nacht!«



Ich sah mich nur oberflächlich in meinem lieben alten Zimmer um und fand Alles in bester Ordnung. Sodann suchte ich die Wäsche und Kleider hervor, die ich am nächsten Morgen anziehen wollte und legte mir Alles zur Hand. Dann aber kleidete ich mich rasch aus und warf mich mit einer Wonne in's Bett, wie ich sie lange nicht gefühlt, denn ich hatte drei Nächte nicht ordentlich gelegen und geschlafen und große Gemüthsbewegungen überstanden, und so kam es mir vor, als ob ich jetzt in einer Himmelswiege gebettet wäre. Es war noch nicht ganz zehn Uhr, als ich schon einschlief und ich schlief fester denn je und so süß, wie ein Mensch es nur kann, der eine Freude im Herzen trägt, wie ich sie in dem meinen trug. Aus diesem süßen und nur zu kurzen Schlaf wurde ich unerwartet geweckt, denn Sterchi's Hand rüttelte mich und seine Stimme sagte leise:

»Es ist gleich drei Uhr, Herr Doctor. Sie haben fest geschlafen und nicht einmal gehört, daß ich hereingetreten bin und Ihr Licht angezündet habe.«

In einer Minute stand ich auf den Füßen. »Was haben Sie da?« fragte ich, während ich mir den Schlafrock anzog und dabei sah, daß mein Wirth etwas Dunkles in der Hand hielt.

»Eine Flasche Marsala,« sagte er lachend, »und hier ist auch etwas Brod, denn Kaffee kann ich Ihnen leider noch nicht geben.«

»Ha, das ist gut. Kaffee trinke ich auf dem Schiff, da habe ich Zeit genug dazu. Aber was wollen Sie noch?«

»O, ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich Johann mit einem Schlitten bestellt habe, um Sie den steilsten Weg hinunter zu schleifen. Sie kommen dann nicht so erhitzt unten an und auf dem See wird es etwas kühl und luftig sein. Sie brauchen sich also gar nicht zu übereilen, bald nach fünf Uhr können Sie in Neuhaus sein, selbst wenn Sie gemächlich ausschreiten.«

Ich dankte ihm und er verließ mich. Ich war rascher denn je angekleidet und zwar so, wie man sich vor einem Diplomaten in Bern am Tage sehen lassen kann. Während ich meine Toilette machte, aß ich etwas Brod und trank dann und wann einen Schluck Wein, der mich neu belebte und zu meinem Unternehmen stärkte. Daß das Wetter gut war, hatte ich schon erkundet. Die Luft war sehr frisch und der Mond, der hinter dem Abendberg stand, warf noch seine milden bläulichen Strahlen

über das schlummernde Bödeli hin, dessen Aare lauter denn je nach meinem geöffneten Fenster heraufrauschte.

Um halb vier Uhr stand ich im Freien und fand Sterchi und Johann mit dem Schlitten schon an Ort und Stelle. Es war noch lange nicht ganz Tag, aber die Heiligkeit nahm mit jedem Augenblick sichtbar zu, so daß ich, ohne Gefahr zu befürchten, die hier übliche Rutschpartie antreten konnte.

Als ich in den Schlitten stieg, reichte ich Sterchi die Hand und sagte ihm ein herzliches Lebewohl bis zum Abend.

»Farewell!« erwiderte er heiter. »Sie sprechen ja jetzt mehr Englisch als Deutsch und so will ich es auch einmal thun. Johann, nimm Dich in Acht und mach' schnell. Und nun in Gottes Namen vorwärts!«

Eine Schlittenfahrt den Abendberg hinab und namentlich zu so nächtlicher Zeit, gehört immer zu einer absonderlichen Reiseart, der sich ängstliche Gemüther oft selbst bei Tage nur mit Zittern und Zagen unterziehen, aber ich kannte mein gutes Schlittenpferd, Johann, und hatte die kleine Excursion schon oft bei glatten und trockenen Wegen gemacht. So saß ich denn ganz gemächlich auf meinem harten Kissen, knöpfte mir nur den Oberrock gegen die scharfe Morgenluft fester zu und überließ es dem gewandten ›Portier‹, mich mit seinen starken Armen den steilen Steinweg hinunterzuschleifen, was erstaunlich rasch geschah, denn er wollte mir heute zeigen, was er leisten könne.

So war es eben erst vier Uhr vorbei, als ich dem hölzernen Fahrzeug wieder entstieg, Johann mein Douceur in die Hand drückte und ihm Lebewohl sagte, mit dem Befehl, Niemandem zu verrathen, daß er mich heute Morgen auf dem Berg gesehen.

»Das hat mir schon Herr Sterchi gesagt,« versetzte er, »und ich, Herr, kann schweigen. Leben Sie wohl!«

Bei diesen Worten hob er den schweren Schlitten auf seinen Kopf, um ihn, was schwerer als das Hinunterziehen ist, wieder den Berg hinan zu tragen; ich aber eilte mit raschen Schritten von ihm fort und den Berg hinab, und um noch rascher im Thale anzukommen, schlug ich einen mir von früher her bekannten Fußpfad ein, der zwar steiler, aber viel kürzer als der in Schlangenlinien verlaufende Fahrweg ist.

Zehn Minuten vor fünf Uhr war ich in der Wagnerenschlucht angekommen und nun schritt ich eiligen Ganges auf der ebenen Straße nach Neuhaus dahin, wo eben die ersten Omnibus aus Interlaken mit einigen Reisenden anlangten, die mit mir über den Thuner See fahren wollten. Einer der ersten war Ruchti's mir sehr wohlbekannter Wagen und der Kutscher, der ihn fuhr, freute sich sehr, mich so unverhofft wiederzusehen.

»Wollen Sie schon wieder fort, Herr Doctor,« fragte er etwas verwundert, »ohne noch einmal in Beau-Site gewesen zu sein?«

»Ja, aber ich komme schon heute mit dem Nachmittagsboot wieder zurück,« antwortete ich, »und da können Sie mir gleich einen Gefallen thun. Bestellen Sie mir

bei Ihrem Herrn einen guten Einspänner nach Neuhaus um fünf Uhr, der mich nach dem Abendberg hinauffahren soll, so weit es geht. So spare ich Dreiviertelstunden Zeit und komme oben frisch und munter an.«

Er versprach es und wünschte mir freundlich eine glückliche Reise; ich aber begab mich bald auf das Schiff, und da mir die Morgenluft auf dem Deck doch noch etwas zu frisch nach dem raschen Gange war, stieg ich in die Cajüte hinab und ließ mir mein Frühstück bringen, wonach ich endlich ein großes Verlangen hegte. Als ich dasselbe aber in Gesellschaft einiger Familien, die außer mir die einzigen Passagiere auf dem Frühboot waren, verzehrt, litt es mich nicht länger in dem eingeschlossenen Raum und ich kam gerade noch zur rechten Zeit auf dem Deck an, um von dem bereits eifrig fortschaukelnden Boot einen Blick nach meinem grünen Abendberg emporkorpern zu können.

Ich war lange nicht bei so klarem Wetter und so hellem Sonnenschein, wie es mir heute zu Theil wurde, über den Thuner See gefahren, denn als ich ihn zum letzten Mal befuhr, wogten undurchdringliche Nebel ringsum und hüllten mir Nähe und Ferne in ein wüstes Wolkengewirr ein. O, was hatte ich Alles in diesen sieben Wochen erlebt, seitdem ich damals mit den drei Damen in Trauer den Weg nach Interlaken einschlug, und noch dazu auf demselben Schiff mit ihnen war, das diesmal für mich mit Recht seinen Namen trug, da es Beatus hieß! Ja, ich war einmal wieder glücklich und das gestand ich

mir selber ein, indem ich an jede dort oben verlebte Stunde zurückdachte und mein Geschick pries, das mich zu so rechter Zeit nach Unterseen und später nach dem Abendberge getrieben. Unverwandt hielt ich denn auch jetzt mein Auge auf den lieben Berg gerichtet, dessen weißes Haus ich heute ganz deutlich erkennen konnte und in dem augenblicklich Menschen wohnten, die mir jetzt erst recht theuer geworden, da es in meine Hände gelegt war, ihnen ein großes Glück zu verkünden, und die noch keine Ahnung davon hatten, wie nahe es ihnen in der Person des verloren geglaubten Harry Duncan zur Seite stand.

Aber auch nach der höchsten Spitze des Abendberges und den dort dunkel ragenden Tannen blickte ich mit scharfen Augen empor, wo der arme Einsiedler selber wohnte und auch nicht ahnte, daß ich jetzt auf dem See zu seinen Füßen schwamm, um seinem Freunde Charles H***t entgegenzueilen und von ihm vielleicht eine Nachricht zu erhalten, die seine ganze Gegenwart und Zukunft völlig umgestalten sollte. So dachte ich mir wenigstens und so hoffte ich, und ob ich mich darin getäuscht, wird nur zu bald die Folge lehren.

Der schnellfüßige Beatus legte heute seine Fahrt, obgleich sie mir bei meinem vorwärtsdrängenden Triebe noch immer zu langsam ging, so rasch wie stets zurück und um sieben Uhr war ich schon in Scherzligen, wo ich den Dampfer mit dem Waggon des unserer harrenden Eisenbahnpostzuges vertauschte. Fünf Minuten darauf war ich in Thun und eine Viertelstunde nach Acht in Bern.

Nun galt es, zuerst die Wohnung des amerikanischen Diplomaten zu erfahren, die ich leider nicht kannte, und da ich meinen zum Großrath einberufenen Interlakener Freund nicht erst aufsuchen wollte, um mich in keinerlei Weise aufzuhalten, mußte ich schon einen anderen Kundigen zu Rathe ziehen.

Das Glück wollte mir auch darin wohl. Vor dem Ausgange des Bahnhofes begegnete mir ein Briefträger, und als ich ihm meinen Wunsch aussprach, sagte er mir, daß er zufällig die Wohnung Mr. Charles H***t's kenne, und er zeigte sie mir. Sie lag ganz in der Nähe in der Christophelgasse, und ohne mich einen Augenblick zu besinnen, schritt ich auf das bezeichnete Haus zu und zog, da es verschlossen war, hastig an der Glocke.

Daß ich an das richtige Haus gewiesen, erkannte ich auf der Stelle an dem mir öffnenden Mann, dem stillen, schweigsamen Diener Mr. Charles H***t's, den mir Harry Duncan mit wenigen, aber treffenden Worten schildert. Ja, es war in der That Fröhlich, der Schweizer, der jetzt nicht mehr an Heimweh litt und der mit seinem Herrn vor anderthalb Jahren aus London nach Bern herübergekommen war. Er sah mich eine Weile groß an, als ich ihn so aufmerksam betrachtete, und mochte eine gewisse Aufregung an mir bemerken, von der ich mich keineswegs frei fühlte. Da ich aber schon wußte, wie man mit einem Schweizer seines Standes, den man etwas zur Eile treiben will, umgehen muß, so drückte ich ihm rasch ein Fünffrankenstück in die Hand und sagte:

»Sie heißen Fröhlich, nicht wahr?«

»Zu dienen, Herr,« erwiderte er mit schmunzelndem Gesicht, »was wünschen Sie von mir?«

»Ist Ihr Herr, Mr. Charles H***t, schon aufgestanden und zu Hause?«

Das Gesicht des Dieners nahm bei diesem hastig vorgebrachten Worte wieder seine frühere ernste Miene an und doch sah ich ihm an, daß er von meiner Appellation an seine Gefälligkeit gerührt war. »Ja,« sagte er langsam, »zu Hause ist mein Herr wohl und auch schon aufgestanden, aber er hat so eben wichtige Depeschen erhalten und daran studirt er im Augenblick.«

»Das thut nichts,« sagte ich nun mit zunehmender Entschiedenheit, denn mein erster Schritt am heutigen Tage war ja gelungen. »Ich *muß* ihn nothwendig sprechen, denn auch ich bringe ihm eine Depesche, die sehr wichtig ist.«

»Wohl,« sagte er bedächtig. »Wen aber soll ich meinem Herrn melden?«

Ich besann mich nicht lange, denn meine Visitenkarten hatte ich in der Eile auf dem Berge liegen lassen und das war mir auch eigentlich lieb, da ich Mr. Charles H***t meinen Namen, den er ja schon von meinem Interlake-ner Freunde am Tage nach der Tafel beim Bundespräsidenten erfahren, nicht gern sogleich nennen, mich vielmehr mit meinem Anliegen persönlich bei ihm einführen und ihn erst sehen und erkunden wollte, ob er wirklich der Mann von so großer Menschenfreundlichkeit sei, wie Harry Duncan ihn mir geschildert hatte.

»Sagen Sie ihm,« sagte ich also zu dem mich immer verwunderter anstarrenden Diener, »daß ihn ein fremder Herr sprechen wolle, der eine wichtige Botschaft bringt und der ihm seinen Namen selbst nennen wird.«

Fröhlich nickte und verschwand, indem er mich nur bat, ihm die Treppe hinauf zu folgen, da Mr. Charles H***t, als ein sehr bescheidener Diplomat eines so großen Staates, im zweiten Stockwerk eines freilich äußerst sauberen Miethshauses wohnte. Als ich die hohe Treppe erstiegen, fühlte ich mich etwas außer Athem und es war mir ganz lieb, daß ich auf dem verschlossenen Corridor einige Augenblicke warten mußte, wo ich unterdeß meinen Paletot ablegte und meinen merklich befangenen und umhertastenden Geist auf einen einzigen Punkt zu concentriren suchte.

Endlich kam Fröhlich mit bedächtigem Gesicht wieder aus einer Thür des Corridors, behielt sie in der Hand und indem er sie weit aufstieß, bat er mich, einzutreten, sein Herr erwarte mich. Ich schritt langsam und mit einem Mal merkwürdig ruhig werdend, durch ein elegant eingerichtetes Zimmer und trat in ein zweites, offenbar das Arbeitszimmer des Bewohners ein, wo der Gesandtschaftssecretair der Freistaaten Nordamerikas an einem Schreibtisch saß und eifrig in einem wahrscheinlich erst kurz vorher angekommenen Briefe las. So wandte er mir noch den Rücken zu und ich nahm nur wahr, daß er völlig angekleidet war und einen bequemen kurzen Sommerhausrock trug. Plötzlich aber, da ich mich unwillkürlich räusperte, erhob er sich, drehte sich nach mir um

und ich hatte nun den braven Freund Harry Duncan's in ganzer Person vor mir, der augenblicklich einen höchst angenehmen Eindruck auf mich hervorbrachte. Er war ein großer, stark gebauter und muskelkräftiger Mann, etwa dreißig bis zweiunddreißig Jahre alt. Sein Haar war blond, etwas lockig und stark und sein frisches Gesicht von einem gutgepflegten Vollbart eingerahmt, unter dessen schön geschwungenem Schnurrbart weiße, regelmäßig gebildete Zähne hervorblitzten. Der ganze Ausdruck dieses jugendlichen Gesichts war ein ungemein wohlthuender, auf allen Zügen lag ein menschenfreundliches Wohlwollen ausgeprägt, mit dem eine gewisse biderbe Leutseligkeit verbunden war. Aus seinen großen blauen Augen sprühte eben so viel Geist wie Gemüth, doch hatten sie einen tief forschenden und gleichsam nachdenklichen Blick, der sagen zu wollen schien: »Was mag dieser Mann von mir wollen? Ich kenne ihn nicht und doch bin ich etwas neugierig auf seine wichtige Depesche!«

In seiner ganzen Haltung aber, um auch die zu zeichnen, lag eine gewisse natürliche Eleganz und anspruchslose Würde, und die Verbeugung, die er mir machte, war, obwohl höflich, doch kurz und legte eine feinfühlig zurückhaltung an den Tag, die jedoch nur wenige Augenblicke dauerte und auf der Stelle wich, als wir erst einige Worte gewechselt.

Offenbar war ihm mein Erscheinen gerade in diesem Augenblick nicht ganz angenehm. Ich störte ihn in seiner Lectüre und da ich das sofort von seinem anfangs starr auf mich gerichteten Gesicht ablas, bat ich, mich dabei

der englischen Sprache bedienend, um Entschuldigung, daß ich zu einer so ungelegenen Zeit und unangemeldet käme. Indessen meine Sache sei wichtig, fuhr ich fort, sie beträfe einen Freund von ihm und – mir, und ich käme so eben vom Abendberg her, um eine Stunde ungestört mit ihm zu sprechen.

Bei meinen ersten Worten schon und namentlich als ich von einem uns gemeinsamen Freunde sprach und den Abendberg erwähnte, veränderte sich das Aussehen des jungen Mannes blitzartig schnell. Er schaute mich mit der größten Aufmerksamkeit an und sagte rasch und offenbar erstaunt:

»Vom Abendberg und von *Ihrem* und *meinem* Freunde kommen Sie? Ah, das ist ja seltsam. Aber was bringen Sie mir von dorthen?«

»Erlauben Sie,« sagte ich nun und mich schon ganz sicher fühlend, »lassen Sie mich zuerst noch nicht vom Abendberg sprechen, das kommt erst nachher. Zunächst möchte ich Ihnen nur sagen, daß ich Mrs. Duncan und ihre Tochter und Nichte auf dem Schiffe von Thun nach Unterseen vor sieben Wochen kennen gelernt habe und in welche Verbindung ich dadurch mit diesen Damen gerathen bin.«

»Ah,« sagte er wieder, leicht aufathmend und mich mit einem durchdringenden Blick betrachtend, »nun glaube ich schon besser orientirt zu sein. Dann sind Sie wohl gar der Arzt, der Herr Doctor ***, von dem mir neulich der Oberst H***, der beim Bundespräsidenten mit mir

speiste, erzählte und in dessen Auftrag derselbe bei mir – nach einem verschollenen Manne forschte?«

»Ja wohl,« sagte ich, »der bin ich und ich bin durch ein eigenthümliches und mich tiefbewegendes Geschick berufen, in die traurigen Familienverhältnisse der armen Mrs. Duncan mit Rath und That einzugreifen.«

Jetzt erst ergoß sich ein warmer Strahl lebhafter Freude über das ausdrucksvolle Gesicht des Amerikaners; er reichte mir herzlich die Hand und führte mich auf ein Sofa, während er selbst auf einem Sessel mir gegenüber Platz nahm.

»Ja,« sagte er, als wir nun saßen und er mir dabei von Zeit zu Zeit um einige Zolle näher rückte, als könne er nicht schnell genug meine Worte vernehmen, »nun begreife ich fast Alles. Aber bitte, erzählen Sie mir gefälligst zuerst und von Anfang an, wie Sie die Bekanntschaft mit Mrs. Duncan gemacht haben. Mir ist darin jeder Zug von Wichtigkeit und um Ihnen schon jetzt eine Erklärung darüber abzugeben, will ich Ihnen nicht verhehlen, daß Sie gerade in einem für diese Familie höchst bedeutungsvollen und sogar günstigen Moment zu mir gekommen sind.«

Ich horchte hoch auf, denn durch diese letzten Worte Mr. Charles H***t's fand ich schon im Beginn meiner Eröffnungen die briefliche Aussage meines Freundes aus Interlaken bestätigt. Und so zögerte ich nicht lange und erzählte ihm meine Begegnung mit der Familie auf dem Schiff und mein Zusammenleben mit ihr in Beau-Site. Das war ihm nun freilich nicht mehr neu, er wußte

es schon durch meinen Freund, aber erkannte sein Erstaunen und seine Freude kaum zurückhalten, als er nun noch viel mehr Einzelheiten darüber von mir selber vernahm.

»O,« sagte er, als ich mit meinem Bericht zu Ende war, »das ist gut. Nun erst erkenne ich, wie wichtig Ihr heutiger Besuch ist und wie Sie gerade zur rechten Zeit bei mir eingetroffen sind. Daß die drei Damen in der Schweiz überhaupt, dann in Unterseen waren, wußte ich nicht nur aus den Fremdenblättern und durch den Herrn, der neulich mit mir in Bern über sie sprach, sondern auch aus ihren Karten, nachdem sie mir auf ihrer Durchreise in Bern einen Besuch gemacht, mich aber glücklicher Weise nicht getroffen hatten, da ich, auf einer kurzen Reise begriffen, zufällig einige Tage abwesend war. Ich sage: *glücklicher Weise*, und das muß ich Ihnen einigermaßen erklären. Mir persönlich wäre ihr Besuch natürlich außerordentlich angenehm gewesen, weil ich die mir so theure Familie Duncan aus mehr als einem Grunde liebe und verehere, aber ich mußte sie trotz alledem zu vermeiden suchen, da ich nicht gewußt hätte, wie ich mich den Damen gegenüber verhalten, was ich ihnen sagen und was verschweigen sollte. Doch darüber wollen wir nachher sprechen, da ich Ihnen eine vollständige Erklärung meiner eigenthümlichen Lage in diesem Punkt schuldig zu sein glaube, zumal Sie ja, wie ich sehe, vollkommen in die bestehenden Verhältnisse eingeweiht sind. Nun aber reden Sie erst weiter und erzählen Sie mir auch das Uebrige und – wie Sie nach dem Abendberg kamen. Aber

sprechen Sie ganz ehrlich und offen mit mir, ich werde es nachher mit Ihnen eben so thun.«

Ich that es und theilte ihm Alles von der Mutter, der Schwester und Cousine Harry Duncan's mit, was ich wußte, wobei ich namentlich das Vertrauen betonte, das sie allmählig zu mir gefaßt, und ihren Schmerz, ihren Kummer und insbesondere das unsägliche Leid Miß Mary Markham's schilderte, die sich in ihren Geständnissen gegen mich als die einzige Urheberin alles Unheils betrachtete, welches über die Familie ausgeschüttet worden und zuletzt den Untergang des jungen Mannes veranlaßt hatte oder wenigstens veranlaßt haben sollte, wie es in jener Londoner Zeitung aller Welt verkündet war. »Denn daß Mr. Harry Duncan nicht todt ist,« fügte ich hinzu, »daß er lebt, das weiß ich nicht nur durch meinen Freund, dem Sie es gesagt, sondern ich habe es auch wo anders erfahren, wodurch mir eine noch viel größere Gewißheit seines Lebens, seines jetzigen Aufenthalts und inneren Zustandes erschlossen wurde.«

Mr. Charles H***t machte bei diesen Worten große Augen und sah mich eine Weile starr und nachdenklich an, als ob er prüfen wolle, wie weit ich in diesen meinen Erfahrungen vorgedrungen sei. Offenbar aber las er in meinen Mienen, daß ich die volle Wahrheit sprach und von Allem genauere Kenntniß besaß, und so hatte der kluge Mann beinahe schon ziemlich Alles errathen, bevor ich noch weiter zu sprechen fortfuhr.

»Fahren Sie fort,« sagte er endlich, »ich glaube Sie zu verstehen und höre mit hundert Ohren, was Sie mir nun zu enthüllen haben.«

So fuhr ich denn in meiner Erzählung weiter fort und sprach über den Wechsel meines Aufenthalts und meine Uebersiedelung nach dem Abendberg und wie Mrs. Duncan und die Ihrigen auf meine Empfehlung auch dahin gezogen seien und daselbst wohnten, nicht nur um auch dort Erkundigungen übers ihren verschollenen Sohn einzuziehen, sondern auch ihrer eigenen Gesundheit wegen die friedliche Stille und die köstliche Luft des Berges zu genießen.

»Wie?« rief da, als ich kaum zu Ende gesprochen, der Amerikaner auf das Höchste erstaunt aus, »die drei Damen befinden sich augenblicklich auf dem Abendberg?«

»Ja, da befinden Sie sich. Doch haben Sie nur noch einen Augenblick Geduld, Sie werden gleich noch mehr Grund zum Erstaunen erhalten.« Und nun erzählte ich ihm, wie ich bei einer zufälligen Begegnung von dem Baumeister der Parquetteriefabrik gehört, daß ein Amerikaner auf dem Abendberg sich ein Blockhaus gebaut, wie ich, dadurch neugierig geworden, eine Recognoscirungsreise nach demselben unternommen und endlich durch Jakob die Lage desselben erfahren hatte. Daran knüpfte sich denn meine endliche Bekanntschaft mit dem Einsiedler selbst, den ich krank und leidend gefunden und zu dem ich zuletzt in ein näheres freundschaftliches Verhältniß getreten sei.

»Aha,« sagte der lebhaft junge Mann, der mein langsames Erzählen gar nicht abwarten konnte und meinen Worten mit seinem Herzen immer vorauseilte, »nun begreife ich schon. Sie wurden auf dem Berge eben so mit Mr. Scott wie auf dem Schiff mit Mrs. Duncan bekannt, und er schenkte Ihnen sein Vertrauen, wie Jene es gethan.«

»Ja, gewiß, und vollständig und ebenfalls wie Diese sich in einem höchst kritischen Zustande befindend. Aber erst seit gestern, nachdem ich bei Mr. Scott während einer ernsten Krankheit einige Tage verweilt, weiß ich Alles, also ebensowohl, daß Mr. Scott Harry Duncan ist, als daß Sie sein treuster und einzig zuverlässiger, sein edler und aufopferungsfähiger Freund sind.«

Mr. Charles H***t schlug die Augen nieder und ich sah, wie tief er durch meine Worte bewegt war. »Nun ja,« sagte er endlich, »wenigstens sein zuverlässiger und wahrer Freund bin ich von jeher gewesen und bin es noch, aber wie? Sagen Sie mir erst das Eine: Sind Sie mit der öffentlichen Erklärung seines Todes einverstanden, wie mir beinahe scheint?«

»Nein,« erwiderte ich rasch, »das bin ich durchaus nicht,« und nun entwickelte ich ihm meine Ansichten über diesen so mißlichen Punkt.

»Ja,« sagte er, »so sehe ich es auch an und aus doppelten Gründen bin ich von Anfang an gegen diese Todeserklärung gewesen. Nein, diese Handlung war die einzige, die ich für unrichtig halte. Er durfte sich bei seiner Familie nicht für gestorben ausgeben, wenn er auch für

die ganze übrige Welt todt bleiben wollte. Sein eigener gerechter Schmerz konnte durch die Zeit und glückliche Ereignisse gemildert werden und jedenfalls mußte er seiner alten Mutter den über seinen Tod ersparen. Auch lag wohl nicht in seiner Absicht, damit Miß Mary Markham eine empfindliche Strafe aufzuerlegen, dazu liebte er das Mädchen zu sehr, doch, wenn es für sie eine war, so trug sie sie mit Recht, denn sie allein hat ja meinen armen Freund durch ihre falsch angebrachte Coquetterie und indem sie seine Eifersucht zu erregen trachtete, in's Verderben gestürzt. Doch, ich will darüber nicht zu strenge urtheilen und sie hat eine so böse Folge ihrer Handlungsweise gewiß nicht vorausgesehen.«

»Nein, das hat sie gewiß nicht,« sagte ich nun, »und sie hat diese Handlungsweise, wie ich aus ihrem eigenen Munde weiß, bitter bereut.«

»Ja, das glaube ich wohl, aber eine Reue der Art kommt leider immer zu spät.«

»Hier ist sie doch wohl nicht zu spät gekommen,« fuhr ich fort. »Harry Duncan lebt ja und diese Reue wird ihm über Miß Mary Markham selbst die Augen öffnen. Uebrigens trösten Sie sich darüber, Mr. H***t, jedes Ding in der Welt hat seine zwei Seiten und so auch hier. Denn hätte Harry's Mutter ihren Sohn nicht für todt und in oder bei Interlaken für beerdigt gehalten, so wäre sie nicht nach der Schweiz gekommen, um ihn zu suchen. Ich hätte sie also auch nicht kennen gelernt und könnte sie nun nicht mit ihrem Sohn zusammenführen, und Miß Mary Markham würde nicht mit eigenen Augen gesehen haben, was

für ein Unheil sie durch ihren schrecklichen Einfall auf jenem Ball in Margate angerichtet hat.«

Mr. Charles H***t schüttelte den Kopf, als ob er noch nicht ganz dadurch befriedigt wäre. »Freilich,« sagte er, »es ist einmal geschehen und nicht zurückzunehmen. Aber mich persönlich trifft jene Todeserklärung, auf die ich noch einmal zurückkommen muß, besonders hart. Auch mich beraubte Harry Duncan dadurch eines eben so großen Glückes, wie seine Mutter eines Trostes, denn gerade ich hätte sie ja so gut trösten können, indem ich ihr sagte, daß ihr Sohn an jenem ihm aufgebürdeten Verbrechen unschuldig sei, daß seine Unschuld noch einmal an's Licht kommen werde und daß er noch lebe und in vollkommener Sicherheit sich befinde. Was mich selbst aber dabei betrifft, so will ich auch darin gegen Sie offenherzig sein, obgleich es ein zarter Punkt ist, den ich hiermit berühre, und Sie werden daraus erkennen, wie schwer mir die Erfüllung meines Versprechens geworden ist, welches ich Harry gab, indem ich sein Leben und seine Rettung Jedermann zu verschweigen unternahm. Denn dadurch allein machte er es mir unmöglich, mit seiner Familie in Correspondenz zu treten, da ich es nicht über das Herz gebracht hätte, ihr, wenn ich ihren Schmerz über seinen Tod sah, zu verhehlen, daß Harry lebe, und ich hatte ein großes Interesse daran, mit ihr in steter Verbindung zu bleiben, da seine Schwester Lucy in der letzten Zeit, als ich sie in London sah, mich die Hoffnung hatte fassen lassen, daß ich ihr nicht gleichgültig

sei, während ich sie selbst für eine der liebenswürdigsten Personen auf der Welt hielt. Doch, das mag unter uns bleiben, Herr Doctor, ich habe Sie damit einen Blick auch in mein Herz thun lassen, während wir Beide doch noch vollauf mit dem Schicksal eines Anderen beschäftigt sind. So fahren Sie denn also in Ihrem Bericht fort, denn ich sehe, daß Sie damit noch nicht ganz zu Ende gekommen sind.«

»Nein, noch nicht ganz,« sagte ich zögernd, »denn nun kommt ja das Wichtigste, was mich heute zu Ihnen getrieben. Vor einigen Tagen, gerade als ich bei dem sehr leidenden Harry in seiner Blockhütte war, um ihn zu pflegen und wo möglich zu heilen, habe ich den Brief meines Freundes erhalten, der Sie so zufällig beim Bundespräsidenten kennen gelernt, und dieser Brief enthielt eine für mich und Harry Duncan selbst höchst wichtige andere Mittheilung.«

»Ah!« rief Mr. Charles H***t lebhaft aus, »dachte ich mir es doch! Das ist ja ein eigenes Zusammentreffen aller Umstände. Doch, machen Sie es kurz, welche Mittheilung meinen Sie?«

»Es handelt sich jetzt,« sagte ich, »namentlich darum und eben deshalb bin ich zu Ihnen gekommen, was für eine günstige Nachricht in Bezug auf unsern gemeinsamen Freund Sie erwarteten, wie Sie es nicht nur jenem Herrn zu Bern halb und halb zu verstehen gaben, sondern es auch mich vorher mit noch deutlicheren Worten hoffen ließen.«

Des jungen Diplomaten blaues Auge leuchtete hell und in unverkennbarem Freudenglanz auf. »Ja,« rief er, »das ist es und nun komme ich zu *meinem* Bericht, der Ihnen nicht weniger angenehm sein wird, wie es mir der Ihrige gewesen ist. Ja, diese günstige Nachricht ist endlich eingetroffen und – sehen Sie – dieser Brief da, bei dessen wiederholter Lesung Sie mich traf, hat offiziell und mit einem Guß die Bestätigung alles Dessen gebracht, was ich schon früher tropfenweise aus einzelnen Privatmittheilungen erfahren hatte. Doch, hören Sie und Sie werden sich bald eine Vorstellung von meiner heutigen frohen Stimmung machen können. Man ist in dem in Bezug auf seine Gesetzeshandhabung sonst so stolzen und sich für mustergültig haltenden England wieder einmal nahe daran gewesen, einen sogenannten Justizmord zu begehen, indem man gegen einen völlig Unschuldigen den traurigen Indicienbeweis, der schon so oft auf Irrwege geleitet, in seiner ganzen Strenge allein gelten ließ und keine Rücksicht auf die Aussage des Angeklagten und anderweitige seine Person betreffende moralische Anhaltspunkte nahm. Unser armer Freund konnte vor Gericht keinen Beweis beibringen, daß er das ihm zugehörige Schwert nicht in die Brust Sir Lawrence Rowland's gestoßen, und eben so wenig konnte er darthun, wer es gethan. Sein Degen allein sprach gegen ihn und leider auch die Aussage der Kameraden, daß er schon früher verschiedene Male und namentlich auf dem Ballfest mit dem Getödteten Streit gehabt. Gegen diese feststehenden Thatsachen halfen ihm alle Betheurungen seiner

Unschuld und sein früherer lobenswerther Lebenswandel nichts. Der handgreifliche sichtbare Beweis war für ein englisches unfehlbares Kriegsgericht zu eclatant und verführerisch. Welchen Einfluß außerdem die vornehme und vielvermögende Verwandtschaft des Getödteten auf dieses Urtheil hatte, bleibe dahingestellt, und hätte Harry Duncan sich seiner Verurtheilung nicht durch die Flucht entzogen, so wäre er ohne Gnade und Barmherzigkeit mit Mördern und Dieben gemeinschaftlich nach Australien deportirt worden.

»Nun aber hat die Sache mit einem Mal eine ganz andere und unerwartete Wendung genommen und der unumstößliche Beweis der wirklichen Thäterschaft ist gewissermaßen durch ein Gottesurtheil herbeigeschafft. Hören Sie nun, wie das zusammenhängt.

»Einige Monate nach der Flucht meines Freundes nämlich, den ich durch glückliche Umstände seinem Kerker entreißen und unerkant nach der Schweiz bringen konnte, hatte sich schon, wie man mir aus London schrieb, das vage Gerücht verbreitet, daß er trotz seiner Verurtheilung am Ende doch nicht der wirkliche Mörder Sir Lawrence Rowland's sei. Zu diesem Gerücht hatte vielleicht der Umstand beigetragen, daß man erfahren, daß irgend Jemand, man wußte nur leider nicht wer, am Morgen nach dem Ballfest in aller Frühe einen im Balllokal zurückgebliebenen Degen durch einen ebenfalls unbekanntem Mann habe abholen lassen. Da hieß es, denn erst ganz im Stillen, der unbekanntem Eigenthümer dieses Degens müsse der eigentliche Mörder Sir Lawrence's

gewesen sein, und für mich und einige andere Freunde stand es nach solchem allerdings unbestimmten Gerücht unzweifelhaft fest, daß dieser unbekannte, wahrscheinlich ohne Absicht und nur aus einem sehr erklärlichen Irrthum, beim Verlassen jenes Hotels den Degen Mr. Harry Duncan's statt seines eigenen mitgenommen also, mit einfachen Worten gesagt, die sich sehr ähnlich sehenden Waffen mit einander verwechselt hatte. Lange Zeit erzählte man sich darüber Mancherlei hin und her, aber Klarheit kam dadurch nicht in die dunkle Sache und Harry Duncan half sie also auch nichts. Wir, das heißt, meine Freunde und ich, boten daher alles Mögliche auf, um hinter den Schleier der so wohl verborgenen That zu blicken, allein es gelang uns nicht und bis vor acht Wochen blieb Alles, wie es bisher gewesen, das heißt also vollkommen unklar.

»Da erfuhr ich mit einem Mal aus einem Brief, daß man auf der Spur des wirklichen Thäters zu sein glaube, oder wenigstens eine Dämmerung der Wahrheit in der Ferne auftauche, denn es hatte sich ein Mann gefunden – und zwar war es ein an jenem Ballabend vom Hotelwirth angenommener Lohndiener – der in der betreffenden Nacht, im hellen Mondlicht, nicht weit von der Thür des Hotels entfernt, zwei sich streitende Herren gesehen haben wollte. Sie hätten zuerst dicht an der Thür heftige Worte mit einander gewechselt, dann in einiger Entfernung die Degen gezogen und wären auf einander losgegangen. Der eine dieser Herren sei unzweifelhaft Sir Lawrence Rowland, der andere aber sei nicht, wie Harry

Duncan, ein großer und starker Mann, sondern ein viel kleinerer gewesen, und Harry Duncan selbst habe er eine halbe Stunde zuvor ganz ruhig nach Hause gehen sehen.

»Dieser Lohndiener nun wurde auf das Betreiben meiner Londoner Freunde zur Untersuchung gezogen, aber es ergab sich bald, daß er nichts weiter aussagen konnte, als was ich so eben erwähnt. Da waren wir denn wieder im alten Dunkel und nichts auf der Welt schien uns das nöthige Licht geben zu wollen. Aber nun, Herr Doctor, vor wenigen Tagen endlich hat sich etwas Anderes zuge- tragen und das schreibt mir eben in jenem Briefe, den ich vorher las, ein Freund, der in London an dieselbe Stelle gekommen ist, die ich früher daselbst bekleidet. Und nun sollen Sie ausführlich den Zusammenhang der unheilvollen Sache erfahren. Indessen will ich Ihnen den ganzen langen Brief nicht vorlesen, sondern nur das Hauptsächlichste erzählen, das mir fest im Gedächtniß steht, da es ja so ungemein wichtig für unsern armen Duncan ist. Und da haben wir wieder einmal einen Beweis, daß die göttliche Vorsehung über den Menschen wacht und daß endlich einmal alles Dunkle an das Licht der Sonne gezogen wird. –

»Den wirklichen Mörder, oder ich will lieber sagen, den Thäter, der Sir Lawrence Rowland um's Leben gebracht, hat die gerechte Strafe schnell genug ereilt und er ist wenigstens auf seinem Sterbebette ehrlich genug gewesen, der Wahrheit die Ehre zu geben und unsern armen Freund als einen unschuldig Verurtheilten darzustellen. Mit einem Wort: Derjenige, der Sir Lawrence

Rowland tödtete, indem er ihm Harry Duncan's Degen in die Brust stieß, ist ebenfalls ein Kamerad Beider gewesen, aber ein Kamerad, wie man ihn nicht gern um und neben sich hat und wie er sich doch bisweilen in einer so zahlreichen Klasse von Menschen findet, die niemals und nimmer nur aus idealen oder edlen Naturen recrutirt werden kann. Mr. *Pompey Rumford*, so hieß dieser Mann, war schon oft von einem Schiffe auf's andere versetzt worden, weil man nirgends mit ihm zufrieden sein konnte und weil er schon oft in seinem Leben und auf seinen Reisen Dinge ausgeführt hatte, die ihm nicht zur besonderen Ehre gereichten. Er war nicht nur ein Trunken- oder Raufbold von ungezügelter Lebensweise, sondern auch in anderer Beziehung von sehr zweifelhaftem Charakter. Darum wurde er auch von allen Kameraden gemieden, Niemand verkehrte gern mit ihm und Jedermann ging ihm aus dem Wege, wo er nur konnte. So erging es auch dem stolzen und hochmüthigen Sir Lawrence Rowland und dennoch konnte derselbe in seiner angeborenen Spottsucht es nicht unterlassen, Mr. Pompey Rumford bei jeder Gelegenheit zu kränken und ihm seine Verachtung deutlich genug an den Tag zu legen.

»Auch an jenem Ballfeste hatte Mr. Pompey Rumford Theil genommen, sich aber wohlweislich von den übrigen Kameraden fern gehalten und war so bei den Streitigkeiten zwischen Sir Lawrence Rowland und Harry Duncan neutral geblieben, weshalb er auch nicht als Zeuge gegen den Letzteren vor Gericht gezogen worden war.

Als sich nun eines halbe Stunde nach Harry Duncan's Entfernung Sir Lawrence Rowland allein nach Hause begeben wollte, trat ihm Mr. Pompey Rumford auf dem Corridor in den Weg, und Beide – ob durch Zufall oder in einer bestimmten Absicht des Einen oder Andren, ist nicht bekannt – geriethen in einen heftigen Wortwechsel. Als nun Sir Lawrence das Hotel verließ, folgte ihm Mr. Rumford, und als Ersterer in barschem Tone fragte, was er von ihm wolle, sagte dieser: »Ich will Sie endlich einmal züchtigen, Sie hochmüthiger kleiner Lord, und Ihnen beweisen, daß nicht alle Adamssöhne Ihre Neckereien und Spöttereien geduldig zu ertragen gesonnen sind.«

»Sir Lawrence wollte ihn mit einigen Redensarten abfertigen, aber in seiner bekannten hochmüthigen Weise vergriff er sich dem Mr. Rumford gegenüber in der Wahl seiner Worte. Dieser ergrimmte darüber und zog ohne Weiteres seinen Degen, eben jenen Degen Harry Duncan's. Auch Sir Lawrence zog nun vom Leder und sie hieben und stachen auf einander los, und da wollte es das Unglück, daß Sir Lawrence tödtlich verwundet wurde. In dem Augenblick aber, als Mr. Rumford sich bemühte, seinen tief eingedrungenen Degen aus der Brust Sir Lawrence's zu ziehen, kam ein Wächter vorbei und Mr. Rumford, um nicht auf frischer That ergriffen zu werden, floh und ließ seinen Degen im Stich. Jener Wächter nun fand den Sterbenden in seinem Blute und schlug Lärm, und da man alsbald Harry Duncan's Degen erkannte, wurde dieser verhaftet und – das Folgende kennen Sie ja so gut wie ich. Am zweiten Tage nach dieser Nacht

aber segelte Mr. Rumford mit seinem Schiffe ab und hat seitdem nicht wieder lebend Englands Boden betreten.«

»O, das ist ja schrecklich,« sagte ich beklommen, als Mr. Charles H***t schwieg und mich mit einem fragenden Blick ansah, in dem trotz seiner traurigen Mittheilung eine triumphirende Freude aufblitzte, »und der arme Duncan hat dafür bluten müssen!«

»Ja wohl hat er das,« fuhr der Amerikaner fort, »aber nun ist ja seine Unschuld klar wie der Tag und das Kriegsgericht ist bereits wieder zusammengetreten, um den verschollenen Harry Duncan, den man nach jener Nachricht in der Times für todt hält, nachträglich für unschuldig zu erklären und wenigstens seinen geschädigten Ruf zu Gunsten seiner Familie wiederherzustellen.«

Ich athmete tief und erleichtert auf, und doch war mir das Ganze noch nicht vollkommen klar, da mir noch die Erklärung des unumstößlichen Beweises für Harry Duncan's Unschuld fehlte, und darum fragte ich auch sogleich: »Wie ist denn aber die That des Mr. Rumford an's Tageslicht gekommen?«

»Nun,« sagte Mr. Charles H***t ruhig, »eben durch Mr. Pompey Rumford selbst, hören Sie nur das Letzte. Er ist nämlich auf einem Schiff nach Malta unterwegs gewesen und auf der Heimfahrt, als sein Schiff nahe daran war, im Canal bei einem heftigen Sturm Schiffbruch zu leiden und er den Dienst auf Deck hatte, brach eine Rae, fiel auf ihn und verstümmelte ihn. Er konnte aber doch noch sprechen und hatte Besinnung genug, um, von Gewissensbissen gequält, seinem Capitain zu beichten, was

er gegen Sir Lawrence Rowland und eben so sehr gegen Harry Duncan verbrochen. Der Capitain sah die Wichtigkeit seiner Aussage ein, rief mehrere vollgültige Zeugen herbei und so – ist unser Harry gerettet. Mr. Rumford aber ist noch in jener Sturmnacht gestorben und seiner Strafe für jenen Todtschlag, der kein Mord, sondern ein ziemlich ehrlicher Zweikampf ohne Zeugen war, entoben. So steht denn der vollständigen Rehabilitation unseres Freundes nichts mehr im Wege und in Kurzem werden wir die Proclamation seiner Unschuld zur Beschämung aller seiner Richter und zur größten Freude für ihn und seine Familie in allen englischen Zeitungen lesen.«

»So,« sagte ich, nicht ohne eine gewisse mit Ironie gemischte Heftigkeit, »das ist Alles recht schön, Mr. H***t, und die Herren, die über Harry Duncan zu Gericht gesessen, werden sich damit freilich zufrieden geben und glauben, ihm Wunder was für eine Wohlthat mit dieser ihrer Erklärung zu Theil werden zu lassen. Wer aber ersetzt ihm, was er verloren, wer macht ihn seine Einkerkierung vergessen, wer löscht den Makel von ihm ab, der ein Jahr lang und länger auf seinem und seiner Familie Namen gehaftet, ja, wer nimmt den namenlosen Schmerz von ihm hinweg, den er Tag und Nacht erlitten, und wer endlich giebt ihm das verlorene Lebensglück wieder?«

Mr. Charles H***t, tief ergriffen von meinen Worten, zuckte die Achseln und sah eine Weile starr vor sich hin. Endlich aber sagte er mit einem wehmuthsvollen Lächeln: »O, Sie wissen wohl, für alle diese Leiden giebt es keinen Ersatz in dieser unvollkommenen Welt. Unser

Freund hat einmal Unglück gehabt, wie so viele Andere vor ihm, und so wird er wie sie sein Leid tragen müssen, das ihm, da es einmal als etwas Vergangenes, Verschwundenes hinter ihm liegt, Niemand wieder abnehmen kann. Wenn es aber in meinen Augen einen Trost dafür giebt, so ist es der, daß seine Richter wieder einmal einen unumstößlichen Beweis erhalten haben, daß sie nicht unfehlbar, also daß sie irrende, fehlgreifende Menschen sind, und wir – wir bedauern die Unvollkommenheit unserer Gesetzgebung und überhaupt unserer menschlichen Gebrechlichkeit. Alles in Allem genommen aber hoffe ich, daß Harry Duncan dennoch für alles ausgestandene Leid entschädigt werden wird.«

»Wodurch?« fragte ich lebhaft, denn ich war neugierig geworden, was für einen Trost er nun vorbringen würde.

Mr. Charles's Antlitz nahm einen fast triumphirenden und freudigen Ausdruck an und er sagte sogleich: »Das wollen wir Gott, dem Allmächtigen, überlassen, Herr Doctor. Er wird ihm gnädiger und barmherziger als die Menschen sein und auf andere Weise ersetzen, was ihm diese entzogen haben.«

»Ja, ja,« sagte ich, mit dem Kopfe nickend, »darauf kommen wir arme Sterbliche immer wieder zurück und einen anderen Trost giebt es nicht für uns in solchem Leid!«

Nach diesen Worten blieben wir eine Weile stumm und Jeder von uns hing seinen besonderen innersten Gedanken nach. Ich, ich gestehe es ehrlich, konnte mich längere Zeit von meinem Erstaunen über Alles, was ich gehört,

erst gar nicht erholen, obwohl demselben eine große Freude beigemischt war. Da aber wurde ich in meinem Nachdenken unterbrochen, denn Mr. Charles H****t erhob mit einem Mal seinen Kopf, sah mich forschend an und rief laut:

»Aber was nun, Herr Doctor? Was müssen wir zunächst thun, um Harry aus seinem qualvollen Zustande zu reißen, denn daß etwas geschehen muß, um ihn über sein Geschick aufzuklären, das ist gewiß, und es muß das sogar unsere nächste Aufgabe sein. Am liebsten möchte ich Sie gleich nach dem Abendberg begleiten und Ihnen helfen, zuerst seine in Angst und Sorge vergehende Mutter und die Ihrigen aufzurichten und sie dann mit ihrem Sohn, Bruder und Freund zu vereinen, aber ich kann heute leider nicht von Bern fort, da ich am Nachmittag eine wichtige Conferenz mit meinem Chef habe, der gestern von Paris angekommen ist.«

»O,« sagte nach kurzem Besinnen, »diese Abhaltung scheint mir sehr zu gelegener Zeit zu kommen. Wie ich nämlich die Sache ansehe, um die es sich handelt, so dürfen Sie noch nicht sogleich vor die Augen der Familie Harry Duncan's und seine eigenen treten, da sie ja sämtlich noch nicht auf die Umwandlung ihres Geschicks vorbereitet sind. Diese Umwandlung dürfen sie auch nicht zu rasch erfahren, sie müssen sich dieselben vielmehr aus einzelnen ihnen zugeworfenen Andeutungen gewissermaßen selbst zusammensetzen und wir müssen in unserer Mitwirkung dabei äußerst vorsichtig

verfahren, da sowohl die Mutter wie der Sohn nervös aufgeregter und von den ausgestandenen langen Leiden angegriffen sind, also der größten Schonung bedürfen. Lassen Sie mich also für's Erste lieber allein handeln, ich kenne ihre augenblicklichen Zustände am genauesten und werde sie Beide ganz allmählig auf das Bevorstehende vorbereiten. Dennoch sollen auch Sie nicht lange unthätig bleiben, sondern bald in meine Aufgabe mit eingreifen, mir helfen, den letzten Rest von Kummer in ihnen auszulöschen und Freude und Frieden in ihre Gemüther zurückzuführen. Und zu dem Ende komme ich Ihrem eben ausgesprochenen Wunsche entgegen und bitte Sie, von übermorgen an jede Stunde meines Rufes gewärtig zu sein. Sobald ich oben einigermaßen Alles in Ordnung gebracht, sollen Sie Ihres Freundes nicht länger entbehren. In derselben Stunde, wo Harry Duncan den Wechsel seines Schicksals erfahren hat, also dem Leben und seiner Familie wiedergegeben ist, telegraphire ich an Sie und wenige Stunden später können Sie schon auf dem Abendberg sein. Bis dahin gedulden Sie sich hier und überlassen Sie mir die erste eingreifende Handlung, die mehr beruhigend als aufregend sein muß, und Ihr plötzliches Erscheinen würde viel zu heftig auf die zu tief erschütterten Gemüther wirken.«

»Ja,« sagte nun Mr. Charles H***t, »da haben Sie Recht und so soll Ihre Ansicht der Sache für mich maßgebend sein. Ich gedulde mich gern hier und lasse Sie für's Erste allein handeln. Sobald Sie mich aber rufen, komme

ich mit diesem meinem Brief und bringe damit die Bestätigung Dessen, was Sie ihnen gesagt. Ich werde auch heute noch nach London telegraphiren und mir von dort her in amtlicher Form die sprechenden Beweise von Harry's Unschuld ausbitten, aber so rasch, wie wir es wünschen, wird die Antwort freilich nicht anlangen und es ist ja auch eigentlich nicht nöthig. – Aber wie, Sie erheben sich? Wollen Sie mich etwa schon verlassen? Sie haben ja keine so große Eile, da Sie erst mit dem Zweiuhrzug abfahren können, Sie müßten denn noch andere Geschäfte in Bern zu besorgen haben.«

»Nein,« erwiderte ich, »heute habe ich hier keine anderen Geschäfte als die, die mich zu Ihnen geführt, und bis gegen zwei Uhr habe ich allerdings Zeit.«

»Nun denn also!« rief der junge Diplomat heiter aus, »so bleiben Sie bis dahin bei mir und frühstücken Sie mit mir, wir haben ja unsere Herzen bei Weitem noch lange nicht ganz vor einander ausgeschüttet. Weiß es Gott!« und hier nahm Mr. Charles H***t's schönes Antlitz einen ungemein freudigen Ausdruck an, »ich habe nach Ihrem Besuch und unserm wichtigen Gespräch wieder frischen Lebensmuth bekommen und allmählig bricht sich eine Art Wonnegefühl in mir Bahn, wie ich es kaum je gehabt. O, lassen Sie mich nicht zu lange auf Ihre Depesche warten, ich sehne mich zu sehr, Mrs. Duncan und die Ihrigen wiederzusehen, und Gott sei Dank, bis dahin werden Sie bei ihnen eine solche Wandlung bewirkt haben, daß ich nicht mehr schmerzliche Gesichter zu finden befürchten muß.«

»Ja,« sagte ich, »das soll geschehen und ich denke schon morgen oder spätestens übermorgen so weit zu sein, daß ich Mrs. Duncan zu ihrem Sohn führen kann, obgleich ich ihr nicht sagen werde, daß er ihr bereits so nahe ist. Doch, wie ich dies schwierige Werk beginne, darüber muß ich noch länger mit mir zu Rathe gehen und glücklicher Weise habe ich während meiner fünfstündigen Reise Zeit genug dazu.«

Während wir uns so über das Vorliegende unterhielten, hatte Mr. Charles H***t schon Befehl gegeben, im Nebenzimmer ein Frühstück zu serviren. Dies ließ auch nicht lange auf sich warten und bald saßen wir Beide, von dem schweigsamen Fröhlich bedient, an einem wohlbesetzten Tisch und selten hatte ich einen Menschen so glücklich und zufrieden gesehen, wie meinen jungen Wirth bei diesem improvisirten Mahl. Er hatte auch vollwiegende Ursache dazu. Sein bester Freund hatte einen großen und glücklichen Schicksalswechsel erfahren und seine lange gehegten stillen Wünsche in Bezug auf dessen Familie waren der Verwirklichung nahe.

Natürlich sprachen wir zumeist über alle diese Verhältnisse und ich erzählte Mr. Charles H***t alle großen und kleinen Leiden, die Harry Duncan in seiner Einsiedelei ausgestanden, bis ihn die Einsamkeit und der mächtige Einfluß der um ihn tobenden Elemente überwältigt und die Ueberzeugung in ihm wach gerufen, daß sein jetziger Zustand nicht mehr lange haltbar sei.

»Ach,« rief Mr. Charles H***t, als ich damit zu Ende gekommen, »das Alles habe ich mir schon vorher gedacht

und es ihm auch selbst gesagt; daß es aber so früh schon bei ihm eintreffen würde, habe ich doch nicht vermuthet. Jedoch, nun ist es vorbei und die Sehnsucht nach seinem früher so erwünschten Einsiedlerleben wird beschwichtigt sein. – Doch nun, Herr Doctor,« setzte er mit einigem Zögern hinzu, »lassen Sie uns noch einmal von Harry's Familie sprechen. Ueber die einzelnen Mitglieder derselben haben Sie mir noch sehr wenig gesagt. Daß Miß Mary Markham Ihnen zum Theil ihre Schuld gebeichtet, weiß ich, auch daß sie Harry liebt, geht daraus klar hervor; wie aber steht es – und das ist mir auch sehr wichtig – mit Miß Lucy, seiner schönen Schwester?«

Ich lächelte unwillkürlich, denn auf Mr. Charles H***'s Antlitz verrieth sich bei diesen Worten in Farbe und Miene ein großer innerer Antheil an Miß Lucy. So erzählte ich ihm denn alle unseren verschiedenen Unterredungen, beschrieb, wie sie sich dabei benommen, wie sie ausgesehen, wie sie selbst in ihrem Schmerz die vertrauensvollste und gefaßteste von Allen gewesen, und das Alles erfreute meinen aufmerksam lauschenden Zuhörer so sichtbar, daß er in die munterste Stimmung gerieth.

So vergingen mir denn ein paar Stunden in so angenehmer und liebenswürdiger Gesellschaft erstaunlich rasch und unbemerkt war die Zeit herangerückt, in der ich wieder von Bern scheiden mußte.

Gegen zwei Uhr brach ich denn auf und Mr. Charles H*** begleitete mich nach dem Bahnhof. Mit herzlichem Händeschütteln schieden wir von einander und sprachen noch einmal die Hoffnung auf baldiges Wiedersehen aus.

Mit welchen Gedanken und Empfindungen ich aber diesmal nach dem Bödeli abreiste, will ich nicht zu schildern versuchen, da es sich ganz von selbst versteht. Ich hatte ohne alle Schwierigkeit in wenigen Stunden weit mehr ausgerichtet, als ich hatte erwarten können, selbst wenn meine Hoffnungen recht kühn gewesen wären. Darum war ich über die Maaßen froh und heiter gestimmt. In meine Gedanken an die Familie des Einsiedlers vertieft und das ihr bevorstehende Glück im Voraus genießend, verging mir die Fahrt nach Thun wie im Fluge und erst als ich wieder auf dem Dampfer inmitten Hunderter von Reisenden saß und die hochragenden Eisbergrings um mich her und vor mir im vollen Sonnenschein glühen und leuchten sah, ward es still in mir, denn nun, so nahe meinem nächsten Ziele, mußte ich endlich überlegen, was und wie nun Alles zunächst zu thun sei.

Allein der Mensch überlege Dergleichen so viel er will, die Ausführung wird immer eine andere werden, als er denkt und beschließt, und so war es auch diesmal der Fall.

SECHSTES CAPITEL. ICH BRINGE DIE ANTWORT AUF MEINEN BRIEF MIT ZURÜCK.

Während der anderthalbstündigen Fahrt nach Neuhaus hatte sich allmählig eine seltsame und mit jedem Augenblick zunehmende Unruhe meiner bemächtigt, und so war es sehr erklärlich, daß ich mich durch die mich umstehenden Passagiere hindurchdrängte und der Erste war, der, nach unserer Ankunft in dem kleinen Hafen, vom

Schiffe auf die Landungsbrücke sprang. Flüchtigen Fußes und ohne mich um irgend Jemand sonst zu bekümmern, eilte ich nach den in langen Reihen aufgefahrenen Wagen hin, um mich nach meinem Einspanner umzusehen. Aber da winkte mir der Kutscher, den ich heute Morgen gesprochen, schon von seinem Omnibus zu, der heute ganz vorn stand, und auf der Stelle trat ich zu ihm heran.

»Guten Abend, Herr Doctor!« sagte der freundliche Mann. »Nun, Ihr Wunsch ist erfüllt. Herr Ruchti hat Ihnen seinen leichtesten Korbwagen mit einem guten Pferde geschickt, und da drüben – hinter dem Hause – hält er schon. Aber ich soll Ihnen noch etwas Anderes bestellen. Mein Herr wäre gern selbst mit nach Neuhaus gekommen, um Sie eine Strecke den Berg hinauf zu begleiten, aber er kann nicht von Beau-Site fort, da sein ganzes Haus bis unter die Dachsparren voller Gäste ist. Dafür schickt er die besten Grüße und das Rosenbouquet, welches Sie in Ihrem Wagen finden werden, möchten Sie der schönen Engländerin mit den schwarzen Augen in seinem Namen überreichen.«

Ich dankte ihm für seine ausführliche Bestellung und gleich darauf saß ich in meinem leichten Gefährt. Im scharfen Trabe rollte es auf der staubigen Chaussee dahin, umfuhr blitzschnell die Ruine von Weißenau bei der Mündung der Aare in den Thuner See und lenkte dann unter den jähren Felsfluhren des Abendberges nach der Wagneren-Schlucht ein, von wo aus meine Fahrt allerdings etwas langsamer von Statten ging. Das schöne

Bouquet aber, welches ich, sorgfältig in Seidenpapier gewickelt, im Wagen gefunden, behütete ich vorsichtig und dann begann ich zu überlegen, was ich zuerst der Mrs. Duncan und den Ihrigen sagen wollte, wenn ich sie sähe. O, was würde das für ein Auftritt sein und wie sehr freute ich mich selbst auf die frohen Gesichter, die ich schon jetzt in meiner Phantasie aufleben und vor Freude glänzen sah!

Als ich mir das Alles eben so recht ausmalte und dann so ziemlich mit meinem Plan zu Ende gekommen war, fühlte ich selbst, daß meine Ungeduld, rasch in die Höhe zu gelangen, von Minute zu Minute wuchs und kaum hielt ich bei dem langsamen Fahren durch den schönen Buchenwald hinauf das Stillsitzen im Wagen aus. Mein Herz war zu voll, mein Kopf brannte mir, und ich sehnte mich unbeschreiblich, den ganzen Inhalt meines Wesens auszugießen. Indessen, ich zwang mich trotzdem zur Ruhe und blieb weislich sitzen, denn steigen mußte ich ja nachher doch noch genug und meinen Athem konnte ich oben zu etwas Besserem benutzen, als ihn hier ganz unnöthig anzustrengen. Endlich aber, nach einer Stunde Fahrt ungefähr, war ich so weit auf den Berg hinauf gelangt, als man ihn befahren kann. Nun sprang ich hastig aus dem Wagen, nahm mein Bouquet in die linke, meinen Stock in die rechte Hand und sagte dem Kutscher mit einem Gruß an seinen Herrn Lebewohl, wozu ich den Bescheid fügte, daß derselbe bald mehr von mir hören würde.

Daß ich von nun an meinen beschwerlichen Weg langsam zurücklegen wollte, hatte ich mir unterwegs schon zehnmal vorgenommen, aber das war weit leichter beschlossen als ausgeführt. Ohne es zu wissen, stieg ich rascher und immer rascher den steilen Saumpfad durch die Tannen hinan, sah dabei nichts um mich her und wußte kaum, ob die Sonne noch schien oder ob die Nacht schon im Hereinbrechen begriffen wäre.

Plötzlich jedoch stand ich still, ich mußte nothwendig etwas ruhen und frischen Athem schöpfen, denn ich war übermäßig scharf gestiegen, das fühlte ich nur zu wohl am Schlagen meines Herzens und an dem Schweiß, der unter meinem Hut hervor mir über die Stirn rieselte. So saß ich denn auf der ersten Bank eine Weile, beschloß von Neuem, mich in Geduld zu fügen und setzte dann meinen Weg in der That anfangs etwas vorsichtiger und langsamer fort. Und das war gut, denn mein Athem sollte bald und früher als ich es gedacht, auf eine andere Weise wieder in Anspruch genommen werden.

Unterdeß war die Sonne wirklich tiefer gesunken, und das bemerkte ich erst, als ich die Stelle auf meinem Wege erreichte, wo ich zum ersten Mal über den Thuner See hinblicken konnte. Die ganze lange Wasserfläche lag in warmer goldener Beleuchtung vor mir und die scheidende Sonne, immer am schönsten, wenn sie den Erdball verläßt, färbte ihn mit ihren herrlichsten purpurnen Tinten, wie ich es so gern sah, und doch wollte es heute nicht die gewöhnliche Wirkung auf mich üben. Um mich her zwischen den düsteren Tannen aber lagerte schon tiefer

Abendschatten und nur dann und wann fielen leichte goldene Streiflichter durch eine Baumücke über meinen Weg und erinnerten mich daran, daß die Sonne wirklich ihrem Untergange nahe sei.

Als ich noch etwas höher gekommen und den Anfang des ›langen Kehrs‹, die längste in einer Richtung steil aufstrebende Stelle des Saumpfades erreicht hatte, setzte ich mich wieder einen Augenblick und ließ mein noch stärker klopfendes Herz abermals etwas zur Ruhe kommen. Es gelang, und als ich mich wieder erhob, um weiterzugehen, fühlte ich, daß ich mich nun wirklich vollständig gefaßt habe und zur nächsten Handlung bereit sei. Ich überlegte eben, was ich der alten Mrs. Duncan zuerst sagen wollte, als ich unwillkürlich wieder stehen blieb und, vor mir in die Höhe blickend, auf der Stelle erkannte, daß alle meine Beschlüsse auf Sand gebaut gewesen und daß gleich die erste Scene sich ganz anders entwickeln würde, als ich sie mir ausgemalt. Denn eben als ich kaum in die Mitte des langen Kehrs gelangt war und die nächste Bank vor mir unter einem mächtigen Felsblock, zur Seite einer alten Rothtanne liegen sah, bemerkte ich, daß sie besetzt war, daß zwei Damen darauf saßen und daß sie dunkle Trauerkleider trugen, die mir schon von Weitem verriethen, wen ich vor mir hatte.

In der That, es waren Miß Lucy Duncan und ihre Cousine, die, von Sterchi unterrichtet, daß ich um sieben Uhr von Interlaken heraufkomme, mir bis hierher entgegengegangen waren, um, von ähnlicher Ungeduld wie ich geplagt, mich schon auf dem Wege zu treffen.

Als sie mich aus der Ferne erkannt hatten, standen sie von der Bank hastig auf und flogen mir entgegen. »Herr Doctor, Herr Doctor!« lautete ihr erster Ruf, »o, da sind Sie ja endlich! Mein Gott, wo sind Sie denn so lange gewesen und was haben Sie so Wichtiges unten zu thun gehabt? Wir haben Sie schon seit einigen Tagen jede Stunde erwartet und die Mama ist außer sich vor Sehnsucht nach Ihnen.«

Ich hatte meinen Stock in die linke Hand genommen, worin ich auch mein Rosenbouquet hielt, und reichte den lieben Mädchen die rechte zum Gruße hin, die sie Beide nach einander ergriffen und herzlich drückten. Aber sogleich an Miß Lucy's letzte Worte anknüpfend und ihre ersten Fragen gar nicht beachtend, sagte ich nur:

»Die Mutter ist doch gesund?«

»O, Gott sei Dank, ja,« sagte Miß Lucy, »in der herrlichen Luft hier oben ist sie ganz munter geworden und Ihr letzter Brief an Sterchi hat sie unendlich beruhigt und doch auch wieder von Neuem aufgeregt.«

Ich wollte das Gespräch nicht gleich im Anfang auf den Inhalt dieses Briefes kommen lassen und so beachtete ich auch diese Worte nicht und überreichte dafür das schöne Bouquet der bisher so schweigsamen Miß Mary, der es ja von Ruchti zugebracht war.

»O mein Gott,« sagte da leicht erbleichend das schöne Mädchen, das mir in dem eng anschließenden Sammetpaletot, den es heute trug, schöner als je vorkam, »soll ich denn auch *dies* Bouquet haben? O, ich habe ja erst heute

Morgen so herrliche Alpenrosen erhalten und Blumen – ach! die verdiene ich am allerwenigsten.«

Ich verstand sie sehr wohl, da sie in diesem Augenblick an die so zur Unzeit in Margate verschenkte Orchidee denken mochte, aber ich verrieth mein Wissen davon nicht und sagte nur:

»O, diese verdienen Sie doch wohl, Miß Mary. Sie kommen von Ihrem früheren Wirth in Beau-Site, Herrn Ruchti, und er wollte Ihnen damit nur beweisen, daß er sich Ihrer mit Freuden erinnert.«

Jetzt erst erfaßte Miß Mary die lieblich duftenden Blumen, drückte ihr Gesicht einen Augenblick hinein und sagte dann: »So will ich sie nehmen und ihm und Ihnen, dem Ueberbringer, im Stillen danken; aber nun komme auch ich auf Ihren Brief an Herrn Sterchi zurück und frage Sie: was für gute Nachrichten sind es denn, die Sie uns in den wenigen Zeilen erhoffen ließen?«

Ich lächelte still vor mich hin und dachte mit innerem Zagen an das, was sich nun möglicher Weise sogleich entwickeln könnte. Als ich aber dabei schwieg, musterten der schönen Creolin scharfe Augen mein Gesicht und auf der Stelle rief sie lebhaft aus:

»O mein Gott! Was für eine bedeutsame und glückliche Miene nehmen Sie mit einem Mal an! So haben Sie ja noch nie ausgesehen, so lange wir Sie kennen!«

Jetzt sammelte ich mich und versetzte so ruhig ich konnte: »Ich habe auch noch nie so viel Grund gehabt wie heute, so bedeutsam und glücklich auszusehen, Miß Mary, aber Sie müssen einige Geduld haben, denn die

günstigen Nachrichten, die ich bringe, möchten noch etwas auf sich warten lassen, wenigstens so lange, bis wir mit Ihrer Frau Tante zusammengetroffen sind.«

»Nein, nein,« nahm Miß Mary wieder das Wort, »das dauert uns und namentlich mir viel zu lange und mir ist zu Muthe, als ob Sie das Wichtige, was Sie bringen, gerade uns zuerst mittheilen müßten. Lucy's Mutter ist Ihnen zwar auch, von Ungeduld gepeinigt, entgegengegangen, aber sie sitzt viel höher oben auf einer Bank, und bis wir sie erreichen, kann ich meinen Drang nach Ihren Worten nicht bezwingen.«

Ich wollte eben etwas darauf erwiedern, als die viel ruhigere Schwester Harry's mich mit einem wunderbar freundlichen Blick ansah und sagte:

»Bitte, lieber Herr Doctor, beschwichtigen Sie doch – zuerst unsere gute Mary. Sie leidet ja am schwersten von uns. So viel wenigstens können Sie uns doch sagen: Auf Wen bezieht sich zumeist Ihre günstige Nachricht?«

Während dieses Gesprächs hatte ich mich wieder langsam in Bewegung gesetzt und war sinnend einige Schritte emporgestiegen. Als ich aber diese so sanft und bescheiden gesprochene Bitte vernahm, blieb ich wieder stehen und, indem ich that, als ob mir mein Athem zu kurz wäre und kein längeres Sprechen gestattete, sagte ich mit merklich bebender Stimme:

»Sagen Sie sich das nicht selbst, Miß Lucy?«

Kaum war das Wort heraus, so wandten sich beide Mädchen mit sichtbarer Hast zu mir hin und hatten mich unter die Arme gefaßt, und so gingen wir eine Strecke zu

Dreien dicht neben einander. Allein wir kamen nur wenige Schritte weit. Beide Mädchen sahen mich tief bewegt und forschend von der Seite an und ein hastig hervorgestoßenes ›Wie?‹ und ›Was?‹ ließ sich von ihren Lippen vernehmen. Mehr konnten sie im Augenblick nicht sprechen, da ihre Erregung zu groß sein mochte.

Jetzt glaubte ich den rechten Augenblick zur Mittheilung meiner Neuigkeiten gekommen zu sehen, und tief Luft holend und ihnen Beiden freundlich zunickend, sagte ich:

»Ja, ich habe endlich die lange erwartete Antwort von meinem Freunde in Bern erhalten und er hat mir einen ausführlichen Brief geschrieben und jede meiner Fragen auf das Umständlichste beantwortet, will ich Ihnen denn Folgendes sagen. Sie erinnern sich jener bedeutungsvollen Nachricht in der Times, die Ihnen die Todesbotschaft Harry's brachte und Sie in das tiefste Trübsal versetzte. Nun, was würden Sie sagen, wenn diese Nachricht sich nun nicht bestätigte, wenn sie vielleicht eine Art künstlicher oder absichtlicher Mystification gewesen wäre, die Ihnen wie aller Welt jenen Tod nur aus irgend einem wichtigen Grunde vorspiegeln wollte, aber leider ihre nicht im Voraus berechnete lähmende Wirkung auf Ihre Gemüther nicht verfehlt hat? Nun ja, ich wenigstens weiß jetzt ganz bestimmt und hege keinen – gar keinen Zweifel mehr darüber, daß kein Engländer jenes Namens im vorigen Jahre in irgend einem Hotel in und um Interlaken gewohnt hat und noch weniger in der Umgegend verunglückt ist. Es würde in diesem Fall irgend wo eine

Spur seines Daseins aufgefunden worden sein, aber diese Spur ist nirgends zu entdecken gewesen. Schließen Sie also mit Sicherheit daraus, daß Ihr Bruder und Freund nicht bei der Besteigung irgend eines Berges verunglückt ist.«

»Wie?« riefen beide Mädchen zugleich und drückten sich dabei unbewußt fester an mich, als könnten sie kaum glauben, was sie hörten und als wollten sie mein ganzes Wesen durchdringen, um Alles mit einem Schlag hervor zu locken, was etwa noch darin verborgen war. »Wie – Harry ist nicht verunglückt und die Zeitung hat uns also belogen?«

»Ja, sie hat Sie und alle Welt wenigstens getäuscht, aber – haben Sie Geduld – ich weiß noch viel mehr,« fuhr ich langsam sprechend fort, da ich mit allen meinen Nachrichten nicht mit einem Mal zum Vorschein kommen und die aufgeregten Gemüther der beiden Mädchen nicht überstürzen wollte. Aber da hatte ich mich doch in ihnen verrechnet; sie lasen mit ihren scharfsichtigen Augen in meinen Blicken, meinen Mienen schon mehr, als ich auszusprechen beabsichtigte.

»O mein Gott,« rief Mary Markham, die rechte Hand fest auf ihr klopfendes Herz drückend, »so sprechen Sie doch weiter! Wenn Harry nicht von einem Felsen herabgestürzt, also nicht todt ist – dann lebt er noch? – Nicht wahr, das ist es, was Sie uns mit Ihren so vorsichtig gewählten Worten sagen wollen?«

»Ja,« sagte ich langsam und von tiefer Bewegung ergriffen, »Sie haben Recht – er ist nicht todt – Ihr Freund, Miß Mary, und Ihr Bruder, Miß Lucy – er lebt!«

Da, als ich diese Worte mit zitternden Lippen vorgebracht, ging in meiner unmittelbaren Nähe eine ergreifende Scene vor. Beide Mädchen, wie von einem Impulse dazu getrieben, schrieten plötzlich laut auf und wie auf Verabredung hatten sie mich losgelassen und saßen, als trügen ihre Füße sie nicht mehr, auf dem Moos des an unserer Seite befindlichen Felsens, wo sie in ein lautes krampfhaftes Schluchzen ausbrachen, das die Spannung ihrer Seelen löste und ihren Gefühlen einen nur zu natürlichen Ausbruch gewährte

Ich blickte lange auf sie hin und ließ den ersten Sturm ihrer Freude langsam vorüberziehen. Endlich aber, als sie sich etwas beruhigt zu haben schienen, zu weinen aufhörten und mich mit Blicken ansahen, die ich nicht beschreiben kann, sagte ich mit einer Stimme, die ich so fest und beruhigend wie möglich zu machen suchte:

»Meine lieben Misses, Sie müssen sich mit allem Aufgebot Ihrer jugendlichen Kraft noch mehr beruhigen, oder Sie machen es mir sehr schwer, Ihnen Alles zu sagen, was ich Ihnen noch zu sagen habe.«

Bei diesen Worten faßte sich Mary Markham zuerst, stand auf, nahm eine entschlossene Haltung an und sagte: »Ja, Sie haben Recht. Lucy, wir müssen jetzt standhaft und stark sein, denn uns steht, jetzt begreife ich es, etwas Großes, etwas Bedeutsames bevor. Und nun, Herr Doctor,

lieber Herr Doctor, nun können Sie uns Alles sagen. Also Harry lebt! O Gott! Und wo lebt er, wie lebt er?«

»Er hat schwer gelitten,« fuhr ich zu reden fort, »das können Sie sich denken –«

»O ja, das denken wir uns gewiß,« nahm nun Miß Lucy das Wort, »aber erlauben Sie mir zuerst die Frage, die mir plötzlich in den Sinn kommt: woher wissen denn Sie das Alles?«

Ich sah sie fest und prüfend an und unwillkürlich flog ein heiteres Lächeln über meine Züge. »Woher ich das Alles weiß, Miß Lucy?« fragte ich. »Nun, das hat mir ein Mann, ein edler Mann gesagt, der noch viel mehr von Ihrem Bruder weiß und viel mehr für ihn gethan hat, als ich Ihnen mit kurzen Worten und auf der Stelle erklären kann.«

»Wer ist dieser Mann?« fragte Mary Markham mit seltsamer Hast und faßte mich in ihrer leidenschaftlichen Erregung fast hart am Arme an. Ich aber ließ mich dadurch von dem einmal betretenen Wege nicht abbringen, behielt Lucy Duncan fest im Auge und fuhr also zu sprechen fort:

»Kennen Sie einen gewissen Mr. Charles H***t aus New-York, Miß Lucy?«

»Charles H***t?« rief sie, plötzlich in Purpur aufglühend. »Aus New-York? Ob wir den kennen? Danach fragen Sie noch? O ja, den kennen wir gewiß und er ist Secretair bei der Nordamerikanischen Gesandtschaft in Bern.«

»Ja,« sagte ich, »das ist er und er ist auch gegenwärtig in Bern, und da bin ich ebenfalls gewesen, denn eben komme ich von ihm her.«

Beide Mädchen sahen nach im ersten Augenblick starr an, als könnten sie nicht begreifen, was ich ihnen so eben gesagt, und doch war es so leicht zu begreifen. Lucy Duncan aber war ganz still geworden und von ihren eben noch so rothen Wangen war die Farbe schon wieder gewichen und hatte sogar einer merklichen Blässe Platz gemacht.

Endlich aber sammelte sie sich, sah mich wieder forschend an und sagte leise: »Wie? Und Sie haben es uns verborgen, daß Sie nach Bern – zu Charles H***t gingen? Ah, jetzt begreife ich – das war das Geheimniß, das schon so lange sichtbar auf Ihrem ganzen Wesen lag und welches wir uns auf keine Weise erklären konnten!«

Sie schien noch weiter sprechen zu wollen, aber sie kam nicht dazu, denn nun hatte sich die characterstarke Miß Markham völlig gefaßt, sich das ihr noch Verborgene schon in Gedanken zurechtgelegt und fragte mich mit viel ruhigerer Miene als vorher:

»Also Sie kommen von Bern, von Charles H***t, Herr Doctor? Nun gut, haben Sie von ihm Ihre günstigen Nachrichten mitgebracht?«

»Ja,« sagte ich, »so ist es, und nun hören Sie auch meine Erklärung darüber. Mein Schweizer Freund, an den ich von Beau-Site aus schrieb, da er sich gerade in Bern aufhielt, hat daselbst zufällig Charles H***t kennen gelernt und mir über den verschollenen Harry Duncan so

wunderbare Nachrichten zukommen lassen, daß ich den Urheber derselben, eben den jungen amerikanischen Diplomaten, nothwendig selbst sprechen mußte. So bin ich, da ich Sie ja mit ungewissen Hoffnungen vorher nicht aufregen durfte, ganz im Stillen zu ihm gereist – und hier nun haben Sie mich mit allen meinen glücklichen Nachrichten wieder.«

»O,« rief Mary Markham frohlockend, »wenn Sie so sprechen und eine so sichere Miene dabei zeigen, wie jetzt, dann habe ich die Hoffnung, daß Sie vorher die Wahrheit sprachen. Denn wenn Harry Duncan lebt, so weiß es Charles H***t gewiß zuerst, er war ja von jeher sein bester Freund und hat es ihm hundertfältig durch seine Handlungen bewiesen.«

»Das hat er auch jetzt wieder gethan, meine lieben Misses,« sagte ich, »und er weiß auch, wo und wie Harry Duncan lebt.«

»Wo, wo?« rief es an meiner linken, »Wie, wie?« an meiner rechten Seite wie mit einem Athem.

»Still, meine Lieben,« sagte ich mit Nachdruck und sah sie Beide nach einander an, »so rasch geht das nicht, und jetzt – nein, jetzt kann und darf ich Ihnen das nicht verathen. Sie müssen sich für's Erste schon mit Dem begnügen, was ich Ihnen bisher mitgetheilt, und ist das etwa nicht genug?«

Beide Mädchen brachen wieder in Thränen aus, aber diesmal waren es die süßesten Freudenthränen, und Beide schmiegeten sich so dankbar, ja herzlich an mich an, daß ich nahe daran war, mir innerlich selbst Vorwürfe zu

machen, daß ich Ihnen nicht gleich Alles auf der Stelle enthüllte, was ich wußte. Und doch ging das unmöglich an, ich mußte auch auf Andere Rücksicht nehmen und so verfolgte ich unerbittlich einen ganz anderen Plan, dessen Ausführung, wenn er gelang, mir noch viel schöner und bedeutsamer erschien, als wenn ich ihnen ihre Fragen mit kurzen Worten beantwortet hätte.

»Ja, es ist genug,« sagte endlich Mary Markham, »und unsere Dankbarkeit für Alles, was Sie für uns gethan, hat keine Gränzen.«

»Nun,« versetzte ich sichtbar erleichtert, »wenn es so steht, dann wollen wir Drei für jetzt genug darüber gesprochen haben. Denn es giebt noch eine vierte Person, die nothwendig an Ihrem Glück theilnehmen muß, und das ist Ihre Mutter, Miß Lucy.«

»O, unsre Mutter!« riefen Beide. »Ja, Sie haben Recht und nun kommen Sie rasch zu ihr.«

»Erlauben Sie noch einen Augenblick,« sagte ich. »Lassen Sie uns noch etwas überlegen. Die Nachricht, die ich Ihrer Mutter bringe und die Sie zum Theil schon kennen, ist bedeutsam und fällt schwer auf jedes betheiligte Herz. Werde ich Mrs. Duncan sie mittheilen können, ohne daß sie sie zu sehr angreift?«

»Angreift? Meine Mutter?« rief nun Miß Lucy laut. »O, ich bitte Sie, sie lechzt ja förmlich nach einer glücklichen Nachricht von meinem armen Bruder, und nun, da Sie ihr dieselbe bringen können, wollten Sie sie damit nicht ihrem so lange dauernden Gram und Kummer entreißen? O nein, das können Sie nicht, und je eher Sie ihr sagen:

Ihr Sohn Harry lebt! um so eher werden Sie sie glücklich und ruhig sehen, also kommen Sie!«

»Gut!« sagte ich, mich wieder zum langsamen Steigen anschickend. »Aber nun hören Sie noch Eins und in Dem, was ich Ihnen jetzt rathe, müssen Sie mir folgen. Lassen Sie mich mit Ihrer Mutter, sobald wir sie oben treffen, einige Minuten allein und gehen Sie ruhig voran in das Haus und in Ihr Zimmer, wo ich mich möglichst bald mit Ihrer Mutter auch einfinden werde. Ich kann ihr leichter und besser das Nothwendige erklären, wenn ich ohne Zeugen zu ihr spreche, denn Ihre Einwände und Fragen, die ich voraussehe, wenn Sie in unserer Nähe blieben, würden mir dabei – ganz ehrlich gestanden – nur hinderlich sein.«

»Darin haben Sie Recht,« erwiderte Miß Lucy, rasch entschlossen. »Ja, komm, Mary, bezwinge Dich und trockne Dir die Augen, damit die Mama sich nicht von Neuem ängstigt. Aber beeile Dich, denn siehe, dort sitzt sie schon auf der Bank, wo wir sie vorher verlassen haben.«

Es war so, wie sie sagte. Auf der vorletzten Bank unterhalb des Hauses saß die alte Dame, anscheinend in ruhigster Geduld, um ihre Kinder und vielleicht auch mich zu erwarten. Als wir ihr näher kamen, stand sie auf und trat mir einige Schritte entgegen, aber sie sah zugleich mit mir auch ihre Kinder an und deren Aufregung entging ihrem Mutterblick nicht. –

»Herr Doctor!« rief sie mir entgegen und streckte mir begrüßend ihre Hände hin. »Also endlich, endlich haben

wir Sie wieder! O, warum haben Sie uns so lange verlassen und ich habe mich so unendlich nach Ihnen geseht. – Aber was habt Ihr?« wandte sie sich plötzlich zu den beiden Mädchen, da Mary Markham ihre freudige Aufregung nicht länger bemeistern konnte und unwillkürlich wieder in ein leises Weinen ausbrach, was sie freilich durch ein vor die Augen gehaltenes Tuch vor der Mutter zu verbergen suchte.

»Mama,« sagte nun Miß Lucy, »halte uns jetzt nicht auf und laß uns gehen. Warum Mary weint, wird Dir der Herr Doctor sagen, und wer weiß, ob Du nachher nicht auch – solche Thränen vergießest, wie Mary sie jetzt vergießt!« – Damit zog sie die sanft widerstrebende Mary mit sich fort, die, wie ich wohl bemerkte, gern in meiner Nähe geblieben wäre, um auch das Gespräch mit anzuhören, das ich nun mit ihrer Tante führen würde.

Mrs. Duncan sah den beiden langsam den Berg hinaufschreitenden Mädchen mit leichtem Kopfschütteln eine Weile nach, dann wandte sie sich zu mir und winkte mit der Hand, daß ich neben ihr auf der Bank Platz nehmen solle.

Es war unterdeß schon ziemlich dunkel um uns her geworden. Der schmale Himmelsstreifen oberhalb der Tannenwipfel über uns spendete nur noch wenig Licht und die Schatten der hochaufragenden Felsen über der Bank und der uns umgebenden Bäume wurden mit jedem Augenblick dichter und mächtiger. Aber dafür war die friedliche Stille um uns her so süß und traulich, daß ich dadurch nur noch mehr zur Mittheilung meiner wichtigen

Nachrichten angefeuert wurde, indessen kam ich noch nicht sogleich dazu, denn Mrs. Duncan, die durch Mary's unaufhaltsame Thränen in einige Bewegung gerathen war, sagte zuerst:

»Was haben die Kinder, Herr Doctor? Warum weint denn Mary und warum wollte Lucy sie nicht länger in unserer Nähe lassen? O mein Gott, sollte es möglich sein? Beide haben gewiß schon durch Sie eine traurige Nachricht erfahren und gehört, daß mein armer Sohn irgend wo in der Nähe begraben ist?« Dabei flossen auch ihr die bei Frauen so leicht flüssigen Thränen aus den Augen, und nur mit Mühe hielt sie an sich, um nicht ebenfalls in ein lautes Schluchzen auszubrechen.

»Nein, Mrs. Duncan,« sagte ich nun, »diesmal befinden Sie sich in einem großen Irrthum. Wenn Miß Markham eben Thränen vergaß, so geschah es gewiß nicht in Folge eines neuen Schmerzes, sondern es waren Freudenthränen, die ihr die Nachrichten auspreßten, die ich so eben von meiner Reise mit zurückgebracht habe. Und so will ich denn auch Ihnen diese glücklichen Nachrichten nicht länger vorenthalten, die sich auf den Brief beziehen, den ich, wie Sie wissen, in Unterseen in der letzten Nacht schrieb, nachdem Sie mich in das Schicksal Ihres Sohnes eingeweiht. Bevor ich jedoch mit meiner Erzählung beginne, versprechen Sie mir, recht ruhig und gefaßt zu sein. Wollen und können Sie das?«

Sie sah mich eine Weile stumm an, dann, als sie in meiner aufgeregten Miene, die ich unmöglich länger beherrschen konnte, auch nur Freude lesen mochte, sagte

sie schnell: »Ja, ich will und kann es, denn wenn Sie von meinem Sohne sprechen wollen, wie ich nun wohl merke, und mir, wie es scheint, etwas Gutes zu sagen haben, kann selbst ein Mutterherz, wie das meine, sich zur Ruhe zwingen. Und so sprechen Sie denn in Gottes Namen!«

So schickte ich mich denn auch hier zum Reden an und theilte ihr zuerst mit, daß ich gleich von Anfang an, als ich jenes mir von ihr gegebene Blatt der Times gelesen, die Muthmaßung gehabt, daß die Mittheilung derselben nicht ganz auf Wahrheit beruhe. Ich hätte deshalb alle möglichen Erkundigungen eingezogen, und da hätte sich ergeben, daß ich mich in der That in meiner Annahme in Bezug auf die Wahrhaftigkeit jener Zeitungsnachricht nicht getäuscht. Als ich aber erst so weit in meinen Forschungen gekommen, hätte ich weitere Schritte gethan und die wären jetzt endlich mit einem ganz sicheren Erfolg gekrönt. Ein glücklicher Zufall habe mich in den letzten Tagen auf die richtige Spur geführt und da hätte ich zuerst alles das aus dem Leben ihres Sohnes erfahren, was sie selbst mir verschwiegen, obgleich ich durch Mary Markham schon darauf vorbereitet gewesen, daß sie an dem Unglück, welches Harry betroffen, allein schuld zu sein glaube.

Ich schwieg eine Weile und sah die unbeweglich neben mir sitzende alte Frau mit erwartungsvoller Spannung an. Aber sie war so erstaunt und fast betreten, daß sie anfangs kein Wort hervorbringen konnte und nur eine zunehmende Verwunderung drückte sich auf ihrer sprechenden Miene aus.

»O,« sagte sie endlich und ich sah, welche schmerzliche Ueberwindung ihr das verursachte, »also Sie wissen, daß Harry den Sohn Lord Rowland's in einem Anfall von Eifersucht getödtet haben soll?«

»Ja, ich weiß das Alles und noch viel mehr, Mrs. Duncan,« fuhr ich rascher sprechend fort, »und Sie hätten mir damals dreist Ihr ganzes Vertrauen schenken können, es hätte das wahrhaftig keine üblen Folgen gehabt und wir wären vielleicht rascher dadurch zum Ziele gelangt. Allein, das ist nun einmal auf andere Weise an's Tageslicht gekommen und glücklicher Weise hat Ihre Verschwiegenheit nichts geschadet, da ich – von anderer Seite her über alle, Harry Duncan betreffende Verhältnisse ganz genau aufgeklärt wurde. Hören Sie nun, was ich über sein Schicksal in Erfahrung gebracht, seitdem er in England verschollen war und während Sie in Folge jener Zeitungsnachricht glaubten, daß er in der Schweiz verunglückt sei. Diese ganze Nachricht war eine durchaus falsche und Sie sind leider dadurch überaus lange in den herbsten Schmerz versetzt worden. Genug, es gelang Harry, Ihrem Sohne, der zur Deportation verurtheilt war, aus seinem Kerker in London zu entfliehen, und zwar durch die Hülfe seines braven amerikanischen Freundes, Mr. Charles H***t.«

»Ah!« unterbrach mich Mrs. Duncan mit einem lauten Freudenruf. »Also das hat Mr. Charles H***t gethan? O, der edle, der gute, der brave Mann!«

»Ja, edel, gut und brav ist er gewiß gewesen, aber er hat für Ihren Sohn noch viel mehr gethan, Mrs. Duncan.

Hören Sie nur. Er hat ihn nicht nur durch Aufwendung reichlicher Geldmittel aus dem Gefängniß befreien helfen, sondern seinen geretteten Freund auch, indem er ihn für seinen Diener gelten ließ, sicher mit nach der Schweiz genommen, wohin er gerade zu rechter Zeit versetzt wurde, und auch da auf jede Weise für seine Sicherheit gesorgt.«

»Nach der Schweiz?« rief sie wieder laut, indem sie beide Hände voller Verwunderung zusammenschlug. »Also Harry ist in der Schweiz?«

»Ja,« sagte ich, »er wurde wenigstens vor einem Jahre von Mr. Charles H***t mit nach Bern genommen, nun aber, – o, Sie haben mir Ruhe versprochen – nun lassen Sie mich auch ruhig weiter reden, da Sie ja doch schon das Hauptsächlichste meiner Nachricht wissen.«

»O nein, nein,« rief sie wieder, und ich sah, wie schwer es ihr wurde, ihre mit Mühe so lange behauptete Fassung beizubehalten, »ach mein Gott, was sagen Sie da, und warum habe ich das nicht früher erfahren! Ich war ja in Bern bei Mr. H***t, aber er war leider verreist und ich sprach ihn also nicht. Aber er hätte mir wohl auf andere Weise sein Wissen über Harry mittheilen können. O, wie glücklich wäre ich gewesen, wenn ich ihn gesprochen und er mir das Alles schon vor sieben Wochen gesagt hätte, was Sie mir jetzt sagen!«

»Nein,« sagte ich mit großer Bestimmtheit, »urtheilen Sie nicht zu schnell darüber; das hätte er nicht gekonnt, denn damals, als Sie in Bern waren, wußte er selbst noch

nicht, was er jetzt weiß und was Sie vollkommen über Ihren Sohn beruhigt hätte. Dafür nun habe ich Mr. Charles H***t, auf den ich durch meinen Freund, an den ich geschrieben, aufmerksam gemacht worden war, heute in Bern selbst besucht und mit ihm Alles besprochen, was er damals mit Ihnen nicht besprechen konnte.«

»Wie? Sie sind in Bern bei Mr. H***t gewesen, und meines Sohnes und meinetwegen?«

»Ja, Mrs. Duncan, und wie das Alles zusammenhängt, sollen Sie später erfahren, wenn Sie erst wieder ganz zur inneren Ruhe gelangt sind. In Bern nämlich erfuhr ich, daß Ihr Sohn lebt –«

»Er lebt?« rief sie laut aufschluchzend und bedeckte sich, von unbeschreiblichen Gefühlen durchwogt, das Gesicht mit beiden Händen.

»Ja, er lebt,« wiederholte ich. »Zwar ist er noch etwas leidend und von den ihn verfolgenden Gemüthsbewegungen tief erschüttert, aber im Ganzen befindet er sich wohl und das – das wollte ich Ihnen heute nur sagen, womit ich noch etwas Anderes verbinden will, was Ihnen gewiß eine eben so große Freude bereiten wird, wie die Gewißheit, daß er lebt.«

»Was könnte das sein?« fragte sie leise, mich forschend von der Seite betrachtend.

»Haben Sie vergessen,« sagte ich, »daß Harry, Ihr Sohn, als Mörder Sir Lawrence Rowland's verurtheilt war?«

»O mein Gott, ja, das hatte ich ganz vergessen,« schluchzte sie auf, »aber das – das habe ich nie für möglich gehalten, nein, mein Harry konnte kein Mörder sein, dagegen hat sich vom ersten Augenblick an mein mütterliches Gefühl gesträubt und sträubt sich noch mit allen Fasern meiner Seele dagegen.«

»Nun, da haben Sie auch Recht,« sagte ich freudig. »Und nun hören Sie das glückliche Ende meines Berichts. Nein, Ihr Sohn Harry ist kein Mörder gewesen, ja, er hat Sir Lawrence Rowland nicht einmal im ehrlichen Zweikampf erschlagen.« – Und nun erzählte ich ihr, auf wie seltsame Weise die Unschuld ihres Sohnes endlich an den Tag gekommen und wie die amtliche Erklärung derselben und eine vollständige Cassation des ungerecht gefällten Urtheils nur noch eine Frage der Zeit sei.

Als ich mit meinem Bericht zu Ende gekommen, war ich verwundert, die Wirkung desselben, vor der ich mich lange im Voraus gefürchtet, bei Weitem nicht so stark zu finden, als ich vermuthet. Mochte es nun sein, daß die Ueberzeugung von ihres Sohnes Unschuld so fest in ihr Wurzel geschlagen, daß sie dieselbe nur als etwas Selbstverständliches aufnahm, oder war ihr innerliches Gefühl zu stark und heftig, um sich durch äußerliche Kennzeichen kundzuthun, genug, eine Wirkung war allerdings vorhanden, allein sie äußerte sich vor der Hand nur durch einen leisen Thränenerguß, und auch dieser dauerte nicht lange, sondern sie wandte sich plötzlich mit auffallender Lebhaftigkeit zu mir hin und umfaßte

mich liebevoll, indem sie ihren grauen Kopf auf meine Schulter sinken ließ.

»Herr Doctor,« sagte sie mit erhobener Stimme, was soll sich zuerst Ihnen sagen, der Sie mir diese Himmelsbotschaft in mein von tausend bitteren Empfindungen zerrissenes Herz flößen? O mein Gott, wenn Sie wüßten, wie einer Mutter zu Muthe ist, der man Solches von ihrem Sohne sagt, der immer ihr Stolz, ihre Hoffnung, ihr höchstes Glück gewesen ist, dann bedürfte es keiner Worte von meiner Seite mehr und Sie würden das Gefühl namenloser Dankbarkeit begreifen, das ich für Sie in meinem Herzen hege.«

Ich ergriff ihre Hand und führte sie an meine Lippen; dann aber wehrte ich sie sanft ab und erhob mich langsam von meinem Sitz.

»Das lassen Sie unausgesprochen, Mrs. Duncan,« sagte ich, »denn ich begreife Ihr mütterliches Gefühl, ohne daß Sie ein einziges Wort darüber sprechen. Jetzt aber fassen Sie sich, trocknen Sie Ihre Thränen und folgen Sie mir. Ihre Kinder werden Sie oben sehnsüchtig erwarten und wir werden heute Abend und morgen noch genug über den Verlauf und den inneren Zusammenhang des Dramas reden können, dessen glücklichem Ende wir jetzt entgegen gehen.«

»Ach ja,« sagte sie und erhob sich nun ebenfalls von der Bank, »meine Kinder! Sie erinnern mich zu rechter Zeit an sie und sie haben das nächste Anrecht an mich. So kommen Sie denn!«

Es war ganz dunkel um uns her geworden, denn die Unterhaltung mit den beiden jungen Damen und Mrs. Duncan hatte mehr Zeit in Anspruch genommen, als wir selber wußten. Ich führte die alte Dame langsam die letzte Steigung nach dem Hause empor und bald hatten wir wieder Sterchi's gemüthliche Niederlassung erreicht, vor deren Thür, als hätten sie uns schon erwartet, uns mehrere Gäste eilig entgegenkamen, mich mit Fragen aller Art bestürmten und mir ihre herzliche Freude zu erkennen gaben, daß ich von meiner Reise wieder zurückgekehrt sei.

Mrs. Duncan aber hielt sich, während ich mit den Bewohnern der Pension sprach nicht auf, sondern schlüpfte schnell durch die Menge hindurch nach ihrem Zimmer, zu ihren Kindern, zu denen ich mich auch verfügen wollte, nachdem ich mich nur nach meinem Zimmer begeben und mit Sterchi das Nöthige besprochen hatte. Am meisten aber waren die Fremden über die drei englischen Damen verwundert, denn daß mit ihnen irgend etwas von Bedeutung vorgegangen sein müsse, hatten Alle auf der Stelle erkannt. Natürlich brachten sie diese so sichtbare Umwandlung mit ihrer bisherigen Trauer in Verbindung mich aber fragten sie, discret genug, nicht danach, obwohl sie vermuthen mochten, daß ich ein Theilnehmer ihrer Freude und ein Mitwisser ihres noch verborgenen Geheimnisses sei.

Als ich eben mein Zimmer betreten wollte, um mich einigermaßen von meinem Berggange und den Gemüths-bewegungen, die ich zuletzt gehabt, zu erholen, kam mir auf dem Corridor meine Stubenmagd Anna entgegen, und sie sandte ich sofort zu ihrem Herrn und ließ ihn bitten, mich, wenn er irgend Zeit habe, auf meinem Zimmer zu besuchen. Er ließ auch nicht lange auf sich warten, sondern kam flugs die Treppe herauf, um mich in seinem Hause wieder willkommen zu heißen.

Er fand mich auf dem Sopha sitzend, denn ich war müde und abgespant. »Nun,« sagte er rasch, nachdem er mir die Hand gereicht, »da sind Sie ja wieder. Haben Sie denn Alles nach Ihrem Wunsch ausgerichtet?«

Ich nickte, sprach aber zuerst die Frage aus, ob das neben meinem Zimmer gelegene Gemach, in dem man jedes bei mir laut gesprochene Wort hören konnte, bewohnt sei oder nicht, denn es hatten in den letzten Tagen mehrere Gäste den Berg verlassen und andere waren an ihren Platz gerückt.

»Nein,« erwiederte Sterchi, »es steht augenblicklich leer und Sie brauchen nicht zu befürchten, daß uns Jemand behorchen wird.«

»Gut, so lassen Sie es vor der Hand auch leer stehen, und räumen Sie es später nur Dem ein, den ich Ihnen selbst bald als neuen Gast in Ihr Haus bringen werde.«

»Oho!« rief er und setzte sich auf einen Stuhl vor mich hin. »Ist es schon so weit damit? Denn ich kann mir denken, welchen Gast Sie nun bald in mein Haus bringen werden.«

Ich nickte lächelnd wieder, dann sagte ich: »Nun ja, Sie haben wahrscheinlich den rechten Mann errathen, doch ist es auch möglich, daß noch ein Anderer mein Nachbar wird, denn ich erwarte zunächst einen Herrn aus Bern. Allein so weit sind wir für jetzt doch noch nicht und mir stehen noch zwei wichtige und schwere Tage bevor, bis der neue Miethsman, den Sie im Auge haben, sich entschließen wird, seine Wohnung zu wechseln. Doch nun hören Sie. Ich habe Ihnen mit wenigen Worten Viel und Wichtiges zu berichten. Die Angelegenheit, die mich so lebhaft beschäftigt, so lange ich dies Jahr bei Ihnen bin, ist im bestens Fluß und läuft allem Anschein nach ihrem guten Ende entgegen. Sie aber haben durch Ihre Gastfreundschaft und Sorgfalt, durch Ihre Treue und Verschwiegenheit, die Sie Mr. Scott erwiesen, wohl verdient, daß Sie endlich Alles erfahren, was seine Person und sein bisher so trauriges Schicksal betrifft. Das soll jetzt mit kurzen Worten geschehen und nun geben Sie Acht.«

In einer Viertelstunde wußte Sterchi Alles, was ich ihm sagen konnte, und nun stand der gute Mann mit zusammengeschlagenen Händen vor mir und starrte mich über alle Maaßen verwundert an.

»Aber wie haben Sie das Alles in Erfahrung gebracht?« fragte er mit ganz bleich gewordenem Gesicht.

»Ja,« sagte ich, »das ist mir freilich nicht allzu leicht geworden, aber am Ende ist es mir doch geglückt. Der Eine hat mir das Eine und der Andere das Andere gesagt, bis ich zuletzt auf die einzig richtige Spur gerieth und, wie Sie sehen, Herr des ganzen Geheimnisses bin.«

»Ja, ja, ich sehe es, aber weiß denn Mr. Scott oder vielmehr Mr. Duncan, der Sohn dieser alten Dame, schon von der günstigen Wendung, die sein Schicksal genommen?«

»Ach nein,« seufzte ich leise auf, »noch nicht, und ihm diese Wendung auf die geeignete Weise mitzuthemen, wird morgen und übermorgen meine Aufgabe sein. Ueberstürzen darf ich ihn nicht; er muß sein Glück in einzelnen Brocken erfahren, denn wie einem halb Verhungerten eine volle Schüssel mit kräftiger Nahrung schädlich werden kann, so könnte es auch ihm, dem geistig und moralisch Verhungerten, Verderben bereiten, wenn man ihn uns dem Dunkel seines jetzigen Lebens plötzlich in das brennend heiße Licht seines Glückes versetzen wollte.«

Und nun theilte ich ihm mit, was ich mir vorgenommen, daß ich nämlich morgen möglichst früh nach der Alp aufbrechen wolle, daß aber die englischen Damen erst gegen Mittag erfahren dürften, wohin ich gegangen, damit sie nicht etwa auf den Einfall geriethen, mir nachzugehen, und mich möglicher Weise in Gesellschaft von Harry Duncan träfen.

Sterchi versprach Alles nach meinem Wunsch zu thun und fragte nur noch: »Darf ich den Damen denn gegen Mittag sagen, auf welchem Wege Sie kommen, wenn sie Ihnen durchaus entgegengehen wollen?«

»Ja,« sagte ich nach kurzem Besinnen, »nur nehmen Sie nicht das Wort ›Alp‹ in den Mund, denn dahin strebt ihr Sinn schon lange, als ob sie instinkartig fühlten, was sich dort oben vor ihnen verbirgt. Sie sollen die Alp nun

auch wirklich endlich kennen lernen und zwar übermorgen, aber ich brauche dazu gute Transportmittel, denn Mrs. Duncan kann den beschwerlichen Weg nicht zu Fuß zurücklegen, und selbst die jungen Damen dürfen nicht erschöpft oder zu sehr angestrengt auf der luftigen Höhe anlangen.«

»O, dafür weiß ich guten Rath,« versetzte Sterchi. »Wir können ja drei gute Esel kommen lassen und die so lange hier oben behalten, als sie gebraucht werden.«

»Gut,« rief ich erfreut, »das war ein trefflicher Vorschlag. Wollen Sie die Thiere und ihre Führer besorgen?«

»Gewiß will ich das. Wann sollen sie eintreffen?«

»Lassen Sie sie übermorgen früh, etwa um sieben Uhr hier sein. Dann können sie sich eine Stunde ausruhen, um mit uns den zweiten Berg zu ersteigen. Aber verrathen dürfen Sie Niemandem, was wir eben verhandelt.«

»O, das versteht sich ja von selbst. Ach, der arme Herr da oben, was wird er für eine Freude haben, wenn er die Seinigen wiedersieht!«

»Ja, und was werden die Seinigen sagen! Doch still, so weit sind wir noch nicht. – Wenn ich ihn nur gesund und munter finde!« fügte ich nachdenklich hinzu.

»O, das darf Sie nicht beunruhigen. Christen sagte mir heute Nachmittag, als er von der Alp kam, daß Mr. Scott ganz wohl sei und eine Cigarre nach der andern rauche, was er früher nie gethan.«

Ich lachte. Das war allerdings ein gutes Zeichen für sein Wohlbefinden und mich befriedigte es ungemein. So

stand ich denn auf und schickte mich an, zu den Engländerinnen zu gehen, die mich gewiß schon seit einiger Zeit erwarteten.

»Wie ist es denn,« fragte Sterchi noch, ehe wir das Zimmer verließen, »wollen Sie Ihren Thee im Salon trinken?«

»O nein, heute nicht, lassen Sie ihn uns – und für mich lieber eine Flasche guten Wein – zu Mrs. Duncan bringen, denn die Damen werden heute eben so wenig gestimmt sein, mit der übrigen Gesellschaft zu verkehren, wie ich.«

Sterchi verließ mich, ich aber begab mich zu Mrs. Duncan, klopfte an ihre Thür und ward rasch hineingerufen.

Als ich in's Zimmer trat, sah ich alle Drei mit verschlungenen Händen dicht neben einander auf dem Sopha sitzen, zu jeder Seite der Mutter eins der Mädchen. Sie hatten offenbar Alles mit einander ausgetauscht, was ich der Einen oder der Anderen erzählt, und dabei reichliche Thränen vergossen, denn sie hielten Alle ihre Tücher in den Händen, legten sie aber sofort bei Seite, als sie meiner ansichtig wurden. Mary Markham sprang zuerst auf und eilte mir mit einer Hast entgegen, als ob sie mich schon lange sehnsüchtig erwartet hätte.

»O Herr Doctor,« rief sie, mit einem Gesicht, so heiter und glücklich strahlend, wie sie es wohl lange nicht gehabt, »da sind Sie ja endlich! Nun kommen Sie und erzählen Sie uns noch einmal ruhig und der Reihe nach, was Sie gesehen und erlebt und wie Sie das Alles so klug und umsichtig zu Tage gefördert haben.«

Auch Mrs. Duncan und Miß Lucy näherten sich mir nun und begrüßten mich herzlich; dann setzte ich mich

zu ihnen und erzählte noch einmal in ruhigster Weise, was sie zwar schon wußten, aber doch noch umständlicher aus meinem Munde hören wollten. Als ich aber mit Allem fertig war und immer wieder von Neuem Fragen an mich gerichtet wurden, die ich schon mehrmals beantwortet, unterbrach uns glücklicher Weise Anna, die mit Nelly hereinkam, um den Theetisch in Stand zu setzen. Bald saßen wir auch um ihn her und Miß Lucy machte die Wirthin, in einer so anmuthigen und geräuschlosen Art, wie sie ihr als Engländerin eigen war. Als wir aber etwas später wieder allein waren, fiel mir mit einem Mal ein, daß ich doch noch etwas Neues für sie habe und ich sann einige Zeit nach, wie ich damit hervortreten solle. Aber Mary Markham, die mich unausgesetzt beobachtete und fast kein Auge von mir wandte, als ob sie die geheimsten Gedanken in meiner Seele ergründen wolle, fragte mich bald, worüber ich noch so eifrig nachdächte, und so sagte ich dreist:

»Ja, ich habe Ihnen noch etwas zu sagen vergessen, was Ihnen vielleicht nicht unangenehm sein wird.«

»Wen betrifft es?« fragte Mary Markham, während Miß Lucy voller Spannung an meiner Miene hing.

»Es betrifft Mr. Charles H***t,« sagte ich langsam und dabei scharf die verschiedenen Gesichter beobachtend.

»Ah!« riefen die Mutter und Mary Markham zugleich, während Miß Lucy sich ganz still verhielt, so daß ich sie jetzt allein fragend anblickte und dabei zu sprechen fortfuhr:

»Er wird Sie in den nächsten Tagen besuchen, vielleicht übermorgen schon, und ich hoffe, daß Ihnen diese meine letzte Mittheilung eben so viel Freude verursachen wird, wie er sich selbst auf diesen Besuch freut.«

»Er will uns besuchen?« rief Mrs. Duncan und fuhr lebhaft in die Höhe. »Er will nach dem Abendberg kommen? Wirklich?«

»Ja, er hat es mir versprochen, und so weit ich ihn kenne, hält er gewiß Wort.«

Jetzt blickten Mrs. Duncan und Mary Markham auf Miß Lucy hin; diese aber, wieder wie vorher erglühend, sah stumm vor sich nieder, reichte mir nur bald darauf die Hand und nickte mir freundlich zu, als ob sie mir für diese letzte gute Nachricht besonders danken wolle.

»Ja,« fuhr ich fort, »es kommt, sobald er die Zeit dazu findet, und dann – und dann werden wir ja wohl erfahren, wo sein Freund Harry Duncan sich gegenwärtig aufhält.«

Ich hatte damit genug gesagt, um das größte Erstaunen und die höchste Freude hervorzurufen, aber wie Miß Lucy vorher still gewesen, so wurde jetzt Mary Markham stumm und sie blieb es während der ganzen Stunde, die ich noch bei ihnen zubrachte. Nach dieser Zeit aber schickte ich mich an, die Damen zu verlassen, denn mir fielen die Augen fast vor Müdigkeit zu. Man merkte es mir auch an und legte meinem Weggehen kein Hinderniß in den Weg.

So verabschiedete ich mich denn von ihnen, um einmal eine ganze Nacht in meinem guten Bette zuzubringen, und diesen Genuß hatte ich wahrlich verdient, wie ich mir mit gutem Gewissen sagen konnte.

SIEBENTES CAPITEL. EINE MORALISCHE UND PHYSISCHE WIEDERGEURT.

In einer froheren Stimmung, als ich sie diesen Abend besaß, hatte ich mich lange nicht zu Bett gelegt. Vor meinen Augen flimmerte alles Erlebte bunt durcheinander und ich durfte mir zugestehen, daß der Erfolg, den ich nach allen Seiten errungen, kein kleiner sei. Aber lange konnte ich nicht mehr über Einzelnes nachdenken; meine Abspannung war zu groß und bald schwammen die Gestalten der verschiedenen Personen, die mich umringten, in meiner Seele in ein chaosartiges Bild zusammen und ich fiel in einen festen und gesunden Schlaf. Nicht ein einziges Mal wachte ich in dieser Nacht auf und ich erinnere mich keines Traumes, der mich verfolgt, und so war es auch kein Wunder, daß ich am nächsten Morgen länger als gewöhnlich schlief, denn als ich erwachte, war es in meinem Zimmer schon tageshell, obgleich ich von dem eigentlichen Sonnenschein noch nichts wahrnehmen konnte.

Langsam erhob ich mich und eben so langsam kleidete ich mich an, als ob ich nicht recht bei den mich umgebenden Außendingen wäre und meine innere Gedankenwelt mich zu sehr in Anspruch nähme, wovon ich

mir indessen in halber Schlaftrunkenheit noch keine Rechenschaft ablegte. Als ich aber nach einiger Zeit sah, daß es schon sechs Uhr vorbei sei, regte ich mich etwas schneller, um fertig zu werden. Draußen vor meinen Fenstern wogten weißliche Nebel, vom kaum sichtbaren Boden aufsteigend, und verhüllten die ganze vor mir liegende Welt, aber es waren nur flüchtige Dunstgebilde, die der leichte Morgenwind schon sichtbar in Bewegung setzte, und noch ehe ich mein Frühstück verzehrt, waren sie größtentheils verschwunden, die Sonne blitzte schon hell über dem wieder blau schimmernden Brienzer See und nur an den violett gefärbten Hängen der Felsen schwebten noch schwerfällig einzelne Wolken, als ob sie sich vergeblich gegen die Obergewalt sträubten, die die warmen Strahlen des himmlischen Gestirns auf sie auszuüben begonnen.

Da ließ es mir denn keine Ruhe mehr im Zimmer, im Hause. Rasch holte ich meinen Bergrock und meine Bergschuhe hervor und bald war ich wieder reisefertig. Dennoch übereilte ich mich nicht, denn mir lag es mit einem Mal schwer auf dem Herzen, als ich, allmählig zum Bewußtsein des mir Bevorstehenden gekommen, bedachte, was ich heute vollbringen mußte.

Ja, mir war seltsam und fast bänglich zu Muthe. Voll herzinniger Freude zwar, war ich mir doch des bedeutungsvollen Ganges, der vor mir lag, bewußt, und so that ich jeden Schritt, den ich vorwärts unternahm, gleichsam mit prüfender, abwägender Besonnenheit, und doch mit

dem bestimmten Vorgefühl, daß es diesmal kein vergeblicher sein werde.

Als ich vor das Haus trat, in dem noch Alles ruhig war, sah ich mich vorsichtig auf der Hausalp um. Noch bemerkte ich Niemand im Freien und so, selbst von Sterchi nicht entdeckt, trat ich gelassen meinen Gang an, nur im Herzen ein seltsames Klopfen fühlend, das doch unmöglich vom Steigen allein herrühren konnte.

So gelangte ich in einer kurzen Viertelstunde nach dem obersten Häuschen der Hausalp und hier setzte ich mich eine Weile auf die Bank, noch einmal nach dem See vor mir hinabblickend und das stille weiße Haus unter mir grüßend, in dem ich so viel Freude wie Besorgniß hinter mir zurückließ. Aber da trieb es mich schon wieder vorwärts und bald schritt ich dem Walde auf der Höhe zu und war froh, als ich ihn ungestört erreicht, denn nun erst war ich sicher, daß ich allein und unbemerkt meinem Ziele entgegengehen konnte.

Als ich so langsam den steilen Pfad im Walde hinaufklimm, fühlte ich mich plötzlich wie von einer mächtigen Gefühlswoge über alle meine bisherige Besorgniß erhoben. Alles in mir und um mich frohlockte gewissermaßen und nie glaubte ich den thaufrischen Wald und die bisweilen zwischen den Bäumen auftauchenden Firnen da drüben zur Linken so schön und lockend gesehen zu haben. Ja, Alles, äußerlich das herrliche Wetter, innerlich meine frohe Stimmung, traf zusammen, um mich glücklich zu machen und, da ich gute, sehr gute Botschaft in

mir trug, auch einen Anderen glücklich machen zu können.

»Wie werde ich meinen armen Freund oben finden?« fragte ich mich wohl zehnmal unterwegs. »Gesund oder krank, hoffnungsvoll oder voll bangender Zweifel. Nun, mag ich ihn finden, wie ich will,« sagte ich mir endlich, »heute trage ich eine Arznei bei mir, die ihm gewiß helfen wird, und so bin ich ja einmal ein glücklicher Arzt, der seine heilsame Einwirkung vorher berechnen kann.«

Ich wußte selbst nicht, wie es kam, aber nie war mir der Weg durch den Bergwald hinauf so kurz vorgekommen, wie diesmal. Auch fühlte ich mich gar nicht athemlos, als ich die letzten Bäume erreichte und auf die kahle Alp hinaustrat, die in ihrem smaragdnen Kleide wie grünes Gold glitzerte und die Gräser und Kräuter, von funkelnden Thaupearlen beschwert, wie von aufgestreuten Diamanten leuchten ließ.

Langsam, immer langsamer und häufig mich in meiner Umgebung umblickend und dabei stehen bleibend, setzte ich meinen Weg fort und bald hatte ich das hölzerne Gatterthor erreicht, welches Sterchi's Alp von denen seiner Nachbarn abschloß. Niemanden sah ich ringsum, die Natur war wie ausgestorben; nur von der Höhe herunter, wo, unsichtbar für mich, die Kühe weideten, erklang bisweilen ein reiner Glockenton, wenn ein grasendes Thier sich bewegte oder die Fliegen abschüttelte, die sich selbst in der frischen Alpluft hier oben nur zu sehr bemerklich machen. Ja, frisch und kühl war es heute Morgen hier oben gewiß, und da ich etwas warm

geworden war, knöpfte ich meinen leichten Rock etwas fester zu und schritt nun rascher über die ebenen Matten, auf deren höchstem Punkte ich schon lange Sterchi's Sennhütte liegen sah.

Als ich mich derselben näherte, kam Heinrich, der Senne, gerade aus der Thür und als er mich wahrnahm und erkannte, schwenkte er von Weitem den Hut und schickte mir einen fröhlichen Jauchzer entgegen.

»Guten Morgen, Herr Doctor!« rief er mir zu, als ich ihm näher gekommen. »Na, sind Sie wieder da? O, der Herr oben hat große Sehnsucht nach Ihnen gehabt und der gestrige Tag ist ihm ohne Ihren Besuch etwas lang geworden. Er ist mehrere Male bei mir gewesen und ich habe mich gefreut, daß er viel munterer als sonst aussah.«

»So,« sagte ich erfreut, »also er befindet sich wohl?«

»Ganz wohl und er hat gestern ganz gegen seine Gewohnheit wohl eine Stunde bei mir gesessen und nach vielen Dingen gefragt, die sonst gar nicht für ihn zu existiren schienen. Er muß wohl eine große Freude gehabt haben, denn er hat mich beschenkt – sehen Sie doch hier!« – Und er zog einen blitzenden Napoleon aus seiner Tasche und hielt ihn mir mit schmunzelndem Gesicht entgegen. »Ja,« fuhr er fort, »den hat er mir gegeben, und der Bengel, der Christen, hat auch einen gekriegt, obwohl er gewiß nicht weiß, was er damit anfangen soll.«

Ich lachte und freute mich, denn Alles, was ich hier so zufällig vernahm, bestätigte mir, daß Harry Duncan sich wohl und in besserer Stimmung als früher befinde.

Ehe ich jedoch die Sennhütte verließ, um in die Höhe zu steigen, fragte ich Heinrich noch, ob der Herr oben wohl zu Hause sei.

»Ja, das weiß ich so genau nicht,« sagte er, »denn heute habe ich ihn noch nicht getroffen. Weit aber ist er gewiß nicht fort, da er ja gestern Nachmittag einen langen Marsch nach der Suleck hinüber und nach den Fällen des Saxetenbachs gemacht hat.«

Ich grüßte Heinrich und schritt von ihm fort. Es fing an, mich mit Macht in die Höhe zu ziehen und den Gesuchten mit eigenen Augen zu sehen. Etwas hastig stieg ich zwischen den Tannen empor und nach zehn Minuten trat ich auf das grüne Plateau hinaus, an dessen Endpunkt die Blockhütte Harry Duncan's zwischen ihren dunklen Bäumen still und friedlich wie immer lag und in deren offen stehende Fenster die Sonne freundlich ihre Strahlen fallen ließ.

Leise schritt ich zwischen den Alpenrosen und Eriken auf dem schmalen Fußpfade näher an die Hütte, als ich aber vor die Thür kam, fand ich sie verschlossen, ihr Bewohner war also nicht da. Das verschlug mir nun weiter nichts, ich hatte ja Zeit; übermäßig lange blieb er gewiß nicht aus, und bei dem guten Wetter, das sich auch an den fernen Berghängen von Stunde zu Stunde schöner gestaltete, hätte ich, wenn ich auch nicht den Schlüssel gehabt, den mir Harry Duncan gegeben, leicht im Freien bleiben können. Allein ich benutzte ihn diesmal nicht, setzte mich still auf die Bank vor der Thür und gab mich meinen Gedanken hin, im Grunde recht froh, daß ich Zeit

behielt, um mir noch einmal Alles innerlich zurechtzulegen, was ich dem Einsiedler heute sagen wollte.

So nahm ich denn nach einer Weile mein Fernglas zur Hand, durchforschte rings die paradiesische Gegend und sagte mir dabei, daß Harry Duncan, wenn er auch Viel durch meine heutige Mittheilung gewänne, doch diese schöne Aussicht bald verlieren würde, da er ja, was bestimmt vorauszusehen war, nun wieder in die Welt da unten hinabsteigen und ein neues Leben beginnen mußte. Aber auch jetzt entdeckte ich nirgends einen Menschen, nur die bald hellen, bald tiefen Klänge der Kuhglocken tönnten lauter und harmonischer zu mir herauf und wiegten meine unruhigen Gedanken allmählig in milde Träumereien ein.

Plötzlich aber horchte ich auf. Es war mir, als ob sich von den tiefer stehenden Tannen her ein anderer Ton vernehmen ließ und ein wuchtiger Bergstock mehrere Male auf einen am Wege liegenden Stein gestoßen würde. Bald erkannte ich auch, daß ich mich nicht getäuscht, denn eine menschliche Gestalt tauchte zwischen den Bäumen auf, und unwillkürlich sprang ich in die Höhe, um dem Kommenden erwartungsvoll entgegen zu blicken.

Ja, er war es, den ich erwartete, mein Einsiedler, der, in seine gewöhnliche Ledertracht gehüllt, aber diesmal ohne Stutzen und Jagdtasche, den Berg heraufstieg, und beim ersten Blick nahm ich an ihm etwas Neues wahr. Er trug auf seinem Hut einen weithin leuchtenden Büschel Edelweiß, den er sich wahrscheinlich am vorigen Tage von der Suleck geholt. Ich hielt dies ebenfalls für

ein gutes Zeichen in Betreff seiner fortschreitenden Genesung, denn es bewies mir, daß er wieder lebhafteren Antheil an den ihn umgebenden Dingen nahm und selbst Kleinigkeiten der Art seine Aufmerksamkeit zuwandte.

Da hob er, der anfangs vor sich niedergeblickt, den Kopf in die Höhe und auf der Stelle hatte er mich bemerkt. Er stand still, wie um sich von seinem raschen Gange zu erholen, aber dabei blitzte ein Freudenstrahl in Gestalt eines heiteren Lächelns über sein Gesicht, das zwar immer noch bleich genug war, aber durchaus nicht mehr die krankhafte Farbe wie vor einigen Tagen zeigte.

»Herr Doctor!« rief er mir entgegen, als ich auf ihn zugetreten war, »da sind Sie ja endlich wieder! Gott sei gedankt! Ich habe Sie schon lange erwartet und bin Ihnen eine Strecke entgegengegangen, aber ich vermied den unteren Weg und ging über die Höhe; Sie aber sind über die Alp gekommen, nicht wahr?«

»Ja,« erwiderte ich, meine Hand fest in die seine legend, die er mir herzlich entgegenstreckte, »das bin ich, aber nun sind wir ja wieder beisammen und das ist gut.«

»Sind Sie schon lange hier?« fragte er noch, als wir der Hütte zuschritten, die er alsbald mit seinem Schlüssel öffnete.

»Etwa eine Viertelstunde,« sagte ich und trat vor ihm her in das Zimmer zur Rechten, wo ich Hut und Stock ablegte und mir mit dem Schließen der Fenster zu schaffen machte, um meinen plötzlich etwas kurz gewordenen Athem zur Ruhe kommen zu lassen.

Da, als ich mit meinem Beginnen fertig war, stand er vor mir und sah mich forschend mit seinen schönen blauen Augen an, die mir heute ungewöhnlich klar und scharf beobachtend vorkamen.

»Warum sehen Sie mich so scharf an?« fragte ich zuerst.

»Warum? Ei, ich freue mich, daß Sie wieder da sind, und nun sollen Sie mir erzählen, wo Sie gewesen sind, aber – wissen Sie, daß Sie heute ganz besonders aussehen?«

»Ich, ganz besonders?« fragte ich lächelnd und doch nicht ohne einige Verlegenheit. »Nun, ich freue mich auch, daß ich wieder bei Ihnen bin und daher mag ich – so besonders aussehen. Doch nun sagen Sie mir zuerst,« fuhr ich fort, während wir uns Beide neben einander auf das Sopha setzten, »wie befinden Sie sich? Wie mir scheint, fühlen Sie sich wohl?«

»Gott sei Dank, ja, so ziemlich wenigstens und viel, viel besser als neulich. Ihre Rathschläge und Ihr so gut gemeinter Trost haben mir unendlich wohlgethan. Ich habe mir meine gegenwärtige Lage nach allen Seiten überlegt und dabei gefunden, daß ich, nachdem ich auch Sie zum Freunde gewonnen, mit meinem Schicksal augenblicklich nicht ganz so unzufrieden sein kann. Aber – ich muß noch einmal auf Ihre Miene zurückkommen. Wissen Sie, wie Sie aussehen oder wie ich mir wenigstens den seltsamen Glanz Ihres Auges und das lebhaftes Spiel Ihrer Mienen deute?«

»Nun, wie denn?«

»Ja, ich weiß es so eigentlich doch nicht, Sie haben eben ein ganz seltsames, gespanntes, unentzifferbares Gesicht und ich entnehme nur so viel daraus, daß Sie auf Ihrem kurzen Ausfluge ein gutes Geschäft gemacht haben müssen.«

»O ja,« sagte ich nun, aus meiner bisherigen Zurückhaltung muthig herausgehend, »das ist gewiß wahr, ein sehr gutes sogar. Rathen Sie einmal, wo ich gewesen bin.«

»Wie kann ich das? Sie sagten ja, Sie gingen nach Interlaken. Sind Sie da nicht gewesen?«

»O ja, auch dort bin ich gewesen, aber dann bin ich noch weiter gegangen – und so sei es mit einem Wort gesagt – nach Bern!«

Bei diesem einen Wort schien sich sein ganzes Aussehen zu verwandeln. Er reckte sich hoch in die Höhe, sein Gesicht überflog eine dunkle Röthe und seine Lippen bebten unter seinem dichten Bart. Gleich darauf sagte er kurz und hastig, fast stammelnd und sah mich dabei mit gleichsam durchbohrenden Blicken an, als ob er mein ganzes Wesen bis in die tiefste Tiefe durchdringen wolle:

»Nach Bern? – O,« fuhr er nach einer Weile fort, während er sinnend vor sich niedergeblickt, »was haben Sie denn da gemacht? Daß Sie dort Geschäfte zu verrichten hatten, haben Sie mir ja gar nicht gesagt.«

Ich schwieg, denn ich konnte im ersten Augenblick nicht weiter sprechen und meine Augen hatten auch viel zu sehen. Der Mann vor mir richtete sich immer höher

und stolzer auf, als wolle er sich wappnen, einem unbekanntem Feinde siegreich in's Auge zu schauen.

Hatte er bereits aus meinem gepreßten Wesen etwas errathen, was ich ihm noch verbarg, oder ahnte er, was ich sogleich sagen würde? Ich wußte es noch nicht, aber auf seinem Gesicht, das noch immer jene dunkle Röthe überzog, sprachen sich Neugierde, Staunen und doch auch eine gewisse Zuversicht zugleich aus.

»Ja,« sagte ich endlich, »ich bin in Bern gewesen, und ich glaube, Sie errathen schon halb und halb, was ich dort gethan und wen ich gesprochen habe. Doch – ich will Sie nicht länger in Ungewißheit lassen. Mit einem Wort: Sie haben mir in Ihrer bedeutungsvollen Erzählung so viel Gutes von einem edlen Manne gesagt und ich habe einen so großen Antheil an Ihrem Geschick genommen, daß ich es für meine Pflicht – und zwar für eine sehr gern auf mich genommene Pflicht hielt, diesen edlen Mann persönlich kennen zu lernen und aus seinem Munde selbst zu erfahren, was er über Ihre Lage denkt und ob derselben nicht etwa mit praktischerer Hülfe zu begegnen sei.«

»Ha!« rief er lebhaft aus, »das haben Sie gethan? Sie sind also bei Charles H***t gewesen?«

»Ja, ja,« sagte ich rasch, »da bin ich gewesen – aber wie, merken Sie denn nichts?«

»Nein,« sagte er leise, und doch schien mir immer mehr die wahre Ahnung des Vorgefallenen in seinem Auge aufzublitzen, »nein, ich merke nichts. Nur daß Sie etwas Freudiges in sich tragen, was sich vielleicht auf mich

bezieht, daß Sie bewegt sind, sehr bewegt, das habe ich Ihnen auf der Stelle angemerkt, als ich aus der Ferne Ihr Gesicht erfaßte. Aber sprechen Sie nun und wenn Sie mir nichts Tröstliches zu sagen haben sollten, was ja auch möglich ist, so geniren Sie sich nicht. Alles, was Hoffnung, Freude und Glück heißt, habe ich längst, längst hinter mir gelassen, Sie wissen es ja.«

»O,« sagte ich nun und meine Brust hob sich unwillkürlich zu tiefem Athmen hoch auf, »das sollten Sie doch nicht sagen. Der Mensch hofft, muß hoffen, auf das Beste – auf das Schönste, so lange er noch einen Athemzug in sich hat und Sie – Sie sollten das jetzt erst recht, denn, wie mir scheint, beginnt auch Ihre Nacht, die Sie bisher so lange umwob, zu sinken und ein hellerer Tag bricht allmählig mit seinem sonnenklaren Lichte an. Doch nun hören Sie, was ich Ihnen von Mr. Charles H***t erzählen will, der Sie herzlich grüßen läßt. Ich traf ihn glücklicher Weise zu Hause, nachdem ich um vier Uhr Morgens vom Hause unten aufgebrochen und schon vor neun Uhr in Bern angelangt war. Wir hatten uns sehr bald verständigt und mit wenigen Worten hatte er erfahren, daß auch ich Ihr Freund und nicht nur von Ihrem früheren Schicksal vollständig unterrichtet sei, sondern auch wisse, wo und wie Sie hier oben in Ihrer Zurückgezogenheit von der Welt lebten. Aber da gab sich eine große Freude in dem herrlichen Manne kund und er hieß mich nun erst recht herzlich willkommen, da ich ja fast unmittelbar von Ihnen kam und ihm von Ihnen die genaueste Kunde brachte.«

Ich schwieg, um die erste Wirkung dieser meiner noch mehr verheißenden Worte vorüberzulassen. Harry Duncan saß still und unbeweglich an meiner Seite und sah mich nicht mehr an. Vielmehr hatte er den Kopf wieder auf die Brust gesenkt und nur über seine Lippen flog ein leises, gleichsam ahnungsvolles Lächeln, und seine Finger, die ich ergriffen, bebten fühlbar in meiner Hand.

»Nun,« sagte er plötzlich, »fahren Sie fort. Was sagte Ihnen Charles H***t über meine Angelegenheiten und wie stehen sie in diesem Augenblick? Jetzt kann ich, ja, jetzt *muß* ich von Ihnen Alles hören.«

»Mr. Duncan,« sagte ich mit erhobener Stimme, denn nun war für mich der schönste Augenblick gekommen, ihm die ganze Wahrheit zu enthüllen, »das sollen Sie auch. Aber hören Sie wohl auf und merken Sie sich meine Worte. Daß Sie ein unschuldiger Mann und wider Fug und Recht so tief gedemüthigt worden sind, das haben Ihre wahren Freunde, die Sie besser als Ihre Richter kannten, schon lange gewußt, jetzt aber – jetzt wissen es auch Ihre Feinde und diese Richter, also die ganze Welt, denn der Mann, der in Wahrheit Sir Lawrence Rowland erschlagen, ist, gleichsam durch Gottes große und gerechte Hand – endlich und ohne jedes Menschen Hinzuthun – entdeckt.«

Bei diesen Worten sah er mich erst starr und gleichsam meine Aussage bezweifelnd an, unsinnig, aber je mehr er begriff, was ich gesprochen, kam Leben in seine Gestalt, sein Gesicht, und etwas Strahlendes, Triumphirendes brach aus seinen Augen hervor, die mit wunderbarer

Klarheit und Innigkeit auf mir ruhten, als wollten sie in meiner Miene noch einmal die Bestätigung meiner Worte lesen. Aber er sprach kein Wort, nur zog sich seine Hand, die ich noch in der meinen hielt, krampfhaft um meine Finger zusammen und seine Brust hob sich höher und höher auf, als könne er nicht genug Luft in seine Lungen einsaugen.

Plötzlich aber wandte er sich zu mir hin und seine Ohren fast an meine Lippen drängend, sagte er mit gepreßtem, kaum verständlichem Ton:

»Jetzt nennen Sie mir den Mann, der Sir Lawrence Rowland erschlagen hat.«

»Er heißt Pompey Rumford,« sagte ich und erzählte kurz, wie er zu Tode gekommen und auf seinem Sterbebett dem Capitain seines Schiffs sein entsetzliches und bisher so wohl verborgenes Geheimniß gebeichtet hatte.

Harry Duncan saß noch immer unbeweglich neben mir und nichts an ihm hätte mir verrathen, daß eine tief wühlende Empfindung sein Herz bewege, wenn es nicht sein kurzer und fast stoßweise hervortretender Athem gethan.

»Also Pompey Rumford!« sagte er endlich ganz leise. »Der Trunkenbold, der Händelsucher auf allen Meeren, der grausame Vorgesetzte, der kriechende Untergebene – o! Das ist ja merkwürdig, sehr merkwürdig!«

»Warum merkwürdig?« fragte ich.

»Weil er und Sir Lawrence Rowland, den er erschlagen, und mit meinem Degen erschlagen – die einzigen wirklichen Feinde sind, die ich je in meinem Leben gehabt. Aber es hat mir viel gekostet, daß ich von ihnen für

alle Ewigkeit befreit wurde, sehr, sehr viel! – O,« fuhr er gleich darauf mit größerer Lebhaftigkeit fort, »ja, was habe ich darunter leiden müssen, und wer, wer auf der Welt giebt mir einen Ersatz für das, was ich ausgestanden?«

»So haben auch schon Andere gesprochen, Mr. Duncan,« sagte ich, »und immer ist die Antwort die gewesen, daß nur Gott Ihnen das Erlittene vergelten und einen Ersatz für das Verlorene gewähren kann.«

»Gott!« erwiderte er langsam und leise. »O ja, der könnte es vielleicht, wenn er mich – nicht auch vergessen hat.«

»Nein, Harry Duncan,« rief ich laut, »er hat Sie gewiß nicht vergessen und es schon dadurch dargethan, daß er den Schuldigen aus Millionen Menschen herausgegriffen und als den Thäter jener schweren That bestraft hat. O, bezwingen Sie doch Ihren letzten und gewiß so gerechten Schmerz und heben Sie Ihr Auge vertrauensvoll zu jenem großen Wesen auf, das dort droben über den Wolken und auch da unten und überall thront und regiert – Gott, er allein, *kann* Ihnen nicht nur Ersatz für das Verlorene bieten, sondern er wird es auch.«

Er nickte, als glaubte oder hoffte er es. Plötzlich aber fuhr er aus seiner Träumerei, in die er wieder zu versinken schien, in die Höhe und rief:

»Aber wie? Wie kommt es, daß Charles H***t dies Alles wußte und mir nichts darüber geschrieben hat? Er wollte auch darin gewissenhaft sein und nun hat er es mir doch bis heute verschwiegen!«

Ich lächelte ihn freundlich an. »Verurtheilen Sie Ihren braven Freund nicht zu früh,« sagte ich. »Er ist gewissenhaft, treu und pünktlich gewesen alle Zeit, aber erst gestern Morgen, eine Stunde bevor ich in sein Zimmer trat, hat er den bedeutungsvollen Brief aus London erhalten, dessen Inhalt bereits ganz England in Bewegung setzt. Und wäre ich nicht gerade zu so rechter Zeit zu ihm gekommen, so würden Sie auf andere Weise erfahren haben, was sich zugetragen hat, denn Mr. H***t wollte selbst und in Person der Ueberbringer seiner glücklichen Nachricht sein.«

»Ha!« rief Harry Duncan freudig aus, »das lautet freilich anders, als ich es mir dachte!«

»Ja,« fuhr ich fort, »es lautet ganz anders und man muß Alles, was geschieht und wie es sich zuträgt, nur nach den maaßgebenden Umständen beurtheilen. Das werden Sie übrigens bald noch genauer erfahren, denn übermorgen wird Charles H***t bei Ihnen sein und Ihnen Alles viel treuer und umständlicher schildern, als ich es vermag.«

»Ah!« rief er wieder, lebhaft in die Höhe schnellend, und wie mit einem Schlage hatte sich sein ganzes Aussehen verändert, »also Charles kommt? Uebermorgen, sagen Sie?«

»Ja, er kommt, und nachdem Sie so lange in trauriger Einsamkeit zugebracht, werden Sie sie ja wohl in Freude und Hoffnung noch zwei Tage länger aushalten, nicht wahr?«

Er nickte mir mit einer glückseligen Miene zu. Plötzlich aber nahm sie wieder einen traurigen Ausdruck an und er verhüllte sich mit beiden Händen das Gesicht.

»Was haben Sie?« fragte ich, fast erschrocken auf ihn hinblickend und seinen Arm ergreifend.

»O mein Gott,« rief er, »in meiner maaßlosen, aufwallenden Freude hätte ich beinahe das Wichtigste von Allem vergessen. Ja, o mein Gott, es fällt mir noch zur rechten Zeit ein, damit ich nicht zu glücklich bin.«

»Was fällt Ihnen denn ein?« fragte ich zaghaft.

Er brachte das Folgende nur mit Mühe über seine Lippen und kaum verstand ich seine ersten Worte, so leise sprach er sie. »Danach fragen Sie noch? Ich dachte an meine Mutter und – die Anderen!« stammelte er. »O meine arme Mutter! Jetzt fühle ich erst, wie wehe ich ihr gethan, daß ich sie an meinen Tod glauben ließ. O, o, wie konnte ich einen solchen Schritt thun, und nun begreife ich, warum Charles so ernstlich und oft davon abgerathen hat. Was mag sie gelitten, was ausgestanden haben, als sie mich nun todt und zerschmettert glauben mußte, und wer weiß, ob sie den Schmerz überwunden hat und darüber nicht zu Grunde gegangen ist!«

»Wenn das Ihr Kummer und Ihre Sorge ist,« sagte ich beruhigend und faßte wieder seine Hand, »so kann ich Ihnen auch darin einen Trost sprechen. Denn, auch in dieser Hinsicht hat – Ihr Freund – das Seinige gethan, und Ihre Mutter weiß längst, daß Sie noch leben, und jetzt sogar weiß sie auch, wie alle Welt, daß Sie ein unschuldig Verurtheilter sind.«

Bei diesen unerwarteten Worten jauchzte er beinahe laut auf. »Wie,« rief er, »sprechen Sie die Wahrheit? Also meine Mutter lebt nicht nur selbst und ist gesund, sondern sie weiß auch, daß ich lebe und unschuldig bin?«

»Ja, sie weiß es, ich büрге Ihnen dafür und Charles H***t hat längst an sie geschrieben, ihr Alles berichtet und sie sogar nach der Schweiz zu kommen aufgefordert, um Sie daselbst zu treffen und wieder an ihr mütterliches Herz zu schließen. Wer weiß, ob sie nicht schon unterwegs ist, denn die Mutterliebe fliegt schnell, sie bedient sich der Winde und Wolken des Himmels, und der Himmel selbst, der mit den Müttern in Bezug auf ihre Kinder ist, beflügelt ihre Schritte.«

Da, als der Mann neben mir Dieses hörte, brach er, von unnennbaren Gefühlen erschüttert, fast zusammen. Laut auf schluchzte er und dann fiel er mir an die Brust und weinte still seine tiefwogende Empfindung aus.

Ich ließ ihn ruhig eine Weile gewähren; als er sich aber erleichtert fühlte und das hochgeröthete Gesicht wieder zu mir erhob, ergriff er meine beiden Hände, drückte sie gegen sein Herz und sagte: »Theurer Freund! Ja, das sind Sie mir! O, verzeihen Sie mir, daß ich mich so unmännlich zeigte und Thränen vergoß; aber wenn Sie wüßten, was ich in meiner Einsamkeit Alles erlitten, in ruhelosen Tagen und in schlaflosen Nächten dabei in Gedanken durchgemacht, und wie ich meine Mutter, die herzensgute und mir ganz ergebene Frau, so herzlich liebe, dann würden Sie sich sagen: er ist auch nur ein Mensch und kann nur das Menschliche ertragen. Ach, mein ganzes

Schicksal war ja fürchterlich, entsetzlich. O, o, wie ist mir bei dem Allen so seltsam zu Muthe! Lebe und athme ich denn wirklich noch? Wie bin ich denn eigentlich in diese kleine Hütte, an diesen Ort, auf diesen Berg gekommen? Habe ich es etwa nur geträumt, was ich erlebt?«

»Nein,« sagte ich nun, »Sie haben es nicht geträumt, sondern wirklich erlebt, nur ist der Schleier, der bisher vor Ihren Augen lag und Ihnen die Welt und die Wirklichkeit des Lebens verhüllte, gehoben und Sie blicken wieder klar und frei in Gottes große Schöpfung hinein.«

Ein tiefer Seufzer quoll aus seiner Brust auf. »Ja, ja,« sagte er dann lächelnd, sich dabei umblickend und mir die Hand reichend, »da haben Sie Recht. Der Schleier, der mir Alles, die Welt, die Menschen und mich selbst verhüllte, ist endlich gefallen und ich bin wieder ein freier, ein unschuldiger Mann, was ich immer war, wenn – ach!«

Plötzlich hielt er wieder inne und fiel in ein träumerisches Hinstarren zurück. »Nun,« sagte ich, »wenn? So sprechen Sie doch! Mir können Sie ja jetzt Alles sagen.«

»Ja, ja,« fuhr er fort, »ich weiß es wohl und Sie sollen es auch hören. Wenn, wollte ich sagen, es nicht noch eine Person auf der Welt gäbe, die auch dies mein kaum wieder errungenes Glück – in Trümmer werfen kann.«

»Wen meinen Sie mit dieser Person?«

»Wen kann ich anders meinen, als Mary Markham? Haben Sie denn die und ihre Liebe zu Sir Lawrence Rowland vergessen?«

Ich schüttelte leise den Kopf und wußte im ersten Augenblick nicht, was ich darauf erwiedern sollte. Endlich aber, mich zu einem durch die Umstände gebotenen Nothbehelf ermuthigend, sagte ich dreist:

»In diesem Punkte sind Sie auch in einem sehr erklärlichen Irrthum befangen, wie mir Charles H***t vertraut hat. Miß Markham hat nie Liebe für Sir Lawrence Rowland gefühlt, und wenn sie ihm auf dem Ballfeste damals jene Blume gegeben, so hat sie dadurch weiter nichts bezweckt, als Sie endlich zum Reden zu bewegen, auf daß Sie selbst ihr Ihre Liebe geständen, die sie nach ihrem eigenthümlichen Naturell und ihrer Beurtheilung der Sachlage nur dann erwiedern wollte und konnte, wenn sie sie aus Ihrem eigenen Munde erfuhr.«

»Wie?« rief er, auf das Höchste erstaunt, »auch das hat Charles H***t gewußt und mir stets verschwiegen? O, das war nicht recht von ihm, Herr Doctor!«

»Nein,« sagte ich, »es war vielleicht nicht recht, oder es scheint wenigstens so; denn kann er nicht Ihrer Mutter und Miß Markham eben so gut sein Wort gegeben haben, darüber schweigen zu wollen, wie er Ihnen sein Wort gab, Niemandem zu verrathen, daß Sie nicht von einem Felsen gestürzt?«

Bei diesen Worten sah er mich groß und verwundert an und ich schien mit meinem Versuch, Charles H***t zu rechtfertigen, das Rechte getroffen zu haben. »Ja,« sagte er nach kurzem Bedenken, »das ist möglich und so wird es auch wohl gewesen sein. Also Mary Markham hat Sir Lawrence nicht geliebt?«

»Nein,« sagte ich mit der größten Bestimmtheit, »Miß Markham hat nur *eine* Liebe in ihrem Herzen getragen und die ist – für Sie bestimmt gewesen.«

Wieder kam eine stille Thräne in sein schönes Auge, aber er schwieg. Auch unterbrach ich das Schweigen nicht, denn ich konnte mir wohl denken, daß er innerlich genügend mit sich selbst beschäftigt sei und keines weiteren Anreizes von mir bedürfe, um seine Aufmerksamkeit auf einen anderen Gegenstand zu lenken.

Allmählig jedoch kehrte er in die wirkliche Welt und zu mir zurück. Er sah mich mit einem wundersam frohen hellaufleuchtenden Blick an und sagte, sich erhebend, was auch ich sogleich that:

»Das war ein verhängnißvoller Morgen, mein lieber Freund! Sie haben an mir Großes und Bedeutsames vollbracht, viel mehr, als je ein Mensch auf der Welt. Ich will darüber kein Wort verlieren, auch läßt mich mein durch und durch gewählter Geist nicht die rechten Worte finden und nur das Eine will ich Ihnen sagen, wie neulich schon: Ich danke Ihnen!«

Ich nickte einfach mit dem Kopf, und da ich seinem ganzen Wesen und gedankenvollen Verhalten zu entnehmen glaubte, daß er jetzt am liebsten allein sein würde, um über sein Schicksal mit sich selber auf's Reine zu kommen, so ergriff ich ohne Säumen Hut und Stock und schickte mich zum Gehen an.

Er ging auch alsbald darauf ein und sagte blos: »Ich sehe, Sie wollen gehen und mich diesmal sehr früh verlassen. Nun, dagegen habe ich heute nichts einzuwenden.

Ja, ja, so wird es am besten sein – und so werde ich Sie auch nicht begleiten.«

»Das verlange ich auch nicht,« erwiderte ich, »nur sagen Sie mir noch das Eine: darf ich Sie heute allein lassen, ohne Sorge, daß Ihnen bis morgen, wo ich Sie wieder besuchen werde, die Zeit zu lang wird?«

Er schüttelte mit freundlicher Miene den Kopf und sagte rasch: »Ach nein, das befürchten Sie gar nicht. Die Zeit bis morgen wird mir wie im Fluge verstreichen. Ich habe nicht nur viel zu denken bekommen, mehr denn je, und Dank Ihrer Freundschaft und Liebe ist es etwas Gutes, sondern nun will ich auch endlich einmal einige Briefe nach England zu schreiben versuchen und, sobald ich mich gegen einige mir befreundete Menschen ausgesprochen, werde ich mich ruhiger und behaglicher fühlen. Auch brauche ich einige Zeit, um mich allmählig in die bedeutsame Wandlung meines Schicksals finden zu lernen, und das geschieht am leichtesten, wenn ich mit mir allein bin. Leben Sie also wohl! Doch, wann kommen Sie morgen?«

Ich überlegte rasch, dann sagte ich: »Ich weiß es noch nicht ganz genau; wahrscheinlich aber komme ich nicht so früh wie gewöhnlich, vielleicht sogar erst kurz vor Tisch und dann – speise ich bei Ihnen.«

»Gut,« versetzte er, »dann erwarte ich Sie also morgen früh nicht, aber zu Tisch bestimmt und dann – dann werde ich meine Gedanken geordnet haben und vielleicht ruhiger als heute über die neuesten Ereignisse reden können.«

Er reichte mir die Hand, sah mir mit einem tiefen dankbaren Blick in die Augen und ich schritt schnell aus dem Zimmer, Gott dankend, daß ich wieder mit mir allein war, nachdem ich eine so aufregende Scene überstanden. Ja, auch in mir wogte es bunt durcheinander, mein ganzes menschliches Gefühl war erregt, und mein Herz schlug in so lauten Schlägen, daß ich es selbst klopfen hörte. Wie ich durch die Tannen hinunter kam, weiß ich nicht mehr, auch weiß ich nicht, daß ich die Sennhütte und Heinrich oder Christen gewahrte, und erst als ich langsam über die grünen Alpmatten schritt, den blauen Himmel über mir und die ewigen Schneeberge in voller Majestät und in unzerstörbarer Pracht vor mir ragen sah, kam es wie eine himmlische stille Freude über mich und ich sagte mir, daß ich meine heutige Aufgabe würdig gelöst und mit dem errungenen Erfolge zufrieden sein könne.



Als ich eine Viertelstunde später den Wald am Ende der Alp betrat, sah ich zum ersten Mal nach der Uhr. Es war fast halb Zwölf. Ich war darüber auf's Höchste erstaunt. Nie war mir die Zeit so rasch verstrichen, gleichsam unter den Händen entschwunden. Aber freilich, wir hatten lange gesprochen, länger, als man hier liest, was ich berichtet, und so war der Vormittag fast zu Ende, obgleich ich, wenn ich recht langsam ging, wozu ich die

größte Neigung verspürte, doch noch lange vor Tisch unten im Hause sein konnte. O, und diesmal freute ich mich mehr denn je auf dies Haus und einen Theil seiner Bewohner, denn jetzt konnte ich Mrs. Duncan und den Ihrigen getrost vor die Augen treten, da ich ja nicht nur das letzte Hinderniß weggeräumt sah, welches sie noch von Harry Duncan trennte, sondern auch den Schmerz desselben selbst siegreich bekämpft und ihm Trost und Hoffnung in das Herz geflößt hatte.

Mit solchen Gedanken beschäftigt, setzte ich meinen Weg durch die leise im Winde säuselnden Tannen gemächlich fort, aber den Berg hinab geht man immer unwillkürlich schneller, als man will, und so that ich auch heute. Da, als ich etwa nur noch den dritten und letzten Theil des Bergwaldes vor mir hatte und von Weitem schon die Stelle sah, wo die Wurzel der alten Tanne ein natürliches Sopha bildet, wurde ich durch den Anblick zweier Frauengestalten überrascht, die, eng aneinander geschmiegt, dort saßen und mich zu erwarten schienen. Ich konnte nicht zweifeln, es waren die beiden Misses, denen Sterchi wahrscheinlich gesagt, welchen Weg ich bei der Rückkehr nach Hause einschlagen würde. So war es auch geschehen, wie ich sehr bald erfuhr.

Kaum aber hatten sie mich gehört und dann auch gesehen und erkannt, so sprangen sie auf und kamen mir hastig entgegengelauften.

Ich winkte ihnen schon von Weitem meinen Gruß zu und bald lagen meine Hände in den ihren, die sie mir freundlich hinstreckten.

»Also wirklich,« rief Miß Lucy zuerst, »Sie sind schon wieder auf der Alp gewesen? Nun, die muß ja sehr viel Anziehendes für Sie bergen, daß Sie gleich den ersten Tag, wo Sie hier sind, zur Hälfte darauf zubringen.«

»O ja,« sagte ich, »sie hat sehr viel Anziehendes für mich und nie ist sie mir schöner und bedeutungsvoller vorgekommen als heute.«

»So,« sagte Miß Mary Markham, ihr reizendes Antlitz zu einem artigen Schmollen verziehend, »und das sagen Sie uns so dreist in's Gesicht und haben uns doch nie mit hinaufgenommen? Ja, Sie sind sogar meist heimlich dahin aufgebrochen, so auch heute, und Niemand hat Sie Ihren Weg dahin antreten sehen.«

»Ja, meine Damen,« entgegnete ich lächelnd, »so ist es, diesmal haben Sie in Bezug auf meine heimlichen Gänge Recht, aber Alles in der Welt hat seine guten Gründe und so auch dies mein stilles Verfahren. Ueberdies ist der Weg nach der Alp weit und beschwerlich für Sie, und das ist mit ein Grund gewesen, warum ich Sie noch nicht dahin geführt habe.«

»O, diesen Grund lassen wir schon lange nicht mehr gelten,« nahm Miß Lucy wieder das Wort. »Wir sind jung und kräftig, willig und folgsam und können sehr gut steigen, Sie wissen es ja.«

»Nun, das wollen wir einmal erproben,« erwiederte ich bedächtig, »aber wenn Sie und die Mutter, die die schöne Alp auch endlich kennen lernen muß, einen wirklichen Genuß davon haben wollen, dürfen Sie nicht zu

erhitzt und ermüdet oben ankommen, und glücklicherweise giebt es auch dafür ein ausreichendes Mittel.«

»Wie?« rief Miß Mary freudig aus, »also die Tante kann auch mit uns hinauf? O, wie herrlich wäre das! Und welches Mittel haben Sie dafür?«

»Hören Sie mich an,« sagte ich, noch immer bei ihnen stehen bleibend und nun allmählig mit meinem wohl überlegten Plan hervortretend, »ich werde für morgen drei Esel von Interlaken heraufholen lassen und sie ein paar Tage oben behalten, dann können Sie mehrmals und ohne alle Mühe nach der Alp hinaufreiten. Allein, erlauben Sie,« fügte ich noch hinzu, da die jungen Damen sich schon in Bewegung setzten und dem Hause zueilten wollten, um Mrs. Duncan so schnell wie möglich von der Partie am folgenden Tage zu unterrichten, »ich bin mit meinen Vorschlägen noch nicht fertig. Freilich sollen Sie alle Drei mich morgen nach der Alp begleiten, aber doch nur unter einer gewissen Bedingung.«

»Eine Bedingung? O, welche denn?« rief Miß Lucy, mehr neugierig als erstaunt.

Ich lächelte etwas befangen, dann sagte ich langsam: »Sie können dreist darauf eingehen; was ich von Ihnen verlange, ist nicht zu schwierig für Sie.«

»Nun denn, so sprechen Sie Ihre Bedingung aus, wir gehen darauf ein,« sagte Miß Lucy mit einem freundlichen Blick auf ihre Cousine. »Nicht wahr, Mary?«

Diese nickte zustimmend und so sagte ich: »Sie müssen sich nämlich in alle meine Anordnungen auf dieser Bergpartie fügen, wenn sie Ihnen anfangs auch etwas

seltsam vorkommen mögen. Und so will ich Ihnen ein kleines Bekenntniß ablegen und daraus werden Sie entnehmen, warum ich Sie bis jetzt noch nicht nach der von uns so oft besprochenen Alp geführt habe. Ich habe nämlich dort oben seit längerer Zeit ein kleines Absteigequartier, in das ich einen Uneingeweihten nur ungern blicken lasse. Sie sollen dasselbe nun kennen lernen, aber, wie gesagt, Sie müssen buchstäblich und ohne Widerspruch meinen Anordnungen folgen. Wollen Sie das?«

Die beiden Mädchen blickten mich verwundert an, als ob ich ihnen einen Scherz erzählte; da sie mich aber ernst bleiben sahen, versprachen sie, nach meinen Vorschriften zu handeln und auch die Mutter nachher von meinen Wünschen zu unterrichten.

So brachen wir denn nun auf und stiegen langsam den holprigen Weg durch den Wald hinab, wobei meine Begleiterinnen mich fragten, ob der Weg nach der Alp immer so steinig sei wie hier. Ich erklärte ihnen, wie er beschaffen, und damit waren sie zufriedengestellt und freuten sich schon im Voraus sehr, Alles, was ich ihnen beschrieben, mit eigenen Augen zu sehen.

Auf der Hausalp trafen wir auf einer der unteren Bänke Mrs. Duncan und hier schon erfuhr sie, daß sie am folgenden Tage mit uns Allen nach der Alp reiten sollte. Auch sie war damit einverstanden und nun stiegen wir nach dem Hause hinab, wo eine Kellnerin eben die Glocke zu läuten begann, die sämtliche in der Pension wohnenden Gäste zu Tisch rief. Das war heute ein angenehmer Ton für mich, denn außer einer Tasse Kaffee

und einem Brödchen am Morgen hatte ich den ganzen Tag nichts genossen, und so wechselte ich rasch meine Kleider, um ohne Säumen im Speisesaal zu erscheinen.

ACHTES CAPITEL. IN DER BLOCKHÜTTE AUF HOHER ALP.

Ich fand die ganze Hausgesellschaft schon versammelt und eifrig wie immer beschäftigt, unsers Wirthes Speisevorräthen alle Ehre anzuthun. Mir war es ganz neu, einmal wieder unter so vielen Menschen zu sitzen und eine geregelte Mahlzeit zu halten. Aber unsere Unterhaltung bei Tisch war diesmal nicht so belebt wie sonst, und ich war am wenigsten zu vielen Reden aufgelegt, was ich, auf Befragen, auf meine Müdigkeit in Folge meiner vielen Wanderungen schob. Man glaubte mir das auch und so legte ich mich nach Tische eine Stunde nieder und schlief, da ich wirklich noch mehr abgespannt als ermüdet war, ziemlich fest. Dieser Schlaf gab mir auch meine gewöhnliche Ruhe wieder, die Spannung meines Innern hatte nachgelassen, und da ich Alles in mir geordnet wußte, sah ich wieder mit größerem Gleichmuth den kommenden Dingen entgegen. Und doch ertappte ich mich bisweilen auf einer unwillkürlichen Aufregung, die ich beim besten Willen nicht völlig unterdrücken konnte und die ganz allein aus der still in mir wogenden Freude entsprang, meine jungen und alten Freunde nun bald wieder in vollem Genuß des Glücks und innerer Zufriedenheit zu sehen.

So verging mir der Tag rasch genug und gegen Abend stieg ich mit meinen Damen nach den Sieben Tannen

empor und sah mir mit ihnen noch einmal den schönen Untergang der Sonne an. Oft schweiften meine Gedanken freilich dabei nach der Alp hinauf, wo Harry Duncan noch einsam weilte und vielleicht auch zum letzten Mal mit wehmüthigem Blick die Sonne in den Wellen des Thuner Sees versinken sah, aber ich riß mich endlich mit Gewalt von diesen Gedanken los und begann von allen möglichen Dingen zu sprechen, bis es mir zuletzt gelungen war, wieder in das alte Geleise meines gewöhnlichen Gleichmuths zu gerathen und nun den Abend in ruhiger Plauderei über die zunächst zu erwartenden Dinge mit den Engländerinnen hinzubringen.

Am nächsten Morgen, als ich schon vor sieben Uhr mein Frühstück im Zimmer verzehrte, klopfte eine bescheidene Hand leise an meine Thür. Auf meinen Herbeiruf trat Ned bei mir ein und nickte mir mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit seinen Morgengruß zu.

»Guten Morgen, Massa Doctor!« begann er nach meinem Gegengruß zu reden. »Ned sein sehr froh, daß Massa wieder da sein. O, Sie sein ja so lange weggeblieben und die arme Missus haben sich so sehr nach Ihnen gesehnt. Aber, ja, was ich sagen wollten: Massa Sterki schicken mich herauf und lassen Massa Doctor sagen, daß die drei Esel gekommen sein und schon im Stall stehen und lustig fressen. Und da haben ich und Nelly gehört, daß Massa Doctor mit Missus und den jungen Damen nach dem hohen Berg hinaufsteigen wollen, und da haben nun Ned und Nelly eine sehr große Bitte.«

»Sprich sie aus, Ned,« ermutigte ich ihn. »Wenn ich kann, werde ich sie Euch gern erfüllen.«

»O ja, Massa können das, denn Missus thun Alles, was Massa Doctor wollen. Und nun sehen Sie, wenn Missus Duncan und Miß Mary und Lucy da hinaufsteigen, dann bleiben Nelly und Ned ja hier unten ganz allein.«

»Ah, Ihr möchtet auch wohl mit?« fragte ich lachend. »Aber wieso seid Ihr denn hier unten allein? Es bleiben ja noch andere Menschen genug zurück und Ihr fürchtet Euch doch nicht etwa?«

»O, fürchten!« sagte Ned mit erzwungen muthigem Gesicht und zog seine beweglichen Augenbrauen bis zur halben Stirnhöhe empor, »warum sollten ich mir fürchten? Aber wir möchten auch einmal gern von da oben die weißen Berge betrachten, die so schön wie Silber oder Zucker sein.«

»Aha,« versetzte ich, »also Ihr wollt wirklich mit?« Und schon überlegte ich rasch, ob er und seine Schwester mir auf der Alp nicht hinderlich sein würden. »Ja,« sagte ich endlich, »es ginge wohl, Ned, aber ich habe doch eine kleine Besorgniß dabei.«

»Eine Besorgniß? Vielleicht daß wir nicht hinauf kommen? O Massa Doctor, wir sein viel jünger als Sie und Sie gehen ja alle Tage ganz munter hinauf und kommen immer wieder ganz munter zurück.«

»Das meinte ich diesmal nicht, Ned,« versetzte ich lachend, »doch ich will Dir meine Besorgniß, die ganz anderer Art ist, nicht verhehlen. Wenn Dir nun,« fuhr ich mit leiserer Stimme fort – »denke einmal nach – dort

oben in dem finsternen Walde wieder – ein Geist begegnete? Nun, wie dann?«

Ned machte ein sehr betroffenes Gesicht und seine Augäpfel rollten wie zwei kleine Schneebälle bald nach links, bald nach rechts im Kopfe herum. Offenbar überlegte er und daß er dabei doch etwas ängstlich war, verrieth mir sein sehr kurz gewordener und pfeifend aus seinen breiten Nüstern strömender Athem.

»O Massa Doctor,« sagte er endlich, »das werden der Geist doch nicht? Und wenn er es doch thäten,« fuhr er verschmitzt fort, »dann sein ja Missus und die Anderen alle und Sie selber dabei – und dann fürchten ich mir gar nicht, zumal es ja heller Tag heute sein.«

»Nun, wenn das ist,« schloß ich unsere Unterhaltung, »dann werde ich bei Mrs. Duncan die Erlaubniß auswirken, daß Ihr Beide einmal mitgehen könnt, aber Ihr müßt Euch feste Schuhe anziehen und von Herrn Sterchi einen Stock zur Stütze geben lassen.«

Ned bedankte sich herzlich und sprang flüchtig davon, um seiner Schwester die frohe Botschaft zu überbringen und sich von irgend einem Knechte einen Stock zu holen.

Ich dagegen beendete rasch mein Frühstück, warf mich in mein Bergcostüm und ging in den Hof, um nach den angemeldeten Eseln zu sehen. Ich fand Sterchi bei den drei mit ihnen heraufgekommenen Jungen im Stall, und instruirte Letztere dahin, daß ich mir ein für alle Mal verbat, die Esel mit ihren Stöcken und überlauten Rufen zur Eile zu treiben, was ich Beides nicht leiden kann und mir stets die erhabene Ruhe und den Genuß der großen

Natur stört. Wir hätten Zeit im Ueberfluß, sagte ich ihnen, und die Damen liebten das Prügeln der armen Thiere nicht. – Sie versprachen, gehorsam zu sein, und dann begaben sie sich in das Zimmer der Scheune, wo die Leute ihr Essen bekommen und wo auch sie jetzt reichlich mit allem Nöthigen bedacht wurden.

»Auf wie lange Zeit haben Sie die Esel gedungen?« fragte ich Sterchi.

»O, ganz auf unbestimmte Zeit. Die Damen haben vollständig darüber zu disponiren. Aber sagen Sie, Herr Doctor,« fuhr er näher an mich herantretend und leiser sprechend fort, »Sie wollen also die Damen heute zu Mr. Scott – wollte ich sagen – zu Mr. Duncan führen?«

»Ja!« sagte ich mit einem unwillkürlich lauten Athemzug.

»Aha, na, Sie haben auch einige Angst davor, wie ich sehe!«

Ich konnte es nicht läugnen und mochte es auch nicht. »Allerdings,« sagte ich, »eine Kleinigkeit ist es nicht, was heute da oben vorgehen wird. Indessen werde ich mich nicht länger dabei aufhalten, als bis sie beisammen sind. Dann überlasse ich die Familie sich selbst und komme wieder zu Ihnen herab. – Hier aber,« fuhr ich fort, einen schon vorher geschriebenen Zettel aus der Tasche ziehend, »habe ich eine Depesche, lieber Sterchi, die sogleich besorgt werden muß. Auch muß der Bote auf dem Telegraphenamt unten so lange warten, bis die erbettene Rückantwort erfolgt. Da, lesen Sie, und halten Sie

uns noch ein Zimmer für den amerikanischen Gesandtschaftssecretair bereit, den ich erwarte. Sie haben doch noch eins?«

»Glücklicher Weise, ja; er kann ja das Zimmer neben dem Ihrigen bewohnen, für – einen Anderen, wenn er endlich herunterkommen sollte, habe ich noch eins ganz in der Nähe der Mrs. Duncan.«

Ich gab meinen Beifall zu erkennen und nachdem ich mich auch mit dem Aussehen und der Ausstattung der Esel zufrieden erklärt, verließ ich mit Sterchi den Stall und trat mit ihm auf die Ostseite des Hauses. Noch immer schwamm wie ein ungeheurer Vogel mit weit ausgebreiteten Schwingen ein leichter Nebel über dem See vor uns und auch ein Theil der ihn begränzenden Berge war von ihm bedeckt. Aber die Sonne drang unaufhaltsam siegreich empor und ließ uns einen guten Tag hoffen, worin wir auch nicht getäuscht wurden.

So begab ich mich denn wieder nach meinem Zimmer und ließ den Damen durch Ned sagen, der mir schon in schweren Stiefeln und mit einem langen Bergstock bewaffnet entgegen kam, daß ich sie in einer halben Stunde auf dem Hofe erwarten würde, um mit ihnen die kleine Reise anzutreten. Er kam bald wieder und brachte den Bescheid, daß die Damen zur rechten Zeit erscheinen würden; fertig angekleidet wären sie schon und sie säßen jetzt beim Frühstück.

»O,« sagte ich zu mir, als Ned mich verlassen, »sie frühstücken in aller Ruhe, versprechen sich nur eine kleine Freude von ihrem Ausfluge und haben keine Ahnung,

was ihnen Großes und Unerwartetes bevorsteht. In zwei Stunden – ja, in zwei Stunden schon – werden sie in anderer Stimmung sein und ich werde für diesmal meine Aufgabe auf dem Abendberge beendet haben. Wohl mir, daß sie gelungen, und doch ist der Hauptpunkt noch nicht vorüber. Mir bangt ganz seltsam davor und ich werde Mühe haben, den scharfsichtigen Augen dieser beiden Mädchen meine wachsende Aufregung zu verbergen.«

So sprach ich zu mir und ich hatte damit nur zu sehr das Rechte getroffen. – Zu bestimmter Zeit begab ich mich marschfertig in den Hof, auf den die drei kräftigen Esel, mit Damensätteln versehen, schon heraufgeführt waren. In diesem Augenblick durchbrach die Sonne die auseinanderstiebenden Nebel und übergieß mit ihrem strahlendsten Glanz die ganze vor mir liegende Scenerie. Ja, auch die Nebel vor den Eisbergen schwanden immer mehr und mehr und nun, die Erscheinung in der Natur als ein gutes Omen betrachtend, wußte ich bestimmt, daß wir auf unserem Wege nur Schönes zu sehen bekommen würden.

Da traten auch die drei Damen aus der Thür und hinter ihnen mit gravitatischen Schritten und freudestrahlenden Gesichtern die beiden Schwarzen. Mrs. Duncan trug ihr gewöhnliches Trauerkleid, nur hatte sie eine feste Seidenmantille darüber geworfen. Miß Markham, ähnlich wie ihre Cousine gekleidet, erschien wieder in ihrem sammtnen enganschließenden Schnürrock über dem

schwarzen Seidenkleid, der ihre prächtige Figur so vortheilhaft hervortreten ließ, und das dunkle Auge der schönen Creolin blitzte mir eben so freudig entgegen, wie das blaue Miß Lucy's, als sie mir Beide zum Gruße die Hand boten.

Mir war die Kehle beim Anblick ihrer frohen Gesichter etwas trocken geworden und so sagte ich nach kurzer Begrüßung nur, daß wir gutes Wetter hätten und daß wir, wenn es ihnen genehm wäre, die Reise unverzüglich antreten könnten.

In diesem Augenblick erschienen auch die übrigen Pensionäre vor dem Hause, um, was sie alle so gern thun, die Damen in die Sättel steigen zu sehen. Sie mußten wohl schon gehört haben, daß wir eine größere Bergtour vorhatten und wünschten uns viel Glück auf die Reise. Ich dankte ihnen ehrlich und sagte ihnen, daß man Glück immer und überall gebrauchen könne. Dann half ich Mrs. Duncan in den Sattel, während Sterchi Miß Lucy bediente.

»Ich möchte lieber zuerst etwas gehen,« sagte da Miß Mary, als ich zu ihr herantrat, und zögerte, ihr kleines graues Thier zu besteigen.

»Nein,« entgegnete ich, »das dürfen Sie nicht. Sie werden zu warm und auf der Alp weht eine scharfe, kühle Luft. Ueberdies werden Sie heute noch genug zu steigen bekommen; bis ganz an's Ende können Sie doch nicht reiten und es giebt da oben eben so viel zu klettern als zu sehen.«

»Nun denn, so reichen Sie mir Ihre Hand!«

In zwei Minuten saß sie sicher und während ich mit dem Ordnen ihrer bauschigen Kleider beschäftigt war und die beiden anderen Esel mit ihren Reiterinnen schon die erste Anhöhe erklommen, um alsbald auf den breiteren Fußweg zu gelangen, fragte ich sie:

»Haben Sie Mrs. Duncan meine Bedingung in Betreff meiner Anordnungen mitgeteilt?«

»Ja, sie ist mit Allem einverstanden. Aber warum sagen Sie das so ernst, lieber Freund?«

»Auch dazu habe ich meine Gründe, Miß, und nun fragen Sie nicht mehr und reiten Sie in Gottes Namen vorwärts.«

Miß Mary's Esel bekam trotz meiner Ermahnungen von seinem Jungen den ersten Hieb, und flugs setzte er sich in Bewegung und kletterte wie eine Katze den vorangegangenen Kameraden nach. Ich aber ging langsam hinterher, Sterchi noch einen freundlichen Gruß zunickend, der uns Alle mit Kopfschütteln und einem so ernstesten Gesicht nachsah, wie er es nicht oft zeigte. Als wir auf dem ersten Absatz der Hausalp angelangt waren, mußte sich seine Stimmung aber wohl aufgeklärt haben, denn er schickte uns, was er sehr selten that, einen laut schallenden Jauchzer nach, den an meiner Statt einer der Eselführer erwiderte, und so traten wir zu Allem gerüstet und vorbereitet unsern ernstesten Marsch an.

Da die Esel im Anfang etwas schneller ausschritten als ich, so erwarteten mich die drei Damen vor dem obersten Häuschen. Als ich sie erreicht und mich etwas erholt, befahl ich den Jungen noch einmal, langsam zu steigen

und nicht auseinander zu kommen, da wir vier Personen zusammen bleiben wollten. Ned sprang wie ein übermüthiger Schulbube in tollen Sätzen vor uns her und, gebrauchte seinen Stock mehr als Lanze denn als Stab, bis er oben an den Wald kam, wo er neulich – den Geist gesehen. Hier nahm er mit einem Mal einen sehr manierlichen Gang an, hielt sich dicht hinter mir und ich zweifelte nicht, daß er doch noch wenigstens die Spur jenes Geistes zu finden fürchtete, was ihm denn zuguterletzt, wie wir hören werden, auch nicht erspart bleiben sollte.

So betraten wir denn den schattigen, düsteren und immer kühlen Tannenwald, in dessen Nadeln der frische Morgenwind leise rauschte, und ihn hatte Mrs. Duncan noch nie gesehen, wie denn auch die beiden Misses ihn nur bis zu dem Tannensopha bestiegen hatten. Unterwegs fielen nur einzelne wenige Worte, die sich auf die uns umgebende Natur bezogen. Ich selbst sprach weniger denn je, denn mein Herz war zu voll. Ich wußte ja, welchen Gemüthsbewegungen Alle entgegengingen, und wenn ich auch selber nicht so nahe wie sie dabei betheilt war, so ruft doch das Bewußtsein, daß sie Andern bevorstehen, immer einen reflectirenden Schimmer in unserm eigenen Gemüth hervor.

Als wir einmal eine kleine Ruhepause in unserm Marsch eintreten ließen und ich meine heißgewordene Stirn trocknete, sah Miß Mary mich mit fast bedauernden Blicken an.

»Ich kann es kaum ertragen, daß wir so bequem sitzen und Sie im Schweiße Ihres Angesichts hinter uns hergehen,« sagte sie mit herzlichem Stimmtone. »Sie hätten sich auch einen Esel oder ein Pferd kommen oder mich wenigstens mit Ihnen zu Fuß gehen lassen sollen, die ich die kräftigste und zäheste von Allen bin.«

Ich nickte ihr freundlich zu und erwiderte ihr, daß ich des Steigens gewohnt und daß es mir sogar wohlthätig sei. Uebrigens hätten wir den schlimmsten Weg bald überstanden und dann gäbe es eine Weile ganz ebenen Boden.

»Gott sei Dank!« seufzte Mrs. Duncan auf, als sie dies hörte. »Sie thun auch mir leid und sind überhaupt heute sehr still, wie mir scheint. Strengt Sie das Steigen denn so sehr an?«

»Nicht im Mindesten, Mrs. Duncan; aber, daß ich beim Steigen so still bin, liegt – in der Natur der Sache. Nachher werden Sie mich noch genug sprechen hören.« –

Von jetzt an ließ ich die Esel öfter still stehen und zeigte überall, wo etwas zu sehen war, den Damen Gottes große Alpenwelt. Sie waren darüber entzückt und am lebhaftesten äußerte Miß Lucy ihre Empfindungen, während Mary Markham die erhabene Scenerie in stiller Bewunderung genoß.

Endlich waren wir an das Ende des Waldes gelangt und nun war meine erste Besorgniß vorüber. Ich hatte nämlich von Anfang an gefürchtet, Harry Duncan könnte uns zufällig entgegenkommen und dann wäre mein so schön ausgedachter Plan nicht zur Ausführung gelangt. Indeß

kam er glücklicher Weise nicht und als ich erst auf die grüne Alp hinausgetreten war, die ganze vor uns liegende Fläche überschauen konnte und Niemand darauf bemerkte, ward ich etwas ruhiger und pries im Stillen mein Glück, das mir auch in diesem Punkte zu Theil geworden war.

Als wir nun auf der oberen Fläche bequem weiter zogen und endlich hinter dem ersten Gatter Sterchi's Sennhütte auf ihrer Höhe liegen sehen konnten, hielt ich den Marsch wieder an und zeigte den Damen das hölzerne Bauwerk.

»Ah,« sagte Miß Lücy, »die liegt ja wunderbar schön, und welche köstliche frische Luft weht uns mit einem Mal an!«

»Es ist eben Alpluft,« sagte ich freudig, »und sie allein schon lohnt die Mühe des langen Steigens.«

»O gewiß! Also nach dem Hause müssen wir hinauf?« rief Mrs. Duncan. »Ach, welche herrliche Aussicht muß man von dort haben!«

»Gedulden Sie sich noch ein Weilchen in Bezug auf die schöne Aussicht,« erwiderte ich. »Nicht allein nach jener Hütte müssen wir hinauf, sondern noch etwas höher.«

»Können wir denn da oben auch reiten?« fuhr die alte Dame im Fragen fort.

»Nein,« sagte ich, »die letzte Strecke müssen Sie Alle zu Fuß gehen, wie ich,« denn ich wollte den uns begleitenden Eseljungen nicht die Lage der Blockhütte verrathen, wie ich denn überhaupt ihre Thiere oben nicht sehen lassen wollte, da es doch immer möglich war, daß

Harry Duncan, wenn er im Freien umherstreifte, sie mit seinen guten Augen von irgend einer Stelle aus wahrnehmen und dadurch vorzeitig in Aufregung gesetzt werden konnte.

Wir zogen langsam wieder weiter, bogen endlich um die letzte Ecke des Weges und klotzten den obersten Absatz vor der Sennhütte empor. Da trat Heinrich zufällig aus derselben hervor und spähte scharf zu uns herüber. Ich eilte den Reiterinnen voran und ging ihm entgegen.

»Heinrich,« sagte ich rasch und fast athemlos, »ist – Mr. Scott oben?«

»Nein, Herr,« antwortete er; »er ist vor einer Stunde bei mir gewesen, hat ein Glas warmer Milch getrunken und ist dann der Rotheck zu gegangen. Sie kämen erst gegen Mittag, sagte er mir dabei.«

»Gut,« rief ich, überaus erfreut, »das paßt mir. So sagt ihm nicht, daß ich da bin, wenn er an der Sennhütte vorüberkommen sollte, und noch weniger, daß ich Begleitung bei mir habe. Wollt Ihr das?«

»Gewiß, Herr!«

Da waren die Damen herangekommen und begrüßten Heinrich, der ehrerbietig seinen Hut zog, als er das ehrwürdige Gesicht der alten Mrs. Duncan und die schönen jungen Mädchen erblickte.

»Das ist der Senne Herr Sterchi's, der uns jeden Morgen die Milch und die Butter schickt,« sagte ich. »Aber nun, meine Damen, bitte ich abzusteigen, und Ihr, Heinrich, nehmt wohl die Esel und die Jungen in Euren Stall, nicht wahr?«

Er nickte blos und legte schon Hand an Mrs. Duncan, die er mit seinen starken Armen leicht aus dem Sattel hob. Die Eseljungen hatten ihrerseits schnell einen Holzblock herbeigeschleppt und so standen auch die beiden Misses bald auf dem Boden, denen ich nacheinander meine Dienste angedeihen ließ.

»Jetzt, meine Damen,« sagte ich mit wieder lauter klopfendem Herzen, »folgen Sie mir. Es geht freilich etwas steil bergan, aber der Weg ist nicht allzu weit.« Und eben, als der letzte Junge mit seinem Esel in die Sennhütte getreten war, schritt ich den jäh ansteigenden Pfad nach den Tannen empor, Mrs. Duncan an der Hand führend, die vorsichtig und langsam, doch willig folgte, wie ihre Tochter und Nichte, denen sich hörbar aufathmend Ned und Nelly anschlossen.

Fünf Minuten etwa mochten wir geklettert sein, als ich an einer geeigneten Stelle die Damen bat, sich auf das Moos des Weges niederzulassen und meine Rückkehr zu erwarten, da ich einmal vorangehen und mich etwas umschauen müsse.

»Bleiben Sie lange aus?« fragte Miß Mary, die in der letzten Zeit auffallend still geworden war.

»Nein, etwa zehn Minuten; ich will nur sehen, ob mein kleines Bergschloß bereit ist, Sie zu empfangen. Leben Sie also so lange wohl!«

Rasch stieg ich nun nach der Kuppe des Berges hinauf und bald hatte ich das Plateau erreicht. Da ich durch Heinrich wußte, daß der Bewohner der Einsiedelei nicht

zu Hause, so hatte ich leichtes Spiel. Schon als ich zwischen den Alpenrosen und Eriken auf die Blockhütte zuzuging, hielt ich meinen Schlüssel in der Hand, und davor angekommen, öffnete ich rasch damit die verschlossene Thür. Im Flur befand sich Alles in bester Ordnung, wie immer, nur der Vorhang vor dem Heerd war nicht zusammengezogen. Ich schloß ihn rasch und dann warf ich einen Blick in das Wohnzimmer, um zu erkunden, ob nichts den Aufenthalt Harry Duncan's erkennen ließe. Die Staffelei stand an ihrem Platz, aber keine Zeichnung, die des Malers Hand verrathen hätte, lag darauf. Da ich auch sonst nichts Störendes fand, schloß ich die offenstehenden Fenster und die Thür wieder und trat in das Schlafgemach, wo ich etwas mehr zu thun hatte. Auch hier war Alles in bester Verfassung; das Bett war gemacht und mit seiner gewöhnlichen wollenen Decke belegt, und auf einen neben der Toilette stehenden Tisch, ihrem gewöhnlichen Platz, standen zwei Kerzen neben der Lampe. Rasch zündete ich die ersteren an, denn Licht gebrauchte ich, da ich die Läden schließen mußte, um die beiden Misses, die sich hier zuerst aufhalten sollten, Harry Duncan nicht sehen zu lassen, wenn er von seinem Gange zurückkehrte und auf die Hütte zuschritt. Sobald ich aber die Läden von innen geschlossen und die beiden vorhandenen Stühle zum Empfang der jungen Damen zu rechtgesetzt, verließ ich das Haus und trat in größerer Bewegung denn je meinen Rückweg an.

Bald hatte ich die kleine Gesellschaft wieder erreicht und fand sie gerade so, wie ich sie verlassen, auf dem

Moose sitzen. Da fiel mein Auge auf Ned und Nelly, die mir mit einem Mal störend in den Weg traten und an die ich bei meinen bisherigen Vorkehrungen gar nicht mehr gedacht. Flugs überlegte ich, was nun zu thun, und rasch war ich entschlossen, die beiden Schwarzen, die mir, wenn sie draußen blieben, mein ganzes Vorhaben vereiteln konnten, das Schicksal ihrer jungen Herrschaft theilen zu lassen und sie auch in das Schlafgemach einzuschließen. Namentlich war ich vor Ned besorgt, denn hatte er neulich wirklich Harry Duncan gesehen und ihn für den umgehenden Geist desselben gehalten, so mußte er ihn hier im ersten Augenblick wiedererkennen, sobald er vor sein Auge trat. Das mußte ich nun unter allen Umständen zu verhindern suchen, und so that ich denn auch.

»Bitte, meine Damen,« sagte ich nun, »jetzt erheben Sie sich und folgen Sie mir.«

»Aber mein Gott,« fing Miß Mary plötzlich an, indem sie mich mit ihren glänzenden Augen verwunderungsvoll betrachtete, »Sie kommen mir immer seltsamer vor, Herr Doctor. Sie sind ja ganz ungewöhnlich aufgereggt.«

Ich versuchte zu lächeln, als ich sie etwas mißtrauisch ansah. »Es mag wohl sein,« sagte ich, »aber lassen Sie sich das nicht kümmern. Die Erklärung davon wird nicht lange auf sich warten lassen und ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß ich Ihnen heute ein kleines Geheimniß zu verrathen habe. So kommen Sie denn und richten Sie Ihre Augen nicht mehr auf mich, sondern nur auf das, was um Sie und vor Ihnen liegt.«

Bei diesen Worten führte ich Mrs. Duncan wieder den Berg empor und bald traten wir aus den Bäumen auf das Plateau hinaus, wo ich stehen blieb und mit lächelnder Miene auf das vor uns liegende Häuschen zeigte.

Da war denn mein erstes kleines Geheimniß enthüllt und von nun an wandte sich die allgemeine Aufmerksamkeit von mir ab und dem niedlichen Häuschen selber zu.

»Was ist das?« riefen alle drei Frauen fast zu gleicher Zeit in heller Verwunderung aus.

»Das ist weiter nichts,« sagte ich mit laut schlagendem Herzen, »als mein kleines geheimes Sommerschloß, und hierher, meine Damen, bin ich alle Tage so heimlich gewandert.«

»Ah!« rief Miß Lucy. »Nun begreifen wir. Aber das ist ja ein artiges Geheimniß. Weiß denn Herr Sterchi davon?«

»Gewiß, da es aber eben ein Geheimniß ist oder vielmehr war, so sprach er bisher gegen Niemand davon.«

Bei diesen Worten stieß ich die Thür auf und trat in den Flur ein, die Damen bittend, mir dreist zu folgen. Sie hatten kaum mit Ned und Nelly die Schwelle überschritten, so zog ich vorsichtig die äußere Thür wieder zu. Dann aber blickte ich auf meine Begleitung hin, die mit großen Augen sich in dem kleinen netten Raum umsah und Alles und Jedes einer genauen Betrachtung unterwarf. Aus dem Flur nun und nachdem ich ihnen noch die Küche gezeigt, führte ich sie in das Wohnzimmer,

worin sie sich noch mehr als vorher mit stillem Behagen und doch auch wieder mit sichtbarer Verwunderung umschauten.

»Das ist wahrhaftig hübsch,« sprach Miß Lucy zuerst, »aber merkwürdig, es riecht etwas nach Cigarrendampf, als ob Jemand vor kurzer Zeit hier geraucht hätte. Und doch sind Sie heute noch nicht oben gewesen.«

»Ich freilich nicht,« sagte ich nun dreist, »aber vielleicht ein Anderer. Sie müssen nämlich wissen, meine Damen, daß ich hier nicht allein wohne, sondern mit einem Freunde, der augenblicklich ausgegangen ist.«

»Wie, ein Freund?« rief Mrs. Duncan, über die Maaßen erstaunt. »Also wir sind nicht bei Ihnen allein?«

»Nein, meine Damen, nicht allein bei mir. Aber lassen Sie sich das nicht kümmern und thun Sie, als ob Sie hier zu Hause wären. Mein Freund ist ein so guter und lieber Mensch und harmonirt in allen Dingen so vollständig mit mir, daß er sich über Ihren Besuch unendlich freuen wird, wie auch Sie sich freuen werden, ihn kennen zu lernen.«

Die Damen waren trotz meiner Versicherung sichtbar befangen, und Ned und Nelly drückten sich fast verschämt in eine Ecke, wo sie sich bei den Händen hielten, als fühlten sie sich durchaus nicht in ihrem Elemente. Aber ich durfte mich nicht lange mit meinen Betrachtungen aufhalten und mußte eilen, um mit meinen Vorbereitungen zu Ende zu kommen, da Harry Duncan ja jeden Augenblick von seinem Ausgange zurückkehren konnte.

»So,« sagte ich also, mich jetzt allein an Mrs. Duncan wendend. »Legen Sie Ihren Hut und Ihre Mantille

ab, nehmen Sie auf diesem Sopha Platz und erwarten Sie mich in wenigen Augenblicken wieder bei sich. Den beiden jungen Damen habe ich noch etwas Anderes zu zeigen und Sie müssen sich daher auf kurze Zeit von ihnen trennen. Sie haben mir ja versprochen, sich meinen Anordnungen zu fügen, nicht wahr?«

Alles schwieg um mich her; Mrs. Duncan aber legte Hut und Mantille ab und setzte sich auf das Ruhebett, ich dagegen gab den beiden Misses und den Schwarzen einen Wink, daß sie mir folgen sollten.

»Kommen Sie bald wieder!« rief mir die Erstere nur noch nach, als ich schon in der Thür stand.

»In fünf Minuten bin ich wieder bei Ihnen und verlasse Sie dann nicht mehr,« antwortete ich.

Jetzt führte ich Miß Mary und Lucy in das Schlafzimmer und winkte auch die etwas zögernden Neger herein. Alle waren von Neuem verwundert, die beiden brennenden Kerzen in dem sonst dunklen Raume zu sehen.

»Das ist das Schlafgemach meines Freundes,« sagte ich, »und Sie müssen einmal damit vorlieb nehmen, da wir keine große Auswahl in unserer Einsiedelei haben. Allein Sie können sich auch hier ganz gemächlich niederlassen. Legen Sie also immerhin wenigstens Ihre Hüte ab. Sie sehen, es ist Alles sehr einfach und eng, aber es entspricht den Anforderungen, die ein genügsamer Mensch, der als Einsiedler einsam lebt, an einen Aufenthalt in so hohen Bergen stellen kann. Ned und Nelly, Ihr könnt Euch auf das Bett setzen, und für Sie, meine lieben Misses, sind diese Stühle bestimmt. So.«

Die beiden Mädchen gehorchten auf der Stelle, als ob sie aus irgend einer geheimen Besorgniß mir nicht zu widersprechen wagten, und wenn ich auch in ihren Mienen las, daß sie über alles Vorgehende im höchsten Maaße erstaunt waren, so that ich doch, als bemerkte ich es nicht.

»Jetzt hören Sie mich aber an,« fuhr ich zu reden fort. »Ich habe Sie nicht ohne gute Absicht hierhergeführt und Sie werden das in sehr kurzer Zeit begreifen. Aber Sie haben mir versprochen, sich meinen Anordnungen zu fügen, und so beweisen Sie mir jetzt, daß Sie Wort halten können und mir Vertrauen schenken. Ich muß Sie nothwendig jetzt hier einige Zeit allein lassen, denn ich habe mit Ihrer Frau Mutter und Tante noch etwas Wichtiges zu besprechen. Sobald ich jedoch mit ihr fertig bin, rufe ich Sie zu uns hinüber und dann bleiben wir wieder Alle beisammen. Und sollten Sie sich etwa auch darüber wundern, daß ich diese Thür, wenn ich hinausgegangen bin, verschließe und den Schlüssel sogar abziehe, so verspreche ich Ihnen auf mein Wort, daß Sie auch darüber sehr bald eine genügende Erklärung von mir erhalten werden, wenn Sie ihrer noch bedürfen sollten, was ich beinahe nicht glaube. Jetzt bin ich so weit fertig mit Ihnen. Kann ich Sie nun getrost und in der Ueberzeugung verlassen, daß Sie in Ruhe abwarten werden, was ich Ihnen nachher zu zeigen verspreche?«

Als ich dies gesprochen, stand Miß Lucy von ihrem Stuhl auf und trat auf mich zu, während Miß Mary unbeweglich und in tiefes Sinnen verloren, auf ihrem Platz

sitzen blieb. »Herr Doctor,« sagte sie mit innigem und vertrauensvollem Ton und reichte mir dabei ihre Hand hin, »wir vertrauen Ihnen. Sie haben uns bisher nur Gutes gethan, und jetzt – jetzt werden Sie gewiß nichts thun, was unsere Meinung über Sie verändern könnte. So gehen Sie in Gottes Namen zu meiner Mutter, wir erwarten geduldig Ihre Rückkehr und wissen Ihr Geheimniß zu schätzen, auch ohne daß wir es durchdringen können.«

»Sind Sie derselben Ansicht, Miß Markham?« fragte ich diese.

»Ja!« sagte sie laut und fest und winkte mir mit einer anmuthigen Bewegung der Hand ein Lebewohl zu. Schon jetzt ungemein erleichtert, daß ich Alles sich so gut abwickeln sah, trat ich schnell aus dem Zimmer, verschloß die Thür und zog den Schlüssel ab, den ich in meine Tasche steckte, damit etwa nicht Harry Duncan, wenn er von mir unbeachtet käme, gleich in dieses Zimmer träte, wie er es gewöhnlich zu thun pflegte. Gleich darauf trat ich wieder bei Mrs. Duncan ein und fand sie wie vorher auf dem Sopha sitzen.

Jedoch erhob sie sich, sobald ich eingetreten war, kam auf mich zu und fragte: »Wo sind meine Kinder, Herr Doctor?«

»In einem anderen Zimmer,« sagte ich, »und sie wollen mich nur noch ein paar Worte mit Ihnen sprechen lassen, worum ich sie gebeten habe.«

»Ah, dann bin ich zufrieden. Aber wissen Sie, daß ich es allerliebste hier finde? Und welche wundervolle Aussicht hat man von diesem hohen Berge! O wie glücklich mag sich fühlen, wer hier oben wohnen darf!«

Ich lächelte und nickte ihr freundlich zu. »O ja,« sagte ich, »wenn man nicht gerade zufällig sehr unglücklich ist, wie mein armer Freund, der hier wohnt.«

»Wie, unglücklich ist er?« fragte sie rasch. »Davon haben Sie uns ja noch gar nichts gesagt.«

»Wer spricht gern über Dergleichen, und ich hätte Ihnen auch jetzt nichts davon gesagt, wenn Sie den Abwesenden nicht, ohne sein Schicksal zu kennen, glücklich gepriesen hätten.«

»Aber wer ist er denn? Darf ich das nicht wissen?«

Ich war an's Fenster getreten, um scharf über das Plateau nach den Tannen hinüberzublicken, die ja in fünfzig Schritt Entfernung vor mir lagen und mit ihren Wipfelspitzen hie und da über den letzten Felsvorsprung ragten. Aber noch sah ich Niemanden daraus empor tauchen und doch – mir sagte es mein lautschlagendes Herz – war er, den ich voller Sehnsucht und Spannung jeden Augenblick erwartete, uns schon ganz nahe.

»Wer er ist?« erwiderte ich jetzt auf Mrs. Duncan's Frage, immer noch durch das Fenster nach den Tannen blickend.

»O, seinen Namen kennen Sie ja nicht, aber Sie sollen ihn bald aus seinem eigenen Munde vernehmen.«

In diesem Augenblick zuckte ich unwillkürlich zusammen. Eben hob sich ein Hut auf einem menschlichen Kopf

über den Bergabhang vor dem Plateau aus den Tannenspitzen hervor und gleich darauf erschien seine ganze Gestalt, ganz so, wie ich sie bisher immer auf dem Berge gesehen. Also der lange gefürchtete und doch so ersehnte Moment war gekommen. O, wie gut war es, daß ich drüben die Läden geschlossen, denn die beiden Mädchen hätten den Kommenden gewiß zuerst bemerkt, da sie ohne Zweifel wegen der schönen Aussicht nicht vom Fenster weggegangen wären.

Harry Duncan, der noch keine Ahnung hatte, daß ich im Hause, und noch weniger, daß ich nicht allein gekommen, schritt ziemlich rasch heran, wenigstens kam es mir so vor. Aber einige Schritte vom Hause entfernt, blieb er stehen und schien zu stutzen, als er die Jalousien seines Schlafzimmers geschlossen fand, dessen Fenster er doch beim Weggehen offen gelassen. Aber das dauerte nur wenige Secunden, dann setzte er sich wieder mit sinnender Miene in langsamere Bewegung dem Hause zu.

»Da kommt mein Freund!« wandte ich mich nun zu Mrs. Duncan und hörte dabei selbst, mit wie beklommenem Athem ich sprach. Augenblicklich stand sie an meiner Seite und blickte neugierig und mit gespannter Miene hinaus. Sie sah ihren Sohn freilich, aber offenbar erkannte sie ihn nicht, und das war auch nicht gut möglich, denn er sah ja vollkommen anders als früher aus. Das lange Haar, das halbgelockt über seine Schultern wallte, der starke, bis auf die Brust herabreichende Bart, der Tyrolerhut und die seltsame Bekleidung, die er trug, mußten ihn wohl unkenntlich machen, zumal er ja in Margate

stets nur seine Seemannsuniform getragen hatte und ein viel volleres und nicht so bleiches Gesicht gehabt haben mochte.

»Kennen Sie ihn?« fragte ich mit bebenden Lippen.

»Nein!« hauchte die Frau an meiner Seite, »ich kenne ihn nicht.«

»Nun, so will ich ihn auf Sie vorbereiten,« sagte ich hastig, »und ihm lieber entgegengehen.«

Mit zwei Schritten war ich wieder vor der Thür und in demselben Augenblick trat Harry Duncan auf die Schwelle seines Hauses und zwar mit dem glücklichsten Lächeln auf dem Gesicht, da er mich bereits in seiner Wohnung fand. Eben wollte er laut sprechen und mich freudig begrüßen, da legte ich zur rechten Zeit den Finger auf den Mund und bedeutete ihm, daß er schweigen sollte, damit man ihn nicht im Nebenzimmer sprechen höre und an der Stimme erkenne.

»Was haben Sie,« flüsterte der ahnungslose Einsiedler. »Sie zittern ja und Ihr Gesicht sieht ganz seltsam aus?«

»Ich will es Ihnen mit einem Wort verrathen,« sagte ich leise, »und bitte um Verzeihung für meine eigenmächtige Handlungsweise. Aber es ist ganz einfach, was ich zu sagen habe. Ich habe – habe Ihnen Besuch mitgebracht.«

»Besuch?« Und er fuhr staunend um einen Schritt zurück. »Mein Gott, wen denn – etwa Charles H***t?«

»Kommen Sie nur erst herein,« sagte ich – »es sind Freunde – liebe Freunde von mir und vielleicht auch von Ihnen!«

Unwillkürlich zögerte sein Fuß, aber da faßte ich ihn bei der Hand und zog ihn seinem Wohnzimmer zu. Im Nu hatte ich die Thür aufgestoßen und war mit ihm in's Zimmer getreten, um die Thür sogleich wieder hinter mir zu schließen. Da hob er die Augen auf und sah – seine Mutter. Sie freilich erkannte ihn, bevor er sprach, auch jetzt noch nicht, wohl aber hatte er auf den ersten Blick seine Mutter erkannt.

»Mutter!« schrie er laut auf und stürzte zu ihren Füßen, ihre Kniee mit beiden Armen umklammernd, während die alte Dame, von einem gränzenlosen Schreck ergriffen, anfangs wie gelähmt auf einen Stuhl sank. »Mutter, Mutter – großer Gott! Wie kommst Du hierher? Ach – aber sieh mich an – ich flehe Dich an! – Du kannst es ohne Scheu thun, denn ich bin – kein Mörder – ich bin ein unschuldiger Mensch!«

Da erst, bei diesen Worten ermannte sie sich, und in einem Augenblick war ihr der ganze Vorgang und alles bisher Dunkle klar. »Mein Sohn! Harry, mein Sohn!« schrie sie auf und hatte ihn empor und an ihre Brust gerissen, um ihn mit beiden Armen fest zu umschließen und dabei ihren Mund auf seine bärtigen Lippen zu pressen. »O mein Gott, welches Glück – welches unnennbare Glück!«

Weiter hörte ich nichts und sah auch nichts. Mein Herz schlug in zu gewaltigen Pulsen und mir stand es nicht zu, Mutter und Sohn in ihren ersten Herzensergießungen durch meine Anwesenheit zu stören. Ohne zu wissen, was ich that, nur einer instinktartigen Eingebung folgend, verließ ich das Zimmer, trat vor die Thür des

Schlafgemachs, schloß sie mit bebenden Händen auf und stand gleich darauf in dem kleinen Raum.

Es sah noch Alles darin aus wie vorher. Ned und Nelly saßen dicht zusammengekauert auf dem Bett und auch die beiden Mädchen hatten noch ihre Stühle inne. Kaum aber war ich in's Zimmer getreten, so sprangen Beide in die Höhe und stürzten auf mich los.

»Herr Doctor,« rief Miß Lucy, »was ist geschehen? Sie sehen bleich aus wie der Tod!«

»Wie der Tod?« fragte ich mit zitternden Lippen und doch von einer unsäglichen Freudenwelle wie in den Himmel gehoben. »O nein, nicht wie der Tod, obgleich ich mich in der That – etwas beklommen fühle. Doch – erlauben Sie einen Augenblick – Ihre Haft ist zu Ende!« Und diese wenigen Worte mit Hast hervorstoßend, denn ich konnte unmöglich zusammenhängend sprechen, ging ich dem Fenster zu, öffnete die Läden, stieß sie zurück und ließ nun durch die aufgerissenen Flügel die frische Bergluft hereinströmen.

»Da, sehen Sie,« sagte ich – »ist Gottes Wunderwelt nicht groß und schön? Ja, staunen Sie sie an, man kann auch in solcher Einöde zufrieden und dankbar sein, wenn man – das rechte Herz dazu hat.«

Solches oder Aehnliches sprach ich, ich weiß es nicht mehr. Dann ging ich zu den Kerzen, löschte sie und nun wandte ich mich zu Ned und Nelly, die unbeweglich auf ihrem Bett saßen und mich mit verwunderungsvoll glotzenden Augen anstarrten.

»Steht auf und kommt!« sagte ich zu ihnen. »Jetzt könnt Ihr vor die Thüre gehen. Da sind Blumen in Fülle, pflückt davon, so viel Ihr wollt, aber entfernt Euch nicht zu weit. Ich habe jetzt mit Eurer Herrschaft zu sprechen.«

Ich öffnete die Thür und ließ die beiden Neger hinaus, die flugs wie freigewordene Vögel aus ihrem Käfig durch die offene Hausthür in's Freie stürzten. Ich aber zog die Schlafstübenthür wieder zu und wandte mich zu den beiden Mädchen hin.

Sie sahen mich eben so verwundert wie Ned und Nelly an. »Was bedeutet das Alles?« fragte Mary Markham mit tonloser Stimme.

»Was es bedeutet, Miß?« erwiderte ich, mit einem Ohre immer nach dem gegenüberliegenden Zimmer hin horchend. »Ja, da fragen Sie mehr, als ich Ihnen in einem Athem beantworten kann.«

»Das sehen wir,« sagte Miß Lucy, »Ihr Athem ist sehr kurz –«

»Das finde ich sehr begreiflich und Sie werden es nachher auch so finden. Doch jetzt – jetzt wird die rechte Zeit sein – kommen Sie Beide – folgen Sie mir!«

Beide drückten sich ganz eingeschüchtert an meine Seite und folgten mir schweigend in den Flur. Ich stand einen Augenblick und horchte. Ich hörte nur Mrs. Duncan sprechen, in einem klagenden und doch innigen Ton, und daß nur sie allein sprach, war mir lieb. Im nächsten Augenblick schon hatte ich die Thür des Wohnzimmers geöffnet und trat mit beiden Mädchen zugleich über die Schwelle.

Aber da wurden in demselben Moment nur drei laute Aufschreie wie ein einziger gehört. »Harry!« riefen Miß Lucy und Mary, und »Mary!« antwortete es ihnen aus einer tief aufgewühlten männlichen Brust.

Dann aber geschah etwas Unerwartetes. Wie Harry Duncan vorher seiner Mutter zu Füßen gestürzt, so stürzte jetzt Mary zu Harry's Füßen, umschlang seine Kniee und rief, aus tiefster Seele laut aufschluchzend:

»Harry, mein ewig Geliebter, vergieb mir – ich bereue! O, ich habe eben so schwer wie Du gelitten und habe die Unglücksblume nicht aus Liebe von mir gegeben – nein, nein, nein, ich gab sie aus ganz anderen Gründen weg!«

»Ich weiß es, ich weiß es!« rief Harry laut, und Mary mit kräftigen Armen vom Boden erhebend, schloß er sie fest an seine Brust und – weinte laut.

Miß Lucy, die einen Augenblick mit starrem Gesicht auf die beiden Liebenden geblickt, regte sich jetzt zuerst. Nur einen fast triumphirenden und vielsagenden Blick auf mich werfend, eilte sie dann auf ihren Bruder zu, umschlang ihn ebenfalls, wie er Mary umschlang, und nun fiel er aus einem Arm in den anderen, aber sprechen, zusammenhängend sprechen konnte Niemand, dazu war der Augenblick noch lange nicht gekommen.



Ich hatte genug gesehen und gehört und mein innerstes Gefühl sagte mir, daß ich jetzt an dieser Stelle überflüssig sei. Auch mußte ich mit mir allein sein, denn ich

fühlte meine Augen naß werden und mein Herz war ja nur – ein menschliches Herz. So trat ich denn rasch aus dem Hause in's Freie, aber da sollte mir eine andere rührende Scene entgegentreten, die mich wunderbar beruhigte, da sie so ganz von der abwich, der ich eben beigewohnt und doch mit ihr im innigsten Zusammenhange stand.

Vor der Thür, dicht an das Fenster des Wohnzimmers gedrängt, standen Ned und Nelly nahe beieinander und starrten mit fast versteinerten Gesichtern und weit aufgerissenen Augen durch die Scheiben in die Stube hinein. Kaum aber bemerkten sie mich neben sich, so stürzten sie auf mich los und erfaßten meine Hände, und da sah ich, daß sie Beide weinten, wie zwei Kinder, von denen man nicht weiß, ob sie vor Freude oder Schmerz so leicht rinnende Thränen vergießen.

»O großen allmächtigen Gott,« schluchzte Ned – »sehen Sie doch, Massa, da sein er – er, den ich meinen – und nun wollen Ihnen auch sagen, daß Ned jetzt wissen, daß er neulich keinen Geist und kein Gespenst gesehen, wie er glaubten. Nein, es waren sein lieber Herr oder Miß Mary's lieber Freund, Massa Duncan, der da oben aus dem Loch im Walde kamen und so sehnsüchtig nach dem Hause hinuntersahen. Ned haben ihn damals auf der Stelle erkannt, aber da er todt sein und jetzt so kreideweiß waren, einen so langen Bart hatten und so närrische Kleider trugen, haben er ihn für einen Geist oder ein Gespenst gehalten und nur Missus Duncan und

Miß Mary nicht sagen wollen, damit sie sich nicht ängstigen.«

Mit diesen in der höchsten Aufregung hervorgebrachten, obwohl mir sehr verständlichen Worten war mir Alles aufgeklärt. O wie froh war ich jetzt, daß Ned's Anhänglichkeit und Liebe zu seiner Herrschaft so groß war, daß er sie nicht mit dem wahren Sachverhalt der ihm aufgestoßenen Erscheinung ängstigen wollte, denn was für ein unberechenbarer Auftritt hätte sich entwickelt, wenn er schon damals so zur Unzeit den Damen gesagt, daß er so eben Harry Duncan gesehen!

Für jetzt beruhigte ich die beiden Geschwister, so gut ich vermochte, und zog mich dabei mit ihnen vom Hause zurück, so daß man uns aus dem Innern des Zimmers, in welchem die vier Personen versammelt waren, nicht sehen konnte.

»Ned,« sagte ich endlich, als ich mit Beiden den Tannen nahe gekommen, zwischen denen der Weg nach der Sennhütte hinab führte, »sei einmal vernünftig und störe Deine Herrschaft, die Du so sehr liebst, nicht, da sie mit sich allein genug zu thun hat, nachdem sie den so lange Todtgeglaubten lebendig und froh wiedergefunden. Nachher wirst Du Mr. Harry Duncan noch genug betrachten und begrüßen können, und auch Du, Nelly, denn daß er lebt und gesund ist und Euch nicht wieder verschwindet, das versichere ich Euch. Nun aber hört mich Beide an und thut, wie ich Euch sage. In einer Viertelstunde könnt Ihr in das Haus gehen und an die Thür in jenem Zimmer klopfen, und da sagt Mr. Duncan und seiner Mutter,

daß ich die Alp verlassen habe. Ich gehe nach Hause und dort werde ich die ganze Familie heute Nachmittag oder Abend erwarten.«

»Wollen denn Massa Doctor gehen und die Herrschaft allein hier lassen?« fragte die feiner als ihr Bruder führende und überhaupt gebildetere Nelly.

»Ja, Nelly,« erwiderte ich, »auch ich darf sie jetzt nicht stören. Sie werden sich so viel zu sagen haben, daß jeder Fremde, sei er wer er sei, für's Erste überflüssig ist. Also laßt mich gehen. Wollt Ihr meine Bitte erfüllen?«

Nelly schluchzte wieder laut auf und Ned winkte mit seinem wolligen Kopf und seinen hin- und herrollenden Augen wohl zehnmal hinter einander. Ich aber sprang rasch in die Tannen hinein und mit wenigen Schritten war ich den Augen aller mir etwa Nachschauenden entschwunden.

NEUNTES CAPITEL. TRENNUNG UND WIEDERSEHEN.

Wie ich damals meinen einsamen Weg nach Sterchi's Hause zurücklegte, weiß ich heute nicht mehr. Meine Empfindungen waren zu hoch gespannt, meine Gedanken zu sehr in Anspruch genommen, als daß ich jetzt noch über äußere Einzelheiten in jener Stunde Rechenschaft ablegen könnte. Ich weiß nur, daß ich nichts auf meinem Wege gesehen, keinen Baum, kein Thal, keinen Berg, keinen Weg – mit einem Wort, ich trat mit einem Mal aus dem Walde auf die von der Sonne beschienene Hausalp hinaus und sah auf der halben Höhe derselben

Sterchi bei einigen seiner Knechte stehen, die an einer neuen Bank zimmerten.

Als er mich gewahrte, schüttelte er erst verwundert den Kopf, dann kam er mir eilig entgegengeschritten. In wenigen Minuten stand ich an seiner Seite und wir schritten langsam wieder den Abhang hinunter. In kurzen Sätzen erzählte ich ihm, was vorgefallen und er begnügte sich damit. Auch sprach er selbst nur sehr wenig, denn auch sein Herz war tief bewegt.

Als ich in meinem Zimmer angekommen war, warf ich mich ohne Weiteres auf mein Bett, denn ich fühlte mich von den heftigen Gemüthsbewegungen wie an allen Gliedern zerschlagen. Mein erster Gedanke aber war ein Aufblick zu Gott, dem ich herzlich für Alles dankte, was er mir in der letzten Zeit beschied. Dann lag ich lange Zeit still und überließ mich meinem allmählig ruhiger werdenden Nachdenken.

Eine halbe Stunde vor Tisch kam Sterchi zu mir, um zu erfahren, wo ich so lange bliebe. »Sie werden doch zum Essen hinunterkommen?« fragte er mich, als ich ihm berichtete, was ich gethan.

»Nein,« sagte ich, »das verlangen Sie heute nicht von mir. Ich kann unmöglich unter mir fremde und fern stehende Menschen gehen; ich habe heute zu viel Bedeutsames erlebt und gesehen. Schicken Sie mir also etwas Speise herauf und fügen Sie eine Flasche guten Weines bei. Nach einem solchen Trunk habe ich allein Verlangen, denn die Zunge klebt mir vor Durst am Gaumen.«

In einer Viertelstunde hatte ich, was ich bedurfte, und als hätte mein Wirth meinen unausgesprochenen Wunsch errathen, sandte er mir eine Flasche Champagner, die ich heute mit einem Behagen trank, wie niemals vorher in meinem Leben. Kaum aber hatte ich sie halb geleert und auch etwas gegessen, so kam Sterchi mit strahlendem Gesicht schon wieder zu mir.

»Mein kleiner Johann,« sagte er lachend, »scheint heute Flügel gehabt zu haben. Ich habe ihn am Morgen um sieben Uhr mit Ihrer Depesche nach Interlaken geschickt, und eben bringt er schon die Antwort aus Bern zurück. Da haben Sie sie.«

Ich nahm ihm das Couvert aus der Hand, öffnete es und las folgende Worte.

»Trefte schon heute Abend in Interlaken ein, um morgen früh acht Uhr auf Abendberg sein zu können. Herzlichen Dank und Gruß – Charles.«

»So,« sagte ich, »also schon morgen früh. O, das ist gut. Da, da lesen Sie!«

Sterchi las die Depesche und nickte. »Wann werden die Damen denn wieder von der Alp zurückkommen?« fragte er.

Ich zuckte die Achseln. »So bald gewiß nicht, aber kommen werden sie sicher und wenn ich mich nicht täusche, wird sie noch – ein Anderer begleiten.«

»Na, das wird hier ein schönes Aussehen geben,« versetzte Sterchi lachend. »Was werden unsere neugierigen

Gäste sagen, wenn sie mit den Engländerinnen, die ihnen schon an und für sich so viel Stoff zur Unterhaltung bieten, einen Mann, wie aus den Wolken kommend, vom Berge herabsteigen sehen!«

»Das thut nichts,« lachte ich auf. »Lange kann ihnen der ganze Vorgang doch nicht verborgen bleiben, und es ist ja glücklicher Weise auch nicht nöthig.« –

Als ich mich genügend geruht und von meiner Aufregung fast ganz erholt hatte, verließ ich mein stilles Zimmer und trat in den hellen Sonnenschein hinaus, der mit wundervollem Glanz auf der paradiesischen Gegend lag. Nie, nein, nie war mir der Abendberg mit den ihn umkränzenden Seen und Bergen in der Nähe und seinen gewaltigen Schneeriesen in der Ferne so schön vorgekommen, und selbst die göttliche Bergluft hatte mich nie so erfrischend und belebend angehaucht. Ja, hier sah und fühlte ich einmal wieder, wie die Natur um uns nur dann unser Herz beruhigt, und beglückt, wenn sie in ihren Erscheinungen mit unseren Empfindungen im Einklange steht, und daß wir aus unserm Innern den wahren Glanz und die wahre Schönheit erst in sie hineintragen, wenn dieses Innere selbst von Glanz und Schönheit oder von Zufriedenheit und geistigem Wohlsein erfüllt ist. O, was hatte ich den Winden, den Wolken nicht Alles zu sagen, und ich sagte ihnen ehrlich, was in mir fluthete und schwoll, und das war heute des Guten Viel. –

Der Nachmittag verging mir, trotzdem ich allein war und mir die einsamsten Stellen in der Umgebung der Pension aufsuchte, sehr schnell. Nur dann und wann sprach

ich einige Worte mit Sterchi, wenn er mir zufällig begegnete. Als der Nachmittag aber in den Abend überzugehen begann, überfiel mich wieder einige Unruhe und ich konnte mich zuletzt nicht enthalten, die Hausalp zu besteigen und in den nahen Wald einen lauschenden Blick zu werfen. Als ich ihn erreichte, sank die Dämmerung schon merklicher herein und die alten Tannen warfen schon tiefere Schatten über den Weg, obwohl der Himmel darüber noch hell und klar genug war.

Hier nun aber war endlich der Augenblick gekommen, wo ich nicht länger mehr in meiner alleinigen Gesellschaft bleiben sollte, denn als ich kaum einige Schritte in den Wald hineingethan, glaubte ich mehrere Menschen vor mir den Weg herabkommen zu hören. Ich stand still und lauschte, und bald wußte ich, daß ich mich nicht geirrt, und die den Berg Herabsteigenden konnten ja nur die Erwarteten sein. Schon unterschied ich einzelne Stimmen, Frauen- und Mädchenstimmen und eine tiefere, die nur *einem* Manne gehören konnte, und zwischen ihnen hindurch tönten ganz deutlich einzelne Rufe der Jungen, die ihre Esel durch lauten Zuspruch ermutigten, wenn ihnen ihre Last auf dem beschwerlichen Wege hinab etwas sauer werden mochte.

So blieb ich denn stehen und wartete, halb mit Absicht, halb unwillkürlich, denn wieder klopfte mir das Herz so stark, als ob es heute seine Schuldigkeit noch nicht genug gethan. Aber da wurden die ersten Personen, um eine Ecke bieugend, schon sichtbar und es waren gerade die,

welche heute in der Blockhütte auf der Alp die Hauptrolle übernommen. Voran ging Harry Duncan, das stattliche Grauthier, welches seine Mutter trug, fest im Zügel haltend. Ja, er mußte es sein, und doch hätte ich ihn bei dem ersten Blick kaum wiedererkannt. O, wie sah er doch in diesem Augenblick so ganz anders als früher aus! Sein ledernes Büffelwamms trug er nicht mehr, sondern einen modernen Rock, und darunter leuchtete hell ein feines Leinenhemd hervor, wie er es bisher nicht auf dem Berge getragen. Auch seine langen Haare und sein Bart waren, und wie ich nachher hörte, unter den geschickten Händen seiner Schwester, gefallen, und so sah er aus wie ein stattlicher Gentleman, der jetzt wenigstens um zehn Jahre jünger erschien, als es noch heute Morgen der Fall gewesen.

Aber was soll ich nun von der Hauptveränderung seiner Erscheinung, dem Ausdruck seines Gesichts sagen, als ich es nun, da er mir allmählig näher kam, genauer durchforschen konnte? Nein, dies von Glück strahlende Gesicht, dieses von Freude und Zufriedenheit leuchtende Auge waren nicht mehr das Gesicht und das Auge meines armen Einsiedlers auf der Alp, sondern das des plötzlich wiedergeborenen Harry Duncan, der mit elastischer Schnellkraft die Last seines Schicksals von seinen Schultern geschüttelt und dem das wiedererrungene Glück Gesundheit, Lebenskraft und Muth in sichtbarer Fülle wiedergegeben hatte.

Kaum aber war er, der bisher vorsichtig auf den holprigen Weg vor sich niederschaute, nun endlich auch meiner

ansichtig geworden, und dazu gab ein lauter Ausruf seiner Mutter die nächste Veranlassung, da sie mich zuerst bemerkt, so stand er einen Augenblick still, wie an den Boden gewurzelt, und hielt auch den Esel, den er führte, und somit den ganzen ihm folgenden Zug an. Gleich darauf aber hatte er die Zügel des Thieres losgelassen und in raschen, weitausgreifenden Sätzen sprang er auf mich zu. In einem Nu hatte er mich umschlungen und ich fühlte mich fest an eine hochklopfende Brust gedrückt.

»Mein Freund! Mein wackerer Freund!« rief er endlich aus, als seine Ueberraschung ihn zu Worten kommen ließ – »sehen Sie, o sehen Sie, was Sie aus mir gemacht! O, da haben Sie mich – mich, wie ich früher war, denn ich habe meine Mutter, meine Schwester, und ach! auch meine Mary wiedergefunden!«

Da erst, als er dies in laut aufjubelnder Freude mehr gerufen als gesprochen, ließ er mich los, und die Nächste, die jetzt auf mich zueilte, nachdem sie ihrem Sattel entsprungen, war Miß Lucy. Auch sie fiel mir um den Hals, umschlang mich mit ihren Armen und küßte mich, wie man einen Bruder küßt.

Aber Miß Markham, was that die? Sie, als sie sah, was ihre Cousine that, ließ diese erst ruhig gewähren, dann schwang auch sie sich mit Hülfe Harry's aus dem Sattel und trat auf mich zu, schon von Weitem mit schwimmenden Augen ihre Hände mir entgegenstreckend.

»Herr Doctor,« sagte sie leise und innig und sich nahe zu mir hinneigend, als ob die Andern nicht hören sollten, was sie sprach, »ich sage nichts, aber ich fühle – Alles,

was ich Ihnen für mich und – für einen Anderen schuldig bin.«

»Nein,« rief ich, ihre beiden Hände ergreifend und deren herzlichen Druck freudig erwidern, »sagen Sie nichts, gar nichts, denn der Worte bedarf es ja hier nicht.«

Und nun trat ich zu Mrs. Duncan heran, die auf ihrem Thier sitzen geblieben war, und sagte nur: »Sind Sie mit meinen Anordnungen zufrieden gewesen und schelten Sie mich noch, daß ich mein kleines Geheimniß so lange bewahrt?«

»O Gott, nein!« rief sie laut aus und legte ihren linken Arm um meinen Hals, mich leise an sich heranziehend und meine Stirn mit ihren Lippen berührend, »ich – ich bin nur so von namenlosem Dank erfüllt, daß ich nichts, nichts weiter sprechen kann.«

Nach diesen wenigen Worten trocknete sie sich mit ihrem Tuch die Augen und ich wunderte mich nicht, daß sie ihr wieder naß geworden waren.

»Damit bin ich zufrieden,« sagte ich nun, »und jetzt lassen Sie uns unsern Weg weiter fortsetzen.«

Das geschah denn auch sofort, aber nicht ohne daß einige Aenderung in der bisherigen Reihenfolge eintrat. Denn Miß Lucy hing sich laut aufjauchzend an meinen Arm, Miß Mary, ebenfalls von jetzt an zu Fuße gehend, schloß sich Harry an, und die Mutter kam dicht hinter uns, um langsam und vorsichtig auf der noch helleren Hausalp nach dem friedlichen Hotel hinunter zu reiten.

Als wir eine Viertelstunde später auf dem Hofe unten anlangten, standen Sterchi und mit ihm die meisten der in seinem Hause wohnenden Gäste, unserer schon wartend, vor der Thür. Wie groß die Verwunderung der Fremden war, als sie in Begleitung der Engländerinnen einen ihnen bisher fremden Herrn sahen, der ohne Zweifel an einer anderen Stelle des Berges gewohnt, will ich hier nicht beschreiben. Indessen fanden sie sich bald in das neue Vorkommniß, sobald ihnen Sterchi gesagt, daß es der Sohn der Mrs. Duncan sei, der soeben von einer langen Reise zurückgekehrt wäre und sich mit seiner Familie hier oben ein Rendezvous gegeben habe. Das glaubten sie denn auch, bis sie nach mehreren Tagen, von allen Seiten neugierig forschend, allmählig den wahren Zusammenhang erfuhren und darüber in noch größere Verwunderung geriethen und eine allseitige herzliche Theilnahme äußerten.

Wir aber hielten uns in den wenigen Stunden, die Harry Duncan noch diesen Abend in Sterchi's Hause verweilte, ganz für uns und daß es uns nicht an Stoff zur Unterhaltung gebrach, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung. Ich selbst hatte an diesem Abend sehr viel zu hören und auch zu sprechen, denn die Frauen wollten durchaus aus meinem eigenen Munde vernehmen, wie ich denn eigentlich die Bekanntschaft Harry's gemacht, obgleich er ihnen darüber schon in der Blockhütte eine genügende Erklärung gegeben.

Er selbst wollte diese Nacht noch nicht in Sterchi's Hause zubringen, da er, wie er sagte, bis zum Anbruch

des nächsten Tages, wo wir Charles H***t erwarteten, noch genug zu thun und seine Sachen zu ordnen habe, die er am nächsten Tage mit herunternehmen wollte.

Als es schon ganz dunkel war, begleiteten ihn die beiden Misses und ich bis zum Walde auf der Hausalp, und hier, bevor wir schieden, zündete er sich eine von Sterchi geborgte Laterne an, um seinen weiten Weg mit größerer Sicherheit und Behaglichkeit zurückzulegen. Hier gab es nun einen zärtlichen Abschied zwischen den drei wieder vereinigten Personen und ich war zum ersten Mal Zeuge von vielen Küssen und Zärtlichkeitsbeweisen, die ich mit gesenktem Haupte anhörte, da ich sie ja nur zu erklärlich fand.

Endlich, als Harry unsern Blicken entschwunden war und noch oft einen lauten Zuruf zurückgesandt hatte, stiegen wir Drei wieder nach dem Hause hinab und bis zur späten Stunde blieben wir in Mrs. Duncan's Zimmer beisammen, wo wir verabredeten, wie ich Charles H***t am nächsten Morgen empfangen und dann mit der ganzen Familie ihn wieder nach der Alp begleiten wollte, denn den ganzen folgenden Tag wollten wir ungestört oben in der Blockhütte zubringen, und dazu wurden alle Vorkehrungen getroffen, zu denen auch Sterchi, der davon durch mich benachrichtigt wurde, seine Beistimmung gab.

Am nächsten Morgen war ich, wenigstens von den im Hause sich aufhaltenden Fremden, gewiß der Erste munter, denn mir ließ es keine Ruhe im Zimmer mehr, das bei meiner noch immer vorhandenen Aufregung alle seine frühere Gemüthlichkeit für mich verloren hatte. Schon um sechs Uhr hatte ich mein Frühstück verzehrt und um sieben Uhr trat ich in's Freie, um den Weg nach Interlaken einzuschlagen und Charles H***t entgegenzugehen. Indessen kam ich nicht so weit, als ich mir vorgesetzt, denn auch der junge Amerikaner hatte in Beau-Site, wo er Wohnung genommen, keine Ruhe gefunden, und war früher, als er mir geschrieben, aufgebrochen, um sobald wie möglich in die Nähe der so lange nicht gesehenen befreundeten Familie zu gelangen. Als ich eben die Bank passirt, die am Ende des großen Kehrs liegt und von der man denselben auf eine weite Strecke überschauen kann, hörte ich die Eisen eines Pferdes über die Steine des holprigen Weges klappern. So stand ich denn still und schaute in die Ferne. Ja, es war Charles H***t, der sich ein Pferd genommen, um frisch und kräftig auf dem Berge anzulangen. Rasch eilte ich ihm entgegen und bald sah ich sein edles Gesicht, sein leuchtendes blaues Auge wieder vor mir und unsere Hände fielen fest in einander. Er begrüßte mich auf das Herzlichste und hörte mit lebhafter Aufmerksamkeit die Entwicklung der Scenen mit an, die an den beiden Tagen rasch auf einander gefolgt waren. Noch ehe wir oben anlangten, wußte er Alles, was sich zugetragen, und dankte mir mit überströmenden Worten, was ich an seinem Freunde gethan. Ich hatte Mühe, ihm

mit Worten zu begegnen, und erst als wir mein Zimmer betraten, wohin ich ihn zuerst führte und er nun wußte, daß er in Mrs. Duncan's und der Ihrigen Nähe sei, wurde er schweigsamer, stand lange nachdenklich am Fenster und sah vom Nebenzimmer aus, das er ja nun bewohnen sollte, mit sichtbarem Entzücken die herrliche vor ihm liegende Gegend an.

Als er sie aber eine Weile in Augenschein genommen und mit wenigen empfindungsreichen Worten seine Freude darüber ausgesprochen, wandte er sich zu mir und sagte mit leichtgeröthetem Antlitz:

»Wann werde ich Mrs. Duncan sprechen können? Das sagen Sie mir zunächst, mein lieber Herr Doctor!«

Ich schellte sogleich und als Anna kam, schickte ich sie mit Mr. Charles H***t's Karte zu Mrs. Duncan und ließ ihr sagen, daß der Herr, der diesen Namen trage, so eben aus Bern angekommen sei und ihr seine Aufwartung zu machen wünsche.

Zwei Minuten später und Anna konnte kaum die Karte in Mrs. Duncan's Hände gelegt haben, hörten wir einen lauten Freudenruf auf dem Corridor vor meiner Thür, an die gleich darauf eine Hand heftig pochte. Ich öffnete sie und herein kam Mrs. Duncan selber, noch im Morgenkleide, und flog mit offenen Armen auf Mr. Charles H***t zu.

Auch dieses Wiedersehen war, wie ich es mir vorher gedacht, ein überaus freudiges auf beiden Seiten, aber Mrs. Duncan hielt sich nicht lange mit Fragen auf, sondern zog den alten Freund ihres Sohnes, dem sie so viel Dank schuldig war, in ihr Zimmer, wohin ich ihr nicht

folgte, obwohl sie mich wiederholt dazu aufforderte. Ich konnte mir denken, was da vorging, und daß auch dort wirklich Freude auf allen Seiten geherrscht, sah ich an den leuchtenden Blicken der Frauen, als ich sie eine halbe Stunde später in den Speisesaal treten sah, wo sie nun mit dem neuen Gaste das Frühstück einnahmen.

Charles H***t war alsbald bereit, unserer Aufforderung zu folgen und uns nach der Alp zu begleiten. So ging ich denn in den Stall und ließ die Esel wieder zum Ritt fertig machen. In einer halben Stunde war Alles bereit und wie am vergangenen Tage, nur in viel heitererer Stimmung, traten wir unsern Weg an.

Während ich mich aber jetzt mehr in Miß Mary's und ihrer Tante Nähe hielt, widmete Mr. Charles H***t Miß Lucy seine ganze Aufmerksamkeit, und auch das fand ich sehr natürlich, da ich ja wußte, welch schönes Band die beiden Personen schon lange umwand, das nur durch die traurige Todeserklärung Harry Duncan's so lange gelockert und gestört worden war.

Auch Ned und Nelly waren diesmal wieder bei der Partie; heute aber sprang Ned, nicht mehr furchtsam vor Geistern, wie früher, wie ein muthig gewordener Hase voran, obgleich er in einem Korbe verschiedene Dinge trug, die nicht ganz leicht zu sein schienen. Auch der alte Peter begleitete uns und keuchte langsam hinter uns her, auf seinem Raeff große Packete tragend, die Sterchi uns mitgegeben und in denen nicht allein ein frischer Braten und Brod, sondern auch Wein in Fülle enthalten war, da wir ja den ganzen Tag auf der Alp verleben wollten.

Als wir aber in den Wald getreten und eben unter einer großen gespaltenen Tanne angelangt waren, die sich etwa auf dem halben Wege erhebt, kam uns schon der Einsiedler vom Berge entgegen, und kaum wurde er sichtbar, so sprang Charles H***t auf ihn zu und bald lagen Beide Brust an Brust.

Das verursachte natürlich einen längeren Aufenthalt, denn hier gab es Viel zu sprechen; aber nur eines Wortes erinnere ich mich, das ich nie vergessen werde, da es mir galt und mein stilles Wirken noch einmal und nicht zum letzten Male zur Sprache brachte.

Als Harry Duncan nämlich seinem Freunde für alle ihm erwiesene Liebe dankte und seine Gefühle in den herzlichsten Worten aussprach, schüttelte der bescheidene Mann leise den Kopf, deutete mit der Hand auf mich und sagte:

»Nicht ich allein habe das für Dich gethan, sondern siehe Dir diesen Mann an, der mir auf seine Weise wacker in meinen Unternehmungen geholfen hat.«

Da gab es denn wieder eine aufregende und glückliche Scene, die ich jedoch kurz abschnitt, indem ich sagte, daß wir uns nicht so lange auf dem Wege aufhalten dürften, vielmehr eilen müßten, um Mr. Charles H***t die trauliche Einsiedelei seines Freundes zu zeigen.

So zogen wir denn endlich wieder bergan und in einer Stunde von hier aus langten wir vor der Sennhütte an, wo wir die Esel mit ihren Jungen wieder wie am vorigen Tage zurückließen.

Was für ein Gesicht der junge Amerikaner machte, als er die kleine Blockhütte in ihrer malerischen Umgebung sah, wo sein ehemals so unglücklicher Freund so lange in trostloser Einsamkeit gelebt und doch eine behagliche Freistätte gefunden hatte, übergehe ich hier und eben so will ich nicht weiter berichten, wie wir den Tag oben zubrachten. Es war, mit einem Wort gesagt, ein glücklicher Tag und Jeder von uns genoß sein reichliches Theil davon. Einen großen Genuß bereitete es uns Allen, wie Harry und ich der ganzen Gesellschaft am prasselnden Herdfeuer das Mittagbrod zurichteten und wir dann insgesammt in dem kleinen Zimmer, eng an einander gerückt, mit bestem Appetit das Mahl und den Wein verzehrten, den der alte Peter heraufgebracht.

Am Nachmittag halfen wir Alle Harry Duncan beim Ordnen und Einpacken seiner Sachen und schon um fünf Uhr, wie es vorher verabredet, erschienen drei Knechte Sterchi's, um sein Gepäck und Alles das, was er mitnehmen wollte, nach dem Hause hinunterzuschaffen. Nachdem sie endlich mit ihren gefüllten Raeffs vor uns abmarschirt, dachten auch wir an den Rückweg, Harry Duncan aber wurde das Scheiden von seiner Hütte schwerer, als er selber geglaubt, und wiederholt, nachdem er schon lange die Thür geschlossen, stand er davor und sah sich sein kleines Asyl von allen Seiten an, bevor er sich wieder mit uns in das Leben der großen Welt zurückbegab, dem er ohne seine Schuld so lange entzogen gewesen.

Es dunkelte schon, als wir bei Sterchi eintrafen und uns nun Alle zum ersten Mal mit dem wiedergefundenen

Söhne und Freunde um die große Tafel ordneten. Aber es war nicht der letzte Tag, den wir hier oben in herzlicher Freude und allseitigem Genuß verlebt, denn noch fast eine Woche blieben wir hier beisammen und fast jeden Tag stiegen die jungen Leute nach der Alp hinauf, von der sich Harry jetzt nur so schwer trennen konnte.

Indessen die Zeit verrann uns Glücklichen schnell und ernstere Aufgaben traten an uns Alle heran, nachdem wir oft und eingehend das Vorliegende nach allen Seiten besprochen und auch der nächsten Zukunft eine ernste Betrachtung geschenkt hatten.

Namentlich war auch für mich jetzt endlich die Zeit gekommen, wo ich einmal wieder, nachdem ich mich so lange und unausgesetzt mit dem Wohle Anderer beschäftigt, an mich selbst denken konnte, denn ich hatte ja nothgedrungen alle meine eigenen Verhältnisse fast ganz außer Acht lassen müssen. Die Zeit, die ich auf Reisen zubringen durfte, war zum größten Theil abgelaufen, meine Gesundheit hatte sich wieder hergestellt und durch den Aufenthalt und die Bewegung in der nervenstärkenden frischen Bergluft war ich selbst wieder frisch und kräftig geworden. Auch mein Geist und mein Herz hatten vollauf zuträgliche Nahrung gehabt und so konnte ich wieder mit Freuden an meine Heimath denken, um mich allmählig, wenigstens in Gedanken, auf die mir bevorstehende Winterarbeit vorzubereiten.

Dies Alles ging mir jetzt unaufhörlich im Kopfe herum und meinen Freunden auf dem Berge, die eine liebevolle Aufmerksamkeit auf mich und meine Wünsche richteten,

entging es nicht, daß ich mit ihnen noch unbekanntem Plänen und Vorbereitungen innerlich beschäftigt war.

Als Harry Duncan mich eines Tages nach der Ursache meines Sinnens und Grübelns fragte, gestand ich offen ein, was mich so in Anspruch nahm, und glaubte damit den Augenblick gekommen, ihm mittheilen zu müssen, daß ich den Berg zu verlassen gedächte, um noch einige Tage in Beau-Site zu verleben, da ich in Interlaken noch mancherlei Geschäfte abzuwickeln hätte.

Kaum hatte ich dies gesagt, so wurden von den drei Damen Aeufferungen des lebhaftesten Bedauerns laut, daß wir uns schon so bald trennen sollten, aber da war es Harry Duncan zuerst, der seine Meinung dahin abgab, daß er ebenfalls die Neigung verspüre, einmal wieder auf ebener Erde zu wandeln und sich das Treiben der Welt und der Menschen, das er so lange gemieden, aus der Nähe zu betrachten.

Da wurde denn mit einem Mal von Allen der Entschluß ausgesprochen, daß sie mit mir zugleich den Berg für dies Jahr verlassen und mit nach Unterseen ziehen wollten, um wenigstens noch einige Tage daselbst in meiner Gesellschaft zuzubringen.

Wenige Worte genügten, uns über alle Einzelheiten zu verständigen und noch denselben Tag schrieb ich an meinen guten Ruchi und fragte an, ob er für Mr. Charles H***t und mich eine Wohnung in seiner Pension und für die Familie Duncan vielleicht in der Nähe ein leerstehendes wohnliches Haus habe.

Schon vier Stunden später brachte mir der nach Beau-Site gesandte Bote eine sehr erwünschte Antwort von meinem alten Freunde herauf, worin es hieß, daß zufällig heute Morgen das Zimmer, welches ich gewöhnlich bewohnte, frei geworden und in der Nähe auch eins für meinen Begleiter vorhanden sei. Noch glücklicher aber treffe es sich, daß sein nächstes Nachbarhaus, ein schönes und comfortabel eingerichtetes Schweizerlandhaus, vollkommen leer stehe, und dieses biete er Mrs. Duncan und ihrer Familie an, wenn sie nicht zögern wolle, dasselbe in Beschlag zu nehmen.

Da war denn also über unser Aller nächstes Schicksal entschieden und ungesäumt wurden die Vorbereitungen zu unserer Abreise vom Berge in's Werk gesetzt. Wir brauchten nur wenige Stunden dazu und Sterchi machte ein langes Gesicht, als er vernahm, daß wir ihn Alle mit einem Mal und so bald verlassen würden. Allein er wußte aus langer Erfahrung, daß sogar seine liebsten Gäste jedes Jahr immer nur zeitweise bei ihm verweilen konnten und so fand er sich in unsern Beschluß, mit uns zugleich die Hoffnung theilend, daß wir im nächsten Jahr, wie gewissenhafte Zugvögel, wieder bei ihm erscheinen würden.

Als ich meinen Koffer geschlossen und also mit meinen Vorbereitungen zum Abmarsch fertig war, begab ich mich, während in Mrs. Duncan's Zimmer ein ähnliches Werk verrichtet wurde, noch einmal ganz allein nach meinem Lieblingsplatz, den Sieben Tannen. Das war für

mich diesmal ein schwererer Weg denn je, da ich aus Erfahrung wußte, wie schmerzlich mir der Abschied von den Herrlichkeiten wurde, die da oben vor und unter mir lagen. Mit einer Wehmuth sonder Gleichen schaute ich über den im Sonnenglanz blitzenden See hinüber, dankte Gott noch einmal für alles Schöne und Gute, was er mir hier oben in diesem Jahre offenbart, und stieg endlich mit beklommenem Herzen nach dem Hause wieder hinab, im Vorübergehen alle Plätze grüßend, die mir so lieb waren und mir auch in diesem Jahr Genuß und Freude in Fülle geboten hatten.

Als ich an diesem letzten Abend Sterchi gute Nacht sagte, fand ich ihn ungewöhnlich still und nachdenklich, und doch auch wieder sichtbar erregt.

»Was haben Sie?« fragte ich den sonst so ruhigen Mann.

»Nun,« sagte er, »glauben Sie denn, daß man bloß Gastwirth ist und kein Herz hat, wenn man solche Leute mit einem Mal scheiden sieht, wie sie morgen mein Haus verlassen? O, die Lücke, die Sie Alle bei mir zurücklassen, wird so bald nicht ausgefüllt werden.«

»Geduld, alter Freund,« erwiderte ich, »auch im nächsten Jahr lebt noch der alte Gott, und wir, die wir auch mit Herzeleid von Ihnen scheiden, kommen ja um so fröhlicher und lieber wieder.«

»Ja, ja,« sagte er, »das mag wohl sein, aber Sie werden mir Alle doch diesmal mehr als sonst fehlen. Und diese Familie Duncan – und besonders den Mr. Scott – die werde ich nie vergessen, und sie hat mir so eben für mich

und meine Leute ein Andenken zurückgelassen, das so hochherzig und liebevoll gegeben und so reich ausgefallen ist, wie wohl Niemand von uns es erwarten konnte.«

»Nun,« sagte ich, »Sie haben es ja auch wohl um sie verdient und alle die Ihrigen mit. Auch sind es ja reiche Leute und so freuen Sie sich doch!«

»O ja, ich freue mich auch, aber was die reichen Leute und namentlich die Engländer betrifft, so sind sie es nicht immer, die die offenste Hand haben, aber Miß Markham – glauben Sie es mir – die hat eine sehr offene Hand gehabt und wir werden Alle noch lange davon zu sprechen haben.«



Am nächsten Morgen um acht Uhr zogen wir Alle in merkwürdig übereinstimmender Schweigsamkeit und im Herzen sichtbar bedrückt vom Berge hinunter und der Stillste von uns war Harry Duncan, obwohl er Miß Mary am Arme führte und der herrlichste Sonnenschein durch die Tannen blitzte. Um zehn Uhr schon zogen wir in Beau-Site ein und da erst, als ich meines guten Ruchti freundliches Gesicht wiedersah und mich von ihm und den Seinigen so herzlich begrüßen hörte, wurde mir etwas wohler zu Muthe und bald war ich in dem lieben Hause wieder so heimisch wie früher, obwohl ich noch oft, wie wir Alle, mit stiller Wehmuth im Herzen meine Blicke nach dem weißen Hause auf dem Abendberge emporschweifen ließ.

Mrs. Duncan und ihre Kinder fühlten sich in ihrer schönen und geräumigen Wohnung in unserer unmittelbaren Nähe auch bald vollkommen behaglich. Charles H**** war fast den ganzen Tag bei ihnen und auch ich suchte sie oft heim, sobald meine Geschäfte in Interlaken beendet waren. In einigen Tagen hatte ich alle Besuche bei meinen alten Freunden abgestattet, auch meinen lieben Oberst, der mir in Harry Duncan's Interesse in Bern einen so großen Dienst geleistet, fand ich in seinem idyllischen Hause wieder vor, und ihm und vielen Anderen hatte ich Mancherlei von dem Einsiedler auf dem Abendberge zu erzählen, dessen merkwürdiges Schicksal bald im ganzen Orte kein Geheimniß mehr war und die allgemeinste Theilnahme erweckte.

Was nun die Familie Duncan selbst betrifft, als sie vom Balcon ihres Hauses auf das Paradies des Berner Oberlandes und vor Allem die majestätische Jungfrau in ihrer ganzen Schönheit und Pracht so dicht und klar vor sich liegen sah, so schien es mir, als ob ihnen erst jetzt die vollen Reize der Gegend lebendig und überschaulich geworden wären, und Miß Mary gestand mir ehrlich ein, daß sie vor fünf Wochen eigentlich keine Ahnung davon gehabt, wie schön und reich an Reizen aller Art dieser unvergleichliche Ort sei.

Unsere gemüthlichen Unterhaltungen, die wir den ganzen Tag im Hause oder auf Spaziergängen und Ausflügen in die benachbarte Gegend pflogen, wurden jedoch eines Tages wieder auf eine sehr ernste und für das fernere Schicksal der Familie Duncan entscheidende

Weise unterbrochen. Harry Duncan nämlich, über dessen Aufenthalt in Interlaken man durch Mr. Charles H***t und den englischen Gesandten in Bern näheren Aufschluß in London erhalten, empfing an dem erwähnten Tage einen amtlichen Brief, der ihn, wenn er auch einerseits erfreulich lautete, andererseits doch von Neuem wieder tief erschütterte und ihm das erst vor Kurzem Erlebte nur zu klar in's Gedächtniß zurückrief. Man meldete ihm, daß das Kriegsgericht, welches schon einmal über ihm zu Gericht gesessen, nach den Aufschlüssen, die der sterbende Mr. Pompey Rumford gegeben, wiederum versammelt worden sei und ein anderes Urtheil über den ehemaligen zur Deportation verurtheilten Offizier Ihrer Majestät Flotte gefällt habe. Mr. Harry Duncan sei als vollkommen unschuldig an dem Tode Sir Lawrence Rowland's befunden worden und er möge daher in sein Vaterland zurückkehren und mit allen ihm zukommenden Ehren die Stelle wieder einnehmen, die er ohne seine Schuld einst verloren hatte. Man bedauere außerordentlich, daß ihm vor der Hand keine andere Genugthuung als die allgemeine Anerkennung seiner Unschuld geboten werden könne, aber er werde sich selbst sagen können, daß das Gericht damals nicht anders habe handeln dürfen als es gehandelt. – Diesen Worten waren noch einige andere sehr schmeichelhafte und süßklingende Redensarten beigefügt, indessen bewirkten sie nicht, was zu bewirken sie beabsichtigt hatten und wurden von dem ungerecht Verurtheilten einfach *ad acta* gelegt.

In einem sehr wohl erwogenen Antwortschreiben bescheinigte er den Empfang jenes amtlichen Schreibens und dankte seinen jetzigen Richtern für ihre gute Meinung von ihm, aber in sein Vaterland zurückzukehren, empfinde er nicht die geringste Neigung, nachdem es ihn einmal so ungerecht und lieblos behandelt.

»Nein,« sagte er zu uns, als er uns den für ihn so wichtigen Brief vorgelesen, »ich mag Englands Boden noch lange nicht wieder betreten, denn er würde mich bei jedem Schritt erinnern, was jene Herren mir genommen haben und niemals wiedergeben können. Die Schweiz dagegen hat mir eine Freistätte geboten, als ich zu Hause zu Grunde gerichtet war, und so ist sie mir mit vollem Recht meine zweite Heimath geworden, in der ich fortan verbleiben werde.«

»Und wir mit Dir!« riefen alle die Seinen wie aus einem Munde.

»Das soll ein Wort sein, dem ich glaube!« erwiderte er freudig. Und nun theilte er uns mit, daß er mit Ruchi als eingesessenem Interlakener gestern ein wichtiges Gespräch geführt und daß sich ihm dabei die Wahrscheinlichkeit geboten, ein schöngelegenes Grundstück zu erwerben, auf dem er sich ein reizendes Haus bauen lassen könne, und wie gut und rasch das hier zur Ausführung gelange, das habe ihm die Parquetteriefabrik schon einmal unter schwierigeren Umständen bewiesen. Es komme dabei nur auf die Zustimmung seiner Mutter und – Mary Markham's an.

Weiter kam er in seiner Rede nicht. Miß Mary verschloß ihm den Mund mit ihren süßen Lippen und sagte kurz und bündig:

»Wir stimmen mit Dir überein, Harry, und das Geld liegt zu Deiner Verfügung bereit. Kaufe also das Grundstück und baue das Haus, aber richte es so ein, daß wir Alle bequem und angenehm darin wohnen können, denn die Mutter hat mit uns darin nur einen und denselben Wunsch!«

Da war denn die Bahn zur ersten Verhandlung in Betreff der neuen Niederlassung gebrochen und nur wurde der schnell zu Tage getretene und doch schon so lange gefaßte Entschluß zur That; rasch wurden die Einleitungen zur Ausführung des neuen Planes getroffen und noch ehe ich von Unterseen schied, war Alles darin geschehen, was für den Augenblick geschehen konnte.



Noch eine schwere Stunde stand uns jetzt Allen bevor und mir war sie ohne Zweifel die schwerste – unsere Scheidestunde. Meine Zeit, die ich für die Reise bestimmt, war bis auf wenige Tage abgelaufen und die Heimath winkte mir mit ernstem und doch freundlichem Gesicht aus weiter Ferne herüber. Es wurden über diese bevorstehende Trennung immer nur wenige Worte zwischen und uns gewechselt, so lange wir noch einen und

den andern Tag vor uns hatten, aber am letzten Tage erfuhr ich ganz wider Erwarten, daß meine neu erworbenen englischen Freunde mich nicht allein ziehen lassen, sondern wenigstens bis nach Scherzligen vor Thun begleiten wollten. Obgleich ich eine wohlbegründete Einsprache dagegen erhob und sie bat, mir den Abschied durch die Verlängerung desselben nicht noch mehr zu erschweren, so half doch all mein Reden nichts und es blieb bei der einmal ausgesprochenen Absicht. Am Reisetage und nachdem ich von Ruchi und seiner Familie den herzlichsten Abschied genommen, fuhren wir denn auch Alle nach dem Thuner Dampfer hinaus, und wieder war es der wohlbekannte Beatus, der mich der Eisenbahn entgegenführen sollte. Wir traten sehr schweigsam an Bord, nur deutete Harry Duncan oft mit der Hand nach dem herüberwinkenden Abendberge hinauf, und ich verstand ihn wohl, auch ohne daß er mir sagte was er dabei empfand. Still und ruhig schaufelte das Boot beim herrlichsten Wetter durch die blauen Wellen des schönen Sees, und ernst und majestätisch blickten die erhabenen Bergköpfe auf uns nieder, um mir auch ihren stillen Gruß in die Heimath mitzugeben.

Ja, wir Alle redeten nur sehr wenig unterwegs, nur lagen unsere Hände oft ineinander und unsere Augen sprachen eine sehr beredte und verständliche Sprache. Endlich aber war der Augenblick des Scheidens gekommen und wir erkannten es gleichzeitig, als wir die lange Reihe der dunklen Eisenbahnwaggons auf den Schienen an der

Aare vor uns halten sahen, die mich ohne Aufenthalt in die Ferne führen sollten.

Die Worte aber, die jetzt laut wurden, will ich nicht wiederholen, sie waren süß und schmerzlich zugleich, das schönste von allen aber hieß: ›Auf Wiedersehen in Interlaken im nächsten Jahr!‹

Zehn Minuten später hatte ich meinen Platz im Coupé eingenommen und fuhr durch die prachtvolle Landschaft dahin – einsam zwar, doch nicht allein, denn die Gedanken, die Wünsche, die Freundschaft der hinter mir Bleibenden geleiteten mich; in meinem Herzen selbst war es still und traurig, doch auch die innere Zufriedenheit, die Freude an der Erinnerung die Hoffnung auf die Zukunft fehlten nicht, und in solcher Begleitung gelangte ich nach drei Tagen in meine behagliche Heimath, wo ich meinen Lieben erzählte, was mir Großes und Freudiges begegnet war und wo ich mich, mit neuen Kräften zur neuen That gestählt, wieder der Arbeit, dem Schaffen und der Liebe der Meinigen widmete.



Als ich ein Jahr nach den eben erzählten Ereignissen abermals meinen gewöhnlichen Sommerzug nach den Alpen unternahm, die Stunde meiner Ankunft, wie ich zu thun pflege, allen meinen Freunden vorher angemeldet hatte und zur bestimmten Zeit in die düstere Eisenbahnhalle zu Bern einfuhr, sah ich schon von Weitem – unter vielen anderen Personen den blonden Lockenkopf

der ehemaligen Miß Lucy Duncan an der Seite ihres edlen Gemahls Mr. Charles H***t auftauchen, die, wie ich längst wußte, seit einem halben Jahre für ewig mit einander verbunden waren. Ihre Freude, mich gesund und wohlbehalten wiederzusehen und bei sich zu haben, war gränzenlos und wie im Triumph führte mich das schöne Paar nach dem reizend an der Aare gelegenen glanzvollen Hause, welches es jetzt bewohnte und in dem es unaussprechlich glücklich und mit der ganzen Welt in Eintracht und Frieden lebte.

Bei diesen immer heiteren und zu allem Guten aufgelegten Menschen verlebte ich einige Tage in größter Behaglichkeit. Sie verstanden es nicht nur, sondern sie setzten auch ihren Stolz darin, mir die Stunden bei ihnen so angenehm wie möglich verfließen zu machen. Am freudigsten aber überraschten sie mich, als sie mir gleich am ersten Tage erklärten, wie sie sich entschlossen, mich auf einige Wochen nach Interlaken zu begleiten, wozu Mr. Charles H***t bereits seinen Urlaub erhalten hatte. Um so mehr aber war ich über diesen Entschluß erfreut, als ich gleich bei meiner Ankunft erfahren, daß Mrs. Duncan vor drei Tagen in Folge eines Familienbeschlusses nach England abgereist sei und daß Harry und seine junge Gattin sie dahin begleitet habe. Harry selbst, eben so wie Mary, hatten sich nur ungern auf diese Reise begeben, aber aus Rücksicht auf ihre Mutter, die sie die weite Fahrt nicht allein unternehmen lassen wollten und die in ihren beiden Haushaltungen zu London und Margate viel Nothwendiges zu ordnen und überdies wichtige

Geldangelegenheiten abzuwickeln hatte, waren sie genöthigt gewesen, ihre Abneigung, schon jetzt wieder nach England zurückzukehren, zu überwinden. Indessen sollte ihre Abwesenheit von der Schweiz nicht lange dauern und schon in vier Wochen hofften sie wieder in Unterseen, wo sie noch immer im Nachbarhause der Pension Beau-Site wohnten, einzutreffen, um mit mir noch einige Wochen auf dem Abendberg zuzubringen.

So reisten wir drei denn, von dem schweigsamen Fröhlich begleitet, beim herrlichsten Wetter und in heiterer Stimmung nach Unterseen ab und wurden in Beau-Site von Vater Ruchti und den Seinigen, wie immer, mit freundlichen Gesichtern empfangen. Hier nun genossen wir in aller Gemüthsruhe die uns umgebenden Schönheiten der Natur, machten nahe und weite Ausflüge nach allen Richtungen und kamen dabei in unserer Unterhaltung oft auf die Erinnerung an frühere, nicht so heitere Tage zurück.

Aus den vierzehn Tagen, die Mr. Charles H***t mit seiner Gattin bei mir in Unterseen und Interlaken verleben wollte, wurden drei ganze Wochen, die uns flüchtig wie der Wind unter den Händen verschwanden, und als auch dann die nach England Gereisten noch nicht eingetroffen waren, mußten sie mich verlassen, denn den amerikanischen Gesandtschaftssecretair rief seine Pflichterfüllung nach Bern zurück.

Da war denn die Zeit auch für mich gekommen, wo ich Beau-Site wieder Lebewohl sagen mußte und so zog ich, nachdem ich mich an der prächtigen Jungfrau und

dem schneeweißen Mönch satt gesehen, um auch nach anderen Größen ersten Ranges dieser Art Verlangen zu tragen, einmal mir wieder ganz allein überlassen, nach meinem lieben Abendberg hinauf.

Ich traf daselbst Alles wohlauf und beim Alten, aber mein Herz wurde gleich in den ersten Stunden von einer weichen Rührung bewegt. Wohl standen die majestätischen Eisberge noch auf demselben Fleck, wohl blickten die blauen Spiegel des Thuner und Briener Sees mit ihrem alten lockenden Auge zu mir herauf, wohl traf ich meine grünen Matten und meinen alten herrlichen Wald im vollen Sommerschmuck, aber die Menschen, die mich hier im vorigen Jahre so herzlich in Anspruch genommen, die meinen Geist so lebhaft beschäftigt und an deren Schicksalslösung mitzuarbeiten mir trotz mancher schweren Stunde so viele Freude bereitet, sie waren diesmal nicht vorhanden.

Und so geht es uns leider oft, wenn wir nach längerer oder kürzerer Abwesenheit die Stätten wieder betreten, an denen wir einmal glücklich gewesen sind. Mit den Zeiten wechseln die Menschen, mit denen wir zu guter Stunde verkehrten, und nur die Natur allein bleibt uns treu und bewahrt uns das alte liebe Gesicht, das alte warme Herz. Hatte ich nun Harry Duncan und seine schöne junge Frau schon im Thale schmerzlich vermißt, so fehlten sie mir hier auf der Höhe noch viel mehr. Ich hatte schon oft die jetzt leer stehende Blockhütte auf der Alp besucht

und stundenlang, in tiefes Nachdenken über die Wandelbarkeit menschlicher Schicksale und Erlebnisse versunken, darin verweilt. Oben in der Hütte und um dieselbe herum war gleichfalls Alles unverändert geblieben. Sterchi hatte sie in aner kennenswerther Pietät und alle Jahre auf einen Besuch ihres ehemaligen Bewohners hoffend, gerade so gelassen, wie sie ihm voriges Jahr übergeben worden, und die einfachen Möbel, die Harry hinaufgeschafft, standen noch alle auf ihrem alten Platz. So wurde sie mir oft ein lieber Aufenthaltsort, aber immer wieder stieg ich traurig von ihr hinunter, da ich mir jetzt mehr denn je selbst als ein von aller Welt verlassener Einsiedler darin vorgekommen war.

Da aber sollte ich nach mehreren unangenehmen Regen- und Sturmtagen, die alle meine Ausflüge unliebsam unterbrochen hatten, unverhofft eine um so freudigere Ueberraschung haben. An dem Tage, als die Sonne zum ersten Mal aus ihren Nebeln und Wolken zum Vorschein kam und vor mir den grünen Berg, den blauen See und die zum Himmel aufragenden Felsen mit ihrem vollen Glanz übergoß, war ich flugs vom Hause fortgezogen, um mich, da die Wege nach den Sieben Tannen noch zu naß, nach der Steinbruchbank zu begeben, von wo ich wenigstens einen Blick in das herrliche Lauterbrunnenthal und auf die wieder klar gewordenen Firnkolosse werfen wollte. Da saß ich denn still und schaute nachdenklich in das herrliche Bödéli hinab, dessen Reize nach langen Regentagen immer um so verlockender sind.

Als ich hier eine Weile gesessen, fiel mir mit einem Male die nahegelegene Echobank ein und mich wandelte die Lust an, das Echo zu befragen und zu erkunden, ob es seine alte, schöne Stimme noch bewahrt habe. In wenigen Minuten nahm ich die rechte Stelle ein und laut rief ich nach dem Hause Sterchi's hinüber: »Guten Morgen!«

»Guten Morgen!« hallte es rasch und deutlich wie sonst und ganz mit dem Klange meiner eigenen Stimme zurück.

»Wie geht es?« fragte ich weiter.

Aber da blieb das Echo zu meiner höchsten Verwunderung aus oder ward vielmehr von einer anderen Stimme bedeckt, die laut und deutlich das bis zu mir schallende Wort vernehmen ließ: »Gut!«

Fast erschrocken schaute ich auf und noch einmal rief ich, so laut ich konnte: »Wer ist da?«

»Gut Freund!« antwortete mir eine liebe, jetzt schon bekannter tönende Stimme, und nun wußte ich, wer eben gerufen, und rasch aufspringend, eilte ich dem Hause zu, Eben so rasch aber kamen mir zwei theure Menschen entgegen gelaufen und eine Minute später lag Mrs. Mary Duncan an meinem Halse, denn sie war ihrem besonnen schreitenden Gatten schnellfüßig vorangeeilt, um, ihrem kindlich weiblichen Triebe folgend, mich zuerst zu erreichen.

O, wie sahen sie, als ich endlich zu ihrer genaueren Betrachtung gelangte, so ganz anders als im vorigen Jahre aus! Mary, nicht mehr in schwarzen Trauerkleidern einhergehend, erschien frisch und neu aufgelebt, wie eine

schöne Blume, die endlich die ihr zusagende Luft gefunden, und auf ihrem klaren Gesicht und in ihren dunklen Augen glühte das ganze Glück, welches ihr jetzt an der Seite ihres Geliebten mit jedem Tage neu geboren wurde. Und dieser selbst – sah er noch dem Eremiten vom vorigen Jahre ähnlich? Nein, nicht im Mindesten, denn sein Aussehen hatte sich wunderbar und zu seinem Vortheil verändert.

Verschwunden war die krankhafte Blässe, die mich voriges Jahr so oft besorgt gemacht, verschwunden der schmerzenreiche, an Wahn gränzende Ausdruck des fast seelenlos vor sich hinstarrenden Auges. Blühend vielmehr und von frisch strömenden inneren Lebensquellen zeugend war seine Farbe geworden, seine schönen blauen Augen leuchteten in kerngesundem Glanz und ein heiteres Lächeln umspielte seine bärtigen Lippen, sobald er seine Blicke auf die liebenswürdige Frau warf, die der Glanzpunkt seines wiedergewonnenen Lebens geworden war.

Als wir uns aber im Freien herzlich und lange begrüßt und die nächsten Fragen zu allseitiger Zufriedenheit beantwortet hatten. traten wir in das Haus und hier erzählte mir Harry, daß er erst gestern mit seiner Mutter in Bern eingetroffen sei und daß diese einige Tage bei ihrer Tochter bleiben, jedoch in kurzer Zeit wieder in Unterseen eintreffen werde, um mich dann alsbald hier auf dem Berge zu begrüßen. Er selbst war mit Mary ohne Aufenthalt weiter gereist, um mich schon heute auf dem

Berge zu überraschen, und das war ihm in Wahrheit gelungen, da er nicht nur mir, sondern auch Sterchi seine bevorstehende Ankunft verschwiegen hatte.

Auch Ned und Nelly, die ohne ihre geliebte Herrin nicht leben konnten, sah ich auf dem Berge wieder und Beide zeigten sich ganz so wie früher, nur daß Ersterer seine Geister- und Gespensterfurcht ein für alle Mal abgelegt hatte. Er stieg sogar jetzt oft allein in den Bergwald hinauf, nicht etwa, um seiner alten Liebhaberei zu fröhnen und die lustig meckernden Ziegen aufzusuchen, da er unten im Hofe täglich seine reichliche Portion Milch erhielt, sondern um sich auf dem grünen Rasen der Hausalp hinabkugeln zu lassen, was noch immer eine seiner Lieblingsbeschäftigungen war.

Harry und seine Gattin, bei denen sich in einigen Tagen auch Mrs. Duncan einfand, blieben so lange auf dem Berge wie ich und natürlich besuchten wir Alle noch mehrere Male das Blockhaus auf der Alp, um in ernstem Gespräch mit unseren Gedanken in frühere Zeiten zurückzukehren; als ich aber den Berg wieder verließ, um die letzten Tage meines Aufenthalts in der Schweiz wie gewöhnlich in Beau-Site zu verleben, begleiteten sie mich dahin, um keine Stunde zu verlieren, so lange ich noch in ihrer Nähe weilte.

Das große und elegante Haus, welches sich Harry Duncan in einem schon grünenden und mit Blumen reich verzierten Garten baute, war zwar noch lange nicht fertig, dazu hatte ein Jahr trotz aller angewandten Mittel nicht ausgereicht, aber im nächsten Sommer sollte es bezogen

werden und so war es mir in nicht allzu ferner Zukunft vorbehalten, die Freunde in ihrer neuen Heimstätte zu begrüßen, während sie bis dahin ihr Schweizerhaus neben Beau-Site bewohnten, aber an Ruchti's Tafel speisten und sich schon in diesem Nothbehelf so glücklich fühlten, wie nur zwei Menschen es können, die, nachdem das Schicksal sie so schwer geprüft, endlich in den ersehnten Hafen der Ruhe eingelaufen sind.

Und ist es ein Wunder, mitten unter so großen Naturwundern lebend, glücklich und froh zu sein, wenn die ersten Bedingungen des Lebens: Gesundheit, innere Zufriedenheit, gegenseitige herzinnige Liebe und reichliche Mittel vorhanden sind, wie sie es hier bei meinen Freunden waren? Ach nein! Denn wahrlich, wunderbar schön, erhaben und fast bezaubernd ist die Schweiz, namentlich der vielgesuchte Mittelpunkt derselben, das prächtige Interlaken mit seiner unbeschreiblich reichen Umgebung, und darum zieht es mich alle Jahre mit neuer Macht dahin und ich kann von dem ersten Knospen des nahenden Frühlings an kaum die Stunde erwarten, wo ich mein Segel wieder ›Nach Interlaken!‹ stelle. Mir freilich hat das gütige Schicksal daselbst außer den Schönheiten der Natur auch zahlreiche und wahrhafte Freunde gegeben, die stets dazu beitragen, mir glückliche Stunden in ihrer Mitte zu bereiten, und dafür danke ich ihnen hier mit wenigen, aber herzlichen Worten und grüße sie aus weiter Ferne, in Gedanken immer wieder von Neuem rufend:

»Auf Wiedersehen!«